Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXIX.

(April — Mai — Juni 1904.)

62972
20/10/04

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, E. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limiteb. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.119

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundneunzehnten Bande (April — Juni 1904).

		Seite
I.	Semiramis. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch.** III. (Schluß)	1
II.	Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr. 1848—1889. Von **Günther Jansen** (Weimar). I.	35
III.	Englands Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel 1808—1814 in seinem Zusammenhang mit dem Seekriege. Von **Curt Freiherrn von Maltzahn**	61
IV.	Die Entstehung der fünf Bücher Mosis. Von **Hermann Gunkel**	78
V.	Japan im Lichte seiner bildenden Kunst. Betrachtungen eines Laien. Von **A. von Janson.** I.	94
VI.	Die Vergleichbarkeit naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Forschungsergebnisse. Von **Eduard Richter**	114
VII.	Gräfin Heinz. Szenen aus der Berliner Gesellschaft. Von **Marie von Bunsen**	130
VIII.	Der Kampf um Asien. Von **M. von Brandt** . . .	145
IX.	Politische Rundschau	150
X.	Max Jähns. Von **J. von Verdy du Vernois**	154
XI.	Zur Geschichte der Medaillenkunst. Von **E. Steinmann**	156
XII.	Literarische Notizen	158
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Gewesen. Von der **Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“**	161
XV.	Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr. 1848—1889. Von **Günther Jansen** (Weimar). II. (Schluß)	173
XVI.	Balkanwirren und ihre Gründe. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz**	199

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Die leitenden Staatsmänner Englands. Von **Felix Salomon.** II. Lord Rosebery und der englische Liberalismus . 216

XVIII. Japan im Lichte seiner bildenden Kunst. Betrachtungen eines Laien. Von **A. von Janson.** II. 236

XIX. Streiflichter auf militärische Zeitfragen. Von **Polemarchos.** Der Offiziermangel 252

XX. Aus Goethes letztem Lebensjahre. Nach seinem Tagebuch. Von Dr. **Hans Gerhard Gräf** 265

XXI. Das Sonnenland. Ein Märchen von **Hans Hoffmann** . . 276

XXII. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 287

XXIII. Politische Rundschau 303

XXIV. Neuere deutsche Dichtung 308

XXV. Ein Freund Kaiser Alexanders I. von Rußland . . 313

XXVI. Literarische Notizen 318

XXVII. Literarische Neuigkeiten 320

XXVIII. Der goldene Ring. Erzählung von **Ernst Heilborn.** I./XI. 321

XXIX. Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Mit Benutzung ungedruckter Briefschaften aus dem Besitze der Familie von Orlich. Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein.** I. . 353

XXX. Agli Allori. Von **Isolde Kurz** 373

XXXI. Die Blockade als Mittel des Seekrieges. Von **Curt Freiherrn von Maltzahn** 399

XXXII. Das höhere Schulwesen Deutschlands in seinem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Von **Friedrich Paulsen** 417

XXXIII. Japan im Lichte seiner bildenden Kunst. Betrachtungen eines Laien. Von **A. von Janson.** III. 440

XXXIV. Kants Erkenntnislehre und die moderne Biologie. Von **J. Reinke** 453

XXXV. Kultur und Darwinismus 462

XXXVI. Politische Rundschau 465

XXXVII. Babel und Bibel. Von **Hermann Gunkel** 470

XXXVIII. Gustav Freytags Vermischte Aufsätze 475

XXXIX. Isabella d'Este. Von **O. von Oerstfeldt** 476

XL. Literarische Notizen 478

XLI. Literarische Neuigkeiten 480

Semiramis.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

(Schluß.)

III.

Erst am folgenden Tage wurde es Frau Leontine Schellram möglich, ihrer Zusage nachzukommen und seine Theaterbesprechungen zu lesen. Beinah den ganzen Rest des Tages, nachdem Edgar Martisius sie verlassen, hatte sie auf dem Sofa liegend, den Kopf in die Kissen vergraben zugebracht. Sie hatte nicht gegessen und nicht getrunken. Sie fühlte sich zu geordneter Geistestätigkeit völlig außer stande, wie zerstört, ihres Bewußtseins nur halb noch Herr. Am nächsten Tage also, als alles in ihr zwar noch nicht eigentlich besser, aber dumpfer wenigstens und stumpfer geworden war, ging sie an das Werk und nahm die dramatische Rundschau vor. Es war eine Reihe von kritischen Abhandlungen, die sich auf sämtliche Theater Berlins, vom ersten bis zum letzten, bezogen; die Stücke selbst wurden besprochen und ebenso die Darstellung. Dem Ganzen war eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser Zweck und Ziel der neuen Rundschau und zugleich seine eigenen Grundsätze erläuterte.

Indem sie mit dem Anfang anfing, las Frau Leontine diese Einleitung zuerst, und das, was ihr daran sofort auffiel, war das geradezu verblüffende Selbstbewußtsein, das daraus sprach. Es war nicht nur eine Besprechung der dramatischen Produktion, sondern zugleich eine Kritik der gesamten bisherigen Kritik selbst, die „viel zu zimperlich, zu sanft, zu flau" gewesen wäre. Jetzt erst — das klang aus jedem Worte heraus — stand der eigentliche kritische Herkules auf, der den ganzen dramatischen Augiasstall mit eisernem Besen reinkehren würde. Nachdem sie dieses gelesen, legte Frau Leontine das Blatt vorläufig nieder; seine Erzählung kam ihr in die Erinnerung, und sie fühlte mit einer Art von Staunen den Unterschied zwischen jener und dieser seiner jetzigen Auslassung.

Bei der Erzählung hatte sie die Empfindung von einem Menschen bekommen, der sich mühsam auf Krücken fortbewegte; diese kritische Einleitung war wie der stampfende Sturmschritt eisenbeschlagener Stiefel, unter deren Tritten das Pflaster erdröhnte und der Kot umherspritzte.

Nach längerer Pause erst vermochte sie weiterzulesen, und nun merkte sie, daß die Einleitung wirklich nur ein Vorspiel gewesen war. Der Ton der einzelnen Besprechungen war — wie sollte sie es ausdrücken? — einfach „klobig", als wären sie nicht mit der Feder, sondern mit dem Dreschflegel geschrieben gewesen. Nichts blieb ganz — die Fetzen flogen nur so nach rechts und links — nichts blieb lebendig; je weiter sie las, um so mehr bekam sie das Gefühl, als ginge sie über einen Schlächterhof, wo die abgestochenen Schlachtstücke umherlagen. Denn wirklich, nicht wie Streiter, die im Kampfe auf dem Felde der Ehre gefallen waren, sondern wie Rind- und sonstiges Schlachtvieh, das unter der Hand des Fleischers verendet, erschienen ihr die Verfasser, nachdem sie gelesen hatte, was hier über sie gesagt wurde. Ein ganzer Strom von Gehässigkeit durchflutete die Zeilen.

Immer wieder mußte Frau Schellram absetzen und gleichsam Atem holen, bevor sie weiterlas; immer wieder kam ihr seine Erzählung in die Erinnerung zurück; was für eine Armseligkeit dort, welche unbeirrbare Sicherheit, welch eine geradezu teuflische Phantasie im Ausfindigmachen ganz neuer, immer bis in Blut und Mark verwundender Ausdrücke hier! Dort ein ausgesprochener Stümper und hier — ja, was denn? Ein Meister? Nein, denn der ganze donnernde Redestrom bewegte sich, wenn man genauer zusah, in ausgefahrenem Bett, all die Gedanken, die daraus sprühten, waren keine neuen, nicht einmal wirkliche Gedanken, sondern nur Bosheiten, alte Bosheiten in neuer Form. Aber immerhin — in der ganzen Geschichte war Wurf und Zug, das ließ sich nicht bestreiten, in dem Stil, in dem es geschrieben, war Temperament, wenn auch abstoßendes, in den Funken, die daraus hervorblitzten, war wirklich etwas wie höllisches Feuer. Bis ins Tiefste erregt, legte Frau Leontine, nachdem sie endlich zu Ende gelesen hatte, das Blatt aus der Hand. Ihre erste Anwandlung war gewesen, es in tausend Fetzen zu reißen — aber sie hatte es gelassen. Zu was hätte es geholfen? In so viel Exemplaren, als die Auflage der Schellramschen Zeitung betrug, ging das jetzt in die Welt. Indem sie dieses dachte, seufzte sie auf.

Ein Leben lang in ununterbrochenem Aufbauen tätig, hatte sie vor allem, was Schaffen heißt, eine ehrliche Hochachtung gewonnen. Daß es in der schaffenden Kraft Unterschiede gibt, daß die Werte, die daraus entstehen, nicht gleich sind, war ihr, deren ganzer Beruf ja eigentlich im Ausgleichen minderer Werte mit höheren bestand, natürlich klar. Aber sie war keine kritisch zersetzende, sie war eine im Grunde einfache Natur, der der Instinkt sagte, daß das geistige Kapital einer Zeit sich nicht nur aus Gold- und Silberbarren, aus großen Wertscheinen, sondern daß es sich aus solchen und zugleich aus kleiner Münze zusammensetzt; daß es neben den hohen Bäumen auch Strauchwerk und Unterholz in der Natur gibt. Leben, Erfahrung und Beruf hatten sie angewiesen, immer und überall danach auszuschauen, wo sich Kräfte regten, diese

aufzusuchen und aus ihnen hervorzuholen, was sich hervorholen ließ — nun hörte sie da einen sprechen, der vom Vorhandensein von Kräften überhaupt nichts wußte und wissen wollte, überall nur taube Nüsse und leeres Stroh sah und da, wo sich ihm Persönlichkeiten entgegenstellten, mit denen er, willig oder nicht, rechnen mußte, sich wie ein böser Affe auf diese stürzte. Denn viele der Verfasser, die hier in so brutaler Weise behandelt wurden, kannte Frau Leontine aus ihren Werken und schätzte sie.

Ihr ganzes Wesen erhob sich wie in einer dumpfen Empörung. Das, was sie da gelesen hatte, die Natur, die aus diesen Worten sprach, war der ihrigen so fremd, daß sie wie vor einem wüsten Rätsel davorstand.

Und wie es einem ergeht, daß man über dem Eindruck einer Schrift im ersten Augenblick die Persönlichkeit dessen, der sie geschrieben, beinah vergißt, so mußte sie sich, als sie aus der ersten Betäubung zu sich selbst kam, geradezu darauf besinnen, wer der Verfasser von dem allen war; daß es dieser Mann war, dem sie die Schwingen zum Dichterfluge hatte lösen wollen, dieser Edgar Martisius, mit dem sie gestern hier — die Wange auf seinem Haupte —

Beide Hände an die Schläfen gepreßt, wie in halbem Wahnsinn, ging sie im Zimmer auf und ab.

War denn dies nun wirklich sein wahres Gesicht? War es denkbar, daß es vielleicht nur eine freche, prahlerische Maske war, die er sich vorgebunden hatte, um gewissermaßen den „wilden Mann" auf dem literarischen Markte zu spielen und dadurch Reklame für sich zu machen? So etwas ließ sich ja denken, so etwas war schon vorgekommen. Aber eine innere Stimme sagte ihr, daß es so nicht war, daß er wirklich so aussah. Die Erzählung! Er hatte ja doch einmal versucht, selbst etwas zu schaffen, und bei dem Versuch war er so jammervoll erbärmlich niedergebrochen! Und also waren alle Erwartungen, die sie auf sein Emporsteigen gesetzt hatte, Hirngespinste gewesen? Und also stand sie nun vor den Leuten ihrer Zeitung, die nicht an ihn hatten glauben wollen, vor ihrem Personal bis auf die Knochen blamiert da? Und gestern, in der rasenden Stunde, was hatte sie ihm gesagt? Was hatte sie ihm versprochen? Daß sie —? Da lagen ja die Schlüssel noch! Und mit einem Griff hatte sie die Schlüssel vom Tisch aufgenommen, um sie in die äußerste Ecke zu schleudern. Aber im selben Augenblicke wieder — nein — sie ließ sie auf die Tischplatte zurückfallen. Nein, sie wollte es tun, wollte halten, was sie versprochen hatte, was sie, von einer unbegreiflichen, verruchten Gewalt gezwungen, hatte versprechen müssen, wollte zu ihm gehen, noch heute, gleich jetzt, vor ihn hintreten, Auge in Auge, ihn fragen: „Bist du derselbe, der gestern wie ein gescholtener Junge bescheiden vor mir gestanden und abgebeten hat, und jetzt hier Worte schreibt wie ein Straßenjunge, der die Vorübergehenden mit Schmutz bewirft? Welcher von beiden bist du? Ist dieses hier dein wahres Gesicht? Dann hast du mich belogen und betrogen. Denn ich habe dir die Hand hingehalten, weil ich glaubte, daß ich einen zum Dichter geborenen Menschen zum Dichter machen würde. Aber wenn dies hier deines Herzens wirklicher Inhalt ist, dann bist du keiner, kannst du keiner sein. Denn ein Mund, der so mit gemeinen

Schimpfworten um sich wirft, von dem können keine Worte kommen, die das Menschenherz erlösen, keine Dichterworte. Eine Seele, in der solche Ströme von Gift und Wut und Gehässigkeit brodeln, in der kann kein Werk entstehen, bei dessen Anblick die Menschen selig werden, kein Dichterwerk. Und also hast du mir damit gelohnt, daß du meine vornehme Zeitung zu einem Skandalblatt gemacht und mein ganzes, nicht auf Straßenlärm, sondern auf ehrliche, stille Arbeit gegründetes Lebenswerk befleckt hast! Und also bin ich nichts weiter gewesen als eine gutgläubige Närrin, die du in deinen Dienst gezwungen hast, weil du — weil du ein schöner Mann bist und sie sich in dich —" Und als sie mit den Gedanken bis dahin gelangt war, brach ihr Entschluß wieder zusammen. Wie sollte sie zu ihm gehen? Wie konnte sie? Nein. Nein. Nein. Ihm gegenüberstehen, in seiner Wohnung? In seine Gewalt gegeben, viel hilfloser noch als hier, wo sie schon hilflos gewesen war in ihren eigenen vier Wänden?

Auf das Sofa, auf dem sie gestern in Qualen gelegen hatte, fiel sie wie in Verzweiflung zurück, und die stolze Frau, die früher den Weibertrost, das Weinen, so kalt verachtet hatte, fand keine Hilfe und keine Rettung mehr als bitteres, alle Gedanken ertränkendes Weinen.

Von allen Gedanken aber war es jetzt eigentlich einer, der sich ihr wie ein Nagel in den Kopf bohrte: daß sie ihrer Zeitung, dem großen Erzeugnis ihres Lebens, einen unwiederbringlichen Schaden getan hatte. Darum, wie eine Gefangene, hielt sie sich den ganzen Tag und auch den nächstfolgenden in ihrem Zimmer auf. Sie wagte nicht, aus der Stube zu gehen, geschweige denn aus dem Hause und auf die Straße. Überall, glaubte sie, würde sie vorwurfsvollen Gesichtern begegnen; mit Fingern würde man auf sie zeigen.

In ihrem Kabinett saß sie, in einer dumpfen Erwartung, jeden Augenblick würde der Redakteur erscheinen: „Gnädige Frau, was haben Sie angerichtet! Ein Unglück! Ein Unglück!" Vorläufig aber kam er nicht, wohl aber jemand anders, eine, die sich lange nicht hatte sehen lassen, weil sie es nicht gewagt hatte, und die darum jetzt, als sie am übernächsten Tage bei ihr angeklopft hatte, ganz verschüchtert hereintrat, Charlotte Ussner.

„Ach, seh ich Sie endlich mal wieder?" sagte Frau Leontine, indem sie ihr vom Sofa aus die Hand entgegenstreckte. Der Ton ihrer Begrüßung war so matt und sanft, so ganz anders als Charlotte Ussner befürchtet hatte, daß diese schnell wieder Zutrauen gewann und sich, wenn auch noch etwas ängstlich, eine Fußbank heranschob, um, ihrer alten Gewohnheit getreu, sich zu Füßen von Frau Leontine niederzulassen. Frau Leontinens Hand spielte träumerisch in dem blonden Haar des jungen Mädchens. Wie gut ihr die Nähe des lieben, hübschen Geschöpfes tat, wie wohl und gut!

Sie wartete, daß Charlotte sprechen sollte. Sie wagte nicht zu fragen: „Was bringen Sie?" Wenn sie fragte, würde jene von den Besprechungen anfangen, von den fürchterlichen des Herrn Martisius.

Aber sie hatte unnütz gesorgt; Charlotte Ussner kam in einer andern Angelegenheit:

Ein Brief war heute früh angelangt, an Fräulein Ussner, unter der Adresse der Schellramschen Zeitung, ein sonderbarer, ohne Unterschrift — Frau Leontine wurde aufmerksam. Unter der Adresse der Schellramschen Zeitung? Ob Frau Schellram erlaubte, daß sie ihr den Brief vorläse?"

Frau Schellram nickte: „Ja."

Charlotte Ussner entfaltete den Bogen, aus dem eine Anlage herausfiel, die sie vorläufig an sich behielt; dann las sie:

„Sehr geehrtes Fräulein — ich habe einmal das Glück gehabt, Ihnen persönlich näherzukommen, und von daher die Erinnerung an eine freundliche, wohlwollende Persönlichkeit. Nur das gibt mir den Mut, bei Ihnen anzufragen, ob sich für die Art von Arbeiten, die ich so für mich verfertige, und von denen ich eine kleine Probe beilege, vielleicht bei Ihrer Zeitung Verwendung finden ließe. Es würde mir sehr helfen. Und verzeihen Sie, wenn ich meinen Namen nicht unter diese Zeilen setze, und erlassen Sie es mir, Ihnen zu erklären, warum es geschieht. Wenn Sie Zeit fänden, meine kleine Zusendung zu prüfen, und dann unter ‚L. M.' ein kurzes ‚Ja' oder ‚Nein' in Ihre Zeitung einrücken wollten, so würde ich es finden und Ihnen dankbar sein."

Frau Leontine hatte stillschweigend zugehört. Als die Vorleserin schwieg, sagte sie, wie aus Gedanken heraus: „Damals, nicht wahr, nach dem großen Abendessen, als Sie mit der Frau gesprochen haben, hat sie erfahren, wie Sie heißen?"

Charlotte Ussner blickte auf: „Wissen gnädige Frau denn, wer es ist?"

Frau Leontine langte nach dem Brief. War es nötig, daß sie an den Schreibtisch ging und den damaligen mit diesem verglich? Auch ohne das ‚L. M.' hätte sie erkannt, von wem er kam, an der Handschrift, dieser merkwürdig fein geschwungenen, charaktervoll geschlossenen Schrift, die ihr heute, da die Schreiberin des Briefes vielleicht ruhiger gewesen war als damals, noch zierlicher erschien als das erste Mal. Sinnend betrachtete sie das Blatt. Dann fragte sie: „Haben Sie die Probe bei sich, von der sie spricht?"

Es war die Anlage, die vorhin aus dem Briefbogen gefallen war. Ohne ein Wort, aber in sichtlicher Spannung reichte Charlotte Ussner sie ihr hin.

„Mein Gott," sagte Frau Leontine, „was ist das?"

„Ja, nicht wahr?" meinte Charlotte Ussner leise und mit einer sanften Zärtlichkeit im Ton: „Mir hat es auch so sehr gefallen."

Das, was Frau Schellram in den Händen hielt, war eine Stickerei, richtiger gesagt der Anfang zu einer solchen. Der Gegenstand der einfachste: eine blühende Bohnenranke, die sich an einer Schnur entlang schlängelte. Aber die Anordnung in der Zeichnung! Die Ausführung in der Farbe! Es war keine gewöhnliche Bohne; die Stickerin hatte eine besondere Spielart, eine sogenannte arabische gewählt, die sich von jener dadurch unterscheidet, daß von den fünf Blütenblättern, die bei der gewöhnlichen Art alle rot sind, zwei und zwar die beiden größten Blätter weiß erscheinen. Durch diese Unterbrechung des einförmigen Rot erhält die Blüte einen viel lebendigeren Charakter, einen ganz außerordentlichen, anmutigen Farbenreiz.

Frau Leontine Schellram sagte kein Wort; sie konnte nicht; ebensowenig aber vermochte sie die Augen von dem kleinen Kunstwerk zu verwenden.

Denn daß sie ein solches vor sich hatte, das sah sie, das war ihr beim ersten Blick klar geworden. Von Natur aus zur Beurteilung derartiger Dinge veranlagt, hatte sie in jahre- und jahrzehntelanger Übung einen unfehlbar treffenden Blick dafür erworben. Daher wußte sie, daß sich in dieser kleinen, bescheidenen Arbeit künstlerischer Geist, ein ganz eigenartiger, verriet, und weil sie sich dessen bewußt wurde, verstummte sie. Dort der Beitrag des Mannes, ein Schaden an ihrem Blatte, ein Fleck auf ihrem Lebenswerk, und im nämlichen Augenblick, da ihr das begegnete, von der Frau, von seiner Frau ein Angebot, so aus dem Charakter ihrer Zeitung heraus geboren, als hätte die Frau seit Jahren dafür gearbeitet. Eigentlich zum lachen — aber ihr war nicht zum lachen zu Mute. Völlig erdrückt von ihren Gedanken, ging sie in lautloser Erregung auf und ab. Charlotte Ussner, die noch immer auf ihrer Fußbank kauerte, sah ihr in stummem Staunen zu. Daß Frau Schellram die Stickerei gefallen würde, hatte sie ja gehofft und gedacht, aber daß der Eindruck ein solcher sein würde — sie verstand es nicht. Und wie hätte sie auch verstehen sollen! Das Weib, das törichte, minderwertige Geschöpf — aus dessen Händen dieses hier! Und der Mann, den sie von dem untergeordneten Weibe befreit hatte, weil er neben ihm zu grunde ging und, frei von ihm ein Genius werden würde — aus seiner Feder das da! Und sie selbst. Frau Leontine Schellram, die Erfahrene, die Menschenkennerin, die Seelenkundige? — Ihr Selbstbewußtsein, ihr Stolz, ihre Eitelkeit, alles und alles bäumte sich noch einmal auf; der Haß gegen die Frau, den sie beinah geflissentlich in sich genährt und großgezogen hatte, zuckte ihr in der Hand, als sollte sie das Ding da, die Stickerei, von sich schleudern: „Ich will nicht, daß du mir gefällst! Will von dir nichts wissen!" Aber im Augenblick, als sie die bebende Hand zur Faust schließen und das arme, kleine Werk darin zerdrücken und zerknüllen wollte, regte sich die Künstlerin in ihr — nein — das wäre eine Gemeinheit gewesen. Jede wahrhafte Kraft ist etwas Heiliges. Nur ein dummer Mensch kann eine wahrhaft vorhandene Kraft übersehen, nur ein ganz gemeiner kann sie wissentlich zertreten.

Ohne ein Wort der Erklärung, was sie vorhatte, ging Frau Leontine an die Klingel und drückte auf den Knopf.

„Der Wagen soll angespannt werden — sofort," gebot sie dem Diener, der auf ihren Ruf erschien.

„Charlotte," sagte sie alsdann, indem sie das junge Mädchen von seiner Fußbank emporzog und, den Arm um ihre Hüfte geschlungen, mit ihr zusammen den Gang durch das Gemach wieder aufnahm, „Charlotte" — sie drückte die Lippen auf den blonden Scheitel, und an ihrer Stimme, am schweren Atmen ihrer Brust hörte und spürte das Mädchen die tiefe Erregung der Frau — „die, von der der Brief und die Stickerei herkommt — wenn Sie es wirklich noch nicht wissen — ist die Frau von jenem — Herrn Martisius. L. M. Leonore Martisius. Und nun muß ich Ihnen einen Auftrag erteilen. Und das, was ich Ihnen sage, muß unter uns bleiben. Nicht wahr? Ganz unter

uns. Sie müssen zu der Frau hin, Charlotte. Dazu habe ich für Sie den Wagen bestellt. Gleich müssen Sie hinfahren. Aber wenn Ihnen jemand begegnet und jemand Sie fragt, Sie dürfen niemandem sagen, wohin Sie gehen. Wollen Sie das für mich tun, Charlotte? Wollen Sie?"

„Ja, gern, gnädige Frau, ja, gern."

„Hier ist die Adresse, wo sie wohnt" — Frau Leontine trat an den Schreibtisch, nahm den ersten Brief Leonorens hervor und las aus ihm Charlotte Ussner die Wohnungsangabe vor.

„Und nun also müssen Sie zu ihr und zu ihr hinaufgehen und sich die Frau ansehen und ihre Sachen und — und alles — verstehen Sie? Ich kann Ihnen das nicht so beschreiben und sagen, so im einzelnen. Das müssen Sie selbst finden. Verstehen Sie? Das werden Sie ja auch. Nicht wahr? Sie sind ja mein Charlottchen, mein liebes Herz, der ich von allen am allermeisten vertraue." Mit beiden Armen hatte sie Charlotte Ussner an sich gezogen, und indem diese an ihrer Brust lag, fühlte sie, wie es in dieser Brust stürmend auf und nieder ging.

„Ja, gnädige Frau," wiederholte das junge Mädchen, das in ihrer Umarmung kaum zu Atem kam, „ich denke, ich werde alles so machen, wie Sie es meinen." Dann richtete sie sich auf, weil der Diener zurückkam, um zu melden, daß der Wagen angespannt sei.

„Und dann bringe ich Ihnen Bescheid?" fügte sie laut hinzu.

„Bringen mir Bescheid. Fahren Sie gleich?"

„Sofort, gnädige Frau!" Und Charlotte Ussner war hinaus.

Brief und Stickerei hatte sie liegen lassen, und vor dem Briefe saß jetzt, nachdem Charlotte gegangen war, Frau Leontine von neuem und blickte wie gebannt darauf hin. Merkwürdig, wie diese Schriftzüge es ihr angetan hatten. Freilich, wenn sie an die Hand dachte, die jenes dort gestickt hatte, begriff sie das. Aber es waren nicht die Schriftzüge allein; der ganze Ton des Briefes — welche Gehaltenheit in diesem Ton! Geld, um die Miete zu bezahlen, hatte sie ja freilich erhalten, aber viel besser ging es ihr darum doch auch jetzt wahrscheinlich nicht. Trotzdem — kein Gewinsel, kein Betteln. „Es würde mir sehr helfen" — das war alles. Wie ein Gesicht mit festgeschlossenen Zügen, so sah der Brief in seiner feingeschwungenen Schrift aus; ein Rassengesicht trug die Seele, die aus diesem Briefe sprach.

Da ließ sich nichts mehr verhehlen, da ließ sich nichts mehr dagegen machen. Alle Qualen, die der Mensch empfindet, wenn eine neue Überzeugung, eine Überzeugung, gegen die man sich mit Händen und Füßen gesträubt hat, ihre Wurzeln in unsere Seele senkt und unaufhaltsam von uns Besitz nimmt, durchwühlten die Frau. Wenn diesem allen so war, dann war sie ja im Irrtum gewesen und Irrtum alles, was sie getan hatte.

Vom Stuhle sprang sie auf und trat ans Fenster. Sie hielt es vor Ungeduld kaum mehr aus. Ob Charlotte Ussner noch nicht kam? Wagen ohne Zahl rollten auf der Straße — der ihrige war nicht darunter. Wie sollte sie denn auch schon — es war ja ganz töricht. Bei dem endlosen Wege, den sie zu machen hatte! Kaum daß sie bei der Frau angekommen sein mochte.

Jetzt war sie wahrscheinlich bei ihr. Wie sie ihr vorgeschrieben hatte, sah sie sich alles ganz genau an. So etwas fordert doch Zeit, fordert doch Zeit. Also nur Geduld! Kommen würde sie ja schon, Bescheid bringen würde sie ja schon. Aber wenn sie doch nur käme! Nur bald käme! Sie ballte die Hände und drückte sich die Fingernägel ins Fleisch. Aber Ungeduld und Toben und Rasen halfen zu nichts. Charlotte Ussner kam noch nicht, noch lange nicht, ließ auf sich warten, viel länger als Frau Leontine auch nur im entferntesten vermutet hatte, stunden- und stundenlang. Erst als es schon zu dämmern anfing und das Licht der Straßenlaternen in das Zimmer hinaufleuchtete, in dem Frau Leontine, die kein Licht angezündet hatte, weil sie nicht wußte, wozu sie es hätte brauchen sollen, zusammengekauert in der Sofaecke saß, ertönte der leichte, hastige Schritt des jungen Mädchens vor ihrer Tür, und im nächsten Augenblick stand Charlotte vor ihr.

Frau Schellram fuhr vom Sofa auf:

„Charlotte — wie Sie mich haben warten lassen!!"

„Ja — entschuldigen Sie doch nur" — der Atem flog in der jungen Brust — „ich habe ja nicht fortgekonnt. Sie hat mich ja gehalten, fast mit Gewalt, sich an mich gehängt" — plötzlich stürzte sie Frau Leontine in die Arme und drückte den Kopf an ihre Brust: „Frau Schellram, das ist ja fürchterlich! So etwas von Verlassensein! Das ist ja viel schrecklicher als ich gedacht hatte!"

„Mein Gott, wie Sie zittern," sagte Frau Leontine halblaut. Sie machte sich so weit frei, daß sie an die elektrische Kurbel gelangte. Erst indem das Licht im Kronleuchter aufglühte, sah sie, wie sich das junge Mädchen, das vorhin so frisch ausgesehen, verändert hatte: Charlotte Ussner war leichenblaß, in ihren Augen, die vom Weinen gerötet waren, lag ein Ausdruck des Entsetzens.

„Setzen Sie sich," gebot Frau Leontine, „und erzählen Sie!" Sie drückte Charlotte auf einen Stuhl nieder und setzte sich ihr gegenüber, die Augen auf sie gerichtet, als wollte sie ihr die Worte vom Munde saugen.

Charlotte Ussner hielt die Hände ineinander gepreßt; fast sah es aus, als ränge sie die Hände. Sie machte den Eindruck der Ratlosigkeit, als wenn sie so viel zu sagen gehabt hätte, daß sie nicht wüßte, womit anfangen.

„Ihr Mann ist ja von ihr gegangen! Dieser Herr Martisius!" brach sie endlich, beinah schreiend, los.

Frau Leontine biß die Zähne aufeinander. Fast hätte sie: „Das weiß ich," gesagt. Nun blieb sie stumm und ließ das: „Dieser Herr Martisius" in sich nachtönen; welch eine Fülle von Abscheu und Empörung war in dem Tone gewesen.

„In solchem Zustand hat der Mensch sie verlassen," fuhr Charlotte fort, „Frau Schellram, stellen Sie sich vor! Ohne ihr zu sagen, wo er hingegangen ist, wo er steckt. Ohne einen Menschen in ihrer Nähe, der ihr hilft. In einer Wohnung — Gott, o Gott — Wohnung kann man das ja kaum nennen — ohne Geld" — ihre Stimme ging immerfort zwischen Schluchzen und Schreien, als würde sie sich jeden Augenblick überschlagen. Die Worte

sprudelten ihr vom Munde, als wollte eins dem andern den Weg ablaufen und den Atem abfangen. Frau Leontine vermochte kaum zu folgen. Nur das letzte hatte sie verstanden.

„Ohne — Geld?“ fragte sie zögernd.

„Werden Sie es glauben, Frau Schellram, nicht einen Groschen Geld hat er ihr zurückgelassen, ihr auch nichts geschickt nachher. Neulich — hat sie mir erzählt — hat sie mit einem Mal ein paar hundert Mark geschickt bekommen. Sie weiß gar nicht, von wem. Anonym, von ihm jedenfalls nicht; es ist eine ganz andre Hand auf der Adresse gewesen. Anonym, ohne ein Wort dazu. Sie sagt, das hat sie so schrecklich berührt. Als wenn sie eine ganz gemeine Bettlerin wäre. Natürlich hat sie's behalten müssen; sie hatte ja die Miete zu bezahlen und eine Masse Rechnungen. Hätte ja auch gar nicht gewußt, an wen sie's hätte zurückschicken sollen. Aber wie gesagt, als wenn sie eine Bettlerin wäre. Das hat ihr solchen schrecklichen Eindruck gemacht. Denn es ist ja eine so feine Frau, o Gott, Frau Schellram — wie man ihr's ansieht, daß sie einmal in ganz andern Verhältnissen gelebt hat! Die Sachen, die sie arbeitet — Frau Schellram — eine Künstlerin! Ich sage Ihnen, eine Künstlerin! Ganz wundervoll! Und dabei eine solche Masse! Und das alles hat sie so gemacht, ganz für sich, weil sie sonst das Leben nicht ausgehalten hätte, hat sie gesagt, und niemand, an den sie sich wenden kann, der's ihr abnimmt! Niemand! Kein Mensch! Eine solche Verlassenheit ist noch gar nicht dagewesen! Und das alles in dem Zustand!“

Schon einmal glaubte Frau Leontine den Ausdruck vernommen zu haben. „Was denn für ein Zustand?“ fragte sie.

Charlotte Ussner blickte verwirrt auf.

„Hab ich's Ihnen denn nicht gesagt?“ Ihr junges Gesicht färbte sich mit schämigem Rot; sie beugte sich zum Ohre von Frau Leontine: „Sie ist ja in andern Umständen!“ flüsterte sie.

Frau Leontine saß wie versteinert.

„Darum eben hat sie ja jetzt an mich geschrieben, aus reiner Verzweiflung. Weil sie absolut nicht mehr wußte, wo aus noch ein. Gott — ich habe ja geradezu ein Gefühl, als könnte da jeden Augenblick ein Unglück —“ plötzlich brach sie ab — „Frau Schellram,“ schrie sie ganz angstvoll — „um Gottes willen — ist Ihnen etwas —“?

Der Anblick der Frau hatte sie erschreckt: kreideweiß, mit weit aufgerissenen Augen, mit halb offenem Munde saß Frau Leontine. Charlotte faßte sie unwillkürlich an den Schultern: „Frau Schellram — ist Ihnen etwas?“

Ja — ihr war etwas: eine schwarze Gestalt stand jählings, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihr, eine finstere, gräßliche, wie sie sie noch nie gesehen, ein Gespenst, und dennoch leibhaftig, mit einem Leichengesicht, und mit diesem Gesicht sah sie zu ihr her, zu Frau Leontine — Leontine Schellram, der Stolzen, der Klugen, der Beherrschenden: „Kennst du mich? Ja, nicht wahr, wir kennen uns?“ Jeden Augenblick konnte ein Unglück geschehen — was für ein Unglück sollte das sein? Daß die Frau starb — in Kindesnöten starb, die in ihrer Not verlassene Frau, das konnte, das

würde jeden Augenblick geschehen! Und daß Frau Leontine Schellram dann eine — eine Mörderin —

Die Stirn mit kaltem Schweiß benetzt, starr wie eine stählerne Stange erhob sie sich vom Stuhl. Im nächsten Augenblick war sie wieder an der Klingel, und: „Der Wagen soll wieder anspannen! Aber schnell, aber schnell!“ herrschte sie den Diener an.

„Charlotte,“ sagte sie alsdann, und in ihrer Stimme war eine tonlose, beinah röchelnde Heiserkeit. „Sie sind natürlich müde, armes Kind?“

„Nein, Frau Schellram, nein.“

„Sonst würde ich sagen“ — plötzlich schwankte sie und stützte sich mit beiden Händen auf Charlottens Schultern, daß das junge Mädchen unter der Last der mächtigen Gestalt beinah zusammenknickte: „verlassen Sie mich nicht, Charlotte! Ich muß hin zu der Frau. Kommen Sie mit!“

Ein Freudenschein leuchtete in Charlottens Zügen auf.

„Frau Schellram, Sie wollen selber zu ihr hin? Ach, ob ich mit Ihnen gehen will, ob ich will! Ach, wenn Sie wüßten, Frau Schellram, wie gut das ist!“

Frau Leontine blickte sie mit verständnislosen Augen an; Charlotte Ussner aber ließ ihr keine Zeit zu langem Überlegen.

„Das alles erkläre ich Ihnen, wenn wir im Wagen sitzen; jetzt müssen wir fort, damit wir noch bei ihr ankommen, ehe sie die Haustür zuschließen. Warten Sie, ich selber hole Ihnen Hut und Mantel — ach, Frau Schellram,“ noch einmal, bevor sie ging, stürzte sie sich auf Frau Leontine, und ihre blühenden Lippen wühlten sich förmlich mit zärtlichen Küssen in deren Gesicht. Dann war sie hinaus; wenige Minuten darauf kam sie zurück — „ich habe Ihnen Ihren warmen Mantel mitgebracht,“ erklärte sie; „es ist draußen ziemlich kalt.“ Sie hängte Frau Leontine den Pelz um, setzte ihr den Hut auf, die sonst so tatfertige Frau stand ganz unbehilflich — dann kam der Diener, um zu melden, daß vorgefahren sei. Einen Augenblick später saßen beide Frauen im Wagen, und nun, im Dunkel des Wagens, während dieser sich in Bewegung setzte, um den endlosen Weg bis zu Leonore Martisius' Wohnung mit ihnen dahinzurollen, schmiegte sich Charlotte Ussner an die Frau, die laut- und regungslos in die Ecke gedrückt saß.

„Frau Schellram, was ich Ihnen erklären wollte, wissen Sie, was die Frau zu mir gesprochen hat, als ich bei ihr war? Einen einzigen Trost in dieser ganzen fürchterlichen Zeit hat sie gehabt; das hat sie mir gesagt, das ist Ihre Zeitung gewesen, die sie alle vier Wochen einmal zu lesen bekommen hat. Wenn sie dann die Muster und Proben zu Stickereien in der Zeitung gesehen hat, dann immer wieder für einen Augenblick hat sie all den Jammer vergessen, in dem sie steckte, und für die paar Groschen, die sie noch übrig gehabt, hat sie sich Seide und Wolle gekauft und selbst solche Sachen gemacht, wie ich Ihnen heute eine gezeigt habe. Und solange sie daran gearbeitet, hat sie Hunger und Durst und alles vergessen, hat sie mir versichert; wissen Sie, Frau Schellram, wie ich das gehört, habe ich mir gesagt, daß doch wirklich eine Künstlerin, eine ganz echte, in der Frau stecken muß — sind Sie nicht

der Ansicht?" Frau Leontine aber äußerte keine Ansicht, überhaupt keinen Laut; stumm in das Wagendunkel gedrückt, beinah wie eine Tote saß sie da.

„Ja, und wissen Sie," fuhr Charlotte Ussner fort, „was sie mir weiter gesagt hat, daß sie daneben immer an die Frau hat denken müssen, die die Zeitung geschaffen hat und herausgibt, und von der all der ganze, große Reichtum herkommt, Frau Schellram, an Sie . . . Und wenn sie an Sie gedacht hat, dann, hat sie mir das beschrieben, ist ihr immer gewesen, wie wenn eine Gefangene durch die Gitterstäbe von ihrem Zellenfenster nach der Sonne schaut. Und sie hätte oft bei sich denken müssen, hat sie gemeint, wie sonderbar das wäre, daß dieselbe Welt, die ihr gegenüberstände wie ein Ungeheuer, das sie jeden Moment zu zerreißen und zu verschlingen drohte, sich vor Ihnen niederbeugte, als wenn Sie sie gezähmt hätten. Darum hätte sie solch ungeheuren Respekt vor Ihnen, und immer hätte sie das Gefühl gehabt, wenn sie nur ein einziges Mal zu Ihnen hätte sprechen können, dann wäre ihr geholfen gewesen. Denn wenn sie Ihnen alles hätte anvertrauen können, was sie quält, dann meint sie, Sie hätten gewiß Rat gewußt, und dann hätte sie sich das so wundervoll vorgestellt, wenn sie vor Ihnen niedergekniet wäre und den Kopf auf Ihren Schoß gelegt und bei sich gedacht hätte: jetzt ist alles gut, jetzt bist du bei der klugen, großen, guten Frau, und —"

Charlotte Ussner konnte nicht weitersprechen — ein würgender, erstickter Laut kam aus der Ecke, in der Frau Schellram saß. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen; nur fühlen konnte sie, da sie an sie geschmiegt saß, wie der Leib der Frau krampfhaft aufzuckte.

„Seien Sie still, Charlotte," sagte Frau Leontine mit gurgelnder Stimme, „sprechen Sie nicht weiter — ich — ich —" Charlotte fuhr zur Seite und rückte ab, „ach, um Gottes willen," rief sie in tiefster Bestürzung, „Frau Schellram, habe ich Sie so erschreckt?'

Frau Schellram erwiderte nichts. Soweit die andre zu erkennen vermochte, hatte sie das Gesicht an die Wand des Wagens gedrückt. Natürlich wurde auch Charlotte still. In lautlosem Schweigen fuhren beide ihren Weg dahin.

Endlich kam man ans Ziel. In einer Stadtgegend, die so dürftig und öde war, daß der elegante Schellramsche Wagen mit seinen blitzenden Laternen sich darin wie ein Meteor ausnahm, das von einem andern Weltkörper geflogen kommt, hielt die Fahrt an. Der Diener sprang vom Bock und riß den Schlag auf. Man stand vor einem vierstöckigen, finstern, entsetzlichen Hause. Noch aber war die Haustür offen — darauf kam es an.

„Der Wagen soll warten," gebot Frau Leontine; dann, ohne eine Sekunde des Besinnens, trat sie mit Charlotte in den düstern Hausflur ein.

„Sie wissen Bescheid," sagte sie zu Charlotte; „gehen Sie voran." Und also, Charlotte Ussner voran, Frau Leontine hinterdrein, beide ohne ein Wort, ohne einen Laut, klommen sie vier endlose, armselig beleuchtete Treppen hinan.

Auf dem obersten Treppenflur, auf dem ein muffiger Geruch und eine solche Dunkelheit lag, daß man die Namen an den Türschildern nicht mehr entziffern konnte, machten sie Halt. An der zur Linken gelegenen Tür setzte

Charlotte Ussner die Klingel in Bewegung. Es dauerte eine geraume, eine lange Zeit, bis sich da drinnen eine Lebensregung äußerte. Endlich näherte sich ein wie in Hausschuhen schlürfender, langsamer Schritt, ein Schlüssel wurde umgedreht, und die Tür öffnete sich zu einem engen Spalt. Sogleich trat Charlotte hinzu, während Frau Leontine unwillkürlich zurückwich, soweit sie konnte, bis an die gegenüberliegende Tür. Von dort aus vernahm sie das leise Hin und Her der beiden Stimmen. Zu sehen vermochte sie fast nichts, nur ein unbestimmtes, weißlich schimmerndes Etwas in der halb offenen Pforte. Dann aber hörte sie, wie die Stimme drüben plötzlich erschreckt emporging; offenbar hatte Charlotte ihr gesagt, wer gekommen war, sie zu besuchen. Abgebrochene Worte klangen halb vernehmbar herüber; sie verstand so etwas wie „schon zu Bett gelegen — nur ein wenig anziehen" — und nun trat sie mit zwei Schritten näher. Als die große Gestalt beinahe wie ein mächtiges Schattenbild aus dem Halbdunkel herankam, gewissermaßen heraufwuchs, kam in das Weißliche, Schimmernde, das da im Innern der Tür stand, ein taumelndes Wanken; zugleich hörte man einen Laut, der wie ein dumpfer, in die Brust zurückgeschlagener Schrei erklang.

„Sie fällt!" sagte Frau Leontine mit hallender Stimme. Im nämlichen Augenblick, Charlotte zur Seite schiebend, war sie über die Schwelle und hatte den Arm um Leonore Martisius geschlungen. Ihr unmittelbar gegenüber öffnete sich die Tür ins Wohnzimmer. Die junge Frau fest an sich gepreßt, ging Frau Leontine, während Charlotte hinter ihnen die Flurtür wieder schloß, Schritt für Schritt in diesen Raum hinein, der von einer auf den Tisch gestellten, erbärmlichen Petroleumlampe billigster Art beleuchtet war. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen; es war Wohn- und Schlafraum zugleich: an der Wand stand ein Armeleutebett, mit dürftigstem Bettzeug bedeckt, von dem die Decke halb zurückgeschlagen war, weil offenbar soeben jemand darin gelegen hatte und hastig aufgestanden war. Außer dem Bett nur ein paar grobe, hölzerne Stühle und ein roher, viereckiger Tisch; die Stubenwände weiß getüncht, mit schwarzen Schmutzstreifen, ohne Tapeten, völlig kahl. Nachdem ihr Blick in dieser Umgebung umhergewandert war, richtete Frau Leontine die Augen auf das, was sie noch immer, beinahe unbewußt, an sich gedrückt hielt, die hagere, magere Frauengestalt. Im Hemd, über das sie in aller Eile, aus dem Bett aufspringend, einen alten wollenen Schal geworfen hatte, in ausgefaserten Morgenschuhen, in die sie hastig, ohne erst Strümpfe anzuziehen, mit nackten Füßen hineingefahren war, so stand sie da. Als die junge Frau fühlte, wie die Augen dieser reichen, eleganten, pelzverbrämten Dame, nachdem sie gewissermaßen das Inventar ihres Jammers aufgenommen hatten, jetzt mit einem dumpfen, staunenden Entsetzen auf ihr selbst, dem nackteften Stück des nackten Inventars, liegen blieben, fing sie plötzlich an zu weinen. Ganz laut, in höchsten Tönen, beinahe wie ein kleines Kind, das sich nicht mehr zu helfen und zu lassen weiß, erbärmlich, kläglich fing sie an zu weinen.

Der Ton war so sonderbar, beinahe schauerlich sonderbar, so in die Nerven schneidend und herzzerreißend, daß Charlotte Ussner an allen Gliedern zu beben begann. Auch Frau Leontine merkte man den unheimlichen Eindruck

an. Wie einem klagenden Kinde versuchte sie der jungen Frau zuzusprechen, drückte sie an sich, streichelte sie, und als alles vergeblich blieb, als das Weinen unabläſſig und in immer gleicher Eintönigkeit fortfuhr, geschah etwas gänzlich Unerwartetes: wie eine große dunkle Masse glitt die Frau plötzlich an der hagern Gestalt herab, zu Boden, so daß die Dielen unter ihrer Last erdröhnten, indem sie darauf niederfiel; mit beiden Armen umschlang sie die Hüften, die Lenden, das ganze arme, eckige, dürftige Menschending, das da vor ihr stand, und: „Hören Sie auf zu weinen!“ schrie sie sie an. „Ich kann das nicht mehr hören. Ich halte es nicht aus!“

Wirklich hörte Leonore zu weinen auf. Das Überraschende des Vorgangs hatte sie offenbar so erschreckt, daß ihr die Stimme im Halse stecken blieb. Mit ihrem blutleeren Gesicht sah sie hilflos umher, wie ein Mensch, der einen Überfall erleidet und nicht zu sich zu kommen, sich nicht zu retten weiß. Einen Augenblick noch, und sie würde ohnmächtig niederstürzen, — das sah man ihr an. Indem sie das gewahrte, war Frau Leontine wieder vom Boden auf und auf den Füßen.

„Charlotte!“ — mit einem Augenwink war Charlotte Uffner herangerufen, richtiger gesagt: herangeschwenkt; dann faßten beide Frauen Leonore Martisius unter den Armen und führten sie an das Bett. Charlotte nahm ihr die Schuhe von den Füßen, Frau Leontine streckte sie auf das Lager, zog die Bettdecke über sie, und als sie fühlte, was für ein erbärmliches, dünnes Stück Zeug das war, knüpfte sie den schweren Pelzmantel von ihren Schultern, breitete ihn über die Bettdecke und wickelte den ganzen, schmalen Leib hinein, daß nur das Gesicht hervorsah.

Leonore machte eine Bewegung, als wollte sie es nicht annehmen, als wollte sie sich sträuben; mit beiden Händen aber hielt Frau Leontine ihr die Arme unter der Decke fest, beugte sich über sie, so daß ihr Gesicht ganz dicht über ihrem Gesichte war, und: „Seien Sie ruhig,“ sagte sie mit tiefer, leiser Stimme, „seien Sie ruhig, Sie armes, armes Kind.“

In dem Ton, mit dem sie das sprach, war etwas so überquellend Gutes, Gütiges, eine so wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit, daß Leonore, indem sie darauf hinhorchte wie auf einen Klang aus einer andern Welt, das bleiche Haupt ins Kopfkissen sinken ließ und mit Augen, in denen ein tiefes, großes Staunen aufging, zu ihr emporblickte. Wie ein Kind, das sich in den Arm der Mutter schmiegt, so lag sie da; wie aus weiter Ferne kam ein Lächeln in die zerquälten Züge, langsam, beinah zagend, als getraute es sich nicht hinein. Dann aber, mit einem „Ach!“, das wie ein Seufzer der Erlösung von ihren Lippen floß, schob sie den Mund so, daß er nah an Frau Leontinens Munde war, und als diese, der stummen, bescheidenen Aufforderung folgend, sie küßte, hörte sie, wie das junge Weib leise murmelnd: „Die kluge, große, gute Frau!“ sagte.

Als Frau Leontine das vernahm, wandte sie sich ab; sie schüttelte den Kopf, drückte das Gesicht in den Mantel, der jetzt als Bettdecke diente, und so, über das Bett hingeworfen, in dem Leonore Martisius lag, brach sie in leidenschaftliches Schluchzen aus. Charlotte Uffner sah dem Vorgange schweigend

zu. Sie verstand ja nicht ganz, was diesen verzweifelten Schmerzensausbruch veranlaßte, aber sie fühlte, daß sie nicht berufen war, ihn zu unterbrechen.

Nach geraumer Zeit richtete Frau Schellram sich wieder auf.

„Sie müssen jetzt schlafen, mein Kind," flüsterte sie Leonoren zu, indem sie die Hand auf deren Stirn legte, als wollte sie sie tiefer ins Kopfkissen und damit in Ruhe und Schlaf versenken. Dann gab sie Charlotte ein Zeichen, und beide traten, um unbelauscht sich unterhalten zu können, aus der Stube auf den Flur. „Charlotte," sagte Frau Leontine, „fahren Sie jetzt nach Haus — ich bleibe die Nacht hier."

Charlotte Ussner wollte eine erschrockene Einwendung machen; Frau Schellrams Ton aber war jetzt wieder der ruhig bewußte früherer Zeit, gegen den es keine Widerrede gab.

„Hier können Sie mir nichts helfen," fuhr sie fort, „zu Hause aber sehr viel."

Sie kündigte ihr ihre Absicht an, Leonore Martisius von hier fort und in ihr eigenes Haus zu nehmen, und zwar schon am nächsten Morgen. Zu dem Zweck sollte Charlotte heute noch mit Hilfe der weiblichen Dienerschaft Zimmer zu ihrer Aufnahme instandsetzen. Sie bezeichnete ihr die Zimmer, sie übersah keine kleinste Einzelheit, sie beschrieb jedes Möbelstück, das hineingestellt werden sollte. Morgen ganz früh sollte Charlotte alsdann einen Wagen vom „Roten Kreuz" besorgen — sie nannte ihr die Adresse, wo sie einen solchen finden würde, sie gab ihr Anweisungen für alles und jedes, was bei solchem Transport zu beobachten war, — staunend hörte Charlotte ihr zu; die Ruhe, die Überlegung, die Überlegenheit, die ganze Frau Schellram der früheren Zeit stand wieder vor ihr.

„Ich packe Ihnen ein bißchen viel auf, mein armes Kind, nicht wahr?" sagte Frau Leontine, als sie Charlotte zum Abschied die Hand reichte.

„O, Frau Schellram," erwiderte diese, indem sie mit ehrlicher Bewunderung zu ihr aufsah, „was ist das im Vergleich dazu, daß Sie die ganze Nacht an diesem schaurigen Orte bleiben wollen!"

Als Frau Leontine diese Worte hörte, ging ein Zucken über ihr Gesicht. Sie griff noch einmal nach der Hand des jungen Mädchens und zog dieses dicht an sich heran. „Charlotte," fragte sie, kaum vernehmbar, „beten Sie des Abends, wenn Sie zu Bett gehen?" Die Gefragte erwiderte nichts und blickte überrascht auf. „Wenn Sie's noch können" — fuhr Frau Leontine fort — „und warum sollte ein reines, junges Kind wie Sie nicht mehr zu seinem Gott sprechen können — dann tun Sie's heute zur Nacht. Wollen Sie? Beten Sie für mich, daß diese Frau am Leben bleibt und nicht in Kindesnöten stirbt."

Charlottens junges Herz erschauerte. Sie verstand den dunklen Ursprung der geheimnisvollen Worte nicht, aber ihr weiblicher Instinkt brachte sie unwillkürlich in Zusammenhang mit der Stunde, als die Frau dort so sonderbar heftig, beinahe leidenschaftlich für die Erzählung des Herrn Martisius eingetreten war. Scheu blickte sie zu Frau Schellram auf, und als sie in deren Gesicht den Ausdruck der Angst wiederkehren sah, der sie heute schon einmal so erschreckt hatte, überkam sie ein heißes Mitgefühl. Sie schmiegte sich dicht

an Frau Leontinens Ohr: „Ich will beten, Frau Schellram," flüsterte sie ihr zu; „ich werde beten." Dann drückte sie ihr noch einmal beide Hände, und indem sie sich mit einem Taschenfeuerzeug, das sie vorsichtshalber eingesteckt hatte, die inzwischen rabendunkel gewordene Treppe hinunterleuchtete, ging sie davon. Den Hausschlüssel hatte sie in Leonorens Zimmer an einem Nagel an der Wand hängen sehen und an sich genommen.

Und während sie so den Ausgang und den Wagen wiedergewann, an dem die Pferde, mit den Hufen stampfend und die Köpfe werfend, standen, als wollten sie ihren Unmut bekunden, daß man sie in einer solchen Gegend so lange warten ließ, kehrte Frau Leontine, vorsichtig auf den Zehen schleichend, in das Zimmer zurück, wo Leonore schlafend in ihrem Bette lag.

Schlief sie wirklich? Frau Leontine blieb stehen und spähte hinüber. Es schien so. Sie hatte die Augen geschlossen, regte kein Glied; ihr Atem ging in langen Zügen. Der abgehärmte Körper, der behaglichen Bettwärme ungewohnt, hatte der Erschöpfung nachgegeben — sie war eingeschlafen.

Ein abgehärmter Körper. Ja, wirklich. Das hatte sie gefühlt, als sie sie vorhin auf das Lager bettete, als sie ihr die Arme unter der Decke festhielt. Diese abgemagerten, geradezu verhungerten Gliedmaßen! Und dabei, als Charlotte ihr die Schuhe von den Füßen gestreift hatte, diese schlank geformten, diese edlen Füße! In allen Linien des ausgemergelten Körpers diese Rasse! Immer wieder fielen ihr die Schriftzüge ein, die ihren Augen so wohlgetan hatten, das Rassengesicht, das aus der äußeren Form, aus dem Tone ihres letzten Briefes gesprochen hatte. Und nun, dieses Gesicht, wie es dalag auf seinem elenden Kissen, ganz erdrückt von Müdigkeit des Leibes und der Seele. Die langen Wimpern über die geschlossenen Augen gesenkt, wie der leibhaftige Ausdruck des Grames! Einstmals war dieses Weib das auf Händen getragene, in lauter zärtlichen Gedanken gewiegte Kind liebevoller Eltern gewesen. Und jetzt! Vor ihren jungen Augen hatte die Zukunft wie ein Land voller Verheißungen gegaukelt. Und jetzt, diese Lage! Diese armselige, fürchterliche Umgebung das Ende all der goldenen Jugendträume! Wenn sie Schuld trug — wahrhaftig, sie hatte gebüßt. Und trug sie denn Schuld? War sie wirklich der minderwertige Teil des Ehepaares Martisius? Aber wozu sollte es, jetzt an Herrn und Frau Martisius zu denken? War hier nicht noch eine, die mit eigenmächtiger Hand in das Schicksal dieses Weibes eingegriffen hatte? Woher kam es, daß alles, was dieser Dritten, dieser Frau Leontine Schellram früher so innerlich berechtigt erschienen war, ihr jetzt beim Anblick des Elends, das sich über das Weib dort ergossen hatte, wie eine frevelhafte, verbrecherische Eigenmächtigkeit erschien?

In einer Ecke des unwirtlichen Raumes bemerkte sie mehrere, übereinandergestellte Pappschachteln. Sollte das —? So geräuschlos als möglich ging sie dorthin und hob die oberste Schachtel auf. Dann, mit dem Rücken gegen Leonore und so, daß sie zwischen dieser und der Lampe saß und sie vor dem Licht der Lampe deckte, setzte sie sich an den Tisch und öffnete die Schachtel. Ihre Augen wurden starr vor Staunen: die Schachtel war mit Stickereien gefüllt, von oben bis unten, mit großen und kleinen, fertigen und in der Aus-

führung begriffenen. Das Erzeugnis einer unablässigen Arbeit lag vor ihr. Unwillkürlich blickte sie hinüber, wo die andern Schachteln standen, — waren die alle in gleicher Weise gefüllt? Dann mußte diese Frau ja rastlos, ununterbrochen gearbeitet haben.

Das erste, was ihr in die Augen fiel, war eine Reihenfolge von zusammengehörigen Blättern, deren Gegenstand ihr so merkwürdig bekannt erschien, — und richtig — es war eine Nachbildung der Gobelins in ihrem eigenen Speisesaal. Aus dem Gedächtnis gefertigt, in verkleinertem Maßstab natürlich, aber deutlich erkennbar die Gobelins der Rundnische, in der an jenem Abend ihre Tafel gestanden hatte. Da waren die beiden Figurenbilder, die in allegorischen Gruppen das Werden und Wirken ihrer Zeitung darstellten, und da war auch die Frauengestalt, die, zwischen beiden aufgerichtet, mit ausgebreiteten Händen die Arbeit zu segnen und das Leben zu erwecken schien. Und wenn noch ein Zweifel geblieben wäre, wen diese Gestalt für die Künstlerin bedeutete, so schwand dieser Zweifel, wenn man die im Rundbogen darunter gesetzte, in farbigen Fäden ausgeführte Umschrift las: „Die kluge, große, gute Frau."

Lautlos, regungslos, beinahe atemlos saß Frau Leontine Schellram vor dem wundersamen Blatt.

War es die Kunstfertigkeit allein, die wirklich große, von einer ganz seltenen, angeborenen Begabung zeugende, die aus der Arbeit sprach, was sie so fesselte? Es war noch etwas andres. Hier hatte Liebe geschaffen. Tiefe, in bescheidenster Ferne, in vergrabener Einsamkeit schaffende, verehrende Liebe.

Was hatte Charlotte Ussner ihr gesagt? Ihre Zeitung, die alle vier Wochen einmal zu ihr kam, wäre der einzige Trost für diese im Elend verkommende Frau gewesen. Charlotte Ussner hatte nicht genug gesagt — sie selbst, Frau Leontine Schellram, war es gewesen, nach der sich die Gedanken dieser verzweifelten Frau wie inbrünstige Arme ausgestreckt hatten: „Laß mich an dich denken, sonst geh ich zugrunde!" Beinah, wie ein Mensch zu dem ewig unsichtbaren Gott schreit: „Laß mich an dich glauben können, sonst versinke ich!" Und welches waren die Gedanken der Frau gewesen, an die sich dieses stumme Flehen richtete? Wie hatte diese Frau, Frau Leontine Schellram, dieses nie wankende, gläubige Vertrauen vergolten? Es war etwas wie ein wildes Lachen in ihr. Denn wahrhaftig — wenn etwas lächerlich ist, so ist es doch dies, für einen Gott angesehen zu werden und in Wahrheit nichts weiter zu sein als ein — verliebtes — sie drückte die Stirn auf die Tischplatte, als wollte sie den scheußlichen Gedanken in ihrem Kopfe erdrücken. Aber er war einmal heraufgekommen; nun ging er nicht wieder fort. Wie ein böser Straßenjunge stand er vor ihr und grinste sie an. Ja, wie ein Straßenjunge — denn der Gedanke bekam einen Körper und ein Gesicht. Und dieses Gesicht kannte sie. Und daß sie jetzt die Augen zudrückte und nicht sehen wollte, half ihr nichts; sie sah es doch. Und in dem Gesicht erschien ein Zug, der Zug, vor dem sie sich gefürchtet, weil sie geahnt hatte, daß es der wirkliche Seelenausdruck dieses Menschen, dieses Mannes sei, den sie nicht hatte sehen wollen, wie ein Narr, der die Gefahr nicht sehen will, und den sie jetzt in greulicher Deutlichkeit erkannte: der gemeine Zug der Gemeinheit.

Sie hob den Kopf empor, sie riß die Augen auf — war ihr das Blut zu Kopf gestiegen? Es wurde ja so dunkel. Aber sie erkannte die Ursache: die Lampe war am Erlöschen. Geradezu entsetzt blickte sie um sich — war noch irgendwo ein Vorrat von Petroleum vorhanden, daß sie hätte nachgießen können? Nichts. Irgendwo ein Licht oder etwas, womit sie sich hätte leuchten können? Nichts. Und also würde sie die ganze, lange Nacht hier im Dunkeln sitzen müssen. Hier, in dem fürchterlichen Raum, mit ihren schweren, schrecklichen, erdrückenden Gedanken.

Aber es half nichts. Sie mußte die Lampe aufnehmen — sie fing schon an zu qualmen —, auf den Flur damit hinausgehen und sie ausblasen. Tappend kehrte sie zurück. Ein schwacher Schimmer, der durch die Fenster hereindrang, war die einzige Leuchte, bei der sie sich zurechtfinden mußte. Sie setzte die ausgelöschte Lampe auf den Tisch zurück; dann ließ sie sich wieder auf den Stuhl sinken, auf dem sie gesessen hatte.

Unwillkürlich wanderten ihre Gedanken nach Haus, wo jetzt, wenn sie dort gewesen wäre, in ihrem traulichen Kabinett die Lampe auf dem Tische gestanden, das Feuer im Kamin geflackert hätte, wo sie mit einer oder der andern ihrer Damen beim abendlichen Tee zusammengesessen, sich behaglich, gemächlich unterhalten hätte.

Statt dessen saß sie nun hier, wie abgeschnitten und verbannt von ihrem Heim, in der Finsternis, in einer fremden, schrecklichen Stube in einem fremden, schrecklichen Hause, das ihr vorhin, als sie Charlotte Ussner mit ihrem Taschenfeuerzeug die Treppe hinuntergehen und in der Tiefe hatte verschwinden sehen, wie ein ungeheures, dunkel gähnendes Grab vorgekommen war. Ein Gefühl wandelte sie an, als wenn sie lebendig begraben wäre, eine Empfindung, die sie noch nie gekannt hatte: körperliches Grausen.

Dort in ihrem Bett die Frau, die sie in der Dunkelheit gar nicht mehr zu erkennen vermochte, die so regungslos lag, so leise atmete, daß man es kaum vernahm, daß man wirklich hätte denken können — und jetzt — vom Bette, aus dem Dunkel kam ein Laut, noch unheimlicher als die Totenstille vorher: ein Wimmern, beinah wie ein Winseln, dann hastig flüsternde, plappernde Worte. Offenbar — die Frau sprach im Schlafe. Frau Leontine bog das Haupt zu ihr hin, ob sie verstände, was sie sagte, — aber sie fuhr voller Schrecken zurück — ein kreischender Schrei brach plötzlich durch die Stille: „Darfst du nicht! Darfst du nicht sagen! Darfst du nicht sagen! Es ist mein Vater! Mein Vater! Mein Vater!“ Und dann ein furchtbares, in die Brust sich hineinfressendes Schluchzen, wie der Laut aus einem Menscheninneren, dem von brutaler Hand ein tödlicher Hieb in den innersten Kern des Lebens versetzt worden ist. Die Erinnerung an etwas Schreckliches, das sie erfahren, an ein entsetzliches Wort, das sie einmal vernommen, mußte es sein, was die unglückliche Frau in Schlaf und Traum verfolgte; und so erschütternd war der Ton gewesen, mit dem sie aufgeschrieen hatte, so schaurig das Ächzen, mit dem sie sich jetzt im Bette wälzte und wand, daß Frau Leontine, alles andre vergessend, sich über sie stürzte, sie an den Schultern faßte: „Wachen Sie auf! Was ist Ihnen? Wachen Sie auf!“

Mit einem Gesicht, das leichenblaß durch das Dunkel schimmerte, richtete Leonore den Oberleib auf. „Mein Gott," sagte sie im Tone lähmenden Schrecks, „wer ist hier?"

Sie hatte geschlafen, als Frau Leontine zu ihr ins Zimmer zurückkam, sie konnte in der Finsternis ihre Züge nicht erkennen; das einzige, dessen sie sich in diesem Augenblick bewußt wurde, war, daß ein fremder, unbekannter Mensch zu ihr eingedrungen war und sie anpackte.

„Ich bin es ja, Frau Schellram; kennen Sie mich nicht?" rief Frau Leontine. Und nun wurde der junge Körper, der im Schrecken ganz steif und starr geworden war, wieder weich; mit beiden Armen schlang sie sich um Frau Leontinens Hals. „Ach Sie," schluchzte sie, „Sie gute, gute Frau!" Und ein Tränenstrom brach aus ihren Augen.

Frau Leontine setzte sich auf den Bettrand; wie ein Kind lag Leonore an ihrer Brust. „Quält Sie etwas?" fragte sie; „Sie haben im Schlaf so furchtbar geschrieen!"

„Was hab ich gesagt?" fragte Leonore ängstlich; „haben Sie es gehört?"

Frau Schellram wiederholte ihr die Worte, die sie im Schlafe gesprochen hatte. Als Leonore das vernahm, drängte sie den Kopf an Frau Leontinens Brust, als wollte sie sich in sie hineinflüchten. „Ich werde es ja nie wieder los," ächzte sie, „was er von meinem Vater gesagt hat! Es geht mir nach. Es geht mir nach. Es geht mir immer, immer nach!"

„Ist das Ihr Mann, von dem Sie sprechen?" erkundigte sich Frau Leontine, indem sie sich zu ihrem Ohre beugte. „Hat er etwas über Ihren Vater gesagt?"

Leonore gab keine Antwort. Sie wollte den Kopf schütteln, aber es wurde ein Schütteln des ganzen Leibes daraus. Auch jetzt noch war er ihr Mann, auch jetzt noch wollte diese adlige Seele nicht verraten, wes Geistes Kind dieser Mann war.

„Sagen Sie mir alles," drängte Frau Leontine. „Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß ich Ihnen helfen will, nicht wahr? Sie begreifen, daß ich das nur kann, wenn ich alles weiß, nicht wahr?"

Es war eine fieberhafte Unruhe in ihr. Nicht das Verlangen nur, der andren zu helfen, sondern eigenes Bedürfnis. Diese Frau da besaß das Wort, das ihr den Menschen erklärte, der wie ein Räuber in ihr Leben eingestiegen war. Hinter den Lippen dieser Frau, wie eine gestaute Flut, stand das Geheimnis, das jetzt ihr eigenes Leben verdunkelte! Wenn es jemals wieder hell werden sollte in ihrem Leben, mußten sich die Lippen dort öffnen, mußte die Frau sprechen.

„Alles, was Sie mir sagen," fuhr Frau Leontine fort, „bleibt unter uns. Ganz unter uns. Das versichere, das schwöre ich Ihnen."

Die Versicherung war ehrlich gemeint; das mochte Leonore dem Tone wohl anhören, mit dem sie gegeben wurde. Wo wäre auch der Mensch gewesen, dem Frau Leontine Schellram sich gedrungen gefühlt hätte zu verraten, was zwischen Edgar Martisius und den beiden Frauen gewesen war, an deren Leben er sich gehängt hatte?

Ein letztes Schlucken, ein trockenes Schluchzen erschütterte Leonorens Brust; dann schlang sie sich um Frau Leontinens Leib, noch enger als zuvor, mit beinah erstickender Umklammerung.

„Ich will Ihnen alles sagen — alles."

Alles wollte sie sagen. Frau Leontine legte auch ihrerseits die Arme um die zitternde Gestalt. Als wenn sie ein Gefäß in den Händen hielte, so war ihr zu Mute, ein zerbrechliches, hinter dessen Wänden eine Flüssigkeit brodelte, eine kochende, die jeden Augenblick die zarten Wände des Behälters zertrümmern und zerstören könnte. Dicht an ihr Ohr gepreßt lag Leonorens Mund, so daß sie deren Lippen fühlte, und nun in der finsteren, totenstillen Nacht erzählte ihr Leonore ihr Leben, das, was ihr Leben hieß, den schrecklichen Irrgang nach einem Ziele, das schließlich kein Ziel, sondern eine Falle gewesen war, eine Falle, zu der sie der schöne Köder gelockt hatte, Edgar Martisius, bis daß die Klappe zugefallen war und nun die Lockspeise sich verwandelte in einen giftigen Bissen.

Vom Anfang fing sie an, vom Hause ihrer Eltern, wo sie ein glückliches, liebreizendes Kind gewesen war. Dann, wie sie ihn zum ersten Male gesehen hatte. Wie er das Gedichtbuch in ihre Hände gelegt, sie mit den dunklen Lügneraugen angeblickt und ihre Hand berührt hatte. Von dem heißen, geheimnisvollen Strome, der sich durch ihre Nerven ergossen hatte, als sie die Berührung seiner Hand gefühlt, der sie, schier wider Willen, gezwungen hatte, wieder und immer wieder zu ihm zurückzukehren. Von dem Stelldichein berichtete sie, draußen am Weiher, im Erlenwald, von der ersten Umarmung, dem ersten Kuß. Wie sie gejauchzt hatte, als sie hörte, er wäre ein Dichter, als sie sich mit dem Troste hatte beschwichtigen können, daß die dunkle Gewalt, die sie zu ihm riß, nichts andres sei als die Stimme des Instinkts, die ihre schönheitsdurstige Seele zu dem Künstler, dem Dichter zog. Als sie hiervon erzählte, fühlte Leonore, wie Frau Leontinens Leib zusammenzuckte.

„O, nicht wahr," unterbrach sie sich, „Sie friert gewiß? Es ist hier so kalt. Nehmen Sie Ihren Pelz wieder um. Ja?"

Frau Leontine aber schüttelte den Kopf. „Nein, nein, nein," erwiderte sie mit heiserer Stimme. „Nur weiter. Nur weiter!"

Also erzählte Leonore weiter, wie sie nun mit ihren Eltern zu kämpfen gehabt, wie sie all deren Warnungen lachend zurückgewiesen hatte. Wie sie dann wirklich Mann und Frau geworden, nach Berlin übergesiedelt waren, und wie sie nun, fast ertrinkend in Glück und Glücksgefühl, ihm ohne Rückhalt, ohne Überlegung, ohne einen Gedanken an die Zukunft alles, aber auch alles hingegeben, hingeworfen hatte. Bis daß alsdann — und hier quoll das schluchzende Weinen abermals in ihrer Kehle empor — bis daß alsdann der fürchterliche Tag, die Katastrophe gekommen und der bis dahin so liebenswürdige Mensch wie mit einem Zauberschlage ein andrer, ein eisig-kalter, liebloser, schrecklicher geworden war, der ihr zerbrochenes Herz noch einmal, nicht mit einem Faustschlage, sondern mit einem Fußtritt, mit dem gräßlichen Wort über ihren unseligen Vater zermalmte.

Sie wollte ihr das Wort nicht sagen, das er gesprochen; sie konnte, konnte nicht! Kein Mensch auf Gottes weiter Welt sollte jemals erfahren,

daß so ein Mann zu seiner Frau, so ein Mensch zu einer Tochter von ihrem Vater hatte sprechen können.

Nur von dem Leben erzählte sie noch, das dann gekommen war, dem trostlosen, wo sie wie zwei Bettler diese Wohnung aufgesucht hatten, in der sie sich jetzt befand, wo dieses Zimmer hier noch das beste gewesen war, das er für sich genommen hatte, während sie dort nebenan in einem Raume gekauert hatte, der kein Zimmer mehr genannt werden konnte. Da in dem Raume war dann das Dasein über sie hinweggegangen wie ein grauer Himmel, an dem es keine Sonne mehr gibt; da war ihr junges Leben ausgelaufen wie Wein, der in den Sand läuft, ihr junger Leib mager und welk, ihr junges Herz hoffnungslos geworden. Kein Mensch in ihrer Nähe, der ihr einen Rat, einen Trost, auch nur einen freundlichen Blick gespendet hätte; immer allein und ganz mit ihren Erinnerungen allein.

Und in dem ewigen Einerlei des Jammers dann eine Stunde Märchen, eine einzige nur, aber wirklich Märchen, als sie plötzlich mit ihrem Manne zu Frau Schellram, der berühmten Frau Schellram eingeladen worden war.

Als Leonore in ihrer Erzählung bis hierher gelangt war, richtete sie den zusammengesunkenen Oberleib auf und erhob das Gesicht, als müßte sie die Frau, die da neben ihr auf dem Bette saß, die ihren Mantel abgenommen hatte, um sie damit zuzudecken, noch einmal ansehen, als müßte sie sich überzeugen, daß dieses wirklich — dieselbe —

„Ach Frau Schellram, der Abend — wenn Sie wüßten, mit was für einem Gefühle ich an dem Abend zu Ihnen aufgeblickt habe! Wenn Sie wüßten, Frau Schellram, wie ich, wie ich Sie verehrt habe!"

Frau Leontine hatte seit dem Aufzucken vorhin und dem „nur weiter, nur weiter" völlig unbeweglich und ohne Laut gesessen; sie blieb auch jetzt unbeweglich und stumm. Ihr war, als müßte sie jedes, auch das allergeringste Geräusch vermeiden, das ihr den Ton dieser Worte: „Wie ich, wie ich Sie verehrt habe" stören und zerstören könnte. Solange sie lebte, hatte sie solchen wahrhaft süßen Klang in menschlicher Stimme nicht gehört; wie wenn die Seele der Sprecherin sich ganz in Liebe auflöste und zu ihr hinüberflutete, so drangen diese Worte in sie ein.

Über Leonorens Erzählen waren die Stunden vergangen, das Morgengrau blickte durch die Fenster, Menschen und Gegenstände ließen sich jetzt deutlich erkennen. Wie ermüdet vom langen Sprechen hatte Leonore die Augen geschlossen, ihre Arme waren schlaff herabgesunken, ihr Haupt lehnte an Frau Leontinens Brust. Stumm blickte Frau Leontine auf sie nieder: das Hemd hatte sich ein wenig geöffnet — durch den Spalt blickte die zarte, schneeweiße Brust. Das reiche, dunkelblonde Haar hatte sich gelöst und hing ihr in den Nacken; einzelne Strähnen flossen über ihren Leib. In das Gesicht hatte der Kummer so tiefe Furchen gegraben, daß es aussah, als wenn keine Zeit imstande sein würde, sie ganz wieder zu glätten. An die Stelle der Verzweiflung aber war eine gewisse Beruhigung getreten, und mit der Ruhe, die in die verstörte Seele zurückkehrte, kam es wie eine Ahnung, wie ein ferner, ferner Widerschein der einstigen Holdseligkeit in die Züge des vergrämten Gesichts zurück. Welch ein hinreißendes Geschöpf mußte das gewesen sein, als es noch glücklich war!

Leise, langsam, vorsichtig ließ Frau Leontine den Körper des jungen Weibes wieder in die Kissen niedersinken, damit sie noch ein wenig schliefe. Dann, nachdem Leonore wieder eingeschlummert war, saß sie, mit dem Stuhle an das Bett gerückt, und indem sie kein Auge von der Schlafenden verwandte, sann sie den wunderbaren Empfindungen nach, die sich in ihr regten: gestern abend, vor wenig Stunden mit der Frau bekannt geworden, und jetzt — als wären sie durch die Dauer und die Erfahrungen eines Lebens miteinander verknüpft gewesen. Als läge in dem Bette nicht eine Fremde vor ihr, sondern eine Verwandte, eine jüngere Schwester, so war ihr zu Mute. Eine jüngere Schwester, die sich für sie, die ältere, geopfert hatte, indem sie für sie die schweren Erfahrungen durchlebte, die das Leben ihnen beiden bestimmt hatte, und die sie im letzten Augenblick vor dem Äußersten rettete, indem sie ihr „sieh mich an!" sagte, „und sei gewarnt!"

Tränen, wie sie sie so sanft und still in letzter Zeit niemals und vielleicht im ganzen Leben nicht geweint hatte, flossen ihr über die Wangen; ein Gefühl tiefer, liebevoller Zärtlichkeit umfaßte und umarmte ihre ganze Seele.

Von der Straße drang das Geräusch des erwachenden Tages herauf. Übermäßig lebhaft war es in dieser entlegenen Gegend nicht; Wagen und Droschken namentlich fehlten fast ganz. Um so vernehmlicher machte sich das scharfe Rollen von Wagenrädern bemerkbar, die jetzt in schneller Gangart die Straße herunterkamen und nun, so hörte es sich an, vor dem Hause anhielten.

Frau Leontine trat ans Fenster — Charlotte war pünktlich und treu gewesen, wie immer; drunten stand der Wagen, der Leonore abholen sollte.

Diese schlief noch. Es half nun nichts, sie mußte geweckt werden. Indem Frau Leontine sich daran machte, empfand sie ein aus Freude und Bangen gemischtes Zagen: hier würde nun jemand die Augen aufschlagen wie ein Kind, das man mit verbundenen Augen an den Geburtstagstisch heranführt, und dem man die Binde vom Gesicht nimmt: „Sieh her und freue dich." Wird das Kind zufrieden sein?

Sie kniete am Bette nieder, beugte sich darüber und senkte ihre Lippen im Kuß auf die halb geöffneten Lippen der jungen Frau, die sich im Schlummerodem leise bewegten. Leonore schlug die Augen auf. Sie wollte emporfahren, aber sie tat es nicht; regungslos blieb sie liegen, wie vom Traume festgehalten, wie gebannt vom Anblick des Antlitzes, das sich über sie beugte. Denn ein solches, von innerlicher Freudigkeit durchleuchtetes Gesicht, Augen mit solchem hingebenden Ausdruck hatte sie noch nie gesehen. Alles, was warm und groß und gut, gebefreudig und hilfsbereit in der Seele dieser Frau, dieser Frau Leontine Schellram war, schwoll empor wie die mächtige Welle eines heiligen Stromes und überströmte die halb verwelkte Menschenblume, die da vor ihr lag, um sie dahinzutragen zu neuem Erblühen.

„Leonore," sagte Frau Leontine, und in ihrer Stimme war ein verhaltenes Kichern, wie es die Stimme eines Erwachsenen annimmt, der einem lauschenden Kinde Märchen erzählt, „die Nacht ist zu Ende, jetzt ist es Tag, und nun bin ich bei Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß all das schwere, dunkle, schreckliche

Leben, das Sie ertragen haben, auch zu Ende ist, und daß es nun Tag für Sie werden soll und neues, besseres, gutes Leben. Und das will ich Ihnen bereiten, Leonore, denn von hier, aus dieser häßlichen Wohnung nehme ich Sie jetzt mit mir fort, in das Haus, wo es Ihnen an dem Abend so gut gefallen hat. Da sollen Sie nun bleiben und wohnen, bei der Frau Schellram, Leonore, verstehen Sie? An die Sie so viel, mit so schönen Gedanken gedacht haben, und die Sie liebt, die Sie lieb hat, die Sie liebt!"

Ihre Stimme war in Tränen erstickt; mit beiden Armen hatte Leonore ihren Hals umschlungen und ihr Gesicht zu sich herabgezogen. Wie zwei Schwestern, Haupt neben Haupt auf dem nämlichen Kissen, lagen die beiden Frauen. Dann richtete Frau Leontine sich wieder auf. Sie hörte die Schritte der Männer auf der Treppe draußen, die, von Charlotte Ussner geführt, heraufkamen, um Leonore zum Wagen hinunterzutragen.

„Und nur das eine wollt ich Ihnen noch sagen," fuhr Frau Leontine fort, indem sie sich auf die Füße stellte, „das hier" — und sie nahm die Pappschachtel auf, die sie gestern abend auf den Tisch gesetzt hatte — „und das da" — sie deutete auf die andern Schachteln in der Ecke des Zimmers — „das alles nehmen wir mit. Verstehen Sie? Das nehmen wir mit zu der Frau Schellram und bringen es zu deren Zeitung und in die Zeitung hinein. Und dann wird das ein Arbeiten, nicht mehr in Jammer und Einsamkeit, sondern in Freude und Gemeinschaft sein, und aus der kleinen, kunstfertigen Leonore wird eine Künstlerin, eine große Künstlerin werden."

Was Leonore tat, was Leonore erwiderte, als sie dieses alles hörte —? Fräulein Charlotte Ussner, wenn sie später im Kreise der Damenrepublik von den Vorgängen an jenem Morgen erzählte — sie tat es aber nur im engsten, vertraulichen Kreise und niemals, wenn Klara Weinkens und gewisse andre zugegen waren —, wenn sie also davon erzählte, wie sie an dem Morgen zu Leonore zurückgekommen war, dann wurde sie nie müde, mit immer neuem Staunen zu schildern, wie fabelhaft, fabelhaft das gewesen war. Den Abend vorher diese hilflos weinende kleine Frau, die so ausgesehen hatte, als müßte sie ihnen jeden Augenblick in den Händen zerbrechen, und dann am Morgen, als sie wieder in die Stube trat, dieses jauchzende Stammeln da aus dem Bett, und die beiden Arme, die sich ihr aus dem Bett entgegengestreckt hatten, und in dem Kopfkissen statt des totenblassen Gesichtes von gestern ein so rosig überglühtes, wie neugeborenes, reizendes Gesicht! Jedesmal, so oft Charlotte ihre Erzählung zum besten gab, schloß sich daran ein Nachspiel, und das bestand darin, daß die Erzählerin sich von ihrem Platze erhob und durch die Stube dahin ging, wo das neue, das jüngste Mitglied der kleinen Republik, Leonore Martisius, in der tiefen Fensternische dicht bei der Herrin und Gebieterin, neben Frau Leontine Schellram saß.

„Darf ich Ihnen noch eine Tasse Kakao geben?" fragte Charlotte Ussner alsdann — denn Leonore mußte ja statt des Tees Kakao trinken, um wieder zu Kräften zu kommen nach dem schweren Kindbett, das sie vor wenigen Wochen durchgemacht hatte. Zwischen Leben und Sterben war sie dahingegangen, und im ganzen Hause war es eine flüsternd verbreitete Kunde —

denn laut durfte davon nicht gesprochen werden —, daß sie nicht mit dem Leben davongekommen sein würde, wenn nicht Frau Schellram gewesen wäre mit ihrer aufopfernden Pflege bei Tag und bei Nacht.

Ja — diese Frau Schellram!

Was sie da wieder geleistet, wie sie die klagende junge Mutter zu beschwichtigen gewußt hatte, als das Kind wenige Tage nach der Geburt gestorben war! Charlotte hatte alles mit angehört — denn, was niemand anders durfte, Charlotte Ussner durfte immer dabei sein, wenn Frau Schellram sich mit der jungen Frau unterhielt — „klagen Sie nicht zu sehr," hatte Frau Schellram zu ihr gesagt, „das Kind, das Ihnen gehört hat, wäre eine Erinnerung gewesen. Wer gesund und freudig leben soll, muß ohne schlimme Erinnerungen sein — wäre es eine gute Erinnerung gewesen?" Und wie das dann gewesen war — Charlotte mußte sich noch jetzt, so oft sie daran dachte, die Augen trocknen —, als die junge, schwache, blasse Frau sich an Frau Schellram geschmiegt hatte, wortlos, aber mit einem Blick in den Augen, als wenn sie hätte sagen wollen: „Nun will ich wieder Kind und nur noch Kind und du sollst meine Mutter sein."

Freilich — wenn man sie nun so sitzen sah, in ihrer Fensternische, diese Frau Schellram, zur Seite ihres Schützlings, der kleinen Leonore, dann sah man ihr wohl an, daß diese Tage schwere Tage auch für sie gewesen und nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren: das dunkle Haar auf ihrem Haupt war viel, viel grauer geworden als zuvor und ihr Gesicht so ernst, daß das Lächeln darin nicht mehr, wie es früher gewesen, dem Sonnenschein um Mittag, sondern nur noch dem Abendlichte ähnlich sah.

Ja — sie hatte durchgemacht. Darüber war sich Charlotte Ussner mit den andern Damen einig. Aber was sie durchgemacht hatte — wer wußte das? Eine einzige, Frau Leontine Schellram, und die sagte es keinem andern. Und dies Bewußtsein, daß man, solange man lebt, nun etwas in sich tragen wird, das niemand, niemand anders je erfahren wird, das macht aus jungen Leuten alte und heitere Menschen ernst.

Zwei blutige Tage waren es gewesen, und eine schwächere als diese wie aus Stahl gefugte Natur wäre ihnen vielleicht erlegen, diese beiden Tage, an denen sie sich mit dem Ehepaar Martisius auseinandersetzte.

Denn nach dem Abend und der Nacht, da sie hinausgegangen war, um Leonore Martisius zu suchen, kam nun der Tag, an dem es galt, sich selbst wiederzufinden, mit dem Spuk aufzuräumen, der ihre Seele umnebelt hatte und dem Gatten Martisius zu sagen: „Mach, daß du hinauskommst aus meinem Leben!"

Am Nachmittag des Tages, als sie in Gemeinschaft mit Charlotte Ussner Leonore, in Betten verpackt, in ihr Haus geschafft und dort in dem vorher bestimmten, mit allen Erfordernissen ausgestatteten Zimmer untergebracht hatte, damit sie hier, unter Obhut, Sorgfalt und Pflege, ihrer Stunde entgegensehen könnte, wurde ihr wieder ein Brief mit den bekannten, schmierig hingehauenen Schriftzügen überbracht, und bevor sie sich noch hatte entschließen können, den Umschlag zu öffnen — denn nach den Erlebnissen der vergangenen Nacht empfand

sie geradezu ein Grauen vor dem Brief —, klopfte es an ihre Tür, und der Redakteur ließ sich anmelden. Hiobsbotschaften hören tatkräftige Menschen immer zuerst an, und der Redakteur, das wußte sie, brachte eine solche, die Botschaft vom schweren Schaden, den ihre Zeitung erlitten hatte.

Also sollte er hereinkommen. Frau Leontine wappnete sich mit dem Anschein kühler Gelassenheit, um ihn ohne Schwäche anzuhören. Alles aber kam anders, als sie erwartet hatte:

Mit der üblichen Verbeugung, die den scharfkantigen Mann immer wie ein halbgeöffnetes Taschenmesser mit wagrecht hervorstehender Klinge aussehen ließ, trat er bei ihr ein. Als er sich dann aber aufrichtete und Frau Leontine in seinem Gesicht den Ausdruck vorwurfsvollen Kummers suchte, fand sie statt dessen vergnügtes Staunen und Bewunderung darin.

„Gnädige Frau — ich gestehe — ich hätte es nicht geglaubt, nicht für möglich gehalten — die Aufsätze dieses – Herrn Martisius – ich muß mich wirklich wieder vor der journalistischen Feinfühligkeit der gnädigen Frau beugen — ich hatte die größte Sorge gehabt, wie sie wirken würden — ich habe mich geirrt — es scheint ein ausgesprochener Erfolg zu sein."

Auf eine Hiobspost hatte Frau Leontine sich vorbereitet — diese Nachricht brachte sie beinah aus der Fassung.

„Das — hat gefallen?" fragte sie mit unterdrücktem Laut.

„Wie es scheint, außerordentlich", erklärte der Redakteur, und der Erfolg strahlte förmlich von seinem Gesichte. „Der Redaktion sind eine ganze Menge zustimmender, zum Teil geradezu begeisterter Zuschriften zugegangen; neue Abonnements sind erfolgt."

Sprachlos durchmaß Frau Leontine das Zimmer. Begeisterte Zuschriften auf so etwas?

„Von wem kommen die Briefe?" erkundigte sie sich. „Ich meine, aus welchen Gesellschaftskreisen hauptsächlich."

„Hauptsächlich aus den Kreisen jüngerer Schriftsteller."

Sie wurde nachdenklich.

„Und die neuen Abonnements?" fragte sie weiter.

„Hauptsächlich aus Cafés und Restaurationen, in denen die Schellramsche Zeitung bisher nicht gehalten worden war."

Frau Leontine wendete sich ab. Sie konnte den Mann nicht ansehen; sie wollte ihm nicht wehtun und sie würde ihm wehgetan haben, wenn sie ihn angesehen und er in ihrem Gesicht die Verachtung gelesen hätte, die sie in diesem Augenblick erfüllte.

Wie unangenehm ihm damals die Erzählung jenes Menschen gewesen war — deutlich hatte sie es noch in den Ohren; wie wenig ihm seine jetzigen kritischen Aufsätze gefielen — deutlich hörte sie es aus seinen Worten. Aber der Erfolg — und sein eigenes Empfinden kroch in sich zurück, sein persönliches Urteil beugte das Rückgrat. Was für ein gemeiner Gesell, dieser Erfolg, der Menschen so um ihr Eigenstes betrügt!

Den Redakteur hatte das Schweigen Frau Schellrams nicht gestört; er schob es darauf, daß sie sich an ihrem Triumph heimlich weidete. Mit einem

bescheiden-verlegenen Lächeln nahm er schließlich wieder das Wort: „Nach dieser ersten Leistung des Herrn Martisius, die ich, ehrlich gestanden, als eine Probeleistung angesehen hatte, und nach dem überraschenden Erfolg derselben glaube ich annehmen zu sollen —“ Er kam nicht zu Ende.

„Dieser ersten Leistung des Herrn Martisius wird keine zweite folgen!“ Frau Schellram war es, die ihn also unterbrach und ihm diese Worte mit bebender Stimme geradezu ins Gesicht schleuderte.

„Ich habe seine Rezensionen gelesen,“ fuhr sie fort, indem sie vor den verblüfften Augen des Redakteurs zornig hin und her ging; „ich finde sie unwürdig, abscheulich, schlecht. Ich beklage es, daß ich meine Zeitung zu derartigen Kundgebungen hergegeben habe. Ich sage das, ohne Ihnen einen Vorwurf damit zu machen. Ich weiß, daß Sie von vornherein gegen seine Mitarbeiterschaft gewesen und nur meiner ausdrücklichen Weisung gefolgt sind. Die Schuld trifft mich allein, und ich nehme die Folgen auf mich, die ich in diesem sogenannten Erfolg, diesem — diesem Skandalerfolg erkenne. Für ernsthafte Leute und Familien, nicht für Kaffeehauszigeuner ist meine Zeitung. Ein Skandalerfolg ist das schlimmste, was einer anständigen Zeitung passieren kann. Doch, wie gesagt, ich nehme die Schuld auf mich. Aber auch die Konsequenzen. Und die Konsequenz ist die, daß Herr Martisius zum ersten- und letztenmal an meinem Blatt gearbeitet hat.“

Völlig betroffen hatte der Redakteur diesen leidenschaftlichen Erguß über sich dahingehen lassen. Er kannte die Frau, er wußte, daß, wenn sie in solchem Tone sprach, keine Macht der Welt ihren Willen zum Umfallen gebracht haben würde. Irgendwelchen inneren Drang, für den Verfasser der Aufsätze einzutreten, fühlte er keineswegs; er hatte geglaubt, im Sinne der Prinzipalin zu sprechen, wenn er so sprach, wie er getan.

„Wünschen gnädige Frau, daß in diesem Sinne an Herrn Martisius geschrieben wird?“ fragte er nach längerer Pause.

Frau Leontine stand am Tisch. Ihre Augen ruhten auf dem Briefe, der noch uneröffnet auf dem Tische lag.

„Ich werde die Sache selbst in Ordnung bringen,“ erwiderte sie. Es sah aus, als wenn sie überlegte, wie sie es machen würde. Vielleicht wäre es ja am bequemsten gewesen, wenn ihm einfach durch die Redaktion gekündigt würde? — Aber nein! Aber ... Ihre stolze Seele richtete sich in zürnender Empörung auf. Kein andrer, hinter dem sie sich verkroch! Sie selbst — ob brieflich, ob mündlich, das überlegte sie noch. Mit der hoheitsvollen Freundlichkeit, die sie ihren Angestellten gegenüber stets bewahrte, wandte sie sich um und reichte dem Redakteur ihre Hand.

„Jedenfalls danke ich Ihnen und bitte Sie, die Episode als erledigt anzusehen.“ Sie lächelte, indem sie das sagte, und das Lächeln blieb auf ihrem Gesichte, solange der Mann im Zimmer war. Sobald er es verlassen hatte, verwandelten sich ihre Züge und strafften sich zusammen, daß ihr Antlitz wie eisern aussah; dann nahm sie das Schreiben und riß den Umschlag auf. Das Innere des Briefes sah beinah noch wüster aus als gewöhnlich; es bestand nur aus zwei eigentlich einsilbigen Sätzen, und diese liefen, als wären die

Buchstaben betrunken gewesen, von der oberen linken Ecke der Seite quer nach der Ecke unten rechts. Er schrieb:

„Kolossaler Erfolg! Ich warte! Edgar Martisius."

Wie es Frau Leontine in Augenblicken höchster Erregung zu geschehen pflegte, so erging es ihr auch jetzt, ihr ganzer Körper reckte sich kerzengerade, als wäre er an eine stählerne Stange gepfählt gewesen. Sie hielt den Briefbogen in der Hand; das einzige Zeichen körperlichen Lebens, das in ihr pulsierte, war das kaum bemerkbare Zittern des Papiers in ihrer Hand. In dieser regungslosen Stille aber bereitete sich etwas in ihr, als stände ein Mensch in ihrem Innern auf, der in Ketten dort drinnen gelegen hatte und jetzt mit einem Krachen und Reißen die Ketten von den Gliedern warf. Es war kein neuer, kein andrer Mensch, sie war es selbst, die Frau, die sie einst gewesen, die sie ihr Leben lang gewesen war, die Walküre, die sich von einer verbuhlten Flöte ins dunstige Tal hatte locken lassen, und die jetzt, von ihrem flammenden Zorne wie auf feurigen Flügeln getragen, zu den Höhen wieder aufstieg, auf denen ihre Heimat war.

Daß es einer letzten Aussprache zwischen ihr und diesem Manne bedurfte — natürlich. Welcher Art diese Aussprache sein sollte, ob brieflich, ob mündlich, darüber war sie sich noch nicht schlüssig gewesen. Jetzt mit einem Schlage war der Entschluß da, und er lautete: Auge in Auge, Mensch gegen Mensch, persönlich zu ihm hin! Jetzt, wo sie das da gelesen hatte, diesen Brief, diese Fratze eines Briefes, diese Kundgebung eines geistigen Habenichts, der am Schanderfolge genippt und sich gleich zum Trunkenbolde daran berauscht hatte.

„So — du warteſt?" So wagte er an sie zu schreiben —.

Wenn auch nur ein Funke von der einstigen Bescheidenheit, der beinahe kriechenden Demut früherer Tage in den Zeilen gewesen wäre — wer weiß — wer weiß, ob nicht trotz allem, was diese vergangene Nacht an Enthüllungen gebracht hatte, die dunkle Gewalt, an die sich ihr Blut auch jetzt noch wie an einen überstandenen, aber vielleicht immer noch nicht gänzlich überwundenen Fiebertraum erinnerte, Schwankungen in ihr bewirkt hätte, die — — Aber so — „ich warte" — wie ein Herr, der zur Magd, wie ein Sklavenhalter, der zur Sklavin spricht! Ah gut — er hatte den Ton getroffen, der die Löwin in ihr weckte, und mit einem Gefühl, als müßte sie wie eine Löwin, wie die königliche Vertreterin des ganzen Weibgeschlechtes sich über diesen Mann, diesen Verführer, Verderber und Zertreter der Frauen herstürzen, ordnete sie an, daß der Wagen angespannt würde, der sie zu ihm führen sollte.

Da lagen noch immer die Schlüssel, die er ihr hier gelassen hatte.

Mit einem grimmig verhaltenen Lachen raffte sie die Schlüssel auf und steckte sie ein. Nicht um sie zu gebrauchen, sondern um sie ihm zurückzugeben.

„Damit ich durch deine Gartentür zu dir schlüpfte? Nicht wahr? Wie eine — eine — wie deine Buhlerin und Maitresse?" Nein, sondern am hellichten Tage, vor der Pforte seines Hauses, auf offener Straße wollte sie vorfahren; alle Menschen sollten es sehen dürfen, denn warum sollten die Menschen nicht wissen, daß sie zu geschäftlicher Auseinandersetzung mit Herrn Martisius fuhr? Und eine geschäftliche Sache war es, weiter nichts.

Also gab sie dem Kutscher Straße und Hausnummer an und also, heute von niemandem begleitet, fuhr sie dahin.

Nicht so weit wie gestern zu Leonore, aber immerhin weit genug war auch heute der Weg. Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sie hatte im Laufe des heutigen Tages kaum etwas genossen — Aufregung und Aufregung seit vierundzwanzig Stunden. Indem sie, einsam in ihrem Wagen, die langen Straßen entlangrollte, war es ihr, als ginge das Schütteln der Räder in ihren Körper über, als nähmen ihre Nerven es auf und fingen an, in ihr zu zittern; die Angegriffenheit kroch wie ein kalter Körper in ihren Organen herauf. Zugleich kam das immer näher, wohin sie fuhr, das Ziel, und nun war es ihr, als wüchse etwas Unbekanntes wie ein finsterer Schatten vor ihr empor. War es nicht eigentlich doch ein abenteuerliches, ein tollkühnes Unternehmen, zu dem sie ausging? War nicht einmal ein Moment in ihrer Seele gewesen, da der Gedanke, ihn in seiner Behausung aufzusuchen, allein mit ihm in seiner Wohnung zu sein, trotz allen Schauers wie eine kochende Welle in ihrem Blute gewühlt hatte? War sie ihrer wirklich so sicher, wie sie vorhin, im Auflodern des Zornes, gedacht hatte? Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, noch jetzt, im letzten Augenblicke, dem Kutscher Halt zu rufen und von dem Gange abzustehen? Aber indem sie dies noch dachte, hielt der Wagen an, und es gab kein Zurück mehr.

Sie stieg aus und überschritt einen geräumigen Hof, nach diesem einen zweiten und als sie an dessen Ausgang gelangt war, befand sie sich in einem Garten, über dessen Hinterwand der Blick ins Freie ging. Zu ihrer Rechten sah sie die Eingangspforte zu einer im Erdgeschoß gelegenen Wohnung, zu der einige Stufen hinaufführten, — hier also. Sie ging auf die Stufen zu; noch bevor sie diese aber erreicht hatte, erschien aus dem Quergebäude, das zwischen dem zweiten Hof und dem Garten lag, eine Frau, die so ungefähr wie eine Pförtnerin aussah.

„Gnädige Frau suchen Herrn Martisius?"

Frau Leontine wandte sich um; sie sah in ein Gesicht, in dem ein lauernder Zug ihr unangenehm entgegentrat.

„Ich warte bei Herrn Martisius auf," erklärte die andre eifrig und, da sie den erstaunten Ausdruck von Frau Schellram bemerkt hatte, fügte sie in unterwürfiger Beflissenheit hinzu: „Herr Martisius ist ausgegangen, kommt aber gleich wieder; wenn gnädige Frau etwas Geschäftliches zu besprechen haben — Herr Martisius hat mir gesagt, er erwarte eine Dame in einer geschäftlichen Angelegenheit —, telephoniere ich ihm gleich."

Bei normaler Gemütsverfassung würde Frau Leontine sich nach diesem Bescheide auf dem Absatze umgedreht haben und davongegangen sein. Aber ihr Gemüt war in einen Zustand geraten, der ihr die gewohnten Formen als etwas erscheinen ließ, das gar nicht mehr in ihr Dasein gehörte. Zur Entscheidung war sie ausgegangen, weil Entscheidung sein mußte, — sollte sie jetzt vor den lauernden Gedanken die Flucht ergreifen, mit denen die untergeordnete Person dort sich ihren Schritt vielleicht zurechtlegte?

„Eine geschäftliche Angelegenheit habe ich allerdings mit Herrn Martisius zu ordnen.“ Sie sprach so kalt und von oben herunter wie möglich; sie würdigte die Aufpasserin keines Blickes. Sobald sie gesprochen hatte, eilte diese die Stufen hinauf und riß die Pforte vor ihr auf; dann ging sie ihr voran, um auch die innere, zu den Wohngemächern führende Tür aufzuschließen. „Wenn ich bitten darf, gnädige Frau.“

Die Tür schlug hinter ihr zu; Frau Leontine war in seiner Behausung. Das erste, was sie empfand, war ein Gefühl, als müßte sie ersticken. Woher das kam? Vielleicht davon, daß das ganze Zimmer so mit Möbeln, Bildern, Teppichen und Decken vollgestopft war, daß ihr wirklich war, als könnte sie keinen Atem holen. Es war ein großer, länglicher, dreifenstriger Raum — die Übermasse der Ausstattung aber ließ ihn so eng erscheinen, daß jemand, der hineintrat, kaum wußte, wie er sich darin bewegen, wo er die Glieder lassen sollte.

Die Arme an den Leib gedrückt, ohne sich zu rühren, stand Frau Leontine mitten in der Stube und ließ die Augen langsam umhergehen. Gestern das Zimmer, in dem sie die Frau gefunden hatte, mit den kahlen, schmutzigen, getünchten Wänden, den rohen Dielen, elenden Möbeln, mit dem ganzen Schauder der Armseligkeit erfüllt — und jetzt das hier — ein Raum wie ein Nest, ein dickes, gepolstertes, in der brütenden Hitze der Lüsternheit schmorendes Nest, wie der Harem eines Sultans, der seinen morgenländischen Phantasien frönt. An den Wänden die Bilder, lauter gierige, nackte oder pervers halbnackte Sinnlichkeit; am Fußboden der Teppich, der riesige, das ganze Parkett bedeckende lachsfarbene Teppich, in dem der Fuß wie in quappendem Moos versank. Dort drüben das Ruhebett, eine Lagerstatt wie für Sardanapal, mit seidenen Kissen überdeckt und überschüttet. Und endlich unter dem Fenster der angebliche Schreibtisch — der angebliche — denn in Wahrheit war es ein Schaustück, ein Schmuckstück unter all dem übrigen Luxus, an dem man sich einen ernsthaften Mann bei ernsthafter Arbeit absolut nicht vorstellen konnte. Ein Widerwille, ein unaussprechlicher, unüberwindlicher, stand in der Frau auf. Das Zimmer ist nicht nur das Futteral des Menschen, es ist der Mensch selbst. Dies also war der Mensch. So waren die Bedürfnisse, die er brauchte, die Neigungen, die ihm wohltaten, das war die Behausung, von der er ihr in seinen Briefen voller Stolz erzählt, in die er sie eingeladen hatte, weil er überzeugt war, daß sie ihr gefallen würde. So hatte er sie beurteilt, die Frau Leontine Schellram, die stolze, die geistige Frau! Während das feingliedrige, feinfühlige Geschöpf, das er sich als Gattin hatte gefallen lassen, solange es Geld hatte, da draußen verhungerte und erfror. So sah die Seele dieses Menschen aus? So war seine Art?

Und zu all diesem seelischen Unbehagen kam noch etwas, etwas Besonderes, das sie sich anfänglich gar nicht zu erklären vermochte, das ihr aber eine bis zur Übelkeit sich steigernde körperliche Widrigkeit bereitete — und jetzt merkte sie, was es war: die ganze Wohnung war parfümiert. Ein schwerer, moschusartiger Duft lag wie ein Dunst über dem Zimmer und strömte aus Kissen, Decken und Teppichen.

Wie es einem ergeht, wenn man etwas nicht riechen will, daß man den fatalen Geruch erst recht in die Nase zieht, so erging es ihr. Und nun, indem sie diese mit dem lüstern-narkotischen Duft geschwängerte Luft widerwillig und doch widerstandslos einatmete, fühlte sie, wie sich in ihrem Innern etwas Merkwürdiges bereitete, etwas ganz Neues, wie ein tiefes, plötzliches Erstaunen, ein Zu-sich-selbst-kommen, ein Erwachen — bisher war sie mit diesem Manne nur in persönliche Berührung gekommen, indem er zu ihr, in ihre Wohnung, ihre Luft kam — heute kam sie zum erstenmal in seine Atmosphäre zu ihm, und seine Atmosphäre war ihr ein Greuel. All die leidenschaftlichen Empfindungen, die sie noch kurz zuvor, während sie im Wagen herfuhr, bewegt hatten, schwiegen plötzlich still; es war, als hätte sich Eis darüber gelegt, und als wären sie darunter erfroren. Was sie vorhin, eigentlich wie eine Ausflucht, zu der Frau gesagt hatte, daß sie in geschäftlichen Angelegenheiten käme, wurde plötzlich tatsächliche Wahrheit; sie fühlte es, daß sie wirklich ganz geschäftsmäßig mit dem Manne verhandeln würde. Als wenn etwas in ihr gewesen wäre, worauf sie sich gar nicht mehr zu besinnen vermochte, — sonderbar, sonderbar war ihr zu Mut.

Indem sie diesem allen noch nachsann, ertönte draußen ein hastiger Schritt, im nächsten Augenblick war die Tür aufgerissen, Edgar Martisius stürmte herein.

„Endlich!" rief er, und er machte eine Bewegung, als wollte er auf sie zugehen und sie in die Arme reißen.

Aber er brachte seine Bewegung nicht ans Ende. Diese Frau da, diese Frau Schellram, wie sie dort mitten im Zimmer stand, beide Hände in der Muffe, ohne Miene zu machen, auch nur eine Hand herauszuziehen und ihm hinzureichen, — etwas so Eigentümliches war in ihr, so Neues, so Fremdes, andres als früher, daß er unwillkürlich stehen bleiben mußte. In ihren Wangen keine Spur von dem Erröten mehr, das jedesmal, so oft er in ihre Nähe gekommen, darüber geflammt war, in ihrem Gesicht diese — diese Starrheit? Ja, wenn es wenigstens noch Starrheit gewesen wäre, — dahinter versteckt sich Leidenschaft — aber diese Gleichgültigkeit! „Hier entrinnt dir eine!" Sein Instinkt war es, der in seinem Innern den Schrei erhob. Und sein Instinkt war es auch, der ihn jetzt die Augen mit allen dämonischen Lichtern, die in diesen Augen ruhten, Bitte, Flehen, Zorn und Drohung, auf sie richten ließ. Und indem er dies tat, geschah etwas, das ihn beinahe gänzlich aus der Fassung brachte: in dem bisher regungslosen Antlitz von Frau Leontine Schellram entstand eine Bewegung, keine zuckende, eine ganz langsame, ein Lächeln, nur ein kaum merkbares, aber doch so weit angedeutetes, daß man erkannte, welch ein verächtliches Lächeln es war. Sie hatte keinen Blick von ihm verwandt, hatte das Aufflunkeln, das Drängen, Eindringenwollen und Bohren seiner Augen gesehen, und merkwürdig — es hatte sie ganz gleichgültig gelassen. Ja, sie staunte im stillen selbst — alles, was einst so glühend auf sie gewirkt hatte, blieb ohne alle Wirkung. Sie erkannte sein verzweifeltes Bemühen, Eindruck zu erwecken; beinah tat der Mann ihr leid. Wie jemand, der ein Feuerwerk abbrennen will, und dem es nicht recht

gelingt, so ungefähr kam er ihr vor, und das hatte sie zum Lächeln gebracht. Freilich — sie wußte ja jetzt, wie erbärmlich das Material war, das hinter all diesen Feuerwerkskörpern steckte! Darum verschwand das Lächeln, und ein strenger, harter Ausdruck zog ihre Züge beinahe drohend zusammen.

„Zunächst dies hier," sagte sie, indem sie die Schlüssel aus der Tasche zog und auf den Schreibtisch warf, „das Sie neulich bei mir vergessen haben."

Er wollte auffahren, wollte etwas erwidern, etwas Wütendes, denn die offenkundige Geringschätzung in ihrer Bewegung hatte ihn gereizt, aber es regte sich wieder die elende Natur in ihm, die sich duckte, sobald sie die Faust fühlte, und das Gesicht dieser Frau war wie eine Faust über ihm, und diese Frau war es, von der seine Existenz abhing. Darum begnügte er sich mit einem halb unterdrückten höhnischen Lachen.

Frau Leontine hörte darüber hinweg.

„Ich komme, Ihnen eine geschäftliche Mitteilung zu machen," fuhr sie fort, und ihre Stimme kam ohne Zorn und Erregung, darum doppelt wirksam in ihrer unbarmherzigen Sachlichkeit hervor: „Sie werden an meiner Zeitung nicht mehr arbeiten."

„Aber Sie haben mich doch engagiert," schrie Edgar Martisius unwillkürlich auf.

„Auf ein Jahr," erwiderte sie mit unerschütterlicher Bestimmtheit. „Das Salär eines Jahres wird Ihnen ausgezahlt werden. Schreiben aber werden Sie für meine Zeitung nichts mehr."

Er wand sich förmlich unter diesem Willen, der alles vorausgesehen, alles voraus angeordnet hatte und jetzt Schlag auf Schlag auf ihn niederfiel.

„Meine Aufsätze haben aber doch kolossal gefallen?"

„Aber nicht mir!" entgegnete Frau Leontine, und in ihrem Blick war ein Aufflammen, in ihrer Stimme ein Emporschwellen, daß ihm die Erwiderung im Halse stecken blieb.

Ihre Aufwallung dauerte indessen nur einen Augenblick.

„Ich komme auch noch in einer persönlichen Angelegenheit" — ihre Stimme hatte wieder den kalten, sachlichen Ton angenommen, der so zermalmend auf ihn wirkte. „Ihre Frau ist in meinem Hause."

Edgar Martisius riß die Augen auf. Frau Leontine, die ihn bisher unverwandt angesehen hatte, senkte den Blick. Von jetzt an sprach nicht mehr die Anklägerin allein, sondern gewissermaßen die Schuldige zum Mitschuldigen.

„Ich habe Ihre Frau in ihrer Wohnung aufgesucht," fuhr sie fort. „Man hatte mir gesagt, daß es ihr schlecht ginge. Ich hatte nicht gewußt, daß es ihr so schlecht ging."

Sie machte eine kurze Pause. Von dem Manne ihr gegenüber kam kein Laut.

„Ihre Frau befindet sich in andern Umständen" — ihre Stimme kam jetzt schwer aus der Brust —, „es wäre gut gewesen, wenn Sie mir das gesagt hätten, damals, als wir — das besprachen — von der Gartenwohnung."

Edgar Martisius schwieg. Frau Leontine richtete die Augen wieder auf ihn. „Hatten Sie es gewußt?"

Er hatte den Blick gesenkt. Er gab keine Antwort.

Auch ohne daß er sprach, wußte sie, woran sie war. Wie er da vor ihr stand, kläglich, jämmerlich, erbärmlich! Wenn er gesprochen hätte, was hätte er zu sagen gehabt? „Ich habe mich nicht darum gekümmert, habe nicht danach gefragt."

Und sie — Mitschuldige geworden mit einem solchen!

„Ihre Frau wird ihre Entbindung in meinem Hause abwarten," sagte Frau Leontine weiter. „Wenn sie in dem Zustand in ihrer Wohnung geblieben wäre, so, wie sie war, ohne Hilfe, ohne Beistand, wäre sie wahrscheinlich gestorben."

Sie trat einen Schritt auf Edgar Martisius zu.

„Das wäre schrecklich gewesen!" Im Gegensatz zu ihrer bisherigen ruhigen Sprechweise brach dieses Wort heiß, dumpf unterdrückt, wie hervorgepreßt aus einer Fülle überwältigender Gefühle aus ihr hervor.

Edgar Martisius blickte auf. Als er ihre Augen auf sich gerichtet sah, ließ er den Blick wieder sinken. Er ertrug ihre Augen nicht. Die Kniee schlotterten ihm. Er setzte sich schwer auf das Ruhebett nieder, an dem er stand.

Es trat ein lastendes Stillschweigen ein.

„Ich habe mit Ihrer Frau gesprochen," nahm Frau Leontine das Gespräch wieder auf, „ich habe sie kennen gelernt." Dann beugte sie sich nieder, als wollte sie ihm das, was sie zu sagen hatte, ins Ohr sagen: „Ich weiß jetzt Bescheid."

Edgar Martisius richtete das Haupt nicht auf, er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn, er beugte den Oberleib, so daß es aussah, als klappte er zusammen.

Frau Leontine Schellram blieb stark.

„Ehegatten, zwischen denen solche Dinge geschehen sind, solche Worte gesprochen worden sind, — halten Sie es für möglich, daß sie wieder zueinander kommen?"

Edgar Martisius schwieg.

„Ich halte es für ausgeschlossen und unmöglich," fuhr Frau Leontine fort. Der Nachdruck, mit dem sie es sprach, ließ ihre Worte wie eine Entscheidung erklingen, eine Entscheidung fürs Leben.

Sie sah auf ihn herab, wie er da zusammengeknickt vor ihr saß.

Würde er gar nichts sagen? Er sagte gar nichts.

„Wie denken Sie über Ihre künftige Existenz?"

Als Edgar Martisius diese Frage vernahm, stützte er die Ellbogen auf die Kniee und drückte das Gesicht in die Hände. Was hätte er zu erwidern vermocht? Gegenwart und Zukunft, sein ganzes Dasein schwamm wie ein dunkles Chaos in seinem Kopfe. Nur das eine hörte er aus der Frage heraus, daß die Hand, die ihm die Existenz hingereicht und gegeben und geschenkt hatte, die freigebige Hand sich zurückzog, daß er auf eignen Füßen stehen sollte. Auf eignen Füßen, er!

Frau Leontine, als sie diese verzweifelte Gebärde sah, mochte fühlen, was in dem Manne dort vor sich ging. Durfte sie bloß Richterin sein? Wenn

sie in diesem Menschen, den sie jetzt sah, wie er wirklich war, einmal etwas so ganz andres zu sehen geglaubt hatte, war das nur seine Schuld gewesen? Wer war's, der ihn auf den Weg geschoben, der ihn in dieses moschusduftige Nest geführt hatte?

„Ich glaube" — ihre bisher so strenge Stimme nahm einen sanfteren Klang an —, „die Schriftstellerei ist nicht der Beruf, auf den Sie ein Leben gründen können. Zu eignem Schaffen reicht Ihre Kraft nicht. Bloß vom Rezensententum leben wollen, das heißt darauf lauern, ob vom Tische des schaffenden Lebens so viel abfällt, daß man von heute auf morgen seinen Hunger damit stillen kann. Sie sind noch jung — ich gebe Ihnen einen Rat: ergreifen Sie eine praktische Tätigkeit. Sie haben auf Buchhändler gelernt; vielleicht bietet sich Ihnen da wieder etwas. Am besten, Sie gehen aus Berlin. Hier, das glaube ich, gehen Sie zugrunde. Noch besser und am allerbesten vielleicht, Sie gehen ganz aus Deutschland hinweg. Amerika — Ostasien — die Welt ist groß, und auch die deutsche Welt ist ja größer geworden, als sie es war. Vielleicht finden Sie da draußen ein neues Feld."

Edgar Martisius hob das Gesicht aus den Händen. Sie sah, wie er aufmerksam wurde, wie er zu lauschen begann. Ein lauernder Blick blinzelte von ihm zu ihr herauf.

„Sie meinen," fuhr sie fort, „ich will Sie unter allen Umständen von hier fort haben, — nicht wahr?"

Er murmelte etwas Unverständliches und stierte wieder auf den Fußboden.

„Immer sprechen Sie es aus," sagte sie. „Sie haben ganz recht, ich will es auch."

Unwillkürlich zuckte er mit dem Kopfe auf. Frau Leontinens Blick aber kam wie blauer Stahl auf ihn herunter.

„Ich will Ihnen etwas sagen: Ihre Frau — die habe ich jetzt in meinen Schutz genommen. Denn Ihre Frau ist nicht nur eine adlige Natur — in Ihrer Frau steckt auch eine Künstlerin, eine große. So etwas, verstehen Sie, das schütze ich. Ihre Frau muß wieder gesund werden; sie ist krank gewesen, sehr krank. Damit sie wieder gesund wird, dazu gehört, daß alles von ihr ferngeht, was sie krank gemacht hat. Wollen Sie es darauf ankommen lassen — gut — so bleiben Sie. Dann wollen wir kämpfen. Denn ich werde kämpfen, darauf können Sie sich verlassen."

Dieser Versicherung hätte es nicht bedurft. Wie eine Säule stand sie vor ihm; schmetternd, als wenn sie aus einem Instrument käme, rollte ihre Stimme über ihn hin. Sein Atem ging mit einem dumpfen Schnauben. Er fühlte sich machtlos, hilflos, beinahe vernichtet. Kämpfen — er — mit dieser Frau! Aus deren Worten er heraushörte, wie eisig klar, wie messerscharf sie ihre Entschlüsse gefaßt und den Weg zu ihrem Ziele gewählt hatte. Von der er wußte, wie mächtig ihre Hand war, mächtig, wenn sie helfen, und ebenso ohne Zweifel, wenn sie vernichten wollte. Kämpfen — um was denn? Um eine Frau, die er schon seit langem gar nicht mehr wie seine Frau empfand, die ihm gleichgültig geworden war? Er schüttelte das Haupt. Er wußte nicht mehr aus noch ein. Gestern abend, als seine Kaffeehauskumpane sich an seinen

Aufsätzen erbaut hatten, war er sich wie ein großer Mann erschienen — jetzt, hier, dieser Frau gegenüber, in der das wahre, wirkliche Leben vor ihm stand, fühlte er sich klein, elend, wie ein Wicht.

Um so wunderbarer berührte es ihn daher, als plötzlich ebendiese Frau in mildem, beinah freundlichem Tone fortfuhr: „Wir wollen in Frieden auseinandergehen! Es ist besser — nicht wahr? Sehen Sie, mit dem Jahresgehalt, das ich Ihnen zahlen lasse, könnten Sie ja, wenn Sie wollten, in Berlin bleiben und, solange das Geld reicht, leben. Vielleicht finden Sie auch an einem oder dem andern untergeordneten Blatte für Rezensionen, wie diese es waren, ein Unterkommen; bei guten und gediegenen Zeitungen nicht — trauen Sie meiner journalistischen Erfahrung, bei denen nicht. Davon können Sie dann wieder nicht leben, und in zwei, höchstens drei Jahren sind Sie ab und aus und tot. Statt dessen mache ich Ihnen einen Vorschlag: Sie gehen aus Deutschland, zum wenigsten aus Berlin. Sie leiten Ihrerseits und wir leiten unsrerseits alles ein, damit Sie endgültig von Ihrer Frau geschieden werden. Sie suchen sich draußen ein neues, ernstes, tüchtiges Leben. Wenn Sie dazu bereit sind, wenn Sie darauf eingehen, erkläre ich hiermit, daß ich Ihnen in das neue Leben hineinhelfen, daß ich Ihnen für drei Jahre die Mittel gewähren will, daß Sie anständig davon leben können. Soll es so sein?"

Edgar Martisius hob langsam, als wenn er mit dem eben Vernommenen nicht fertig werden könnte, das Haupt. Für drei Jahre lang das Leben garantiert. Nachdem er soeben noch ein Gefühl gehabt hatte, als wenn er auf die Straße gesetzt worden wäre. Er sah zu der Frau auf. Ihre Augen ruhten auf ihm, nach wie vor, aber nicht mehr mit dem stählern vernichtenden Feuer von vorhin, sondern mit dem wundervollen Ausdruck, der so lebenerweckend aus dieser königlichen Gebenatur hervorzublicken vermochte. Und plötzlich kam ihm die Erinnerung an eine Stunde, wo er schon einmal dieser Frau gegenübergesessen hatte und sich klein und elend und erbärmlich vorgekommen war, weil er einen Augenblick über seine Natur hinausgewachsen und sich bewußt geworden war, wie unermeßlich ins gute und große gemalt sein Bild sich in dieser großen Natur widerspiegelte. Und wie von einer ihm fremden, unerklärlichen Gewalt getrieben, glitt er vom Ruhebett, worauf er saß, auf die Kniee und griff nach ihren Händen.

Frau Leontine wich zurück. „Davon nichts mehr," sagte sie, und ihre Stimme war wieder laut und streng.

Es hätte keine Gefahr mehr gehabt, wenn er ihre Hand berührt hätte; das, was einst von ihm ausgegangen war, der heiße, berauschende, betörende Strom, ging nicht mehr von ihm aus; das alles war abgebrochen, wie wenn ein elektrischer Draht, der zwischen ihnen gewesen, durchgeschnitten worden wäre. Aber sie wollte nicht — es sollte keine Berührung mehr sein zwischen diesem Menschen und ihr. Sie hatte ihm ihr Anerbieten gemacht, weil sie fühlte, daß sie es mußte; sie hatte in das Leben der beiden Menschen eingegriffen, und dieser Mann dort war schwindlig davon geworden. Ihre Pflicht war jetzt, ihn wieder auf die Füße zu stellen. Aber indem sie ihr Anerbieten machte, hatte sie in seinem Gesichte gelesen und den gierigen Gedanken: „Du bekommst

etwas geschenkt," darin aufleuchten, hatte gesehen, wie er zugriff mit beiden Händen. In diesem Augenblicke wußte sie, daß sie es mit einer Natur zu tun hatte, an der jeder verloren geht, der sich daran verschwendet, einer Bettlernatur. Sie hatte sich verschwendet, beinah war sie verloren gegangen — mit dem Zorn über ihre eigne Verblendung mischte sich das Gefühl, das, wenn es zwischen Menschen tritt, kein Händeschütteln mehr zuläßt, kein warmes Gefühl, nicht einmal das Mitleid, und das jetzt zwischen ihr und jenem dort stand: der Ekel.

„Soll es so abgemacht sein zwischen uns? Nehmen Sie an?" fragte sie langsam, jede Silbe betonend, als wenn sie sie unterstriche. Edgar Martisius hatte sich vom Boden erhoben. Er murmelte etwas nur halb Verständliches, das ungefähr wie „jawohl, jawohl" klang.

Frau Leontine wendete sich ab und trat an die Tür.

„Sie werden morgen schriftlich erfahren, wann, wo und in welcher Weise Sie zum Beginn eines jeden Jahres das Geld erheben können" — mit diesen Worten ging sie, und indem sie die Tür hinter sich schloß und auf den Hof wieder hinaustrat, war es ihr, als versänke hinter ihr ein wüster, schwüler, bedrückender Traum. — — — — —

Und nun also im Kreise der Damen ihrer Damenrepublik, in ihrer alten, behaglichen Fensternische saß Frau Leontine, Leontine Schellram. Ihr zur Seite, in einem Polsterstuhle, der eigens für sie hergerichtet war, weil das Wochenbett, das schwere, sie so angegriffen hatte, das jüngste Mitglied der kleinen Republik, Leonore. Vor dieser, auf einer Fußbank, kniete Charlotte Ussner, eine Tasse in der Hand, aus der sie ihr, wie einem Kinde, den Kakao löffelweise in den Mund flößte.

„Sie bekommt schon wieder rote Lippen," sagte Charlotte Ussner, indem sie vor Vergnügen ihr blondes Köpfchen schüttelte. Dann erhob sie sich und küßte einen letzten braunen Tropfen, der an Leonorens Lippen hängen geblieben war, mit ihren blühenden Lippen auf. Frau Leontine aber legte den Arm um die Lehne des Stuhles, auf dem ihre blasse Schutzbefohlene saß.

„Nicht ihre Lippen nur, auch ihre Augen," sagte sie, „und ihre Hände sind schon wieder wach. Sehen Sie, meine Damen, was sie uns in diesen Tagen, kaum aus dem Bett aufgestanden, beschert hat."

Indem sie so sprach, rückte sie den Tisch, auf dem ihre Teetasse stand, näher an sich heran, nahm die Tasse fort, wischte sorgfältig noch einmal über die Platte des Tisches und legte alsdann eine Stickerei, Leonorens neueste Arbeit, einen blühenden Eukalyptenzweig darstellend, darauf. Alle Damen traten heran; man hörte kein lautes Wort, nur ein tiefes Atmen und leises Flüstern. Dann richteten sich die Augen auf die blasse junge Frau, und alle, die auf die Stickerei geblickt hatten, wußten, daß eine Künstlerin in ihrer Mitte saß.

Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr.

1848—1889.

Von

Günther Jansen (Weimar).

Am 5. Januar 1901 schied mit dem Großherzog Carl Alexander der letzte Zeuge von Weimars klassischer Zeit aus dem Leben. Es war eine eigentümliche Fügung des Geschickes, daß der Großherzog mit zweiundachtzig und einem halben Jahre genau das Alter erreichte, welches seinem großen Vorbilde in Lebensanschauung und Lebensführung — Goethe — beschieden gewesen war. Als der Großherzog am 24. Juni 1818 geboren ward, war noch kein Jahrzehnt verflossen, seit Frau von Staël den Abschnitt „Weimar" in ihrem berühmten Buch „über Deutschland" geschrieben hatte, und noch galt Weimar unangefochten für die geistige Hauptstadt (la capitale litéraire) Deutschlands; von den Gestalten, deren Namen mit jener großen Zeit verknüpft sind, haben sein Großvater Carl August, Goethe, Knebel, Charlotte von Stein, noch vor den leiblichen Augen des jungen Fürsten gestanden; in Goethes Hause war er als dreizehnjähriger Knabe ein- und ausgegangen und bewahrte die dort empfangenen Eindrücke in treuem Gedächtnis. Nach Goethes Tode hatte sich dann eine lange vorbereitete Wandlung in Weimars geistigem Leben und seiner Bedeutung für die deutsche Literatur tatsächlich vollzogen. Die großen Dichter und Denker schliefen unter den Gewölben der Fürstengruft und der Stadtkirche, unter den schweigsamen Baumwipfeln des Osmannstedter Parkes. Aus einem lebendigen Mittelpunkte geistiger Strömungen war in einer anders gearteten Zielen zustrebenden Gegenwart Weimar zu einem Wallfahrtsorte — es ist einmal gesagt worden: zu einem „literarischen Friedhof" — geworden, an dem aus allen Teilen des Erdballs andächtig gestimmte Gemüter sich zusammenfanden, dem aber das ringsum aufstrebende „junge Deutschland" nicht ohne Behagen den Namen des „Musen-Witwensitzes" beilegte; an die

Stelle begeisterter Begrüßung großer Werke der Dichtkunst, wie sie von Weimars Bühne aus, aus Weimars Mauern einst ihren Lauf durch die Welt genommen hatten, war in weiten Kreisen Abspannung und Teilnahmlosigkeit, im besten Falle die Pflege von Erinnerungen, von Überlieferungen, ein Kultus der Vergangenheit getreten. Unter den Eindrücken solcher Stimmungen und Wahrnehmungen wuchs der junge Erbgroßherzog Carl Alexander auf, durch Erziehung, durch Gewöhnung, durch eigene Neigung von Jugend auf dahin gerichtet, sich als den berufenen Träger und Vertreter dieser Überlieferungen zu betrachten. Der „Beruf Weimars" galt ihm nicht mit dem klassischen Zeitalter abgeschlossen, sondern blieb ihm eine Losung auch für die Zukunft, auch für die Auffassung der eigenen Aufgaben, welche demnächst der Herrscherberuf an ihn heranbringen würde.

Es hieße dem Weimar des Großherzogs Carl Friedrich Unrecht tun, wenn man mit ihm nur die Vorstellung eines geistig abgestorbenen Daseins verbinden wollte. Verhältnisse, wie sie unter Carl August durch das weithin leuchtende Zusammenwirken der vornehmsten Geister des Jahrhunderts während einer Reihe von Jahrzehnten in Weimar bestanden hatten, konnten nach der Natur der menschlichen Dinge nicht von Dauer sein, und es mußte ihnen ein Rückschlag folgen, welcher das geistige Leben der kleinen Residenz wieder in alltäglichere und gewöhnlichere Bahnen zurückleitete. Das war für Weimar die Signatur der dreißiger und vierziger Jahre. Den Anforderungen der veränderten Zeit ward aber die Regierung des Großherzogs Carl Friedrich in ihrer Weise deshalb nicht weniger gerecht. Es zeigten sich jetzt die segensreichen Wirkungen, welche das Land der durch Carl August geschaffenen festen Begründung seiner Verfassungsverhältnisse zu verdanken hatte, und es blieb der Betätigung des öffentlichen Lebens in Weimar auch ferner ein liberaler Zug, ein freierer Geist in der Beurteilung und Behandlung auch politischer und kirchlicher Dinge eigen, als damals andern deutschen Ländern beschieden war. So flossen in Weimar, wenn auch weniger geistig bewegt als in den Zeiten der Vergangenheit, in friedlicher Harmonie die Jahre dahin, und auch ringsum brausende Stürme berührten hier kaum mehr als die Oberfläche; der verdiente Minister Bernhard von Watzdorf war einer der wenigen deutschen Staatsmänner, an denen die Bewegung des Jahres 1848 vorüberging, ohne sie in ihren Stellungen zu erschüttern. Und wenn vielleicht die Persönlichkeit des Großherzogs Carl Friedrich weniger hervortrat als diejenige seines Vorgängers und seines Nachfolgers, so stand dafür inmitten der damaligen Zustände Weimars die lichte Gestalt der Großherzogin Maria Paulowna, der Mutter Carl Alexanders, wie durch den Zauber ihrer Persönlichkeit so durch den hohen sittlichen Ernst, mit welchem sie den Aufgaben ihrer fürstlichen Stellung gerecht zu werden verstand; noch heute spricht der weimarische Bürger gern von „den Zeiten der Maria Paulowna", und zahlreiche gemeinnützige und wohltätige Stiftungen und Einrichtungen segnen ihr Andenken und haben in den großherzoglich sächsischen Landen vielfach schon Aufgaben glücklich gelöst, an welche in andern Ländern die humanitäre Bewegung erst später herangetreten ist. Daß der junge Erbgroßherzog in solchen Umgebungen, in der gesunden Luft einer freieren

Welt- und Lebensanschauung zum Manne heranwuchs, konnte auf die Entwicklung seines Charakters und seiner eignen Anschauungen nicht ohne Einwirkung bleiben.

Erst gegen Ende der vierziger Jahre begann sich in Weimar wiederum ein regeres Leben auf den Gebieten der künstlerischen und literarischen Interessen zu entwickeln, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die kleine Thüringer Residenz mit ihrer großen Vergangenheit von neuem ihren Platz unter den Stätten eifriger Pflege von Kunst und Wissenschaft in den deutschen Landen ein, in deren Kreise sie neben größeren Zentren in geachteter Stellung sich behauptete. Daß dem so war, und daß dem so sein konnte, war nicht zum geringsten Teil das persönliche Verdienst des Großherzogs Carl Alexander und seiner klugen niederländischen Gemahlin. Es ist bezeichnend, daß am Eingange jener Epoche, in welcher „Weimars Beruf" wiederum zu erfolgreicher Betätigung gelangte, die Feier des hundertjährigen Geburtstages Goethes stand, welche — in ganz Deutschland von nationalen Empfindungen getragen, wie zehn Jahre später in noch höherem Maße die Schillerfeier — neben dem Rückblick in vergangene Zeiten die Hoffnungen auch in die Zukunft richtete. Dem Erbgroßherzog war es eine besondere Genugtuung, daß durch diese Feier die Augen der Welt mit Goethe auch wieder auf die Person seines von ihm hochverehrten Großvaters, des Großherzogs Carl August, gelenkt wurden. Sein Herz jubelte, wie er schreibt, bei diesem Gedanken, und in tiefempfundenen Worten gibt er dem Bedürfnis, seinem Großvater nachzustreben, Ausdruck: „O könnte man dazu immer den richtigen Weg erkennen und festhalten!"

Schon bei Lebzeiten seines Vaters, des Großherzogs Carl Friedrich, war dem jungen Erbgroßherzog Carl Alexander eine Aufgabe zugefallen, welche gewissermaßen programmatisch für sein späteres Leben ward und in ganz Deutschland mit Anteil verfolgt wurde: die Wiederherstellung der Wartburg. Dem feinsinnigen, von warmer Pietät für die vaterländische Vergangenheit beseelten jungen Fürsten konnte keine Aufgabe willkommener sein als diese, die ihn mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten, mit hervorragenden Architekten, mit Künstlern wie Moritz von Schwind in Verbindung brachte und ihm gestattete, unter eigner Leitung und Mitwirkung an den Pforten des Thüringerlandes wie ein Symbol seiner großen Geschichte die alte, sagenumwobene Burg wieder emporsteigen zu lassen, welche einst Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach beherbergt, deren Mauern in bedrängten Zeiten Luther in ihren Schutz genommen hatten, und die in den verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1817 der Ausgangspunkt geworden war für eine damals noch nicht reife, aber später mit dem Erfolg ganzen Gelingens gekrönte nationale Bewegung. Mit voller Hingabe und Tatkraft widmete sich der junge Fürst dieser Aufgabe, und nichts beglückte ihn mehr, als wenn er dafür auch bei Andern Verständnis und Teilnahme fand. Auf „seine Wartburg" kehrte der Großherzog auch in seinem spätern Leben stets mit Vorliebe zurück, verbrachte auf derselben meist bestimmte Zeiten des Jahres und empfing dort, wie die alten Landgrafen von Thüringen, gern fremde

Gäste, deren Auge er neben den geschichtlichen Umgebungen an dem herrlichen Blick in die grünen Waldberge des Thüringerlandes sich erfreuen ließ.

Am 8. Juli 1853 schloß der Großherzog Carl Friedrich die Augen, und der Großherzog Carl Alexander trat, fünfunddreißig Jahre alt, die Regierung des Großherzogtums an. Als gereifter Mann, wohl vorbereitet und mit hochgesteckten Zielen, aber nicht ohne Mißtrauen in die eigenen Kräfte, wie seine bescheidene Sinnesart ihm nahelegte, trat er an seine neuen Aufgaben heran; bei der Entgegennahme der Huldigung der Stände, die er bezeichnend für den 28. August — den Geburtstag Goethes — bestimmt hatte, gelobte er „stets eingedenk zu sein, was Weimar von seinen Fürsten zu empfangen gewohnt und zu erwarten berechtigt ist". „Ich danke Ihnen von Herzen" — schrieb er damals einer Freundin — „für die gute Meinung, die Sie von mir hegen, indem Sie eines menschlichen Sinnes Erwähnung tun, den ich besitze. Daß ich mir ihn bewahren werde, bürgt Ihnen die Bekanntschaft meines Selbst und mein auf meinen Großvater von jeher gerichteter Blick." Der Wunsch, dem Vorbilde seines Großvaters Carl August nach dem Maß seiner Kräfte gerecht zu werden, klingt in seinen Äußerungen aus jener Zeit immer wiederkehrend durch; er bezeichnet Richtung und Ziel seines Strebens.

Die Gebiete, auf denen seit dem Beginn der fünfziger Jahre Weimar wiederum eine führende Rolle zu übernehmen begann, waren diejenigen der Musik und der bildenden Künste, vor allem der Malerei. Bahnbrechend dafür war die vierzehnjährige Wirksamkeit Franz Liszts in Weimar (1847—1861), wo der berühmte Tonkünstler — in seiner äußern Berufsstellung Dirigent der Kapelle des Hoftheaters — in dieser Zeit seine bedeutendsten Werke schuf und in den geistesbelebten Zirkeln der Fürstin Caroline Wittgenstein auf der Altenburg einen sich immer erweiternden Kreis von Schülern und Verehrern beiderlei Geschlechts von nah und fern um sich versammelte; „es war, als ob dort Hof gehalten würde für alle Geister des Könnens und Wissens;" so schreibt von dem auf der Altenburg vereinigten Kreise Hoffmann von Fallersleben, der, in Preußen politisch verfolgt, damals eine Zuflucht in Weimar gefunden hatte. Nicht allein in der musikalischen Welt war es ein Ereignis, als am 28. August 1850 — wiederum an Goethes Geburtstage — Richard Wagners „Lohengrin" auf der Weimarer Bühne seine erste Aufführung erlebte zu einer Zeit, da der große Tondichter noch als politischer Flüchtling in der Schweiz weilte. „Ich bin nicht sein Richter und will es nicht sein," — schreibt der Erbgroßherzog — „allein als Komponist bewundere ich ihn, wie ich selten ein musikalisches Genie bewundert habe." Auch der „Tannhäuser" gelangte nach der Erstaufführung in Dresden zuerst in Weimar am Geburtstage der Großherzogin Maria Paulowna unter Liszts Leitung zur Darstellung und diese in allen musikalischen Kreisen mit Spannung verfolgten Wagner-Aufführungen stempelten Weimar für eine geraume Zeit zu einer „Hochburg der Zukunftsmusik." Neben dem Genie des Künstlers war es auch Liszts eigenartige und liebenswürdige Persönlichkeit, von der reiche Anregung ausging; der Reiz des Verkehrs mit ihm zog Namen wie Rubinstein, Berlioz, Ferdinand Hiller, Hans von Bülow nach Weimar. Vom Großherzog Carl

Alexander, dem das Verhältnis zu Liszt auch ein Vermächtnis seiner Mutter Maria Paulowna war, empfing dieser nicht nur hingebende und verständnisvolle Förderung in seinem Wirken, sondern er trat zu dem fürstlichen Herrn auch menschlich in nahe Beziehungen. „Er ist" — schreibt der Erbgroßherzog schon bald nach Liszts Niederlassung in Weimar — „eine der seltensten Erscheinungen, die es gab und gibt. Mit Stolz sage ich, daß ich dies recht im Herzen fühle. Er besitzt eine Gabe, zu erleuchten, zu beleben, wie ich es im Umgang mit niemanden gefunden. Ich habe nie in der Persönlichkeit eines Mannes das Wort Geist so ausgesprochen gefunden als in ihm. Ich liebe ihn mit allen Kräften der Bewunderung und Dankbarkeit." So konnte es nicht ausbleiben, daß Liszts durch übermächtige Verhältnisse herbeigeführtes Ausscheiden aus seinem Weimarer Wirkungskreise den Großherzog schmerzlich berühren mußte, und wenn der gefeierte Künstler acht Jahre später den Weg nach Weimar zurückfand und dort noch siebenzehn Jahre lang bis zu seinem Tode gern seinen Aufenthalt nahm in den ihm vom Großherzog gastlich bereiteten freundlichen Räumen am Eingang der Belvedereallee, die heute als Liszt-Museum in ihrer damaligen Einrichtung pietätvoll erhalten sind, so hatte daran sein schönes, menschliches und persönliches Verhältnis zum Großherzog Carl Alexander keinen geringen Anteil. „Ganz recht haben Sie" — schrieb der Großherzog nach des Meisters Tode —, „wenn Ihnen in Liszt der Mensch noch höher als der Künstler steht, so unerreicht auch dieser war und bleiben wird." Den von Liszt ausstrahlenden Anregungen sicherte der Großherzog in Weimar durch die Gründung der Musik- und Orchesterschule dauernde Pflege.

Wie am 28. August 1849 die Goethe-Feier in Weimar die Herzen hatte höher schlagen lassen, so wendete am 3. September 1857 die hundertjährige Gedächtnisfeier des Geburtstages des Großherzogs Carl August die Blicke dankbar in die Vergangenheit zurück, bezeichnete aber zugleich für die künstlerische Ausgestaltung der Stadt einen bedeutsamen Wendepunkt. Bis dahin hatte von den großen Trägern von Weimars klassischer Zeit nur Herders Standbild seinen Platz vor der Stadtkirche gefunden; am 4. September 1857 fiel die Hülle von Rietschels großartigem Meisterwerk, der Doppelstatue Schillers und Goethes auf dem Theaterplatz, und an demselben Tage ward auch Wielands Standbild enthüllt in der Nähe seiner ersten Wohnung in Weimar; am Tage vorher ward an geschichtlicher Stätte — auf dem Fürstenplatz vor dem Ständehause, welches in den ersten Zeiten der Regierung Carl Augusts die Residenz des Hofes und damit der Schauplatz des bewegten Lebens in Weimar in den ersten Goethejahren gewesen war — der Grundstein zu dem Reiterstandbilde Carl Augusts gelegt, das jetzt über Stadt und Schloß weithin auf die Höhenzüge des Ettersberges hinausblickt. Vom Großherzog selbst war die Anregung zur Errichtung dieser Denkmäler ausgegangen; es war ihm dies Herzenssache und die Erfüllung einer Pflicht; ihrer Ausführung und der Art ihrer Aufstellung widmete er in persönlichem Verkehr mit den ausführenden Künstlern sein wärmstes Interesse und freute sich jeder anerkennenden Beurteilung. „Wie viele deutsche Städte" — schrieb damals ein namhafter Kunsthistoriker — „vermögen in solchen monumentalen Huldigungen mit dem kleinen Weimar zu wetteifern!"

Ein Jahr später — im August 1858 — folgten dann bedeutsame Festlichkeiten in Jena zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Gründung der Universität durch den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen, dessen Denkmal auf dem Markt bei diesem Anlaß enthüllt wurde. Die Universität war dem Großherzog ein teures Vermächtnis seiner Vorfahren und die geistigen Wechselbeziehungen, welche in großer Zeit zwischen den beiden Schwesterstädten Weimar und Jena sich herausgebildet hatten, wurden auch von ihm nach Kräften gepflegt und gewürdigt. In der „Freiheit der Forschung und Lehre" hoffte er die Zukunft seiner Universität gesichert zu wissen in einer Zeit, in der die Nachbarhochschulen größerer Staaten an äußern Mitteln Jena weit überlegen waren — ein programmatisches Wort, das für die Denkart des Großherzogs bezeichnend ist. Im Sinne dieses Wortes war soeben Kuno Fischer nach Jena berufen, nachdem von der badischen Regierung ihm das Halten von Vorlesungen in Heidelberg verboten worden war und man in Preußen unter dem Ministerium von Raumer seiner Niederlassung in Berlin Schwierigkeiten bereitet hatte. In demselben Sinne hatte man einige Jahre vorher in der Person des Hofpredigers Dittenberger einen würdigen Nachfolger Herders nach Weimar gezogen, unbekümmert um die Anfeindungen, denen derselbe in seiner bisherigen Heimat wegen seiner kirchlichen Richtung ausgesetzt gewesen war.

Ein eigenstes Werk des Großherzogs Carl Alexander war ferner die im Jahre 1860 unter der Leitung des Grafen Stanislaus Kalkreuth errichtete Kunstschule, die dem Zweck dienen sollte, „junge mit Talent begabte Leute in jedem Fach der Malerei zu künstlerischer Selbständigkeit auszubilden". Dadurch ward Weimar, wie es dies schon für die Musik war, auch für die bildende Kunst neben Berlin, München, Dresden, Düsseldorf eine Stätte fördernder Pflege. An der neuerrichteten Schule lehrten Künstler ersten Ranges, wie Lenbach und Böcklin; zahlreiche andre in der Kunstwelt angesehene Namen sind mit der Geschichte der Anstalt verwoben, und manches erfolgreiche jüngere Talent ist aus ihren Lehrsälen hervorgegangen. Zugleich lebten und wirkten in Weimar Friedrich Preller, der Maler der Odyssee, und Bonaventura Genelli, später auch der Landschaftsmaler Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Schillers Enkel. Freudig bewegte es den Großherzog, als in Anlaß der goldenen Hochzeit des fürstlichen Paares (1892) Lehrer und Schüler, die an der Anstalt gewirkt oder dort ihre Ausbildung empfangen hatten, sich dankbar und pietätvoll zu einer Schenkung eigner Werke vereinigten, welche von den Erfolgen dieser Schöpfung des Großherzogs Zeugnis ablegten und in dazu hergestellten Räumen gegenüber dem Liszt-Museum zu einem Gesamtbilde vereinigt geblieben sind.

Auch auf die zahlreichen im Besitz des großherzoglichen Hauses befindlichen, von kunstsinnigen Fürsten seit lange angesammelten Schätze, die, in den verschiedenen Schlössern und anderwärts verstreut, teilweise schwer zugänglich waren, blieb das Augenmerk des Großherzogs gerichtet, und aus dem Bedürfnis der Vereinigung derselben an einer einheitlichen Stelle, wo sie der Förderung des Kunstsinnes, der Verbindung der Kunst mit dem Leben dienen

konnten, ging der vornehme Neubau des großherzoglichen Museums hervor, dessen stattliche Räume nach sechsjähriger Bauzeit am 27. Juni 1869 der öffentlichen Benutzung übergeben wurden. An der innern Einrichtung wirkte der Großherzog auch im einzelnen noch auf eine Reihe von Jahren hinaus tätig mit, und erst jetzt ward klar und übersichtlich, welche Kunstschätze Weimar besaß; neben einer großen Zahl von Gemälden von künstlerischem oder geschichtlichem Interesse und einem Schatz von Handzeichnungen, unter anderm von Dürer, Cranach und Holbein, kamen die herrlichen von Carl August erworbenen Zeichnungen von Asmus Carstens nun erst zur Geltung. Vor allem aber waren es Friedrich Prellers klassische Darstellungen aus der Odyssee, die die Blicke anzogen, und denen als den Werken eines Weimarer Landeskindes ein besonderer Saal mit dem Gegenstande entsprechender Ausschmückung eingeräumt ward. „Werke wie Prellers Odysseezyklus und wie Schwinds ‚Sieben Raben'" — schreibt Wilhelm Lübcke — „gehören unbedingt zu dem Schönsten, was die deutsche Kunst jemals hervorgebracht hat." Auch dem Bedürfnis der lebenden Künstler, der unmittelbaren Beförderung künstlerischer Bestrebungen der Gegenwart, kam der Großherzog durch die Gründung der ständigen Kunstausstellung, des heutigen Museums für Kunst und Kunstgewerbe, verständnisvoll entgegen.

Der großen Vergangenheit des Weimarer Theaters suchte unter Carl Alexanders Regierung die Gegenwart nach Kräften gerecht zu werden, die guten alten Überlieferungen festhaltend, ohne bedeutenden Erscheinungen der Neuzeit sich zu verschließen. „Dem Besten des Alten, dem Besten des Neuen" sollte nach einem Wort des Großherzogs das Theater seine Tore öffnen. Die Wagnerschen Opern, die eine Umwälzung in der Geschichte der Musik bedeuteten, nahmen von hier ihren Ausgang. In dem Jahrzehnt zwischen 1857 und 1867 stand das Theater unter Franz Dingelstedts Leitung, und manche fruchtbare Anregung ging jetzt wieder wie einst zu Goethes Zeiten von Weimar aus. So die damals viel besprochenen Aufführungen der Shakespeareschen Königsdramen, des „Wallenstein", der Hebbelschen „Nibelungen". Später — unter der Leitung des Generalintendanten von Loën — waren es die „Faust"-Vorstellungen — insbesondere die Bearbeitung des zweiten Teiles des „Faust" für die Bühne, ein kühner Versuch Otto Devrients —, mit welchen Weimar voranging. Ihren vornehmen Traditionen blieb die Weimarer Bühne treu und hielt untergeordnete Sensationsmache von sich fern; so entsprach es dem Sinne des Großherzogs. Auch für die Lutherfestspiele, welche in den achtziger Jahren Otto Devrient in Jena veranstaltete, und die an vielen Orten bis in das ferne Siebenbürgener Sachsenland Nachahmung fanden, die Gedanken der Reformationszeit in fruchtbarer Anregung wiederbelebend, nahm der Großherzog, wie an allem, was in künstlerischem Zuge die Thüringer Heimat berührte, lebhaften Anteil.

Das rege und verständnisvolle Interesse, das, von dem Landesherrn umsichtig gefördert, in Weimars Mauern literarischen und künstlerischen Bestrebungen entgegengebracht ward, ließ auch Unternehmungen ihren Schwerpunkt hier suchen, die weit über die Grenzen der Stadt und des Landes

hinausgreifende Ziele verfolgten. So — zum Teil unter dem Protektorat des Großherzogs — die Shakespeare-Gesellschaft, die Schiller-Stiftung, später die Goethe-Gesellschaft, die Liszt-Stiftung, die Marie Seebach-Stiftung. Und dies Protektorat war keine bloße Form. Bei den Versammlungen der Goethe- und der Shakespeare-Gesellschaft liebte und verstand es der Großherzog, den dadurch herbeigezogenen ausgezeichneten Gästen Weimars sich auch persönlich zu widmen und so dazu beizutragen, daß diesen Zusammenkünften ein besonders festlicher Charakter traditionell erhalten blieb. Auf dem Gebiete der Pflege der Goethe-Kenntnis und der Goethe-Literatur vor allem erwuchsen durch die großherzige Stiftung des letzten Goethe in den achtziger Jahren dem Großherzog und seiner Gemahlin neue und weitreichende Aufgaben, deren beide in hingebender Arbeitsfreudigkeit sich annahmen, und die dem hundertjährigen geistigen Erbteil Weimars einen neuen, unschätzbaren Besitz hinzufügten, der durch die pietätvolle Schenkung des letzten Enkels Schillers, des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, noch eine wertvolle Bereicherung erfuhr. Was Weimar an dem Goethe-Nationalmuseum, der bedeutungsvollsten unter den Schöpfungen Carl Alexanders, besitzt, bedarf keiner Ausführung; es hat einen symbolischen Sinn, daß es auf der Wartburg war, wo vom Großherzog der Beschluß gefaßt wurde, dem Vermächtnis der Enkel Goethes diese Gestalt zu geben. Der großartigen Liberalität der Großherzogin Sophie, welche mit ihren reichen Mitteln überall anregend und fördernd eingriff, verdankt Weimar, dem Andenken an Deutschlands größte Dichter gewidmet, den klassischen Bau des Goethe-Schiller-Archivs, der, hoch über den steilen Ufern der Ilm emporsteigend, von seiner Terrasse einen weiten Ausblick auf die Stadt, in der Goethe und Schiller gelebt und gewirkt, und ihre anmutigen Umgebungen eröffnet, rings von Erinnerungsstätten umrahmt, die an vergangene große Zeiten gemahnen.

So wirkte in diesen Jahrzehnten eine Reihe von Faktoren zusammen, um Weimar wieder zu einem Mittelpunkt für mannigfache Bestrebungen und Leistungen des geistigen und künstlerischen Lebens zu gestalten; dem der Geschichte angehörigen Weimar Carl Augusts stellte sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — es würde zuviel gesagt sein: ebenbürtig, aber würdig nach dem Maß der Kräfte von Zeit und Menschen — in neuem Gewande das Weimar Carl Alexanders gegenüber. Daß die anmutige Thüringer Residenz an den Ufern der Ilm nunmehr wieder wie früher eine starke Anziehungskraft nach außen übte und neben Musikern und Malern auch literarische Berühmtheiten dauernd oder vorübergehend heranzog, war unter diesen Umständen nur natürlich. Die von Dingelstedt während seines Aufenthaltes in Weimar ausgehende Anregung blieb nicht auf die Bühne beschränkt; auch Gutzkow lebte und wirkte hier während einer Reihe von Jahren als Sekretär der Schiller-Stiftung; Friedrich Hebbel und Paul Heyse trugen sich, vom Großherzog dazu angeregt, zeitweilig mit dem Gedanken einer dauernden Übersiedelung nach Weimar, ebenso David Strauß und Otto Ludwig; auch Victor Scheffel trat dem fürstlichen Herrn während längerer Aufenthalte nahe und schrieb auf der Wartburg seine „Frau Aventiure"; der Wunsch des Großherzogs, den geistvollen Schriftsteller Max Waldau (Georg Spiller von Hauen-

schild) nach Weimar zu ziehen, scheiterte an dessen plötzlichem Tode; der in Leipzig seiner Professur entsetzte namhafte Historiker Carl Biedermann fand in Weimar für eine Reihe von Jahren eine Zuflucht als Leiter des Regierungsblattes, der „Weimarer Zeitung"; in neuerer Zeit machte die Niederlassung Friedrich Nietzsches in Weimar die Stadt Schillers und Goethes auch zum Mittelpunkt einer Nietzsche-Gemeinde und der Nietzsche-Forschung. Zahlreiche auswärtige Gelehrte und Künstler von Bedeutung führte im Laufe dieser Jahre — „Italien kennt keinen großen Namen, den dieses Haus nicht seinen Gast genannt" — eigener Antrieb oder die Gelegenheit von Festen und Versammlungen zu vorübergehendem Besuch nach Weimar. Zu den literarisch bekannten Persönlichkeiten, welche in diesem oder jenem Anlaß gern hier einkehrten, gehörten auch der Liszt nahe befreundete Adolph Stahr und seine Gattin Frau Fanny Lewald-Stahr, die letztere auch angezogen durch ihre persönlichen Beziehungen zum Großherzog Carl Alexander[1]). Mit Nennung ihres Namens wenden wir uns, nachdem wir einleitend des Weimar Carl Alexanders in gedrängten Zügen zu charakterisieren versucht haben, nunmehr der Aufgabe zu, welche diesen Blättern gestellt ist.

* * *

In den Oktobertagen des stürmischen Jahres 1848 war Fanny Lewald in Begleitung ihrer Freundin Therese von Bacheracht zum ersten Male nach Weimar gekommen. Man hatte für einige Tage im Hotel zum Erbprinzen am Markte Wohnung genommen, in dem einst Schiller bei seiner ersten Anwesenheit in Weimar (1787) abgestiegen war, und wo jetzt, vor seiner Übersiedelung auf die Altenburg, Liszt eine Reihe von Zimmern innehatte.

Fanny Lewald war damals schon eine Schriftstellerin von Ruf. Ihre beiden Romane „Clementine" und „Jenny" hatten Beachtung gefunden — der letztere als eine warme Kundgebung für die Emanzipation der Juden auch in politischen Kreisen. Daß sie ungescheut und wirksam auszusprechen verstand, was ihrer Überzeugung entsprach, hatte sie auch in ihrem kurz vorher erschienenen Buch „Diogena" bewiesen, in dem sie die gefeierten Moderomane der Gräfin Ida Hahn-Hahn — die damalige Lieblingslektüre der gebildeten Welt — mit der Lauge scharfer Satire übergossen hatte. Sie hatte eben — was damals noch nichts Gewöhnliches war — einen längern Aufenthalt in Italien und vor allem in Rom hinter sich, wo sich ihr Seelenbündnis mit ihrem spätern Gatten Adolph Stahr geknüpft, und war in Paris in den heißen Tagen der Februarrevolution Augenzeugin der Vorgänge gewesen, welche das Julikönigtum gestürzt und eine neue politische Ära über die Länder Europas heraufgeführt hatten. So war sie auch dadurch eine interessante Persönlichkeit. In Weimar fand sie Freunde aus der Zeit ihres römischen Aufenthaltes vor.

Auch ihre Freundin, Frau von Bacheracht, war unter dem Namen Therese als Romanschriftsteller bekannt und stand mitten in der literarischen Strömung

[1]) Adolph Stahr war in Prenzlau am 22. Oktober 1805, Fanny Lewald in Königsberg am 24. März 1811 geboren.

der Zeit. Ihre nahen Beziehungen zu Gutzkow waren kein Geheimnis. Schönheit und Anmut unterstützten, wie Zeitgenossen bezeugen, ihre Erscheinung. Als vornehme Dame, als Tochter des an den Höfen von Oldenburg und Mecklenburg beglaubigten russischen Gesandten von Struve, fand sie in Weimar auch bei Hof Zutritt und entgegenkommende Aufnahme.

Es scheint, daß durch Frau von Bacheracht die Aufmerksamkeit des jungen Erbgroßherzogs auf die Anwesenheit Fanny Lewalds in Weimar gelenkt und dadurch in ihm, der gern mit bedeutenden Menschen Anknüpfung suchte, der Wunsch rege geworden war, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. So ließ er sich denn eines Tages mit kurz bemessener Frist zu einem Besuch im Hotel zum Erbprinzen ansagen. Fanny Lewald hat später geschildert, welchen Wirrwarr die unerwartete fürstliche Anmeldung in den von den beiden Freundinnen bewohnten Räumen angerichtet hatte; erst im letzten Augenblick war es gelungen, den mangelhaften Gasthofstisch, an dem der Erbgroßherzog sich niederlassen sollte, einigermaßen schicklich mit einer weißen Serviette zu bedecken. Die Begegnung aber verlief zur Befriedigung beider Teile und ließ den Wunsch näherer Bekanntschaft zurück.

Fanny Lewald begab sich alsdann von Weimar zunächst nach Dresden. Von hier schrieb sie, an die mündliche Unterredung in Weimar und die dort besprochenen Gegenstände anknüpfend, dem Erbgroßherzog am 27. Oktober, und da dieser umgehend (am 31. Oktober) antwortete, so leitete sich damit ein Briefwechsel zwischen diesen beiden in Lebensstellung und Weltanschauung wie in der Art ihrer geistigen Veranlagung so grundverschiedenen Persönlichkeiten ein, welcher — zunächst meist um literarische Tagesfragen sich bewegend, aber allmählich mit wachsendem Vertrauen weitere Kreise ziehend, nur selten, insbesondere während der großen politischen Krisen von 1866 und 1870, für kürzere Zeit unterbrochen — über alle Wandlungen der Zeiten und Jahre hinweg durch mehr als vier Jahrzehnte sich fortsetzte, bis ihm erst der Tod Fanny Lewalds am 5. August 1889 ein Ziel setzte; der letzte Brief des Großherzogs ist am 4. Juli 1889, wenige Wochen vor ihrem Ende, geschrieben. Die Briefe des Großherzogs liegen vor uns und stellen sich in ihrer Gesamtheit als ein eigenartiges literarisches Denkmal der Sinnesart des feinsinnigen, hohen Zielen zugewandten fürstlichen Herrn dar, welches für die Beurteilung seiner Persönlichkeit kein geringes Interesse darbieten dürfte, zumal in dieser Richtung, so warm und einsichtig nach seinem Dahinscheiden seine persönlichen Eigenschaften und seine Verdienste von den berufensten Federn — Paul von Bojanowski, Ernst von Wildenbruch, Julius Rodenberg, Karl Frenzel — gewürdigt worden sind, im einzelnen noch wenig an die Öffentlichkeit gelangt ist.

In dem langen Zeitraum dieses Briefwechsels wiederholten sich auch persönliche Begegnungen der beiden Korrespondenten häufig. Im Sommer 1851 weilte Fanny Lewald wiederum längere Zeit in Weimar, wo damals gleichzeitig auch Adolph Stahr anwesend war, und die persönlichen Beziehungen mit dem Erbgroßherzog, die bis dahin über die kurze Begegnung im Oktober 1848 nicht hinausgekommen waren, befestigten sich nunmehr im

mündlichen Verkehr. Aus dem Schloß und aus der Sommerresidenz Ettersburg flog in diesen Wochen manches Billett in das Hotel zum Erbprinzen hinüber. Nach Fanny Lewalds Vermählung mit Stahr (6. Februar 1855) hielten beide Gatten an dem Zuge nach Weimar fest, kamen öfters dorthin und wurden von den großherzoglichen Herrschaften stets freundlich empfangen und gern gesehen. Im Jahre 1859 fügte es sich, daß Stahrs gleichzeitig mit dem Großherzog mehrere Wochen in Helgoland weilten, und dasselbe wiederholte sich im Jahre 1864 in Ostende. Aus der Helgoländer Zeit sind Aufzeichnungen Fanny Lewalds erhalten über Gespräche bei gemeinsamen Wanderungen am Strande oder am abendlichen Teetisch mit interessanten Mitteilungen des Großherzogs, unter anderm über seine Beurteilung Ottilie von Goethes, über sein Verhältnis zu den Goetheschen Enkeln, über die am Weimarer Hof früher durch mehrere bedeutende Damen vertretene Familie von Egloffstein. Später begegnete man sich gelegentlich in Thüringer Badeorten. Bei seinen häufigen Anwesenheiten in Berlin unterließ der Großherzog, wenn irgend seine vielbesetzte Zeit es gestattete, niemals, Frau Fanny Lewald-Stahr in ihrer Wohnung aufzusuchen und sich über brennende Fragen der Literatur und Kunst, über Menschen und Dinge mündlich mit ihr zu unterhalten; vor allem blieb er dieser Gewohnheit nach Stahrs Tode (3. Oktober 1876) getreu, weil er wußte, wie wohltuend und dankbar seine Besuche und die Aussprache über Vergangenheit und Gegenwart empfunden wurden. Sein letzter Besuch in ihrer Wohnung, Bendlerstraße 21, und damit seine letzte Begegnung mit seiner Korrespondentin fand gegen Ende Januar des Jahres 1889 — ihres Todesjahres — statt. Bezeichnend genug war einer der Gegenstände dieser letzten Unterhaltung die von beiden tief beklagte zunehmende sittliche Verwilderung der Bühne und der Tagesliteratur.

* * *

Bei dem vorliegenden Briefwechsel berührt es vor allem eigentümlich, daß er geführt ist — und ohne Unterbrechung geführt während einer so langen Reihe von Jahren — zwischen Persönlichkeiten von so völlig verschiedenen Grundanschauungen über wichtige Dinge des menschlichen Lebens, insbesondere über kardinale Fragen der Politik und der Religion. Aber diese Gegensätze stören nicht, wie es bei gewöhnlicheren Naturen leicht der Fall gewesen sein würde, den ruhigen Fortgang der Korrespondenz. Sie erscheinen fast nebensächlich. Neben dem Trennenden bleibt in ihren Beziehungen das Gemeinsame überwiegend, das ehrliche Streben nach Wahrheit, „das Menschliche“, wie beide gern es ausdrücken, und wo einmal, wie es bei offenem Meinungsaustausch nicht anders sein kann, die Gegensätze hervortreten, versteht es der Großherzog vortrefflich, der dialektischen Überlegenheit seiner Partnerin gegenüber den eignen Standpunkt zu wahren, und es entgeht ihm nicht die Genugtuung, wahrzunehmen, wie im Laufe der Zeit die Anschauungen seiner Korrespondentin die Exzentrizitäten jüngerer Jahre abstreifen, und wie vor allem ihre politischen Auffassungen und Sympathien nach den großen Umwälzungen in Deutschland in den Jahren 1866 und 1870 mit den seinigen in vollem Einklange sind.

Und was das Gemeinsame, das „Menschliche“ angeht, so ziehen sich durch die vierzigjährige Korrespondenz wie rote Fäden vor allem zwei Namen, welche dafür bezeichnend sind: die Namen Goethe und Rom.

Dem Großherzog war die Hingabe an Goethe nicht allein ein Vermächtnis seiner Erziehung und seiner heimatlichen Überlieferungen, sondern auch ein innerstes Bedürfnis seiner Natur, und wer Fanny Lewalds geistige Entwicklung in ihren Schriften verfolgt hat, ist auch dort schon früh einer starken vorbildlichen Einwirkung Goethes begegnet. So trafen hier Sympathien und Ideen von vornherein zusammen. Immer von neuem kommt der Großherzog in seinen Briefen darauf zurück, was Goethe für die Menschheit bedeutet, auf seinen „wohltuenden Einfluß auf die Seele“, auf die erzieherische Macht seiner Persönlichkeit und seiner Werke. Seine Lebensweisheit ist dem Großherzog „das Ruder steuer in zerrissener Zeit“. Ein „Erzieher und Auferbauer“ ist er ihm „für jeden Menschen, der wahrhaft leben will, also arbeiten, kämpfen und sich vervollkommnen“, ein „Vorbild in der Kunst, sich zu erziehen und zu bilden“, in dem auch er „immer von neuem seine Hilfe sucht und findet“, den „jeder braucht, der wahrhaft sich zu bilden strebt“, zu dem „die deutsche Nation, je mehr sie vorwärtsschreitet, immer mehr zurückkehren wird“. „Goethe verstand es, das Leben zu behandeln und seine Seele durch das Leben, an dem Leben zur Vollendung heranzubilden. Egoismus nannte die Torheit oder der Neid seine Objektivität. Sie war dennoch nur das richtige Mittel zum erhabenen nnd erreichten Ziel.“ In zahlreichen Wendungen kehren diese Grundgedanken in den Briefen wieder und man erkennt, einen wie breiten Raum dieselben in dem Seelenleben des Großherzogs einnahmen.

So begreift es sich, daß, als der letzte Wille Walters von Goethe dem Großherzog Pflichten auferlegte, „welche sich nicht bloß auf mein Land, nicht bloß auf Deutschland, sondern auf die ganze gebildete Welt beziehen“, er diese Pflichten gern und mit warmem Herzen auf sich nahm und den ihm daraus erwachsenden Aufgaben treue und unermüdliche Arbeit widmete. Auch in seinen Briefen aus jener Zeit spricht sich dies immer wiederkehrend aus. „In dem rastlosen Streben nach dem Guten und Schönen“, in dem Kultus der „Arbeit“, in dem bis in späte Lebensjahre festgehaltenen Ziel der Vervollkommnung der eignen Persönlichkeit, in der ehrlichen Achtung vor jedem Wissen und Können, in der Betätigung einer von den landläufigen Vorurteilen der Zeiten und Menschen freien Gesinnung findet sich der Großherzog mit seiner Korrespondentin zusammen; neben ihren Wahlspruch „arbeiten und nicht müde werden“ stellt er den seinigen: „Vigilando ascendimus“.

Gemeinsam war dem Großherzog und seiner Korrespondentin ferner der Zug des Herzens nach dem Süden und vor allem nach dem ewigen Rom. Auch dieser Ton klingt durch den ganzen Briefwechsel. Italien ist dem Großherzog nach einem gern von ihm angeführten Ausdruck von Radowitz „das ewige Sehnsuchtsland der Deutschen“. Als er im Herbst 1852 mit seiner Gemahlin einen längern Aufenthalt in Sorrent genommen hatte, drängte es ihn von diesen reizvollen Gestaden und aus der Casa di Tasso zurück nach Rom. Auf Rom freut er sich am meisten. Von allen Orten Italiens ist es

ihm der sympathischste. Nur dort möchte er leben. Der große geschichtliche Charakter der Stadt, die Eigenart der Umgebung, die Werke der Kunst und des Altertums, die ganze Atmosphäre zogen ihn mächtig an; auch in der römischen Gesellschaft verkehrte er gern und knüpfte dort in den künstlerischen und wissenschaftlichen Kreisen dauernde Beziehungen; mit jenem Herzog von Sermoneta aus dem Hause Caëtani, welcher seinerzeit dem König Viktor Emanuel den Beschluß des römischen Volkes zu überbringen hatte, durch welchen die Einheit Italiens vollendet ward, blieb er in freundschaftlicher und brieflicher Verbindung. „Im Rom" — schreibt er einmal — „bin ich immer mit etwas wohnen geblieben." Dankbar gedenkt er manchmal des Stahrschen Buches „Ein Jahr in Italien" als seines treuen und zuverlässigen Führers. „Stahr hat sich durch sein Werk über Italien ein wahres Denkmal gesetzt."

In Fanny Lewalds Leben bezeichnet ihr erster Aufenthalt in Rom die Epoche, in der sie nach langen Kämpfen, die sie uns in ihrer „Lebensgeschichte" geschildert hat, im Vollbesitz ihrer Freiheit und Selbständigkeit zu Ruhe und Gleichgewicht gelangte. Auch ihre Gedanken und Wünsche wendeten sich immer wieder über die Alpen zurück und klangen im brieflichen Austausch mit denjenigen des Großherzogs zusammen. Als sie nach mehr als zehn Jahren dieser Sehnsucht zum ersten Male wieder folgen durfte, um mit ihrem Gatten einige Wochen in dem gelobten Lande zuzubringen, deren Eindrücke und Erlebnisse Stahr in seinen „Herbstmonaten in Oberitalien" niedergelegt hat, verstand und teilte der Großherzog ihre freudige Stimmung und gedachte dabei seiner eignen „immer wachsenden Sehnsucht nach dem Jenseits der Alpen", der er deshalb nicht folgen kann, wie er möchte, weil, „wer regiert, dient". Freundlich stattete er die Reisenden mit Ratschlägen und mit Empfehlungen an eine Mailänder Familie und an den geistvollen Maler Nerly aus, der in Venedig im Palazzo Pisani sein Atelier aufgeschlagen hatte.

Rom sah Fanny Lewald erst nach zwanzigjähriger Unterbrechung wieder und verbrachte dort mit ihrem Gatten den ereignisvollen Winter von 1866 auf 1867, hingenommen von den politischen Eindrücken jener bewegten Zeit und darüber dem Großherzog berichtend, der an ihren anschaulichen und farbenreichen Mitteilungen regsten Anteil nahm und die ahnende Zuversicht nicht zurückhielt, daß aus den Wirren und Erschütterungen des Tages eine neue und bessere Zeit für Rom und Italien hervorgehen werde. Noch zweimal führten nach dem Tode ihres Gatten Fanny Lewald ihre Wege wieder nach Rom, und immer begleitete sie des Großherzogs warmes Interesse. Der erste dieser Aufenthalte fiel in die Monate, in welchen dem Tode Viktor Emanuels nach wenigen Wochen der Tod Pius IX. folgte, und es war ihr vergönnt an Ort und Stelle das Konklave mitzuerleben, aus dem die Wahl Leos XIII. hervorging. An politischem Stoff fehlte es also neben den sonstigen Eindrücken in dieser Zeit den Briefen nach Weimar nicht. In den beiden Wintern, die sie jetzt in Rom zubringen durfte, wohnte sie an der Via Gregoriana in unmittelbarer Nähe von Trinita de Monti, von dessen Terrasse am Fuß der Medicigärten sich einer der herrlichsten Ausblicke über die Stadt, auf die Kuppel von St. Peter und auf die Höhenzüge des Monte Mario eröffnet.

Von dort sah sie in ihrem siebzigsten Lebensjahre zum letzten Male die ewige Stadt, in welcher sie, wie sie einmal schreibt, „die eigentliche Heimat ihres Herzens“ hatte. Auch der Großherzog blieb dem Zuge nach Rom bis an sein Lebensende getreu; der letzte Besuch des Achtzigjährigen an dieser Stätte seiner Sehnsucht gehört dem Jahre 1898 an.

Von der Berührung eigentlich politischer Dinge hält sich der Briefwechsel des Großherzogs mit Fanny Lewald im ganzen fern. Nur in den ersten Jahren hatte er temperamentvollen Auslassungen seiner Korrespondentin bisweilen das ruhige Gleichmaß der eignen Anschauungen entgegenzustellen. Es lag die Neigung, politisch sich geltendzumachen, wie etwa sein Vetter und Nachbarfürst, Herzog Ernst von Coburg-Gotha, wohl überhaupt nicht im Wesen des Großherzogs. In seinem Lande bewegte sich während seiner Regierung die Entwicklung in friedlichem Einverständnis zwischen Fürst und Volk geräuschlos in den geordneten Bahnen eines ruhigen und besonnenen Fortschrittes, und in den Fragen der großen Politik, in denen während der folgenreichen Jahre der innern Umgestaltung Deutschlands seine Stellung wie nach seinen Gesinnungen so nach den Verhältnissen eine gegebene war, erlegte ihm sein nahes Verwandtschaftsverhältnis zum preußischen Königs- und deutschen Kaiserhause vielleicht eine gewisse Zurückhaltung auf, welche auch seiner Sinnesart entsprach. Auch in dieser Korrespondenz schneidet er deshalb politische Fäden meistens kurz ab oder spinnt sie nicht weiter. Als im Jahre 1858 nach matter und dunkler Zeit mit der Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen zum ersten Male wieder ein frischerer Luftzug durch Deutschland ging und Fanny Lewald den sich daran knüpfenden Hoffnungen in lebhaften Worten Ausdruck gegeben hatte, antwortet der Großherzog nur: „Ich freue mich Ihres Urteils über meinen Schwager, der das Vertrauen verdient, das man in ihn setzt, und das er einflößt.“ Aber gelegentlich bleibt doch in diesen Briefen auch ein politischer Meinungsaustausch nicht aus. So, wie schon angedeutet, gegenüber den Vorgängen in Italien, welche zur Gründung des Einheitsstaates führten, und in denen der Großherzog mit freiem und klarem Blick — darin unähnlich manchem seiner fürstlichen Standesgenossen in jener Zeit — den Zielen der Politik des Hauses Savoyen von vornherein vorurteilsloses Verständnis entgegentrug. In den Deutschland bewegenden stürmischen Zeiten der Jahre 1866 und 1870 ruhte der Briefwechsel, weil Interessen und Tätigkeit des Großherzogs in andern Richtungen in Anspruch genommen waren. Während des deutsch-französischen Krieges blieb er seinem königlichen Schwager zur Seite und war Zeuge aller bedeutsamen Begebenheiten jener großen Tage bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums, nicht ohne, wie ihm von berufenster Seite bezeugt wird, in kritischen Momenten der internationalen Lage seinen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Einfluß in Rußland zugunsten Deutschlands wirksam verwenden zu können. Die Tagebücher des Großherzogs aus dieser Zeit sind durch letztwillige Bestimmung für eine längere Reihe von Jahren der Veröffentlichung entzogen; erblicken sie einmal das Licht der Welt, so werden sie gewiß von großem Interesse sein, aber doch in anderm Sinne als etwa

diejenigen des Großherzogs Friedrich von Baden, da er der Entwicklung, zumal der innern deutschen Verfassungsfragen nicht so nahe stand wie dieser. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich hatte der Großherzog seiner Korrespondentin auf einen Willkommensgruß zu erwidern. „Gottes Allmacht und Barmherzigkeit" — schrieb er — „hat sich so wunderbar an dem Vaterlande bewiesen, daß man fast zu schwach sich fühlt, genug zu danken. Ja, ‚vorwärts', das rufe auch ich! Gebe uns Gott die richtige Einsicht und Kraft, die große Aufgabe vor der Geschichte zu erfüllen: das Reich auszubauen und ihm richtig zu dienen. Ich habe dazu sehr guten Mut." So schrieb der Großherzog vor dreiunddreißig Jahren; daß in den spätern Stadien der Entwicklung manche Erscheinungen hervortraten, welche dieses Vertrauen auf die Probe zu stellen geeignet waren, verhehlte er sich nicht.

Wie könnte man treffender die innern Schäden der heutigen Tage bezeichnen, als der Großherzog es tut in einem im Jahre 1883 geschriebenen Briefe: „Unsere größte Gefahr sind die zersetzenden Parteiungen. Dies sind unsre wahren Feinde, von denen uns die größten Gefahren um so mehr drohen, als wir nichts tun, sie zu beseitigen. Könnte dies mit Monumenten und Ausstellungen geschehen, wäre uns geholfen." In den ernsten und sorgenvollen Tagen, welche dem Tode Kaiser Wilhelms I. folgten, schreibt er seiner Korrespondentin: „Auf das Ganze und Große muß der Geist blicken, wenn das Einzelne schwer zu ertragen, fast unerträglich erscheint." Als treuer und warmer deutscher Patriot bewährte sich der Großherzog in allen schwierigen Lagen und Übergängen seines Lebens; das war bei ihm außer Frage; aber er war, wie die großen Weimaraner, ein universeller Geist und verstand ohne enge, nationale Befangenheit auch die Vorzüge und Leistungen andrer Nationen nach ihrem Werte zu würdigen; wie in seinem feinen Verständnis für das Beste der französischen und englischen Literatur, betätigte sich dies unter anderm auch darin, daß er ohne Rücksicht auf etwaige einheimische Empfindlichkeiten hervorragende auswärtige Künstler, wie die Belgier Pauwels und Verlat, als Lehrer an seine Kunstschule zog.

In manchem liebenswürdigen Zug zeigt sich im Laufe des Briefwechsels die warme Anhänglichkeit und Liebe des Großherzogs für sein Land, für seine Thüringer Heimat. In seinen Thüringer Bergen, im Schatten seiner Thüringer Tannen fühlt er sich am wohlsten und bringt dies gern zum Ausdruck. Jedes anerkennende Wort, welches seines Thüringen, seiner Wartburg, seines Weimar gedenkt, fällt bei ihm auf fruchtbaren Boden und ist seiner Dankbarkeit gewiß. „Was man liebend pflegt und pflegend liebt, von andren verstanden und geliebt zu sehen, ist immer ein Glück." Und stets erinnert er sich gern dabei des noblesse oblige. „Sie wissen, was der Name, den wir tragen, der Name Weimar, uns Geschwistern auferlegt." „Was Weimar zu erstreben hat und erstrebt, wissen Sie; dies Bemühen von Ihnen anerkannt zu sehen, ist mir, als dem Verwalter des Anvertrauten, eine wahre Freude."

Wenn der Großherzog seiner Korrespondentin gelegentlich das Kompliment macht, „die erste deutsche Schriftstellerin der Gegenwart" zu sein, so wird dagegen nach dem Maßstabe ihrer Zeit vielleicht kaum etwas eingewendet werden.

Gewiß aber ist sie in ihren Werken und in ihrer praktischen Lebensbetätigung die erste Vertreterin und Vorkämpferin der Grundsätze und Bestrebungen gewesen, aus denen, immer weitere Kreise ziehend, die Frauenfrage sich entwickelt hat. Ihre „Osterbriefe" und ihre Schrift „Für und wider die Frauen" stehen am Eingang dieser Bewegung. Wie sie weithin Aufsehen erregten, fesselten sie auch die Teilnahme des Großherzogs, und es gereichte ihm zu bescheidner Genugtuung, festzustellen, daß mit der Durchführung der Heranziehung der Frauenarbeit für die Zwecke des öffentlichen Lebens in seinem Lande ein erster Versuch mit der Anstellung einer Lehrerin an der Bürgerschule in Apolda (1875) gemacht worden war. Gern suchte der Großherzog für diese damals noch in ihren Anfängen liegenden Bestrebungen auch das Interesse und die Teilnahme seiner Gemahlin und seiner Schwester, der deutschen Kaiserin, lebendig zu erhalten.

Es ist wohltuend, während des langen Zeitraums von mehr als vierzig Jahren zu verfolgen, wie der Briefwechsel zwischen dem Großherzog und Fanny Lewald in allem Wandel der Zeiten, der Interessen und des Lebensalters unentwegt auf den Grundton des „Menschlichen" — das bevorzugte Lieblingswort des Großherzogs — gestimmt bleibt. Es sind nicht bloß Unterhaltungen zwischen einem kunstsinnigen und wissensfreudigen Fürsten und einer geistreichen Schriftstellerin, deren Berühmtheit noch in aufsteigender Linie begriffen ist, über Welt, Menschen und Dinge, sondern es bildet sich zugleich in diesen Beziehungen ein wirklich nahes, persönliches Verhältnis heraus, das mit zunehmenden Jahren, anstatt wie so manchmal zu erlahmen, eher an Wärme gewinnt. Wie er mit seiner Korrespondentin bis an deren Lebensende wichtige Fragen der Literatur, der Kunst, der Zeitgeschichte gern erörterte, so wendete er auch ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren großen und kleinen Sorgen ein freundliches menschliches Interesse zu. Unvergessen blieb, daß in den schwierigen Verhältnissen, in welche Fanny Lewald und Adolph Stahr durch die Entwicklung ihres Herzensbündnisses geraten waren, der Großherzog aus eignem Antriebe sich ihnen großherzig und hilfreich erwies und ihnen nach Kräften beistand, zu dem ersehnten Ziel zu gelangen, das nach schweren Kämpfen ihr Lebensglück dauernd begründete. Das Recht, seine Korrespondentin seine „Freundin" nennen zu dürfen, nahm der Großherzog ausdrücklich für sich in Anspruch. An den Vorgängen in ihrer Familie, ihren Reiseplänen, ihrem Wohnungswechseln, an den Wandlungen, die der Tod ihres Gatten für sie mit sich brachte, an allem, was sie bewegte und bedrückte, nahm er wohltuenden Anteil. Und als mit den Jahren ihre Kräfte nachließen und körperliche Leiden mehr und mehr sich einstellten, die ihr den Flug über die Alpen — noch immer das Ziel ihrer Sehnsucht — unmöglich machten, war er ihr in fast rührender Weise ein treuer Tröster. „Kein Alter gibt es, nur ewige Jugend für die Seele, welche empor zur Verschönerung strebt und wirkt." In kleinen Aufmerksamkeiten für die Freundin ergeht er sich gern, sendet ihr Erzeugnisse der Thüringer Landesindustrie und sucht in den letzten Monaten ihres Lebens, als sie vergeblich Kräftigung in veränderter Luft und veränderten Umgebungen für sich erhofft, ihren Mut hochzuhalten. Noch in seinem letzten

Brief vom 4. Juli 1889 malt er — im Begriff, von Weimar nach Wilhelmsthal, inmitten thüringischer Berge, überzusiedeln — ihr eine Begegnung „auf irgend einem thüringischen Berggipfel, unter einer Tanne" aus, bei welcher er ihr von der gesteigerten Tätigkeit in Weimar infolge der Vereinigung des handschriftlichen Nachlasses Schillers mit dem Goethe-Archiv erzählen will. „Doppelte Pflichten" — schreibt der Großherzog — „treten an uns mithin heran, und verdoppelte Tätigkeit ist unser Losungswort um so mehr, als sich auch die Ansprüche an Weimar damit verdoppeln. Das wäre so ungefähr die Vorrede zu unsrer nächsten Unterhaltung, so Gott will." Mit diesen Akkorden klingt der vierzigjährige Briefwechsel aus.

* * *

Es sei nun gestattet, eine Auswahl von Briefen des Großherzogs, die verschiedenen Zeiträumen angehören und für seine Würdigung als Persönlichkeit, als Landesfürst und als Förderer von Literatur, Kunst und Wissenschaft besonders bezeichnend sein möchten, aus dieser umfassenden Korrespondenz herauszuheben und der Kenntnisnahme des Lesers zu unterbreiten[1]). In manchen Wendungen der Briefe wird, wem es vergönnt gewesen ist, dem verewigten Großherzog persönlich näherzutreten, ihn sprechen zu hören glauben. In der Ausdrucksweise mag bisweilen ein Etwas begegnen, was man aus dem häufigen Gebrauch der französischen Sprache von seiten des Großherzogs hat erklären wollen. War doch seine Mutter eine Russin, seine Gemahlin eine Niederländerin und das Französische in Weimar noch lange die Hofsprache. Und wenn man in dem Wesen des Großherzogs „einen leisen Stich in die Anempfindung und die Pose" zu bemerken geglaubt hat, so mag auch das in den Briefen sich in Äußerlichkeiten vielleicht bisweilen erkennbar machen, so wenig es die innere Wahrhaftigkeit und den Gehalt des Austausches zu beeinflussen vermag. Und wenn endlich in der Folge der Korrespondenz hier und da vielleicht der Eindruck einer gewissen Eintönigkeit entsteht, so wird zu beachten sein, daß die Briefe häufig in denselben stets wiederkehrenden äußern Anlässen — für literarische Zusendungen, für Glückwünsche zu Jahreswechseln, Geburtstagen, Familienereignissen dankend — geschrieben sind und deshalb für sie ein gewisser Zuschnitt in der Einkleidung von vornherein gegeben war.

1. Weimar, 31. Oktober 1848.

Zu Anfang Ihres italienischen Bilderbuches sagen Sie: „Es gibt einen Epikuräismus der Entsagung, den ich sehr süß finde; er besteht darin, sich den Genuß eines Glücks, dessen man sicher ist, so lange als möglich vorzuenthalten." Durch meine eilige Antwort[2]) bekenne ich mich also zu Ihrem

[1]) Eine vollständige Ausgabe der Briefe des Großherzogs an Frau Fanny Lewald-Stahr befindet sich im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin in Vorbereitung.

[2]) Auf einen Brief aus Dresden vom 27. Oktober 1848. In diesem Brief heißt es: „Daß wir nach Wahrheit streben, das Gute wollen, das ist jener Adelsbrief der Gleichheit, die Ihnen, Königliche Hoheit, und Frau von Bacheracht und mir die Herzen zu offenem Aussprechen erschloß,

Gegner, und dies im ersten Augenblick der Bekanntschaft, und überdies in einem Augenblick, wo ich das Gegenteil empfinde von dem, was ich schreibe, denn ich fühle mich nicht Ihr Gegner. Wickeln Sie mich nun aus diesem Widerspruch, in welchen Sie mich gütigst verflochten haben, heraus wie Sie können. Vielleicht hilft Ihnen hiezu meine Dankbarkeit, von deren Herzlichkeit ich Sie überzeugt wissen möchte und auch in der Tat überzeugt halte. Denn Sie werden mir ohne Versicherung glauben, daß ich Sie genug zu kennen meine, um nicht in künstliche Phrasen — könnte ich diese überhaupt — meine Gefühle zu kleiden, die ich Ihnen auszusprechen wünsche. Ich bringe sie Ihnen dar in aller Aufrichtigkeit und mit der Freude, die ich empfand, als ich heute Ihr Paket eröffnete und Ihren Brief las. Meine Goldorange des Glücks halte ich auch fest, wie Sie sehen, wie ich sie festhielt, als ich Ihre Ankunft in Weimar erfuhr; ja, ich behaupte sogar: ich besitze jenen Hesperidenapfel ganz allein, denn die Bekanntschaft nur der Person kann interessant und beglückend für den strebenden Geist sein, welche ihn mit anerkannter Wirksamkeit gepaart hat. Dies ist aber bei Ihnen, noch nicht bei mir der Fall. Gönnen Sie mir den Glauben, daß bei dem Streben nach der meinigen Sie mir Ihr wohlmeinendes Interesse nicht versagen werden.

Ihre Bemerkung über den Goetheschen Briefwechsel[1]) ist wahr. Betrachten wir indessen menschlich das Menschliche; sie, d. h. die Menschen, urteilen über das Verhältnis, wie man auf Erden es eben tut, weil man auf Erden wallt. Es liegt etwas unendlich Gewöhnliches auf den ersten Blick in dem Gesagten; indessen ist dem nicht so, denn unsere Pflicht erfordert es, das Menschliche aufzufassen. Hierinnen liegt ein Schlüssel zur Erkenntnis, zur Führung der Menschen. Ich trachte hiernach, weil ich fühle, daß das mir helfen wird, meine Zeit zu erkennen und mein Steuerruder zu lenken. Ist doch das Menschliche auch wahr, und erfordert doch diese Zeit ewig die Wahrheit.

Ich möchte, Sie sagten, Sie brächten in Weimar den Herbst zu! Dieser Wunsch ist auch wahr, wie derjenige, in das Gedächtnis der Frau von Bacheracht[2]) zurückgerufen zu werden und in dem Ihrigen fortzuleben als

Ihr sehr ergebener Carl Alexander,
Erbgroßherzog von Sachsen.

2.

Weimar, 24. Dezember 1848.

Sie haben meinen stillen Wunsch erraten, indem Sie mir aufs neue schrieben; ich bin Ihnen also doppelten Dank schuldig, einmal, indem Sie

---

als Sie mir die Ehre Ihres Besuchs gönnten. Jene Stunde war eben eine von den Goldorangen des Glücks, die das Schicksal uns unerwartet zuwirft, und die wir uns aneignen können, wenn wir die Hände darnach ausbreiten, statt sie uns, erschreckend, vor das Gesicht zu halten.

[1]) „Goethes Briefe an Frau von Stein (1776—1820). Herausgegeben von A. Schöll", erschienen in drei Bänden in Weimar 1848—1851.

[2]) Therese von Bacheracht, geb. 4. Juli 1804 zu Stuttgart als Tochter des russischen Gesandten von Struve, verheiratet 1825 mit dem russischen Generalkonsul von Bacheracht in Hamburg, von demselben geschieden 1849, wieder verheiratet mit dem niederländischen Oberst von Lützow, gest. auf Java 16. September 1852.

meiner wiederholt gedachten, dann, daß Sie unsere Korrespondenz fortsetzten. Aber um so herzlicher ist der Dank, wenn ich mich in den Inhalt Ihres Schreibens recht hineindenke und fühle. Sie haben in raschem Federzug die weiten Grenzen einer ganzen Welt umlaufen, in die Sie mich mit warmem Anteil verflechten. Dieser Anteil läßt Sie, meine Gnädigste, in einen kleinen Widerspruch verfallen, denn die Republikanerin gibt dem Fürsten Rat, wie er die Zeit erkennen und sie leiten, mithin dem Lande sich nützlich machen, hierdurch aber die Republik bekämpfen könne. Sie sehen, es ist gefährlich, mit den Waffen spielen, denn nun wenden sie sich gegen Sie; denn ich erkläre Ihnen, daß Sie an mir, Ihnen zum Trotz, einen so vortrefflichen Schüler bekommen sollen, daß ich, immer Dank sei es Ihnen, die Republik noch etwas fernhalten dürfte. Vielleicht gelingt es mir, Ihnen Glauben zu dem Gesagten einzuflößen, wenn ich gestehe, daß ich im Lande nie den unbedingten Besitz des Fürsten, wohl aber ein von Gott seiner Sorgfalt anvertrautes Gut erkannte, über das er Gott wie dem Volke Rechenschaft zu geben habe. Hieraus folgt der Standpunkt des Fürsten, den die Stürme der jetzigen Zeit klarer gezeichnet haben. Er ist nicht immer leicht; das weiß der am besten, der ihn so wollte; allein, ich wenigstens finde, daß das Leben im Leichten nie ein volles Leben ist; deshalb klage ich nicht über den Kampf, sondern fühle mich gestärkt wie am Körper in der Brandung der See. Aber klagen tue ich, daß mancher, von dem so vieles abhängt, diesem Kampfe fernstehen zu wollen scheint, und deshalb seufze ich mit Ihnen, daß der richtige Rat da zu fehlen scheint, wo auch ohne ihn das Richtige und Weise gefühlt werden sollte. Wäre dies der Fall gewesen, so würden allerdings die Zustände in Preußen anders sich herausgestellt haben. Indessen ist es nun einmal so, und frisch wollen wir mit dem Strome vorwärtsschwimmen. Es ist dies die Grundbedingnis zu dem möglichen Sieg in den Kämpfen, die uns, befürchte ich, noch bevorstehen.

Sie kritisieren das Wort „menschlich", das ich rücksichtlich der Steinschen Briefe anwendete, doch was Sie sagen, beweist mir, daß wir einerlei Meinung. Göttlich, sagen Sie, müsse man, müsse ein Fürst urteilen. Aber dies eben ist auch das Menschliche! Soll ein Fürst göttlich über Menschen urteilen, so muß er die Gefühle, die Leiden, die Freuden derselben kennen, fühlen, um das Göttliche eben diesen anzupassen und es menschlich zu machen. Was ist nun menschlicher, als daß zwei edle Seelen sich erkennen, sich lieben! Das menschliche Gefühl erkennt dies und toleriert es, freut sich und leidet mit — die Leute aber verfolgen das Verhältnis mit den Augen und Zungen der Welt — vielleicht könnte man die Gesinnung daher eine weltliche nennen.

Noch einen Dank habe ich Ihnen auszusprechen, und zwar für Ihr Werk über Italien[1]). Jetzt, wo ich es kenne, kann ich Ihnen erst recht danken. Sie haben mir wahre Freude, wahren Genuß mit demselben bereitet. Es ist immer verdienstlich, wenn man sein Selbst ist und sein will und namentlich da und dann, wo und wann viele ein und dieselbe Straße laufen zu müssen glauben. Wie sonderbar doch, daß das, was am nächsten scheint, das ent-

[1]) Italienisches Bilderbuch, 1847.

fernteste ist! Was scheint aber natürlicher, als daß man, wenn man ein Ich hat, auch ein Ich ist, und doch sind die wenigsten Ich, gewöhnlich weil sie der oder die oder das sein wollen.

Doch Sie schreiben Werke, und ich werfe, wie Sie sehen, mit Artikeln um mich herum — das Kind spielt mit den einzelnen Lettern des Schriftsetzers — daher ist es besser, daß ich, mein bescheidenes Ich erkennend, Ihnen für heute Lebewohl sage. Meine besten Wünsche für Sie zum neuen Jahre, mir selbst der Glaube, daß Sie gewogen bleiben werden

Ihrem aufrichtig ergebenen
Carl Alexander.

3.

Chateau Biljoen, 19. Dezember 1849.

Ihr Brief von dem —[1]) erreichte mich hier, in diesem einsamen Schlosse, versenkt inmitten eines stillen Sees, um dessen Ufer alte Ulmen träumen und schweigend ihre Häupter über den Wasserspiegel beugen. Ich sitze in einem kleinen, runden Turm; neben mir, in einem Gemach, mit verschossenen Gobelins behangen, wurde der Friede von Utrecht geschlossen. Es ist Nacht, und der Wind heult um die alten Mauern. Dies ist der Rahmen meines Selbst.

Gehe ich Ihren Brief durch, so stoße ich zunächst auf Ihre Bemerkungen rücksichtlich des Waldeckschen[2]) Prozesses. Ich beklage diese Angelegenheit; es gibt des Schlimmen jetzt schon so viel, daß es wahrlich nicht nötig ist, es zu vermehren und Wunden, die gestern noch bluteten, heute wieder aufzureißen. Mir ist manches in dieser Sache geradezu unerklärlich. Wann hätte man je mehr Mäßigung bedurft und sie weniger geübt als in dieser Zeit!

Ihre Ansicht über Griepenkerls ‚Robespierre'[3]) hat mich sehr interessiert, weil ich viel dieses Werk in der neuesten Zeit nennen hörte. Was Sie mir sagen, macht mich auf dasselbe doppelt neugierig. Der Standpunkt, den Sie mit den Worten „über den Parteien" bezeichnen, als denjenigen, von dem aus der Autor seinen Gegenstand behandelt, spricht für beide, und zwar doppelt, da unsere Zeit keine der Unparteilichkeit ist. Ich bilde mir ein, daß der Verfasser die Geschichte sozusagen szeniert hat, — eine Behandlungsart, welche von

[1]) Undatierter Brief aus dem Dezember 1849.

[2]) Die gegen den hochangesehenen Volksmann und hervorragenden Führer der preußischen Demokratie im Abgeordnetenhause Obertribunalrat Benedikt Franz Leo Waldeck gerichtete strafgerichtliche Verfolgung wegen Hochverrats stützte sich auf Schriftstücke, welche sich als gefälscht und als ein Machewerk von mit den reaktionären Parteien in Verbindung stehenden niedrigen Subjetten (Ohm-Goedsche) erwiesen. Waldecks Freisprechung durch die Geschworenen war am 7. Dezember 1849 erfolgt.

[3]) Robert Griepenkerls (aus Braunschweig) „Maximilian Robespierre" — ein Drama, das seinerzeit Aufsehen erregte und von dem Verfasser, bevor es gedruckt und aufgeführt ward, durch Vorlesung in größeren und kleineren Zirkeln bekannt gemacht wurde. In einem Briefe an seinen Bruder Carl Stahr vom 24. Januar 1850 schreibt Adolph Stahr emphatisch: „In Deutschland ist Griepenkerls ‚Robespierre' das einzig Wichtige an poetischen Erzeugnissen. Alles übrige — wüst und leer." Ludwig Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß. Oldenburg 1903. S. 157.

vielem Effekt ist und in Frankreich mit Geschick und Erfolg gehandhabt wurde, in Deutschland aber so gut wie unbekannt ist. Wird das Werk nicht gedruckt? Ich bin sehr gespannt, es zu lesen.

Mit Freuden begrüßte ich die Sympathie, welche für mich aus Ihrem Urteil über Macaulays Werk[1]) hervorleuchtet. Es ist mit einer Staats-, Welt- und Lebenspraxis geschrieben, daß man, es lesend, aus dem Urquell der Geschichte selbst zu schöpfen geglaubt. Es hat den großen Vorteil, nicht mit dem Gegenstande, den es behandelt, abzuschließen, sondern dem Leser tausend Türen zu öffnen, die alle Gelegenheit zu den nützlichsten Reflexionen und Betrachtungen geben. Ich habe selten ein Werk gefunden, welches mehr lehrt als dieses.

Über die letzten Worte Ihres Briefes ist viel Schmerz und Kummer hingegossen, den Sie in den herrlichen Worten Platens fassen. Kennte ich Sie nicht, so würde ich um Sie klagen, aber einem starken Geiste klagt man nicht, wenn man ihn in den Kämpfen des Lebens sieht und die Überzeugung hegt, daß er ihnen gewachsen.

Ich habe in Oldenburg Ihren Freund[2]) gesehen, mit dem ich mit Freuden Ihrer gedacht. Leider war die Zeit so kurz, daß ich nur so viel ihn kennen lernte, um zu wissen, daß es mir leid tut, es nicht weiter haben tun zu können. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen an Kraft, Liebe und Einsicht zum neuen Jahre und mir die Erhaltung Ihrer Gesinnungen für mich.

4.

Weimar, 8. Februar 1850.

Mein Dank für Ihren letzten Brief ist der Freude gleich, mit welcher ich diesen begrüßt und empfangen habe. Von Herzen bedaure ich, daß eine so trübe Ursache Ihre Feder ruhen ließ; desto mehr aber freue ich mich, daß Ihr Bruder[3]) wieder genesen ist, den ich zwar nicht kenne, an dem ich aber dennoch einen besonderen Anteil nehme, da er Ihr Bruder ist.

Durch die Mitteilung des Urteils Ihres Freundes Stahr haben Sie mir eine wahre Freude gemacht; ich danke Ihnen doppelt für dieselbe, weil Sie überdies die Absicht gehabt haben, sie mir zu machen, und es mir auf eine so gütige Weise aussprechen. Das Urteil über meinen Großvater rührt mich wahrhaft, denn es kann nur aus einer seine große Humanität tief erkennenden Seele entspringen. Wohl war es in diesem Worte „Menschlichkeit", daß sein edler Charakter leuchtete. Fern bin ich noch — dies fühle ich im tiefsten Innern —, einen solchen Vergleich mit meinem Großvater zu verdienen, wie

[1]) „The History of England", deren beide erste Bände Ende 1848 erschienen waren.

[2]) Professor Adolph Stahr war (seit 1836) Konrektor am Gymnasium in Oldenburg, hatte aber nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise, für die ihm von der oldenburgischen Regierung ein Urlaub von einem Jahr bewilligt und deren Frucht sein bekanntes und noch heute in den Händen vieler Italienfahrer befindliches Buch „Ein Jahr in Italien", war, wegen Kränklichkeit den Unterricht am Gymnasium nicht wieder aufgenommen. Nach seiner Pensionierung verließ er Oldenburg und nahm mit seiner Familie seinen Wohnsitz zunächst in Jena.

[3]) Otto Lewald, angesehener Rechtsanwalt in Berlin, damals vorzugsweise bekannt durch seine Verteidigung im Polenprozeß.

Ihr Freund ihn zieht, allein das ist wahr, daß ich jenem nachzustreben suche, und so nehme ich jene Meinung an, wie man eine freundliche Zusprache auf den Weg gern in Empfang nimmt.

Ihre Bemerkung über Holland oder vielmehr über das Unzulängliche des fremden Urteils, das eigene umzubilden, ist mir aus der Seele gesprochen. Wie oft empfinde ich dasselbe! Schafft sich doch jeder Geist seine eigene Welt und mag nicht der Seele andrer zum Wachs dienen.

Sie fragen mich nach der Bedeutung meines Petschaftes[1]). Sind Ihnen die Mütter erinnerlich, jene mystischen, rätselhaften Wesen, von denen Mephisto dem Faust erzählt? Goethe wurde einst durch meinen Freund Eckermann nach ihrer Bedeutung gefragt. Da sah ihn Goethe mit großen Augen an und sagte geheimnisvoll: „Die Mütter, Mütter, es klingt so wunderbar." So lassen Sie mich Ihnen antworten: Das Petschaft, Petschaft, es ist so rätselhaft. Was mag es bedeuten? Bedeutet es Ihnen etwas? Legen Sie einen Sinn in dasselbe, und es wird Ihnen wert sein. Ist doch das Ich, was man in eine Sache legt, so oft ihr wahrer Wert. Legen Sie etwas von Ihrem Ich in die verschlungenen Züge Persiens, und Sie werden dieselben lieben, wie ich sie liebe, weil ein Etwas von meinem Ich in dieselben verwebt ist.

Sie brauchen keine Entschuldigung wegen Ihres Briefes zu machen und sollen sie nicht machen. Unsere Korrespondenz soll nicht eine gêne sein. Daß Sie nicht immer und nicht gleichmäßig arbeiten können als Schriftstellerin, ist mir das wahre Autorzeichen. Vor Schriftstellerei aus Zwang, fürs Brot behüte Sie Gott.

Ich wünsche Ihnen von Herzen, was Sie mir wünschen.

5.

Weimar, 4. März 1850.

Meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief von dem 1. d. Mts., nicht weniger für die „Liebesbriefe"[2]) bitte ich Sie anzunehmen, welche letzteren ich sofort zu lesen beginnen werde. Sie haben mich für dieselben durch die Beleuchtung der Ansicht schon eingenommen, von welcher Sie ausgegangen sind, denn die Bekämpfung des outrierten Geschmacks der modernen französischen wie deutschen Literatur ist ein wahrhaft verdienstliches Werk. Möge Ihnen das Unternehmen gelingen, und möchten Sie der jetzigen Literatur die Augen über sich selbst öffnen. Mit einer wahren Eifersucht blicke ich immer auf die englischen Schriftsteller, die im Durchschnitt sich immer an die Natur halten und hierdurch einen weit größeren Effekt erreichen, als wenn in Frankreich oder Deutschland die mysteriösesten aller Mysterien erzählt und ausgemalt werden oder ewige Juden von einem Pol zum andern wandern müssen[3]). Unter den neuesten englischen Werken empfehle ich Ihnen Vanity fair[4]) von

[1]) Petschaft mit verschlungenen persischen Schriftzügen.

[2]) Fanny Lewald, Liebesbriefe aus dem Leben eines Gefangenen. 1850.

[3]) Anspielung auf Eugène Sues „Geheimnisse von Paris" und „Ewigen Juden".

[4]) William Makepeace Thackerays Erstlingsroman „Vanity fair" war 1846 erschienen.

Thackeray. Es ist dies ein wahres Meisterstück von Geist, Witz und Geschick, verbunden mit einer Wahrheit der Auffassungs- und Beobachtungsgabe, die bewundernswürdig ist.

Ich werde nicht verfehlen, die Aufsätze[1]) zu lesen, welche Sie mir empfehlen, und Ihnen dann über dieselben schreiben. Daß Ihr reger Geist nach neuer Luft, neuer Nahrung sich sehnt, begreife ich wohl und daher auch, daß Sie das englische Reiseprojekt wieder aufnehmen. Folgen Sie demselben, so können Sie nicht besser tun, als im Frühjahr hinzugehen, weil Sie dann für Ihre Mühe auch den meisten Genuß ernten. Hüten Sie sich nur, die Reise zu übereilen, denn die Eindrücke jenseits des Kanals sind so bedeutend und viel, daß sie Zeit und Kraft zur Verarbeitung erheischen. Wie schön wäre es, wenn Sie Ihren Weg über Weimar nähmen! Warum dies schön wäre, will ich Ihnen als ein Rätsel überlassen wie die verschlungenen Züge auf meinem Siegel, doch wird es Ihnen wohl weniger schwer werden, jenes zu erraten als dieses.

Von Herzen danke ich Ihnen für den Wunsch, mit dem Sie schließen; ewig unveränderlich bleibt die Natur, reich und schön, und doch wie so ganz anders sind die Gefühle, mit denen das menschliche Treiben uns die Wiederkehr der Jahreszeiten begrüßen läßt! Wie ernst erscheint mir dieser Frühling!

6.

Ettersburg bei Weimar, 22. Juni 1850.

Ihre gütige Erinnerung mitten aus den Zerstreuungen und Ermüdungen von London hat mich erfreut und gerührt, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es etwas heißen will, von dort aus zu schreiben. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank. Mit Interesse besonderer Art las ich die Bemerkungen, die Sie in politischer Hinsicht an die Eindrücke knüpfen, welche England Ihnen gemacht. Sie erstaunen mich nicht. Erwähnen muß ich übrigens, daß es die absolute Vernunft wohl nicht ist, die allein zu urteilen hat. Es sind Folgen der allmählichen Entwicklung eines scharf ausgesprochenen Nationalcharakters unter scharf begrenzten Verhältnissen, welche das Wunderbare erzeugt, dessen Eindruck Sie empfinden. Die Drohung, welche Sie über England aussprechen, ist wahr, aber ich glaube, nicht ganz ihre Voraussetzung, denn nicht alles in England wird durch die Vernunft verworfen. Diese aber ist auf ewiger Wahrheit begründet, und diese wiederum scheint mir das Wahrste in der Naturphilosophie zu sein. Deshalb scheint mir England auch einen mächtigen Bundesgenossen in dem zu haben, was Sie seinen Feind nennen.

Ich danke sehr für die beiden interessanten Porträts, welche Sie mir entwerfen. Suchen Sie doch ja Macaulay kennen zu lernen; Thackeray ist mir bekannt von W., ich erinnere mich seiner gut. Sagen Sie ihm in meinem Namen, ich lade ihn ein, wieder nach Weimar zu kommen, um dann doch auch das Gute der deutschen Städte und Höfe sich wieder in das Gedächtnis zurückzurufen.

[1]) In der in Stuttgart erscheinenden „Allgemeinen Deutschen Monatsschrift" („Irre ich nicht". Von Oppenheim, und „Heinrich von Gagern").

Danken Sie, bitte, Mad. Brandt[1]) für ihre mir erhaltene Erinnerung. Sie sagen mit Recht, daß wir, Sie wie ich, die Theorie des Freudemachens haben. Sie aber besitzen dabei den großen Vorteil, daß Sie eine liebenswürdige Frau sind, und was läßt sich dagegen aufwiegen!

Nächst dem Briefschreiben ist das Briefelesen in London eine Pein. Deshalb und schon der guten Meinung wegen, welche Sie von mir haben, schließe ich diese Zeilen. Ach, könnte mein Körper meinem Geiste nach England folgen!

Griepenkerl hat mir sein Stück vorgelesen. Nie in meinem Leben habe ich besser vorlesen hören als durch ihn.

7.

Ohne Datum. (Sommer 1851)[2]).

Verzeihen Sie mir, so spät erst auf Ihr Billett zu antworten. Da ich es indessen erst soeben, um halb zwölf Uhr nachts, erhalte, als ich von einer weiten Fahrt zurückkehre, so werden Sie meiner Entschuldigung Gehör schenken. Ich bin mit meinem Architekten für die Wartburg auf verschiedenen Burgen der Umgegend umhergezogen, um praktische Studien für mein Restaurations- und Bauwerk zu machen, das immer mehr und mehr, so Gott will, vor die Augen der Welt treten soll und deshalb immer mehr gewissenhaft, ernst und streng behandelt sein will. Wäre es auch nur, um nicht, wie Sie von Queen Mary of Scots sagen: une chose incomprise zu werden oder mit andern Worten der Kritik der Welt zu verfallen, denn was diese nicht begreift, verdammt sie. — Kennen Sie in bezug auf Maria Stuart ihr Leben von Dargaud, ganz neu erschienen?[3]) Es soll vortrefflich sein. Ich kenne es nicht, aber jene Korrespondenz kenne und liebe ich und, gern will ich sie Ihnen borgen. — Lassen Sie mich morgen abend nach fünf Uhr Ihre Türe wiedersehen.

8.

Sorrento, Casa di Tasso, 13. September 1852.

Sehr dankbar für Ihre Zeilen aus Rudolstadt, die ich soeben erhielt, beeile ich mich, Ihnen sowohl dieses als meine große Freude über das interessante Geschenk auszusprechen, das Ihre stets gleichbleibende Güte meiner lieben Wartburg gesichert hat[4]). Ich nehme es mit ebensoviel Vergnügen als Dank an und ersuche Sie, es den Besitzer wissen zu lassen. Dürfte ich Ihre Güte ferner in Anspruch nehmen, so wäre es, zu veranstalten, daß das Bett für den Transport auf die Wartburg gepackt werde. Ich schreibe heute meinem

---

[1]) Die Frau eines Londoner Kaufmanns, deren Schwester der Prinzessin von Preußen attachiert gewesen war. Fanny Lewald war der Familie aus Italien bekannt.

[2]) Fanny Lewald weilte in den Monaten Juni und Juli 1851 längere Zeit in Weimar.

[3]) J. M. Dargaud, Histoire de Marie Stuart. Paris 1850.

[4]) Eine aus dem längst eingegangenen Gasthof „Zum Stiefel" in Rudolstadt stammende alte Bettstelle, in der bei seinen dortigen Aufenthalten Luther geschlafen haben sollte. Die Bettstelle wurde auf Fanny Lewalds Anregung von dem Besitzer Justizrat Eberwein in Rudolstadt als Geschenk für die Wartburg bestimmt.

Sekretär Vent und gebe ihm den Auftrag, es in Rudolstadt in Empfang nehmen und weitertransportieren zu lassen. Ich erlaube mir dabei, meinen Sekretär Ihnen zu adressieren, damit er seinen Auftrag desto besser erfüllen könne.

Daß Ihnen unser Thüringen so gefällt, ist mir lieb, denn es verdient, anerkannt zu werden. Es trägt in meinen Augen ein gewisses Gepräge von Gemütlichkeit, das mir wohltut. Von Herzen bedaure ich, daß Unannehmlichkeiten überhaupt und solche im besondern Herrn Professor Stahr in seiner Kur und dem Genusse des sympathischen Aufenthaltes stören mußten[1]). Das Leben ist nun einmal ein Kampf; immer beweist sich dies aufs neue, immer und überall.

Der Ort, von dem ich schreibe, wird Ihnen beweisen, daß ich Ihren Rat befolgt habe. Seit Wochen schon sind wir hier, in diesem Paradies, von dem wir wahrscheinlich nächstens aufbrechen werden, um nach Rom zurückzukehren. Auf Rom freue ich mich wieder am meisten. Von allen Orten Italiens ist er mir der sympathischeste. Hier, nur da, in Rom möchte ich leben, weil es mir am meisten sagt. Ich glaube, daß Professor Stahr mich, meiner Wahl wegen, nicht mißbilligen wird. Was mich hier umgibt, ist ein Paradies; auch genießt es mein Naturgefühl in vollen Zügen; das aber ist auch alles, und das bloße Gefühl der Naturbewunderung ist mir ein zu enger Boden für das Leben. Ich denke an Professor Stahr jeden Tag; er hat sich durch sein Werk über Italien ein wahres Denkmal gesetzt. Sagen Sie ihm dies in meinem Namen und gedenken Sie der fernen Reisenden.

9.

Weimar, 31. März 1853.

Lassen Sie mich Ihre Romanarbeit durch die trockene Person meines Briefes für einen Augenblick unterbrechen, und lassen Sie mich dieser Person meinen Dank für Ihre Zeilen anvertrauen. Leider kann ich keine Zeichnung, noch weniger eine Kopie des Rietschelschen Modells[2]) beifügen, denn ich habe nichts dergleichen. Nur versichern kann ich, daß ich die Lösung der schweren Frage eine gelungene, sehr gelungene finde. Rietschel hat die Aufgabe besonderer Art, den Charakter der Persönlichkeiten, der Zeit, in der sie wirkten, des Verhältnisses des einen zum andern tief und scharf aufgefaßt und in schönster Form eloquent ausgedrückt. Nach aller Wahrscheinlichkeit kommt das Monument gegenüber vom Theater, mit dem Rücken an ein zu verbesserndes Gebäude, jedoch freistehend. Die Statue Wielands soll den Platz schmücken, der am Beginne der Straße von Belvedere liegt. Gasser ist allerdings ein Kind der Berge[3]), allein in Italien war er nie; er sagte mir auch, er wolle

[1]) Unter anderm brannte das Haus, welches die Familie Stahr in Jena bewohnte, ab.

[2]) Der demnächst auf dem Theaterplatz in Weimar aufgestellten Doppelstatue Goethes und Schillers.

[3]) Der Bildhauer Gasser war aus dem Zillertale in Tirol gebürtig und in Wien ausgebildet. Die Annahme, daß er nie in Italien gewesen sei, scheint auf einem Irrtum zu beruhen, da ihn Fanny Lewald im Jahre 1846 in Rom kennen gelernt hatte.

so bald nicht hin, denn dann befürchte er, nicht so bald wiederkommen zu können oder vielmehr nie wiederzukommen[1]).

Die Wagner-Woche war ein großer Genuß — era un pezzo di Cielo, von demselben Cielo, von welchem die Dioskuren, welche Stahr so trefflich beschrieben hat, ein andres pezzo sind. — Ich habe jetzt im Kopf, ein Museum zu bauen, was wir so nötig brauchen; wünschen Sie nur, daß das ein ferneres pezzo werde!

Ich verlasse Sie, um zu einem Konzert in der Kürze zu gehen, wo man bei mir den dritten Akt des „Lohengrin" singen wird. — Die Erbgroßherzogin läßt Sie grüßen; ich wiederhole für Sie das oft Gesagte.

10.

Weimar, 27. Juli 1853.

Empfangen Sie all meinen herzlichen Dank für den Beweis Ihrer Anteilnahme an dem, was über mich gekommen[2]). Auch Sie kennen den Schmerz und werden daher um so sicherer ahnen können, was ich durchlebt und durchlitten. — Ich danke Ihnen von Herzen für die gute Meinung, die Sie von mir hegen, indem Sie eines menschlichen Sinnes Erwähnung tun, den ich besitze. Daß ich mir ihn bewahren werde, bürgt Ihnen Ihre Kenntnis meiner selbst und mein auf meinen Großvater von jeher gerichteter Blick.

Ich bedaure recht sehr, daß Sie so krank gewesen sind; schonen Sie sich nur, und ruhen Sie sich aus von der Arbeit, die ich mit Freuden empfangen werde; sie wird nicht ungenutzt bei mir liegen.

Ich werde von Professor Stahrs Brief Kenntnis nehmen und freue mich unterdes über seine gebesserte Gesundheit wie auf seine Werke. Sein Kunsturteil war mein bewunderter und geliebter Führer im Süden.

Ich schließe eilend; entschuldigen Sie die flüchtigen Zeilen mit der vielen Arbeit, die mir jetzt obliegt.

---

[1]) An demselben Tage (31. März 1853) schreibt der Großherzog an Stahr dankend für dessen Abhandlung über die Kolosse auf dem Monte Cavallo (Quirinal): „So hat mich Ihre Bearbeitung wieder einen Blick auf dies ewige Rom tun lassen, wie ich ihn immer gern tun möchte; denn erhöht wird in diesem Fall der Genuß, wenn Erläuterung und Beleuchtung uns den ganzen Umfang dessen kennen lehrt, was wir bewundern. Und in Rom ist die Erläuterung und Beleuchtung so sehr viel wert, denn dann erst darf man hoffen, das richtige Maß anlegen zu können."

[2]) Am 8. Juli 1853 war der Großherzog Carl Friedrich gestorben und hatte der Großherzog Carl Alexander die Regierung angetreten.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Englands Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel 1808—1814

in seinem Zusammenhange mit dem Seekriege.

Von

Curt Freiherrn von Maltzahn.

I.

Die Gefahren, welche aus den revolutionären Bewegungen in Frankreich für dessen Nachbarländer erwuchsen, hatten im Beginn des Jahres 1792 ein Defensivbündnis zwischen Österreich und Preußen zustande gebracht.

Im April desselben Jahres zwang dann ein girondistisches Ministerium Ludwig XVI., den Krieg zu erklären.

Den beiden verbündeten Staaten kam diese Kriegserklärung sehr unerwünscht, denn die Verhältnisse im Osten, die später zur zweiten Teilung Polens führten, ließen es zu einem offenherzigen Zusammengehen zwischen ihnen nicht kommen; sie waren auch im Hinblick auf ihre Stellung zu Rußland der Entfaltung der vollen militärischen Macht an der Westgrenze hinderlich. Die hieraus sich entwickelnde Kriegführung war somit nicht dazu angetan, dem steigenden Übermut der politischen Machthaber in Frankreich Zügel anzulegen; immer mehr brandete mit den beginnenden französischen Kriegserfolgen die revolutionäre Woge über die Grenzen hinüber. Dem Siege des Generals Dumouriez bei Jemappe folgte alsbald ein Dekret des Konvents, das allen Völkern, die ihre Freiheit zu erlangen wünschten, Hilfe anbot, und nach Besetzung der österreichischen Niederlande durch französische Truppen die Eröffnung des Hafens von Antwerpen für den Handel. Damit kam denn auch für England der Zeitpunkt, wo es aus der bisher bewahrten Zuschauerrolle heraustreten und Partei ergreifen mußte. Die Aufreizung der stets zum Aufruhr geneigten Irländer und die Bedrohung seiner Handelspforte zum Kontinent durfte es nicht länger dulden, und so bot denn die Hinrichtung Ludwigs XVI. nur den äußeren Anlaß zum Bruch mit Frankreich. Am 24. Januar 1793 trat England dem Bunde der Ostmächte bei; auch Spanien,

Holland, Sardinien und das Deutsche Reich erklärten an Frankreich den Krieg. Dieses Land war somit an allen Seiten von Angreifern umgeben; Landkrieg und Seekrieg verbündeten sich, um die revolutionäre Flut einzudämmen. Von allen beteiligten Staaten stand aber allein England die Wahl zwischen beiden Kriegsarten frei.

Solange es die See beherrschte, konnte man ihm den Landkrieg nicht aufzwingen; wie weit es selbst ihn über die beherrschte See ansetzen wollte, blieb ihm überlassen. Seine Interessen am Niederrhein, dann aber auch die Hoffnung, seine Bestrebungen auf den Besitz von Dünkirchen bei dieser Gelegenheit in Erfüllung gehen zu sehen, ließen jedoch in England den Entschluß reifen, auch am Landkriege teilzunehmen. Im Frühjahr 1793 fügte sich ein englisches Heer am äußersten rechten Flügel in die westwärts gerichtete Aufstellung der Verbündeten ein, diesen verstärkend, der Kriegführung im ganzen aber ein neues, nur Englands Interessen dienendes Angriffsziel hinzufügend.

Wie teuer hierdurch die Hilfe Englands erkauft war, sollte sich bald zeigen.

Denn wenn auch die aus dem mangelnden Einverständnis zwischen Österreich und Preußen entstehende lässige Kriegsführung der Verbündeten zum Teil die Schuld daran trug, daß günstigere Aussichten des Erfolges, die sich im Sommer des Jahres 1793 eröffneten, nicht ausgenutzt wurden, so wirkte doch die im Interesse Englands unternommene, von vornherein aussichtslose Belagerung von Dünkirchen hierzu mit.

So gewann Frankreich Zeit, wenn auch unter großen Opfern von Menschen, aus ungeschulten Massen allmählich kriegsbrauchbare Heere zu bilden, deren Angriffskraft unter tüchtigen Führern wuchs. Aus dem Angriff der Verbündeten wurde Verteidigung; die Franzosen eroberten Holland, und im Januar 1795 schifften sich die Reste des englischen Heeres in den Emshäfen nach der Heimat ein. Der Landkrieg war vorläufig für England zu Ende.

Im Frieden von Basel im Jahre 1795 trennten sich Spanien und Preußen von der Koalition, und als nach den Siegen der von Napoleon geführten französischen Heere in Oberitalien Spanien im August 1796 sich mit Frankreich verbündete und auch Österreich im Jahre 1797 Frieden schloß, hatte sich die Lage für England gänzlich verändert. Die Landkriegsführung auf dem Kontinent war für die Kräfte, die es darauf verwenden konnte, aussichtsloser denn je; zur See hatte der neue Gegner, den es bekommen hatte, Spanien, das Kräfteverhältnis zu Englands Ungunsten verschoben. So tauchte die Gefahr auf, von den siegreichen französischen Heeren im eigenen Lande angegriffen zu werden, wenn man den feindlichen Flotten nicht das Meer verschloß.

Aber nicht nur einen neuen Gegner hatte England auf der See bekommen, sondern auch neue Ziele. Die See mußte verteidigt werden gegen die Ausfälle des Feindes, aber nun boten außer dem französischen überseeischen Besitz auch der Handel und die Kolonien von Spanien und Holland auf der ganzen Welt Angriffsobjekte für den Seekrieg; England wurde immer mehr vom Landkriege abgelenkt und wandte sich der Eroberung der See zu. Mit diesen Be-

strebungen mußte es sich denn auch immer weiter von den Kriegszielen der gegen Frankreich gerichteten wechselnden Koalitionen der Festlandsmächte trennen. Wohl blieb es — teils zur Niederwerfung des gemeinsamen Gegners, teils im eigenen Interesse — der eifrigste Förderer dieser Bündnisse, es griff auch, wo die Gelegenheit günstig war, wohl wieder mit Heeresmacht ein, ging aber, wo es konnte, eigene Wege. Den Wohlstand des Feindes, soweit er von der See abhing, zu vernichten, den eigenen aber zu fördern, wurde das Ziel der englischen Politik und der englischen Kriegsführung. England wollte, vor den Kriegsstürmen im eigenen Lande durch seine Flotte bewahrt, für Europa den Handel und die Industrie besorgen und die Geldmittel für die Kriegsführung seiner Verbündeten hergeben. Den Landkrieg im großen Stil, der darauf ausgeht, den Gegner mit Waffengewalt zum Frieden zu zwingen, wollte es vermeiden. Er paßte nicht in Englands Programm, weil er seinen Wohlstand geschwächt und der Industrie und dem Handel Arbeiter entzogen hätte. Der Seekrieg, der weniger Menschen erfordert, und der mit jedem Handelswege, den er dem Gegner verschloß, mit jeder Kolonie, die er ihm entriß, England neue Einnahmequellen schuf, war das richtige Kriegsmittel dieser Politik. Heeresunternehmungen wurden nur so weit durchgeführt, als es nötig war, um durch gelegentliche Hilfe die Bundesgenossen zu neuen Angriffen gegen Frankreich zu ermutigen, oder wo sie im Kolonialkriege oder durch Zerstörung feindlichen Flottenmaterials dem gewinnbringenden Seekriege dienten. Kriegsunternehmungen auf dem Kontinent zeigten dann meist dasselbe Bild, wie es die Eröffnung des ersten Koalitionskrieges geboten hatte: die Sonderziele der englischen Kriegsführung brachten dem Ganzen mehr Nachteil, als die Hilfe wert war, die sie bot. Als im Jahre 1799 die Siege des Erzherzogs Karl und des russischen Generals Suwarow in Italien und der Schweiz einen glücklichen Fortgang des Krieges verhießen, wurde plötzlich zugunsten eines englischen Landungsunternehmens in Holland eine wunderliche Rechtsschiebung der Truppen der Verbündeten vorgenommen, die Suwarow zwang, den Marsch über den St. Gotthard anzutreten und die gewonnenen Vorteile preiszugeben. Die Unternehmung gegen Holland brachte aber selbst für England, außer der Zerstörung einiger feindlicher Schiffe, keinen Vorteil.

Als dann bei Trafalgar die Kriegskunst und Tapferkeit der englischen Flotte die Gefahr, daß der Gegner den Landkrieg nach England tragen könne, endgültig beseitigt hatten, konnte das Inselreich, dessen Feinde vom Meer verschwunden waren, die Ernte der Seeherrschaft völlig unter Dach bringen. England blieb siegreich in der Verteidigung der eroberten See, die ihm alle Reichtümer zufließen ließ, aber seine Gegner zum Frieden zwingen konnte es nicht.

Ganz anders wie das englische Inselreich stand der Kontinentalstaat Frankreich dem Landkriege gegenüber; er mußte erst seinen territorialen Besitz sichern, ehe er seine Kraft dem Seekriege zuwenden konnte. Aus der Umklammerung des ersten Koalitionskrieges hatte sich Frankreich befreit; mit erweiterten Grenzen, die eine bessere Verteidigung im Landkriege gestatteten,

ging es aus ihm hervor. Der Seekrieg hatte ihm hierbei durch die Schlacht vom 1. Juni 1794 nur insoweit Hilfe geleistet, als es zur Offenhaltung der Wege über See für das von allen Seiten umstellte, auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesene Land notwendig war. Die Schlacht wurde weit draußen im Atlantischen Ozean geschlagen, um für die Proviantzufuhr aus Amerika den Weg freizumachen.

Eine andre Bedeutung als hier erlangten die Verkehrswege der See für Frankreich, sobald es sich zu Lande den Rücken freigemacht hatte. Die englische Flotte hatte sich im Jahre 1796, als die Eroberung Italiens sie ihrer Stützpunkte im Mittelmeere beraubt hatte, und als Spaniens Anschluß an Frankreich sie in der Flanke bedrohte, aus dem Mittelmeer zurückgezogen, und so konnte in Napoleon der Plan zu der Unternehmung gegen Ägypten und zur Bedrohung Indiens entstehen. Aber mit der Schlacht von Abukir im August 1798 hielt England seinen siegreichen Wiedereinzug in das Mittelmeer und zeigte, daß nur dem die Wege über See gehören, der das Meer mit seiner Flotte beherrscht, nicht dem Besitzer der Küste. Und je mehr nun die weiteren Kämpfe den Landbesitz Frankreichs vermehrten, desto schärfer prägten sich die Grenzen zwischen den beiden Gegnern aus. Mit der Vernichtung der französisch-spanischen Schlachtflotte bei Trafalgar war den siegreichen Heeren Napoleons nicht nur der kurze Seeweg über den Kanal versperrt, auch dem Angriff gegen Englands Handel war der letzte Rückhalt genommen. Mittel, um seinem hartnäckigsten Gegner Schaden zuzufügen, schien Frankreich nicht mehr zu besitzen.

Aber wie England aus seiner Beherrschung der See stets neue Vorteile zog, so hatte Napoleon es verstanden, durch den Landkrieg sich Einnahmen zu schaffen, und je größer das Wirtschaftsgebiet wurde, über das er gebot, desto mehr nutzte er es aus zu Frankreichs Gunsten, desto mehr schmiedete er Waffen zur wirtschaftlichen Schädigung Englands, dessen Lebensquellen auf dem Meere er nicht hatte in seine Gewalt bekommen können. Der Friede von Tilsit, der die preußischen Küsten der Ostsee in seine Hände gab und Rußlands Bundesgenossenschaft erwarb, vollendete die Beherrschung des Kontinents, und in der Kontinentalsperre fand nun Napoleon ein neues Mittel zur Bekämpfung seines zur See siegreichen Gegners. Sie sollte den englischen Kolonialwaren und Industrieprodukten den Absatzmarkt verschließen und durch die daraus entstehende finanzielle Schädigung England zum Frieden zwingen. Er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen würde, diese Maßregel durchzuführen, auch gegen den Willen des Kontinents.

England konnte mit seiner Flotte zwar die Handelswege über See beschützen, die gewaltsame Erschließung der Absatzmärkte konnte allein der Landkrieg bewirken, zu dessen Führung seine Armee nicht ausreichte. Es beantwortete das Berliner Dekret Napoleons, das englische Waren vom Kontinent ausschloß, damit, daß es erklärte, nur solchen Waren von der See her den Eingang in kontinentale Häfen gestatten zu wollen, die über England kämen. Wie Napoleon die bei diesem Kampf um den Handel nicht beteiligten Staaten durch den Landkrieg zur Gefolgschaft zwang, so errichtete England mit Hilfe

seiner Seeherrschaft ein Handels- und Industriemonopol, das die gesamte Seeeinfuhr zum Kontinent ihm tributpflichtig machte, und es sollte sich nun zeigen, wer von den beiden Kämpfern imstande sein würde, den Neutralen so lange seinen Willen aufzuzwingen, bis der Gegner erlag, das auf der See siegreiche England oder Napoleon, der den Kontinent beherrschte. Beide waren Sieger geblieben auf ihrem Element und in derjenigen Kriegsform, welche ihrer Waffenrüstung entsprach, aber beide standen in der Defensive auf ihr Herrschaftsgebiet beschränkt.

Dies war die Situation, aus der der spanische Krieg herauswuchs.

II.

In der Abschließung des Kontinents bestanden zwei Lücken, in Dänemark und Portugal. Englands Angriff gegen Kopenhagen im September 1807 zwang Dänemark in französische Abhängigkeit hinein, der es sich auch ohne diesen Gewaltakt wohl nicht hätte entziehen können; aber durch Fortführung seiner Flotte war dem neuen Gegner wenigstens die Möglichkeit genommen, England auf der See Hindernisse zu bereiten.

Portugal hatte seit Jahren gegen Zahlung einer jährlichen Kriegssteuer eine sonderbare Neutralität bewahren dürfen, sonderbar, weil hierdurch England mit Napoleons Bewilligung ein Einfuhrort für seine Waren und ein Stützpunkt für die Seekriegsführung an der atlantischen Küste gegeben wurde. Nun erging aber im September 1807 an Portugal die Forderung, England seine Häfen zu verschließen, und als der Forderung nicht nachgegeben wurde, rückte ein an der Grenze bereitgehaltenes spanisch-französisches Korps unter General Junot in Portugal ein und nahm von dem Lande Besitz. Dies war aber nicht alles, was Napoleon auf der pyrenäischen Halbinsel beabsichtigte. Spanien war seit 1797 mit Frankreich im Bunde. Von seiner Haupteinnahmequelle, den Kolonien, durch Englands Seeherrschaft abgeschnitten, durch die Teilnahme an den französischen Kriegen noch weiter finanziell und materiell geschädigt, durch Mißregierung, Günstlingswirtschaft und innere Wirren zerrüttet, leistete es nur widerwillige Hilfe. Napoleon, durch den einer Erstarrung ähnlichen Schein der Ruhe, der über dem Lande lag, über die wahren Gesinnungen des spanischen Volkes getäuscht, glaubte, daß er die Kräfte des Landes für Land- und Seekrieg besser würde ausnutzen können, wenn er es fester an Frankreich angliederte. Ein unwürdiges Intrigenspiel schob zunächst den König Karl IV. beiseite und ließ es möglich erscheinen, daß sein Sohn Ferdinand ihm auf dem Throne folgen solle. Aber unter der Vorspiegelung, eine Etappenstraße nach Portugal sich zu sichern, hatten französische Truppen bereits wichtige Punkte in Spanien besetzt, das unter Napoleons Bruder Joseph zum französischen Vasallenstaat gemacht werden sollte. Ehe dieser Plan vollkommen durchgeführt werden konnte, brach aber am 2. Mai 1808 ein allgemeiner Aufstand in Spanien aus. Durch die drohende Gewalttat Napoleons aus seiner dumpfen Erstarrung aufgerüttelt, unter der seit Jahren ein tiefer Groll gegen die Franzosen gärte, denen alles Ungemach des Landes zugeschoben wurde, vom Klerus zu wildem Glaubensfanatismus gegen

den Unterdrücker des Papsttums aufgestachelt, erhob sich das spanische Volk. In schnellem Ansturm wurden die französischen Heeresteile zum Kampf gezwungen, und im Juli 1808 geschah das Unerhörte: 18000 Mann des bisher für unüberwindlich gehaltenen französischen Heeres mußten im freien Felde bei Baylen vor spanischen Milizen die Waffen strecken.

Inzwischen hatten die Spanier den einzigen Staat zur Hilfe gerufen, dessen Wege zur pyrenäischen Halbinsel französischen Waffen unerreichbar waren: das seebeherrschende England. Und dieser Staat ergriff die Gelegenheit, um zur Wiedereröffnung des Kontinents mitzuwirken. Ein englisches Heer unter Wellington war in der Mondegomündung gelandet, hatte durch das Gefecht von Vimeiro das Korps Junots in das Dreieck zwischen dem Tajo und dem Meer gedrängt, und bei Cintra mußte auch dieser Heeresteil am 30. August kapitulieren. Wie Flammenzeichen leuchteten die im fernen Südwesten über den Unterdrücker des Kontinents erfochtenen Siege über Europa hin, überall die Hoffnung auf Befreiung von dem französischen Joch entfachend.

Als Napoleon im Herbst des Jahres 1808 sich selbst nach Spanien begab, um mit einem zum Teil aus deutschen Garnisonen entnommenen Heere den Aufstand niederzuwerfen und den üblen Eindruck der gegnerischen Siege zu verwischen, waren die schnell formierten spanischen Heere ihm entgegengezogen und standen auf einer von Bilbao bis Barcelona sich erstreckenden Linie. Dahinter rückte ein englisches Korps heran, das in zwei Teilen von Lissabon und Coruna aumarschierte und sich unter dem General Moore bei Valladolid vereinigen sollte. Aber ehe es diese Stadt erreichte, hatte Napoleon das spanische Zentrum besiegt und war in den ersten Tagen des Dezembers in Madrid eingezogen. Moore, vom Falle Madrids, aber auch davon unterrichtet, daß er zunächst nur das Korps des Marschalls Soult gegenüber habe, wollte sich gegen dieses wenden. Als aber Napoleon überlegene Streitkräfte in Bewegung setzte, um ihn von der Küste abzuschneiden, konnte nur schneller Rückzug die Engländer retten; im Januar 1809 schifften sich nach einem dem nachdrängenden Verfolger gelieferten Gefechte die Reste des englischen Korps bei Coruna wieder ein. Die Offensive, die die englischen Truppen im Vertrauen auf spanische Hilfe von der Basis der Küste losgelöst hatte, war beendet und sollte fürs erste nicht wieder aufgenommen werden.

Aber auch Napoleon sollte nicht dazu kommen, den errungenen Vorteil auszunutzen.

Schon im Herbst 1808 hatte Österreich mit neuen Rüstungen begonnen. Der Ausbruch der Feindseligkeiten war durch Napoleons erzwungene Abwesenheit von Deutschland beschleunigt worden und jetzt kamen von dort Nachrichten, die Napoleon zwangen, die Fortführung des Krieges in Spanien seinem Bruder Joseph und den Marschällen zu überlassen; er selbst trat der neuen Gefahr entgegen.

Die Einnahme von Wien im Mai und der Sieg bei Wagram am 5. Juli 1809 entschieden auch diesen Krieg zu Frankreichs Gunsten, aber im ganzen gestalteten sich die Verhältnisse im Nordosten von Europa doch immer schwieriger. Napoleon durfte es weder wagen, selbst nach Spanien zurückzukehren, um dort

den Krieg zu beenden, noch konnte er diesem von ihm selbst geschaffenen Kriegsschauplatz diejenigen Kräfte zuwenden, welche nötig gewesen wären, um den Herd des Widerstandes aus der Welt zu schaffen, die Engländer in das Meer zu werfen. So begann dort eine neue Periode des Kampfes, die auch dadurch bedeutungsvoll wurde, daß im April 1809 der von ruhmreichen Kämpfen in Ostindien zurückgekehrte General Wellington das Kommando wieder übernahm. Sein zähes Festhalten an der Grenze des Erreichbaren, die überlegene Ruhe, die sich nicht dazu verleiten ließ, durch Offensive mit ungenügenden Kräften dem Gegner zu billigen Siegen zu verhelfen, machte die englische Armee zu dem festen Rückhalt der spanischen Kriegsführung, deren diese bedurfte. Auch das taktische System seiner Schlachten, das im Gegensatz zu der offensiven Fechtweise der Franzosen darauf ausging, die Kraft des Gegners an gut ausgewählten Stellungen sich erschöpfen zu lassen und, wenn dieser trotzdem eindrang, ihn mit Hilfe der Reserven in der Stellung zu erschlagen, war für diese Kriegsart um so mehr geeignet, weil es trotz aller Vorsicht von glänzender Tapferkeit getragen wurde.

In den Jahren 1809 und 1810 wurde so in Spanien mit wechselndem Erfolge der Krieg fortgeführt. Bei Talavera erfocht Wellington, dem sich der spanische General Cuesta angeschlossen hatte, im Juli 1809 einen Sieg in der eben bezeichneten defensiven Weise. Die Mißstimmung zwischen ihm und dem spanischen Führer verhinderte aber eine Ausnutzung des gewonnenen Vorteils, und als die Spanier sich bald darauf ganz von ihm getrennt hatten, erlitten sie bei Ocanna am 18. November 1809 eine entschiedene Niederlage. Im freien Felde haben sie sich für das erste nicht wieder geschlagen. Auf französischer Seite fehlte es außer an ausreichenden Kräften für die vielen voneinander getrennten Aufgaben an einheitlicher Führung. Auch das Requisitionssystem, auf das ihre Verpflegung und Kriegsführung basiert war, versagte in dem verarmten Lande. Erst als der Sieg bei Ocanna es erlaubte, in die reiche Provinz Andalusien vorzurücken, besserte sich dort die Lage. Aber an allen andern Orten wuchs die Schwierigkeit der Verpflegung und der rückwärtigen Verbindung in dem von Guerillabanden erfüllten Lande, je mehr sich die französischen Heere der feindlichen Kraftquelle, dem Meere, näherten. Vor Cadix, dem Sitz der revolutionären spanischen Regierung, an der Grenze von Portugal, das Wellington mit seinem Heere hielt, zehrten sich die französischen Kräfte auf. In der biskayischen Küstenprovinz Asturien, wo die Hauptdepots lagen, aus denen England die Spanier mit Waffen und Munition versah, am Mittelmeer von Barcelona im Norden bis hinab nach Alicante und Malaga im Süden machte sich der Rückhalt bemerkbar, den die englische Seeherrschaft Frankreichs Feinden bot.

So zog der Landkrieg seine Kraft aus der See. Aber die aus dem Seekriege hergeleiteten Grundzüge der englischen Kriegsführung bereiteten dem Landkriege in Spanien anderseits auch Schwierigkeiten.

Von Anfang an war es zu einem herzlichen Einverständnis zwischen den Verbündeten nicht gekommen, und auch Wellington strebte wie bei Talavera vergeblich danach, die spanischen Heeresteile sich anzugliedern, um durch plan-

mäßiges Zusammenwirken größere Erfolge zu erzielen. Das dem spanischen Volkscharakter eigene übertriebene Selbstgefühl, das durch die leichten Erfolge der ersten Kriegszeit noch gesteigert worden war, erschwerte die Verhandlungen; aber auch das Mißtrauen gegen die Uneigennützigkeit des englischen Verbündeten wollte nicht weichen, und dieses Mißtrauen war berechtigt. England hatte, da es aus eigener Kraft nicht dazu imstande war, mit Waffengewalt Frankreich zum Frieden zu zwingen, dem Kriege diejenige Gestalt gegeben, welche seinen wirtschaftlichen Interessen entsprach. Hierfür hatte sich das Landheer in den Dienst des Seekrieges stellen müssen; es hatte durch Ausbreitung des Kolonialbesitzes den Wirtschaftsbetrieb erweitert. So günstig diese Kolonialkriegsführung aber auch arbeiten konnte, weil sie auf der Seeherrschaft sich aufbaute, so waren ihr doch Grenzen gesetzt. Die großen, volkreichen Kolonien Spaniens in Zentral- und Südamerika hatte England nicht zu erobern vermocht. Sie bekamen aber jetzt erhöhte Bedeutung, denn die Sperrung des kontinentalen Absatzmarktes drohte die auf höchste Expansion zugeschnittene Wirtschaftspolitik Englands zum Scheitern zu bringen. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, durch Vergrößerung des Kolonialbesitzes die Produktion zu steigern, sondern es mußte für die Massen von Kolonial- und Industrieprodukten ein Abfluß geschaffen werden, wenn Englands Handel und Industrie nicht zugrunde gehen sollten. Nicht um Frankreich im Landkriege zu besiegen, war England nach Spanien gekommen, sondern um die Stützpunkte für den Seekrieg nicht zu verlieren und um seinem bedrängten Handel zu nützen. Darum war die erste Bedingung, die es für ein Bündnis mit der spanischen Zentralgewalt stellte, außer der Besetzung von Cadix ein Handelsvertrag, der seinem Handel Spanien und die spanischen Kolonien öffnen sollte. Die Bestrebungen fanden aber entschiedenen Widerstand; in Fortsetzung der alten Handelspolitik wollte die Zentralregierung in den Kolonien das spanische Handelsmonopol aufrechterhalten, um sich Einnahmen zu schaffen. In den Kolonien selbst bildeten sich nun drei verschiedene Bestrebungen aus: die Verteidiger des Festhaltens am Mutterlande unter der bisherigen Form folgten der revolutionären Zentralregierung, die Anhänger Frankreichs aus der Zeit der Kolonialkämpfe gegen England wandten sich dem König Joseph zu, und mit immer stärkerer Gewalt erhob sich daneben eine dritte Partei, die die gänzliche Unabhängigkeit der Kolonien anstrebte. Sie allein war der englischen Handelspolitik genehm, und durch ihre teils heimliche, teils öffentliche Begünstigung geriet England in fortwährende Differenzen mit seinen spanischen Verbündeten, die der Kriegsführung auf der Halbinsel stets neue Schwierigkeiten bereiteten.

Das Jahr 1810 brachte Spanien den Abfall des größten Teils seiner amerikanischen Kolonien. Gierig stürzten sich die englischen Exporteure auf diesen Absatzmarkt, und es kennzeichnet die Lage, daß man infolge planloser Überschwemmung des Marktes in Südamerika englische Industrieartikel um 25 Prozent billiger losschlagen mußte, als sie dem Exporteur in Liverpool zu stehen kamen. Unentschieden wie der Krieg in Spanien blieb bis zum Schluß des Jahres 1810 also auch der Kampf um den Handel.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Studie sein, den verschlungenen Wegen zu folgen, die dieser Kampf mit der Zeit angenommen hatte, so sehr er mit unsrem Thema auch in Zusammenhang steht. Schon die einfache Handelsblockade ist eine zweischneidige Maßregel, d. h. nicht nur das von der See abgeschlossene Land wird durch sie geschädigt, sondern der Blockierende schneidet sich auch in sein eignes Fleisch, wenn er den Seehandel eines Landes unterbindet, mit dem er im Frieden in lebhaftem Güteraustausch stand. Hier war nun die von England verhängte Blockade der französischen Seeküsten überboten worden durch die Absperrung des Kontinents gegen englische Waren. Als England hierauf erklärte, nur Schiffe, die über England ihren Weg nähmen, dürften mit dem Festlande verkehren, verbot Napoleon auch neutralen Schiffen, in kontinentale Häfen einzulaufen, wenn sie von England kämen. Dies gegenseitige Ausschließungssystem wurde aber gelegentlich durch Einfuhr- und Ausfuhrlizenzen unterbrochen, die die Maßregeln beider Gegner in ihrer Wirkung abschwächten. So wurden die Verhältnisse immer verworrener; für uns mag hier als Resultat genügen, daß beide Seiten in ihrem Erwerbsleben schwer geschädigt wurden, daß aber vorläufig keiner der beiden Gegner mit seinen Kräften am Ende war. Die Frage, die damals zur Entscheidung stand: ob das europäische Festland abhängiger von Seezufuhr sei als England vom europäischen Absatzmarkt — denn darauf spitzte sich der Kampf um den Handel zu —, ist in diesem Kriege überhaupt nicht beantwortet worden, weil die Entscheidung auf andre Weise fiel.

So bilden die Jahre 1809 und 1810 eine Zeit des Abwartens und des Abwägens der Kräfte. Große entscheidende Kriegshandlungen kamen nicht vor, aber die erste falsche Maßregel eines der beiden Kämpfer konnte den Anstoß zur Entscheidung geben.

Frankreich standen zwei Kriegsmittel gegen England zu Gebote: die Kontinentalsperre und der Landkrieg in Spanien. Letzterer konnte nur mit Nachdruck geführt werden, wenn es Napoleon gelang, im Nordosten des Kontinents durch kluges Hinhalten sich den Rücken zu decken. Selbst ein zeitweiliges Nachlassen in den rigorosen Mitteln zur Sperrung des Kontinents, die einen steten Reiz zum Abfall von dem erzwungenen Bündnis namentlich für das allein noch unbesiegte Rußland bildeten, hätte in den Kauf genommen werden müssen. Entscheidende französische Siege in Spanien hätten auch wohl auf die Völker im Nordosten zurückgewirkt und es gestattet, das zeitweilig Aufgegebene später zurückzugewinnen. Statt dessen glaubte Napoleon in Überschätzung seiner Kraft, den spanischen Krieg vernachlässigen zu dürfen und die Sperrung des Kontinents erzwingen zu können. Ohne den Marschällen in Spanien genügende Mittel zur Beendigung des Krieges zuzubilligen, beschloß er, die Sperrung der deutschen Küsten, an denen ein enormer Schmuggel England Vorteil brachte, dadurch zu vollenden, daß er die Hansestädte, Lauenburg und Oldenburg in Frankreich einverleibte. Statt hinzuhalten und erst den einen Krieg zu beenden, ehe der neue begann, trieb er selbst zum Bruch; denn diese Maßregel, die den Oheim des russischen Zaren in Oldenburg entthronte, wurde der direkte Anstoß zu dem schon lange drohenden russischen Kriege.

Auch England standen zwei Wege offen: die Beschränkung auf die See mit dem Risiko, durch die Abschließung des Kontinents finanziell zusammenzubrechen, oder die Fortsetzung des spanischen Krieges trotz der großen Geldopfer, die er verlangte, in der Hoffnung, dadurch Hilfe im Landkriege zu werben, der, nachdem der Seekrieg am Ende seines Könnens angelangt war, allein seinen Gegner erschlagen konnte. Es wählte, wenn auch widerwillig, den letzteren Weg, und die Hilfe brachte ihm denn auch der russische Krieg. Als Träger dieses Entschlusses muß man Wellington ansehen. Die Kämpfe, die sich von 1810—1811 bei Torres Vedras abspielten, und mit deren Schilderung ich zu dem spanischen Kriege zurückkehre, brachten dafür die Entscheidung.

Wellington hatte schon seit Jahren Vorkehrungen getroffen, um in derselben Ecke zwischen dem Tajo und dem Meere, in der seinerzeit der französische General Junot, abgeschlossen von den Verbindungen mit der Heimat, kapitulieren mußte, den letzten Widerstand zu leisten, wenn es zum Äußersten käme. Jetzt kam die Zeit, um hieraus Nutzen zu ziehen.

Die Handelsnot war in England auf das Höchste gestiegen; schon mußte der Staatskredit, dessen festeste Stütze der Handel sonst war, in Anspruch genommen werden, um der Zahl der steigenden Bankerotte Einhalt zu gebieten. Der Enthusiasmus für den spanischen Krieg war daher längst erloschen, und als die spanische Regentschaft sich fortgesetzt weigerte, den freien Handel mit den Kolonien zu gewähren, als die spanischen Heere sich unfähig erwiesen, den Franzosen in offener Schlacht gegenüberzutreten, gab es viele, die meinten, daß es besser sei, Spanien seinem Schicksal zu überlassen. Die Versuche Wellingtons und seines bei der Zentralregierung als Gesandter Englands akkreditierten Bruders Sir Henry Wellesley, durch ein festes Bündnis mit dem spanischen Volke die Kampfkraft im Landkriege zu steigern, mißglückten. Bezeichnend für die Lage ist ein Briefwechsel zwischen den Brüdern aus dem Jahre 1810. Sir Henry schrieb im August[1]):

Nichts war je absurder als unser Verhalten gegen die Abgeordneten von Caracas (die in England den Abfall der Kolonien vom spanischen Mutterlande vorbereiteten) und die daran geknüpften Verhandlungen in betreff des Handelsvertrages. So duldet man, daß kleinliche Interessen (die Gewinnsucht englischer Kaufleute) das große Werk der Befreiung dieses Landes vom französischen Joch stören. Wenn die britische Regierung sich nicht entschließt, in offenster Weise den Geist zu entmutigen, der sich in den Kolonien regt, und wenn sie die Schwäche Spaniens benutzt, um dem britischen Handel Vorteile zu erpressen, die für Spanien Ruin und Elend bringen müssen, so wird sie hier solch Mißtrauen wecken, daß daran alle weiteren gemeinsamen Operationen und vielleicht die ganze Sache scheitern muß.

Wellington antwortete am 10. September:

Ich hoffe, die spanische Regierung wird die Festigkeit haben, der Forderung des freien Handels mit den Kolonien zu widerstehen. Wir haben kein Recht, eine derartige Forderung zu stellen, und daß wir es tun, ist der gröbste Unverstand. Ich möchte aber wohl fragen, ob es weise, edel oder gerecht ist, daß wir die Macht und

[1]) Diese Briefe und die nachfolgende Schilderung der Lage Wellingtons sind entnommen aus: Baumgarten, Geschichte Spaniens. Leipzig, Hirzel. 1865.

die Hilfsquellen unserer Verbündeten zerstören und sie absolut zugrunde richten, um das Geld, das bisher in ihren Staatsschatz floß und jetzt auf militärische Leistungen gegen den gemeinsamen Feind verwendet werden würde, in die Taschen unserer Kaufleute zu spielen.

Wir hören hier die Vertreter derjenigen Richtung, welche durch loyales Verhalten gegen die Verbündeten Erfolge im Landkriege zur Niederwerfung des Gegners erstrebte. Den andern Weg, der das durch den Seekrieg Errungene in den Vordergrund stellt, vertritt Lord Liverpool, der damalige Leiter des englischen Ministeriums. Er sah in einer Unterstellung spanischer Truppen unter Wellingtons Kommando, wie dieser sie zum Besten des Ganzen wünschte, keinen Vorteil, denn das Niederzwingen des Gegners war für ihn nicht das Ziel des englischen Landkrieges in Spanien; er betrachtete ihn nur als einen leider notwendigen Annex des Englands Reichtum förderlichen Seekrieges. Er schrieb an Wellington unter Ablehnung der für Spanien geforderten Subsidien:

Wenn aber irgend ein Arrangement getroffen werden könnte, welches, ohne England in weitere Ausgaben zu verwickeln oder die britische Armee zu Operationen im Innern Spaniens zu engagieren, die spanischen Armeen in den unmittelbar an Portugal grenzenden Provinzen unter Ihre Verfügung stellt, so wäre das sehr vorteilhaft.

Er bestürmte Wellington mit kleinlichen Bedenken und hinderlichen Anforderungen. Kurz, der General war trotz seiner starken Position in der schwierigsten Lage; er bedurfte der ganzen kalten Energie seines festgefügten Charakters, um ruhig auszuharren und sich ebensowenig durch die Ungeduld seiner Offiziere zu gewagter Offensive wie zu schädlicher Teilung der Kräfte oder voreiligem Rückzug fortreißen zu lassen.

So sehen wir das befremdliche Schauspiel, daß das Verhältnis der Kräfte, das sonst dem Angriff und der Verteidigung ihre Rollen zuweist, zeitweilig sich umkehrt. Wellington, mit den freien Wegen der See hinter sich, verteidigte mit 60000 Mann eine stark befestigte Stellung, zu deren Angriff der französische General Massena nur 40000 Mann ihm gegenüberstellen konnte. Von September 1810 bis zum März 1811 währte dieser unnatürliche Zustand. Währenddessen gestalteten sich die Verhältnisse für Massena immer ungünstiger. Ohne Aussicht auf ausreichende Verstärkungen, mit allseitig bedrohten Verbindungen, konnte er sich in dem ausgesogenen Lande nicht mehr halten: im März 1811 trat er den Rückzug an.

Es ist bezeichnend für das Ineinandergreifen von Landkrieg und Seekrieg, daß er den Weg nach Norden durch englische Truppen verlegt fand, die aus der Stellung von Torres Vedras heraus über See ihm in den Rücken gelangt waren.

Das Frühjahr des Jahres 1811 bezeichnet den Wendepunkt im spanischen Kriege. Noch war die Zeit zum endgültigen Loslassen der Küste, zum Aufgeben der durch die Seeherrschaft gesicherten rückwärtigen Verbindungen nicht gekommen, aber die Periode des bloßen Hinhaltens war doch vorüber. Wellington verfolgte den nunmehr zum Abzug nach Osten gezwungenen Massena scharf und bekam hierdurch die Möglichkeit, auf den Gang des Krieges günstiger

einzuwirken, als eine Wendung nach Norden es erlaubt hätte. Sein Vorgehen gegen Ciudad-Rodrigo und Badajoz, sowie Erfolge, die von spanischen Truppen im Süden bei Cadix und Sevilla erfochten wurden, machten den französischen Marschällen den Besitz der Provinzen Estremadura und Andalusien, welche sie noch mit starken Kräften hielten, streitig. Zwar mußte Wellington im Juni noch einmal nach dem unteren Tajo zurückgehen, weil eine auf Befehl Napoleons vorgenommene Vereinigung der Heere der Marschälle Soult und Marmont ihn von der Küste abzuschneiden drohte, aber er hatte dadurch so starke Kräfte auf sich gezogen, daß die Stellung der Franzosen im Süden immer schwieriger wurde. Die spanischen Generale an der unteren Guadiana, unterstützt durch die englische Flotte, machten sich dies zu Nutzen. Sie ließen ihre vereinigte Macht bald an diesem, bald an jenem Küstenpunkte landen, operierten abwechselnd gegen Malaga, Granada oder Sevilla, während die Franzosen sich nur durch mühselige Märsche zu konzentrieren vermochten, um diese Angriffe abzuwehren. So mehrte sich auf der englisch-spanischen Seite die Unternehmungslust, während bei den Franzosen die Aussichtslosigkeit des Krieges auf der Halbinsel immer klarer erkannt wurde. Als dann Wellington im Beginn des Jahres 1812 mit kühnem Wagen Ciudad-Rodrigo und am 6. April Badajoz nach energisch durchgeführter Belagerung erstürmt hatte, war die Zeit zur Offensive gekommen; denn der mittlerweile begonnene russische Krieg, der die Eröffnung des Kontinents einleitete, ließ die englischen Hilfsquellen reichlicher fließen, während er die Möglichkeit, Verstärkung zu bekommen, den französischen Generalen endgültig genommen hatte.

Die Schlacht von Salamanka im Juli 1812 eröffnete Wellington den Weg nach Madrid, und in denselben Tagen des August, in denen die Kämpfe bei Smolensk den Vormarsch Napoleons auf Moskau vorbereiteten, zog Wellington in die Hauptstadt Spaniens ein.

Dieser Vorstoß zwang die Franzosen, Andalusien zu räumen, um die dortigen Truppen Wellington entgegenzuführen. Das kühne Einsetzen der englischen Streitmacht zur Zurückeroberung des Landes hatte endlich auch das Mißtrauen der Spanier besiegt, freiwillig boten die Cortes Wellington den Befehl über ihre gesamte Streitmacht an, und wenn auch vor der Konzentrierung der französischen Heere die vorgeschobene Stellung bei Madrid wieder aufgegeben werden mußte, so waren doch durch die erzwungene Räumung Andalusiens die reichen Hilfsquellen dieses Landes den Franzosen entrissen und für die englische Kriegsführung gewonnen.

Dadurch und durch den Anschluß der spanischen Heere war die Abhängigkeit von der Küste vermindert worden, und so war das Aufsuchen von rückwärts gelegenen Winterquartieren gegen Schluß des Jahres 1812 mehr eine Zusammenfassung der Kraft als ein Zeichen der Schwäche.

Im Frühjahr 1813 trafen die Nachrichten von dem Brande von Moskau und von Napoleons verlustreichem Rückzug aus Rußland in Spanien ein, und nun nahte auch hier die Entscheidung.

Dem nach Norden vordringenden englisch-spanischen Heere unter Wellingtons Führung stellte sich König Joseph mit der französischen Hauptmacht im

Juni 1813 bei Victoria noch einmal zur Schlacht. Die veränderte strategische Lage zeigte sich hier auch in der taktischen Durchführung des Kampfes. In Abänderung der bisherigen defensiven Taktik bedrohte ein den rechten Flügel der Franzosen umfassender Angriff Wellingtons ihre Rückzugslinie und erzwang den Sieg. Dieser entschied auch über den Kriegsschauplatz im Osten der Halbinsel, wo die Franzosen trotz der Unterstützung, die die englische Flotte auch an der Mittelmeerküste ihren Gegnern gewährte, mit mehr Glück gefochten hatten; es gelang nur, die französische Pyrenäengrenze vorläufig zu halten, Spanien selbst war verloren. Im Frühjahr 1814, als die verbündeten Heere den Rhein von Osten her überschritten, drang Wellington durch die Pyrenäenpässe nach Norden vor. Die letzte Schlacht dieses Feldzuges wurde am 12. April 1814 auf französischem Boden bei Toulouse geschlagen.

Und hinter den vorrückenden Heeren öffnete sich der kontinentale Markt dem englischen Kaufmann wieder; auch der Handelskrieg war beendet. Für ihn war der Beginn des Jahres 1812 entscheidend gewesen. Zu derselben Zeit, wo Napoleon, der Tyrann des Kontinents, den russischen Krieg begann, hatte die Seetyrannei Englands die Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg hineingetrieben. Der neue Gegner konnte die Seeherrschaft Englands nicht ernstlich gefährden, aber jenseits des Ozeans wurde ein wichtiges Absatzgebiet dem englischen Handel verschlossen. Der Ausgleich kam jedoch zu derselben Zeit in Europa. Schon die Kriegserklärung Rußlands hatte dem Ostseehandel die russischen Häfen erschlossen, dann wurde Spanien zurückgewonnen, und mit dem Vorrücken der Verbündeten strömten die ungeheuren Mengen von Kolonialwaren und Industrieerzeugnissen, die, fast entwertet, die englischen Vorratshäuser gefüllt hatten, in die neu geöffneten Absatzgebiete.

Die Arbeit, in die der Landkrieg und der Seekrieg sich geteilt hatten, war beendet. Ohne die Hilfe der englischen Seeherrschaft und des Geldes, das der Seekrieg erworben hatte, wäre es den Festlandsmächten wohl kaum gelungen, sich vom Joche der Fremdherrschaft zu befreien; aber ohne das im Landkrieg vergossene Blut seiner Verbündeten hätte England die schwere Handelskrise, die die Kontinentalsperre ihm brachte, nicht überwinden können, es wäre zum Frieden gezwungen gewesen, ohne mit Waffengewalt besiegt zu sein.

III.

Wir haben gesehen, wie der Krieg in Spanien aus dem Seekriege herauswuchs. Ich möchte ihn eine Fortsetzung der Verteidigung der See nennen, einen Landkrieg auf der Basis des nach kaufmännischen Gesetzen geführten Seekrieges. Denn er sollte auf dem Lande das fortsetzen, was der Seekrieg begonnen hatte, aber den Kriegsmitteln Napoleons gegenüber allein nicht durchführen konnte: den Schutz des Handels. Und konnte er mit eigner Macht dem Handel nicht den Weg erzwingen, so sollte er Bundesgenossen werben, die vollendeten, was er nur begann. Daß er an diese Aufgabe sich überhaupt heranwagen durfte, verdankte er dem Rückhalt, den die Seeherrschaft ihm bot. Und

wenn er dann neben der Förderung rein englischer Interessen auch der Allgemeinheit Nutzen brachte, so lag dies an den Verhältnissen, die die Schilderung der allgemeinen Kriegslage uns gezeigt hat, und daran, daß Wellington ihm schließlich eine Gestalt gab, die dem ursprünglichen Willen der Oberleitung nicht entsprach.

Hiermit ist aber das nicht erschöpft, was den spanischen Krieg mit dem Seekriege verbindet; er zeigt vielmehr alle die typischen Merkmale der Kriegsführung des an Landstreitkräften Schwächeren, der seinem Gegner durch Ausnutzung der Seeherrschaft Schwierigkeiten bereiten will. Die von den englischen Schiffen beherrschte See war die Basis der Landkriegsführung in Spanien. Über sie hinweg führte der Angriffsweg, um einen Nebenkriegsschauplatz zu schaffen, wo er dem Feinde am unbequemsten war. Auf ihr konnten unbehindert vom Feinde Truppenverschiebungen vorgenommen werden, die diesen zu zeitraubenden und verlustreichen Märschen im Lande nötigten.

Auf der See wurden die Geldmittel erworben, mit denen die Kosten zum großen Teil auch für die spanischen Heere gedeckt wurden; und über die Brücke der Seeherrschaft hinweg hätte England, wie im Jahre 1808 das Heer des Generals Moore es tat, den Rückzug antreten können, wenn der übermächtige Feind dazu zwang. So stützte sich der Landkrieg auf die See und trennte sich erst von ihr, als er endlich durch die veränderte Kriegslage, die das Eingreifen der Verbündeten geschaffen hatte, in stand gesetzt wurde, auf eignen Füßen zu stehen.

Und neben dem Kampf der Waffen schreitet der Kampf um den Handel. Die Finanzierung des Bündniskrieges gegen Napoleon war die großartigste kaufmännische Spekulation, auf die England sich je eingelassen hat, die großartigste und auch die gefährlichste, und mutig hat der englische Kaufmannsstand der Gefahr ins Auge gesehen. Der Bündniskrieg hatte nicht nur den Festlandsstaaten sondern auch England eine gewaltige Schuldenlast gebracht; aber Englands Schulden glichen einer zur Vergrößerung des Betriebes aufgenommenen Anleihe, die um so reichlicher Zinsen trug, weil der Krieg die wirtschaftliche Abhängigkeit unendlich vermehrte, in der der Kontinent schon vor dem Kriege zu dem See- und Industriestaat England gestanden hatte. Der Handel und die Industrie Englands waren durch den Krieg immer weiter entwickelt worden, und ihr Vorsprung war um so größer, weil England allein imstande gewesen war, den durch Erfindung der Arbeitsmaschinen möglich gewordenen Übergang zum fabrikmäßigen Großbetrieb voll durchzuführen und auszunutzen. Handel und Industrie der Kontinentalstaaten waren teils durch die Wirkung des Landkrieges, teils durch die Art und Weise, wie England unter Nichtachtung der Rechte Neutraler und Verbündeter den Seekrieg geführt hatte, vernichtet worden. Erst nach Jahrzehnten sollten sie sich so weit erholen, daß das Handels- und Industriemonopol Englands ins Wanken kam.

Solange die gemeinsame Gefahr des Krieges die Verbündeten zusammenhielt, hatte man auf dem Festland es übersehen, daß die Trennung des Arbeitsfeldes zwischen Landkrieg und Seekrieg beiden Teilen auch verschiedene Motive und Ziele für die Kriegsführung gab.

Die Völker, die durch die harte Schule der Fremdherrschaft in eiserner Selbsterziehung die Wiedergeburt ihres Vaterlandes anstrebten, sahen durch die verklärende Brille ihrer eignen Begeisterung in England nur die seegewaltige Macht, die dem gehaßten Unterdrücker ihres Vaterlandes auf dem ganzen Erdenrund Schwierigkeiten bereitete. Das, was heute ein deutscher Gelehrter, Professor Ratzel, in seiner Schrift: „Das Meer als Quelle der Völkergröße" als die Doppelnatur der Seevölker bezeichnet,

in der der höchste nationale Egoismus mit dem weitesten Kosmopolitismus, die kleinlichste Gewinnsucht mit dem weitesten Verständnis der Interessen der Allgemeinheit gepaart ist,

kam in dem Sturm kriegerischer Begeisterung damals den Festlandsvölkern noch nicht zum vollen Bewußtsein. So ist es zu erklären, daß Goethe als einen besonders beachtenswerten Gewinn, den er aus dem Studium der Scottschen Geschichte Napoleons gezogen habe, die Erkenntnis bezeichnete, daß England nie für andre als englische Interessen eingetreten sei.

In unserm Beispiel zeigt sich die Doppelnatur des englischen Seevolkes in dem Versuche, Gelderwerb und Kriegführung miteinander zu verbinden, und in dem Widerstreit, der daraus entstand. Lord Liverpool und Wellington repäsentieren die beiden Pole, zwischen denen sich die Kriegsziele Englands hin und herbewegten; Erwerbssinn und Kampfesmut. Mit heldenhaftem Ringen hatte der Seekrieg bei Trafalgar den Sieg erkämpft, aber auch in ihn war dieser Zwiespalt schon hineingetragen worden: Stationen, auf denen man Prisen machen und Geld verdienen konnte, waren von vielen gesuchter als diejenigen, auf welchen nur gefochten wurde. Als dann die Erkämpfung der Seeherrschaft den Feind noch nicht zum Frieden zwang und es sich darum handelte, sie zur Erlangung weiterer Zwangsmittel auszunutzen, trat der Erwerbssinn immer mehr hervor: die eigentliche Blutarbeit wollte man den Verbündeten überlassen und sogar mit dem Landkriege Geld verdienen. Die Handlungsweise Wellingtons bei Torres Vedras, die wie mattherzige Unentschlossenheit aussieht, kann man erst verstehen, wenn man die Schwierigkeiten erkennt, die diese englische Politik ihm bereitete. So wurde auch die Landkriegsführung Englands verhindert, den Nutzen zu bringen, den man unter andern Umständen von ihr hätte erwarten können.

Und selbst das, was in Spanien erreicht wurde, verdankte England nur zum Teil sich selbst. Die Fahnenabzeichen unsrer hannoverschen Regimenter, die die Erinnerung wecken sollen an die Ruhmestaten der Deutschen Legion, zeigen heute noch, welchem Volke die Kraft entnommen war, die zur Befreiung Europas vom französischen Joche im englischen Solde mitfocht; einen weiteren Teil gab Spanien her, und nur der Rest war der englischen Bevölkerung entnommen.

Man kann nun wohl darüber streiten, ob bei jeder Gelegenheit dem Kriege die Grenzen richtig gezogen waren, man kann Lord Liverpool aber nicht von vornherein verurteilen. Denn es ist klar, daß der Urgrund für seine Auffassung in der Natur des handel- und industrietreibenden Seevolkes

liegt. Auch nachdem es durch die Kontinentalsperre aus seiner Verteidigung der See herausgezwungen worden war, wollte England an seinem Kriegsprogramm festhalten, das den Landkrieg seinen Verbündeten zuwies. Die Grundzüge dieses Programms bestimmte der Politiker, nicht der Soldat, und der Politiker mußte den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes Rechnung tragen. Solche Beeinflussung des Krieges durch die Politik liegt aber vollkommen in der Natur der Dinge, wie der General v. Clausewitz vom Landkriege sagt:

Denn der Krieg ist ein Mittel der Politik; er muß notwendig ihren Charakter tragen, er muß mit ihrem Maße messen; die Führung des Krieges in ihren Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken.

Und so ist diese Arbeitsteilung zwischen dem Landkrieg der Festlandsstaaten und dem Seekriege des Inselreiches herausgewachsen aus der Verschiedenheit der geographischen Lage und der wirtschaftlichen Verhältnisse, die die Politik Englands in andre Bahnen lenkte als die der Festlandsstaaten. Daß in solchen Kriegsfällen wie hier Seekrieg und Landkrieg ganz verschiedene Formen annehmen, daß der Seekrieg darauf ausgeht, den Gegner durch Beherrschung der Verkehrswege der See finanziell und industriell zu ruinieren, daß in ihm das Schwert nur zu einem Teil die Entscheidung bringt, zum andern Teil der für Handel und Industrie geschulte Erwerbsfleiß der Bewohner und die darauf beruhende Finanzkraft des durch den Seekrieg geschützten eignen Landes, das ist eben dadurch begründet, daß Handel und Industrie die wirtschaftlichen Eckpfeiler dieses Landes sind. Anders der Landkrieg. Er erringt den Sieg allein mit der Schärfe des Schwertes. Zwar spielt die Finanzkraft des Landes auch für ihn eine große Rolle, aber seine Hauptgrundlage ist die dem Feinde überlegene, militärisch organisierte Volkskraft, die man im allgemeinen demjenigen Lande eher wird entnehmen können, das eine ackerbautreibende Bevölkerung besitzt, als dem reinen Handels- und Industriestaate. So gibt die Wirtschaftsweise des Landes die Grundregeln für seine Politik, für seine Waffenrüstung und seine Kriegsführung.

Aus der Vergangenheit zum Schluß einen Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft.

Auch heute besteht ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Inselreich und dem Festland, aber in andrer Art als früher. Die wirtschaftliche Abhängigkeit des Kontinents von England, die wir als ein Resultat der napoleonischen Kriege kennen gelernt haben, hat sich in Konkurrenz verwandelt, der Kontinent besorgt heute seine überseeischen Interessen selbst. Dadurch hat sich aber auch das Verhältnis von Landkrieg und Seekrieg zu Englands Gunsten verschoben.

Die großen Kontinentalstaaten, denen England im Landkriege nicht gewachsen ist, haben heute so verletzliche Seeinteressen, daß England mehr Aussicht hat als früher, sie durch den Seekrieg allein zum Frieden zu zwingen.

Die wirtschaftliche Abhängigkeit hat sich in eine militärische verwandelt, und die Flottenrüstungen der wirtschaftlichen Konkurrenten Englands sind die

notwendige Folge. Auch Deutschland besorgt heute seine überseeischen Interessen selbst. Es besitzt Kolonien, seine Industrie und sein Seehandel sind im steten Wachsen, das deutsche Volk ist auf dem Wege, ein Seevolk zu werden. Wird es die Doppelnatur der Seevölker annehmen? Wird auch bei uns künftig der Erwerb die Ziele und Wege der Kriegsführung bestimmen?

Bei dem heutigen Wettbewerbe der Nationen auf dem Weltmarkt werden Kriege, die aus dem Konflikt des Erwerbslebens herauswachsen, auch für Deutschland sich nicht vermeiden lassen; darum braucht aber solch ein Krieg noch nicht Formen zu zeigen, wie Englands Kriege sie uns vor Augen führen. Denn daß die Politik Englands, wenn sie zum Kriege schreitet, neben dem Dreizack der Seeherrschaft zum Merkurstabe als Waffe greift, hat darin seinen Grund, daß dem Handels- und Industriestaat England einer kontinentalen Militärmacht gegenüber das Schwert des Landkriegs fehlt. Wir dagegen können die militärisch organisierte Volkskraft nie entbehren, die unsre Grenzen schützt. Was Handel und Industrie dadurch vielleicht an Arbeitskraft verlieren, bringt die größere ihnen gewährte Sicherheit wieder ein, denn so sehr das heute von seinen Seeinteressen abhängige Deutschland einer starken Flotte bedarf, die Verteidigung des Landes durch das Heer bildet doch die Grundlage unsrer Existenz. Und weil wir im Gegensatz zu England, dessen Landbesitz durch seine Flotte gedeckt ist, das Schwert nie rosten lassen dürfen, das den heimischen Herd und die heimische Arbeit beschützt, so wird auch unsre Seekriegsführung, wenn sie einmal solche Aufgabe sich stellen darf, nicht in der Eroberung der See enden, sondern im Landkriege, der über die Brücke der Seeherrschaft hinweg den Gegner mit bewaffneter Hand zum Frieden zwingt. Der Seekrieg, der sich so dem Landkriege unterordnet, stellt sich höhere Ziele, als wenn er die ganze Welt umspannt, aber Halt machen muß an der Küste des Feindes.

Ein Seevolk im englischen Sinne wird das deutsche Volk nie werden. Die kontinentale Lage unsres Vaterlandes wird uns, in absoluten Zahlen gemessen, wohl nie die Höhe des englischen Handels und der englischen Industrie erreichen lassen, aber sie schützt den Charakter des deutschen Volkes auch vor den Gefahren, die damit verbunden sind, und gibt uns Waffen, die England nicht hat. Für das britische Weltreich liegt das Verhältnis zwischen Landkrieg und Seekrieg anders als bei uns. Denn wenn auch England der veränderten Weltlage gegenüber ein Heer braucht, das seine Grenzen schützt, so liegen diese Grenzen doch in Indien, in Kanada, sie lagen in Südafrika, solange die Burenfreistaaten bestanden. Wer imstande ist, die englische Flotte so zu besiegen, daß die Küsten der britischen Inseln der Invasion offen stehen, der braucht den Landkrieg nicht, um den Frieden zu erzwingen. Denn allen Festlandsstaaten weit voran in der Verletzlichkeit seiner Seeinteressen schreitet Großbritannien; es stirbt, sobald sein Gegner ihm die See verschließt.

Die Entstehung der fünf Bücher Mosis.

Von
Hermann Gunkel.

Das große Schriftwerk, das wir nach der Lutherbibel „Die fünf Bücher Mosis“ zu nennen gewohnt sind, nimmt in dem gesamten Schrifttum unseres Kulturkreises eine ganz besondere, ja, einzigartige Stellung ein. Dem Judentum ist es bis auf diesen Tag die Grundlage seiner Existenz; die christliche Gemeinde sieht darin, wenn auch nicht die höchste, abschließende, so doch eine überaus wichtige, vorbereitende Offenbarung Gottes. Aber wenn wir auch von diesen religiösen Urteilen absehen und das Werk nur vom kulturgeschichtlichen Standpunkt betrachten, so muß jeder Unbefangene anerkennen, daß wir darin eines der Fundamente der modernen geistigen Kultur besitzen. Die Moderne würde nicht sein, oder sie würde in wesentlichen Zügen anders sein, wenn das Volk, das dies Buch hervorgebracht hat, nicht gewesen wäre. So wird es eine Frage sein, die auch den Nichttheologen interessieren mag, wie dies Buch entstanden ist. Wenn wir diese Frage hier in dem engen Rahmen eines Aufsatzes behandeln wollen, so können wir freilich nicht entfernt alle die Erwägungen und Beobachtungen, die hier einschlagen, zusammenstellen und die mancherlei Vermutungen, die im Laufe der zweihundertjährigen Geschichte der Kritik geäußert worden sind, schildern; vielmehr kann es sich hier nur darum handeln, die gegenwärtig errungene Position, die von der weitaus überwiegenden Mehrzahl der wissenschaftlichen Forscher vertreten wird, kurz zu skizzieren und einige ihrer Argumente anzugeben. Wer weiteres erfahren will, der sei vor allem auf das „standard-work“ unsrer Wissenschaft, auf Wellhausens „Prolegomena zur Geschichte Israels“, verwiesen.

Zunächst einige kurze Bemerkungen darüber, wie es überhaupt zu dieser Erforschung der Entstehungsgeschichte der fünf Bücher Mosis gekommen ist. Die Überlieferung, daß diese Bücher von Moses herrühren, ist gegenwärtig mehr als zwei Jahrtausende alt. Im Zeitalter Jesu war sie schon seit einigen Jahrhunderten allgemein anerkannt. Das Werk selber aber behauptet nicht gerade, von Moses herzurühren; nur von einzelnen Teilen, besonders von gewissen gesetzlichen Stücken, wird es ausdrücklich gesagt. Vereinzelter Widerspruch gegen diese Überlieferung ist schon in der ältesten Zeit der christlichen Kirche erhoben worden; Feinde des Christentums oder Feinde des jüdischen Elements im Christentum, die sogenannten „Gnostiker“, haben die Abfassung

des Werkes durch Moses bestritten. Auch Kaiser Julian ist unter diesen Bestreitern: der Haß macht scharfsichtig. Im Mittelalter haben einzelne Rabbiner Bedenken gehegt, aber ohne zu wagen, sie laut zu äußern: „Der Kluge schweigt." Diese Stimmen beginnen seit der großen Mündigwerdung der westeuropäischen Völker, d. h. seit der Renaissance und Reformation, sich zu mehren. Aber charakteristisch ist es, daß es so gut wie keine deutschen und evangelischen Forscher sind, die sich damals an diese Kritik gewagt haben. Es sind fast alles katholische Gelehrte und Nichtdeutsche: Niederländer, Spanier, Franzosen, Engländer. Über Deutschland liegt in jener Zeit das Elend des Dreißigjährigen Krieges, das unser Volk wie auf so vielen andern Gebieten so auch auf diesem für Jahrhunderte zurückgeworfen hat. Und zugleich wird damals die Bibelkritik in der evangelischen Kirche niedergehalten durch die Wucht der Inspirationslehre. Wenn diese Lehre gilt, die Lehre, daß der Text der Heiligen Schrift bis aufs kleinste nicht Menschenwerk sei, sondern das Werk einer höheren Hand, so ist jede Kritik an der heiligen Tradition Unglaube. Dann hat man nicht zu forschen, ob die heiligen Überlieferungen richtig sind oder nicht, sondern man hat sie eben zu glauben. So stammt auch der erste Versuch, die Entstehung der fünf Bücher wissenschaftlich zu erforschen und die verschiedenen Quellen, aus denen das Gesamtwerk zusammengesetzt ist, zu erkennen, von einem Nichtdeutschen, von Jean Astruc (1753). Dann aber hat sich der deutsche Rationalismus und nach ihm die historisch-kritische Wissenschaft der evangelischen Kirche der Bibelforschung bemächtigt. Im 19. Jahrhundert hat die evangelische deutsche Wissenschaft — der Bibelforscher darf es ohne Ruhmredigkeit, und ohne die wichtigen Beiträge, die andre Völker und Konfessionen geliefert haben, zu verkennen, einfach als Konstatierung einer offenkundigen Tatsache sagen — in der Bibelkritik die Führung in der ganzen Welt gehabt. Wenn einmal ein umfassender Geist, für den die Schranken der Spezialwissenschaften nicht existieren, die Kulturgeschichte unseres Volkes im 19. Jahrhundert schreiben wird, so wird er als einen besonderen Ruhmestitel der deutschen Nation die Blüte der kritischen Bibelforschung nicht übergehen dürfen. Die deutsche Forschung hat diese Stellung gewonnen, weil sie zwei Dinge verbindet, die sonst auseinanderzufallen pflegen: 1. die strenge historische Kritik, die Unbefangenheit und Freiheit des Forschens, die keine Autorität kennt und vor keiner Schranke stehen bleibt, und 2. zugleich die Pietät für die Bibel und das innere Verständnis für die biblische Religion. Wo eine strenge Orthodoxie herrscht, sei es, in welcher Konfession es sei, ist eine Bibelkritik unmöglich. Aber ebenso sind der Bibelforschung die Schwingen gebrochen, wo sich die Aufklärung in innerer Gleichgültigkeit, ja, im Haß von der Religion abwendet. Darum ist es bezeichnend, daß die katholischen modernen Völker eine kritische Bibelforschung im allgemeinen nicht besitzen.

Gemeingut der evangelischen Wissenschaft Deutschlands ist in diesem Jahrhundert die Überzeugung: 1. *daß der Pentateuch* — wie die Griechen das Werk nennen, d. h. das Buch der fünf Rollen — *nicht von Moses herrührt*, und 2. *daß er aus verschiedenen Quellen von sehr verschiedener Art und aus verschiedenen Zeiten zusammengesetzt ist.*

Zunächst einige der Hauptgründe für die erste Behauptung. Es gibt einige Stellen, in denen vom „Lande jenseits des Jordans" gesprochen wird (5. Mose 1, 1; 3, 8); dies Land aber soll nach dem Zusammenhange das Ostjordanland sein. Nun ist Moses bekanntlich nach der Überlieferung im Osten des Jordans gestorben und hat den Westen nicht betreten. Würde er diese Stellen geschrieben haben, so würde er das Land „jenseits" den Westen und nicht den Osten nennen. Demnach kann er unmöglich der Verfasser dieser Stellen sein. — Anderswo wird im Pentateuch von den Kanaanäern in einem Tone gesprochen, daß man deutlich merkt, daß sie zur Zeit des Schriftstellers nicht mehr existieren: Die Kanaanäer, so heißt es, waren damals noch im Lande (1. Mose 12, 6; 13, 7). Ja, gelegentlich werden sogar die Könige Israels vorausgesetzt (1. Mose 36, 31). Hie und da wird der Erzählung hinzugefügt, daß irgendeine Folge der berichteten Begebenheit „bis auf diesen Tag", d. h. bis auf die Zeit des Erzählers, noch vorhanden sei (5. Mose 3, 14. 11); der Sarg des von Moses besiegten Königs Og von Basan ist, so hören wir, damals noch zu sehen; er war also in der Zeit des Berichterstatters ein merkwürdiges Stück Altertum. Hier unterscheidet sich also der Erzähler selber ganz deutlich von der Epoche des Moses und setzt voraus, daß jene Zeit weit vor der seinigen liegt. Wird doch sogar am Schluß des Ganzen der Tod des Moses erzählt (5. Mose 34); kein Prophet, so heißt es dann, stand in Israel auf wie Moses, und niemand kennt sein Grab bis auf diesen Tag. — Doch dies alles sind nur Einzelheiten. Betrachten wir die Dinge in größerem Stil, so können wir für die Gesetze nicht anders wie für die Erzählungen mit Sicherheit behaupten, daß sie gar nicht von Moses herrühren können. Die Gesetze können wir in zwei große Gruppen teilen, nämlich zunächst diejenigen, die unbefangen voraussetzen, daß Israel Ackerbau treibt und in Städten und Häusern wohnt. Nun wissen wir völlig zuverlässig, daß Israel zu Mosis Zeit ein Nomadenvolk gewesen ist, das in der Steppe mit seinen Herden umherzog und in Zelten lebte. Diejenigen Gesetze also, die von Städten und Häusern, vom Acker und Weinberg, vom Pflügen und Ernten, vom Hausdach und Stadttor handeln, alle diese können nicht aus der Nomadenzeit herrühren, sondern sie sind erst später entstanden, als Israel in Kanaan eingewandert war und dort die Kultur des Ackerbodens erlernt hatte. Nun gibt es freilich auch ein andres Gesetzeskorpus im Pentateuch, das in der Mitte des ganzen Werkes steht und danach die „mittelpentateuchische Gesetzgebung" genannt wird; und dieses Gesetzbuch will ausdrücklich aus der Wüstenzeit stammen; es sind diejenigen Gesetze, die besonders über die Stiftshütte handeln, und aus denen man früher den sogenannten „Mosaismus" zu rekonstruieren pflegte.

Aber diese Gesetze verlangen einen so ungemein kostspieligen, so ungeheuren Apparat, so viel Gold und kostbare Stoffe aller Art, daß es ganz unmöglich erscheint, daß das verhältnismäßig unkultivierte und ärmliche Urisrael einen so gewaltigen Aufwand hätte tragen können; diese Gesetze stammen aus einem Volke, in dem eine hochentwickelte Kultur herrscht, aber nicht aus dem Nomadenvolke des Moses. — Auch die Erzählungen stimmen zum großen Teil sehr

wenig zu dem Bilde des alten Giganten Moses, wie ihn die israelitische Überlieferung schildert, und wie ihn Michel Angelo mit genialer Intuition verkörpert hat. Die Erzählungen, besonders des ersten Buches, sind manchmal so weltlich, wie z. B. die köstliche Geschichte, wie Jakob seinen Bruder Esau um das Erstgeburtsrecht betrogen hat — eine Geschichte, an deren Humor sich das alte Israel nicht genug hat ergötzen können —, oder sie sind so tränenreich, wie die rührenden Erzählungen von Isaaks Opferung oder von Joseph und seinen Brüdern, daß darin nichts oder doch nur recht wenig von dem Geiste des alten, zornigen Gottesmannes hervortritt. Wer die Genesis unbefangen liest und nicht wüßte, daß sie von Moses sein soll, der würde sicherlich auf die Idee, daß sie von ihm herrühren könne, gar nicht kommen.

Eine weitere Reihe von Beweisen zeigt uns, daß der Pentateuch *nicht das Werk eines Mannes* sein kann, sondern aus ursprünglich selbständigen Quellen zusammengesetzt ist. Es finden sich in den fünf Büchern ungezählte Wiederholungen und innere Widersprüche. Eine Menge von Erzählungen wird doppelt berichtet, so z. B. sogleich die Schöpfung: auf die bekannte Erzählung des ersten Kapitels, wonach die Welt aus einem feuchten Chaos entstanden, folgt im zweiten Kapitel eine andre, wonach die Erde ursprünglich trocken gewesen ist. Zweimal wird erzählt, wie Gott seinen Bund mit Abraham schließt (1. Mose 15. 17), zweimal, wie Hagar Abrahams Haus um Ismaels willen verlassen muß (1. Mose 16. 21); zweimal wird Isaak verheißen (18, 10 ff. 17, 16) u. a. m. Die Beispiele ließen sich ins unendliche vermehren. Manchmal sind solche Doppelerzählungen, die sich eigentlich ausschließen, nebeneinander gestellt; manchmal sind sie auch, so gut es gehen mochte, ineinander verarbeitet. Das bekannteste und deutlichste Beispiel für den zweiten Fall ist die Sintfluterzählung (1. Mose 6–9). Jeder ästhetisch Gebildete, der diese Erzählung in ihrer gegenwärtigen Gestalt liest, wird sich über das eigentümlich Schleppende dieser Geschichte wundern: werden doch hier sehr viele Einzelheiten mindestens zweimal, ja, manche dreimal berichtet; so aber kann ein Schriftsteller, wenn er auch nur über die allergeringste schriftstellerische Kunst verfügt, unmöglich geschrieben haben. Wer aber tiefer eindringt, der erkennt die Lösung der Schwierigkeit: sie besteht darin, daß zwei ganz verschiedene Flutberichte, die sich noch sehr wohl herausschälen lassen, hier von einer dritten Hand vereinigt worden sind. — Zu diesen „Dubletten" kommen die mancherlei inneren Widersprüche, auf die wir hier nur hinzuweisen brauchen, da ein Teil davon allgemein bekannt ist. Kain fürchtet sich vor der Blutrache, er nimmt ein Weib, er gründet eine Stadt: alles dies zu einer Zeit, als nach dem Zusammenhang der übrigen Erzählungen noch gar keine Menschen auf Erden leben. Benjamin ist ein zartes Kind, das sein Vater den größeren Brüdern nicht gern auf die Reise mitgeben will, aus Furcht, ihm könne ein Unfall begegnen; als er aber bald nachher mit seinem Vater in Ägypten einwandert, da hat Benjamin bereits zehn Söhne (1. Mose 46, 21)! So ganz klein kann er also damals doch nicht mehr gewesen sein. Sara war eine so schöne Frau, daß sie die Begehrlichkeit der Ägypter erregte; nach der Chronologie (17, 17) war sie damals 90 Jahre alt! In vergangenen Perioden

hat man es als ein Werk des Glaubens angesehen, mit allerlei mehr oder weniger schlechten Ausreden solche Widersprüche auszugleichen. Eine geschichtslose Aufklärung hat diese offenkundigen Unmöglichkeiten zum Anlaß genommen, die Bibel und die Religion überhaupt zu verhöhnen. Eine unbefangene historische Wissenschaft ist von beidem gleich weit entfernt. Ihr lichten sich die Schwierigkeiten mit einem Male bei der Annahme, daß es sich hier um verschiedene Quellen handelt. In den ursprünglichen Berichten bestanden diese Schwierigkeiten durchaus nicht; sie sind erst hineingekommen, als eine spätere Redaktion das Verschiedenartige zusammengestellt hat. — Dasselbe Schauspiel aber wie die Erzählungen bieten die Gesetze. Auch diese enthalten keineswegs, wie man vielleicht, wenn man nicht eingeweiht ist, glauben möchte, ein festgeschlossenes System, sondern sie zeigen ein buntes Bild, das gar manche Widersprüche in sich birgt, und dies gerade in den wichtigsten Dingen. Was sagt der Pentateuch z. B. über die Frage, an welcher Stätte das Opfer erlaubt ist? Nach dem sogenannten „Bundesbuch“ (2. Mose 20—23) sind es viele Stätten, an denen nach Gottes Willen geopfert werden soll (2. Mose 20, 24); im „Deuteronomium“ (5. Mose) wird nachdrücklich verlangt, daß vom Tempelbau Salomos an nur eine einzige Stätte, der Ziontempel, das Heiligtum Israels sein soll (5. Mose 12); in der „mittelpentateuchischen Gesetzgebung“ aber wird vorausgesetzt, daß von der Religionsgründung durch Moses an stets nur eine Stätte, nämlich die sogenannte „Stiftshütte“, gegolten habe. Ganz analog sind die verschiedenen Stücke verschiedener Meinung über das Priestertum: nach dem Deuteronomium sind die Leviten, d. h. die Angehörigen des Stammes Levi, die Priester; nach der mittelpentateuchischen Gesetzgebung aber sind die Leviten nur die Handlanger im Gottesdienst, während den eigentlichen Priesterdienst nur die Söhne Aharons tun dürfen. Und zu diesen großen Unterschieden in der Gesetzgebung kommt eine Menge von geringeren. — Von dem ganzen Material, das hier in Betracht kommt, kann an dieser Stelle nur ein ganz kleiner Teil gegeben werden. Es ist eine Fülle von Beobachtungen sprachlicher, kulturgeschichtlicher, religionsgeschichtlicher, ästhetischer, logischer Art, die alle in dem Resultat zusammentreffen, daß der Pentateuch aus verschiedenen und zwar aus nicht ganz wenigen Quellen zusammengesetzt sein muß.

Aufgabe der Wissenschaft ist es nun, die einzelnen Quellen möglichst genau zu bestimmen, und die Zeit, in der sie geschrieben sind, und deren Geist sie tragen, festzusetzen. Dies Problem ist außerordentlich kompliziert, gerade weil es sich dabei um so viele und verschiedenartige Beobachtungen handelt, die schließlich alle in einem großen System harmonisch zusammenstehen sollen; und ferner, weil wir für alle diese Kombinationen keine ausdrückliche Bezeugungen haben. Es handelt sich also hier um einen großen Bau historischer Hypothesen. Unsre Wissenschaft darf sich rühmen, daß sie diese Aufgabe gelöst hat. Wenn auch vieles Einzelne noch unsicher ist und vielleicht immer bleiben wird, so sind wir gegenwärtig doch imstande, die Quellen in vielen Fällen bis auf den Satz, manchmal bis auf das Wort zu bestimmen und die Zeit anzugeben, in der sie entstanden sein müssen. Diese Pentateuch-

kritik aber ist das Fundament unsrer ganzen modernen Anschauung vom Alten Testament geworden; denn im Laufe der Arbeit hat man erkannt, daß diejenige Quelle, aus der man bisher die Kenntnis der mosaischen Gesetzgebung geschöpft und die man für die älteste gehalten hatte, in Wirklichkeit die jüngste ist; und damit hat sich unsre Gesamtanschauung vom alten Israel entscheidend verschoben. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Den Faden aus dem Labyrinth des Pentateuchs hat uns Jean Astruc schon vor 150 Jahren in die Hand gegeben; er ging von der Tatsache aus, daß eine Reihe von Stücken „Elohim" (Gott), eine andre Reihe „Jahve" sagt, — so, nicht „Jehova", ist der Name des Gottes Israels zu sprechen. Diese Beobachtung ist eine sehr äußerliche, aber trotzdem von großer Wichtigkeit, ja, von entscheidender Bedeutung: denn es ist ganz deutlich, daß diese Verschiedenheit des Sprachgebrauches auf verschiedenen Quellen beruhen muß; und auf den ersten Blick zeigt sich, daß ein großer Teil des Pentateuchs auf Grund dieser Beobachtung aufgeteilt werden kann. Dieser Wechsel von „Jahve" und „Elohim" ist heute noch das Fundament alles Weiteren. — Hundert Jahre später hat man dann gefunden, daß es zwei verschiedene Quellen gibt, die in der Genesis „Elohim" sagen, so daß wir gegenwärtig in den Erzählungen drei Quellen unterscheiden:

1. den „Jahvisten", der Gott „Jahve" nennt;
2. den „Elohisten", der „Elohim" sagt;
3. den sogenannten „Priesterkodex", der gleichfalls vor der Mosesgeschichte „Elohim" sagt; es ist dieselbe Quelle, zu der die mittelpentateuchische Gesetzgebung gehört. Die gesetzlichen Quellen, die wir unterscheiden, sind schon genannt; es sind:

1. das „Bundesbuch" (2. Mose 20—23);
2. das „Deuteronomium" (5. Mose), dessen Grundstock 5. Mose 12—26 ist. Das wichtigste Stück des Buches ist die Forderung, daß nur an einem Heiligtum geopfert werden darf.
3. Das dritte Hauptkorpus ist die Gesetzgebung des Priesterkodex, deren Inhalt die Gesetze der Stiftshütte sind.

Diese Unterscheidung der gesetzlichen Stücke war verhältnismäßig einfach, da sie als selbständige Korpora an verschiedenen Stellen des Pentateuchs stehen.

Die schwierigste Frage war nun die, wie die einzelnen Quellen erzählender und gesetzlicher Art chronologisch anzuordnen seien. Der feste Punkt war dabei das Deuteronomium; ist es doch seit lange anerkannt, daß dies Gesetzbuch dasselbe ist, von dessen Auffindung und Einführung durch König Josia im Königsbuch erzählt wird (2. Könige 22. 23). Das eigentliche Problem war, wie der Priesterkodex anzusetzen sei, in die älteste Epoche Israels oder vielmehr in die jüngste. Die letzte Generation, vertreten durch den Holländer Kuenen und durch den genialen Pfadfinder Wellhausen, hat die — man darf es mit Sicherheit sagen — endgültige Antwort gefunden, daß das große religiöse System, das der Priesterkodex enthält, nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Geschichte Israels gehört; ebendamit ist die wahre Geschichte Israels erst wieder entdeckt worden.

Doch wir brechen hier ab und geben nun einen positiven Aufriß der Geschichte der Entstehung des Pentateuchs.

Der Pentateuch zerfällt, so haben wir bereits mehrfach gesehen, seinem Stoff nach wesentlich in zwei verschiedene Gruppen: 1. die Erzählungen und 2. die Gesetze. Beide Stoffarten gehen ihrem letzten Ursprung nach in prähistorische Zeit zurück, und beide stammen ursprünglich aus mündlicher Tradition.

Zunächst die Erzählungen. Israel war von jeher ein poetisch begabtes Volk, das sich an Liedern und Erzählungen ergötzt hat. Gern erzählte es sich von den Dingen der alten Zeit, von der Schöpfung und den Urvätern der Menschheit, von den Vorfahren des eignen Volkes und denen seiner Nachbarn, von Moses und dem Auszug, von den Helden, die Israel in seinen Kriegen geführt hatten. Viele dieser Erzählungen sind ausländischen Ursprungs. Wir können das freilich mehr erraten als beweisen; aber es ist ja im Grunde selbstverständlich, daß Israel diese Schätze mehr oder weniger mit dem Ausland teilte und auch daher entnommen hatte; ist doch kein andres geistiges Gut so international wie die Erzählungsliteratur. Und wie gegenwärtig kein Erzeugnis der französischen oder der englischen Kultur so stark auf die weitesten Kreise unsres Volkes wirkt wie die französischen oder die englischen Romane, so ist es zu allen Zeiten gewesen. Daß aber Israel auch hierin zunächst aus der Fremde viel mehr übernommen als ihr etwa gegeben hat, auch dies können wir ohne weiteres annehmen; ist doch dies Volk keineswegs, wie man früher geglaubt hat, ein uraltes Volk, sondern vielmehr eines der jüngsten im Kreise der übrigen: die babylonische oder die ägyptische Kultur ist Jahrtausende eher auf dem Plan als Israel. Und auch die Meinung, als ob sich Israel von jeher streng gegenüber den Nachbarn abgeschlossen hätte, hat sich uns inzwischen als irrig erwiesen; seine Religion hatte in jener älteren Epoche noch nicht die Reinheit oder gar die Starrheit, in der sie uns später in den Propheten oder im Gesetze entgegentritt. Nun war der Orient jener Zeit vorwiegend von der babylonischen Kultur beherrscht; so ist es nicht verwunderlich, daß es gerade die babylonischen Erzählungen sind, die zum Teil nahe Verwandtschaft mit den hebräischen zeigen: sicher ist namentlich das eine, daß die hebräische Sintflutgeschichte aus Babylonien übernommen ist. — Diese Erzählungen haben nun in Israel eine lange Geschichte gehabt, zunächst in mündlicher Tradition. Alle antike Literatur hat ursprünglich nicht in geschriebener, sondern in mündlicher Form bestanden. Jene Antike hat eine Kraft des Gedächtnisses, für die wir das Verständnis verloren haben. So sind jene alten Erzählungen weiter überliefert worden, nur von Mund zu Mund und doch in großer, ja, oft in unglaublicher Treue. Allmählich aber sind sie doch umgestaltet und langsam israelitisiert worden; dann sind sie den religiösen, sittlichen, ästhetischen Umwandlungen, die das alte Israel selber erlebt hat, wenn auch immer in gewisser Entfernung, nachgefolgt. Gegenwärtig liegen sie uns vor, zum großen Teil in wunderbar vollendeter künstlerischer Form. So einfach die Mittel sind, mit denen in ihnen die ästhetischen Effekte erzielt werden, so bewunderungswürdig ist das Resultat. Eine Erzählung etwa wie die Paradiesesgeschichte, voll von tiefsten Gedanken, ausgeführt mit entzückender psychologischer

Feinheit, eine solche Erzählung ist in ihrer Art unübertrefflich. Man möchte den Ästhetikern raten, an diesen Gebilden von einziger Kunst nicht, wie bisher so oft geschehen ist, vorüberzugehen; erscheint uns doch diese Kunst nicht deshalb geringer, weil sie eine unbewußte ist. Wenn aber diese Erzählungen so hohen ästhetischen Wert haben, so werden wir kaum annehmen dürfen, daß es sich bei ihnen um schlichte Volksüberlieferungen handelt; vielmehr müssen diese Stoffe durch die Hand von Künstlern gegangen sein. Wir dürfen uns vorstellen, daß es im alten Israel einen Stand von Erzählern gegeben hat, wie es dergleichen noch heute im Orient gibt, Leute, die von Ort zu Ort ziehen und ihre Geschichten erzählen oder ihre Lieder singen. Wir können noch, besonders an der Genesis, zeigen, daß verschiedene Geschmacksrichtungen unter diesen Volkssängern aufgetreten sind. So hat es eine ältere Richtung geliebt, die Erzählung in möglichste Kürze zusammenzudrängen: Beispiel dieses knappen Stils ist etwa die Geschichte vom babylonischen Turmbau, die ursprünglich nur wenige Verse umfaßte. Darauf ist eine andre Schule gefolgt, die im Gegenteil den Stoff so breit wie möglich auseinanderzuziehen versucht und eine Reihe von Mitteln zu diesem Zweck anwendet: das charakteristischste Beispiel dieses ausgeführten Stils ist die Joseph-Erzählung. Versenkt man sich in die Schönheit dieser alten Erzählungen, und vergleicht man etwa damit so manche minderwertige Produkte, an denen unser Volk doch seinen Gefallen findet, so kann man nur mit Neid an die ästhetische Kultur jenes alten Israel denken. — Und ebenso hoch wie ästhetisch stehen diese alten Überlieferungen religiös und sittlich. Zwar enthalten sie mancherlei, was die Weiterentwicklung der Religion und Sittlichkeit später überwunden hat; jene alte Zeit duldete noch mancherlei Heidnisches, und ihre Sittlichkeit ist uns nicht ohne weiteres vorbildlich. Damals offenbarte sich die Gottheit noch in dem ewig jungen Baum und an der fließenden Quelle; an diesen Naturmalen haben, so erzählten die Sagen, die Väter Israels ihren Gott gefunden und verehrt, nicht anders als die Völker ringsumher. Und auch die Sittlichkeit dieser Erzählungen läßt zuweilen zu wünschen übrig. Wir erinnern hier nur an die sehr bedenkliche Rolle, die Lug und Trug in diesen Geschichten spielen: es ist kein Patriarch, der nicht gelegentlich gelogen hätte, und das alte Israel denkt darüber sehr milde. Wollen wir aber gerecht und besonnen urteilen, so dürfen wir jene Erzählungen nicht mit unsrer Religion und Sittlichkeit vergleichen, sondern mit der der Antike. Ein solcher Vergleich aber wird zum Hymnus auf das alte Israel. Von den babylonischen Erzählungen unterscheiden sich die israelitischen an religiöser Würde wie Tag und Nacht. Sicherlich kann nur ein parteiischer Sinn leugnen, daß es zwischen den babylonischen und israelitischen Ursagen einen geschichtlichen Zusammenhang gibt; aber eine ebenso starke Voreingenommenheit würde es sein, wenn man die tiefe Kluft übersehen würde, die zwischen dem Geiste beider Überlieferungen befestigt ist. Man muß einmal die babylonische Schöpfungs- oder Sintflutgeschichte gelesen haben mit ihrer grellen Mythologie, mit ihrer gelegentlichen barbarischen Roheit, um den Unterschied des Babylonischen von dem Israelitischen zu empfinden. Diese Erzählungen zeigen also, daß Israel schon in sehr alter Zeit eine bewunderungs-

würdige religiöse und sittliche Höhe erreicht hat, die es von allen Völkern des damaligen Orients unterscheidet. Die Weltgeschichte hat darüber ihr Urteil schon seit Jahrtausenden gesprochen: die babylonischen, ägyptischen, phönizischen Ursagen sind längst vergessen, die israelitischen aber sind noch jetzt jedem Kinde vertraut. — Freilich nehmen nicht alle Erzählungen Israels die gleiche Höhe ein; auch hier können wir eine Geschichte zeichnen; wir können aus den Erzählungen selber noch entnehmen, wie die naiven heidnischen Vorstellungen immer mehr zurückgedrängt worden sind. Die älteste Zeit hatte z. B. berichtet, daß der Gott hier auf Erden höchstselbst erschienen sei, daß er mit den Menschen im Paradies gewandelt und Noah die Tür der Arche mit eigner Hand verschlossen habe; aber die spätere Zeit nahm an so naiven Erscheinungsformen der Gottheit Anstoß und erzählte lieber, daß der Gott im Himmel geblieben, aber sein „Bote" an seiner Stelle gehandelt habe; oder sie berichtete von der feineren Offenbarungsform des Traumes.

Diese Erzählungen sind ursprünglich, in mündlicher Überlieferung, einzeln erzählt worden, wie auch noch jetzt unter uns jede Geschichte mündlich für sich erzählt wird. Auch heute bekommt das Kind, wenn es eine Geschichte begehrt, eine auf einmal zu hören; ist es dann noch nicht gesättigt und will noch weiteres vernehmen, so erzählt man ihm eine zweite, andre, die mit der vorhergehenden in keinem Zusammenhange steht. So sind auch die Erzählungen der Hebräer ursprünglich jede für sich, ohne Zusammenhang miteinander überliefert worden. Nun können wir auch in andern Literaturen verfolgen, wie dieser ursprünglichen Erzählungsart im Laufe der Zeit eine fortgeschrittenere gefolgt ist: eine reifere Kunst hat es gelernt, mehrere solcher Einzelerzählungen zu größeren Gebilden, zu sogenannten „Sagenkränzen" zusammenzufassen. Ein Sagenkranz ist z. B. die Erzählung, die Abrahams und Lots Schicksale berichtet, wie sie zusammen aus Harran ausgewandert und nach Kanaan gekommen sind (1. Mose 12, 1—8), wie sie sich dann in Bethel getrennt haben und Lot nach Sodom, Abraham nach Hebron gezogen ist (1. Mose 13), wie ihnen dann die Gottheit in der Gestalt dreier Wanderer erschienen ist (1. Mose 18. 19), und wie ihnen zum Schluß Söhne geboren sind: der Sagenkranz begründet, wie es kommt, daß die Nachkommen Abrahams und Lots an ihren gegenwärtigen Wohnsitzen weilen. Der größte Sagenkranz der Genesis ist die Geschichte von Joseph in Ägypten. Eine besonders beliebte Form des Sagenkranzes ist die „Rahmenerzählung", wofür wir in der Genesis ein Beispiel in der Jakob-Esau-Laban-Geschichte haben. — Schließlich ist dann von pietätvollen Händen alles, was damals von den alten Überlieferungen noch bestand, aufgeschrieben worden. Diese Niederschrift der Sagen ist in einem langen Prozeß erfolgt: nicht eine Hand, sondern viele, vielleicht sehr viele sind daran beteiligt. Wir unterscheiden zwei verschiedene Schulen: den Jahvisten und Elohisten. Beide sind nicht eigentlich Schriftstellerpersönlichkeiten, die dem Stoff mit allem Bewußtsein den Stempel ihres geistigen Wesens aufgeprägt hätten, sondern es sind Sammler, deren erste Eigenschaft die Treue ist; sie haben mannigfach auch ganz oder halb Unverstandenes mitüberliefert und den Stoff im wesentlichen so gelassen, wie sie ihn vorgefunden

haben. Freilich ist das nur relativ zu verstehen, denn es ist ja anderseits selbstverständlich, daß eine solche Niederschrift und Sammlung mancherlei Änderungen mit sich bringt: bei aller Treue konnten sich die Sammler der Aufgabe nicht entziehen, die alten Traditionen der geistigen Art ihrer Zeit anzupassen und Widersprüche, die zwischen den verschiedenen Überlieferungen bestanden, ein wenig auszugleichen. Beide Schulen stehen sich sachlich sehr nahe, weswegen es uns vielfach im einzelnen nicht möglich ist, sie mit Sicherheit voneinander zu unterscheiden; sie müssen darum auch zeitlich nicht allzuweit auseinandergestanden haben. Im allgemeinen ist der Jahvist älter als der Elohist, wenn wir freilich darum auch nicht alles, was der erstere enthält, für altertümlicher als die Angaben des zweiten halten dürfen. Beim Jahvisten dürfen wir das Endstadium etwa ins neunte Jahrhundert v. Chr., beim Elohisten etwas später ansetzen. Jedenfalls gehören beide ihrem eigentlichen Wesen nach vor das Auftreten der großen geschichtlichen Prophetie, die in Israel die Hauptepoche macht. Doch tritt in einigen Erzählungen, besonders des Elohisten, auch Prophetisches auf. — Beide Erzählerschulen unterscheiden sich vor allem im Sprachgebrauch. Davon ist das wichtigste Beispiel der schon angedeutete Unterschied im Gottesnamen: der Elohist befolgt die Theorie, daß sich die Gottheit unter dem Namen Jahve erst seit Mose offenbart habe, und hält es daher für richtiger, in den älteren Erzählungen „Gott" zu sagen, während der Jahvist naiv von Anfang an den Gott „Jahve" nennt.

Aus ganz andern Kreisen sind die Gesetze hervorgegangen. Auch diese entstammen ursprünglich der mündlichen Überlieferung und sind erst nachträglich aufgeschrieben worden. Ihrer Art nach unterscheiden wir die Gesetze rein weltlicher Art und die eigentlich religiösen Satzungen. Beide haben in alter Zeit an ganz verschiedenen Stätten im Volksleben ihren Sitz: die rein weltlichen Gesetze stammen aus der Praxis des Gerichtslebens, die religiösen aus der Tradition der Priester. — Zunächst die Rechtssprüche, hebräisch mishpatim. In allen antiken Völkern existiert das Recht ursprünglich in mündlicher Überlieferung, in der Form der einzelnen Rechtssprüche. Solche Sprüche wissen die alten Leute auswendig und zitieren sie vor Gericht, wenn die Sache verhandelt wird. Wenn z. B. ein Totschlag geschehen ist, dann erinnert der Rechtskundige an den Spruch: „Wer einen andern schlägt, daß er stirbt, wird mit dem Tode bestraft" (2. Mose 21, 12); oder bei Körperverletzung: „Geschieht ein Schaden, so soll der Täter lassen Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn" (2. Mose 21, 23. 24). Später sind dann solche Sprüche gesammelt und in Büchern verzeichnet worden. So ist der Grundstock des sogenannten Bundesbuchs entstanden (2. Mose 21. 22, 1—16), als eine Kodifikation mündlicher Rechtstradition. Nicht anders die ältesten Gesetzbücher der Germanen, die sogenannten leges barbarorum, oder das neugefundene babylonische Gesetzbuch des Hammurabi, das seinem Inhalt wie seiner Form nach mit einem Teil des biblischen „Bundesbuches" nahe verwandt ist. Es ist interessant, beide Gesetzbücher miteinander zu vergleichen. Das babylonische ist um mehr als anderthalb Jahrtausende älter als das hebräische; trotzdem zeigt es ganz unvergleichlich höher entwickelte Rechtszustände:

ein deutliches Symptom für das hohe Alter der babylonischen Kultur. Wenn nun anderseits babylonische und hebräische Rechte einander in manchem sehr ähnlich sind, so scheint sich dies, soweit sich einstweilen sagen läßt, nicht aus einer Beeinflussung Israels durch Babylonien, sondern aus der Ähnlichkeit beider Rassen und Kulturen zu erklären. Es ist übrigens kein schlechtes Zeichen für die Sicherheit der Ergebnisse unsrer Pentateuchkritik, daß dasjenige hebräische Gesetzbuch, mit dem der Hammurabikodex am meisten übereinstimmt, gerade das Bundesbuch ist, das wir schon längst aus andern Gründen für die älteste unter den hebräischen Gesetzsammlungen erklärt hatten.

Neben diesen ursprünglich ganz profanen Rechtssatzungen gibt es schon in ältester Zeit in Israel religiöses Gesetz, Tora, d. h. Priestersatzung. Das Priestertum hat von Anfang an in Israel eine sehr hohe Bedeutung besessen. Es war Sitte, in allerlei zweifelhaften Fällen den Priester um seinen Rat anzugehen: zunächst in allen Fragen, die den Gottesdienst betrafen, in denen der Priester ja Fachmann ist; den Priester fragt man, wenn man im einzelnen Fall nicht weiß, was man der Gottheit nahebringen darf oder nicht, d. h. was rein oder unrein ist, oder was der Gottheit gehört und also mit besonderem Respekt behandelt werden muß, d. h. was heilig oder profan ist. Aber auch in Rechtsfragen ist man zum Priester gegangen. Das israelitische Recht setzt vielfach die gutwillige Vereinbarung der beiden, die sich streiten, oder ihrer Geschlechter, die für sie eintreten, voraus; wenn sich aber die Menschen nicht einigen können, dann rufen sie die Autorität des Gottes an, der als Unparteiischer zwischen ihnen vermitteln soll. „Sündigt Mensch gegen Mensch, so vermittelt die Gottheit" (1. Sam. 2, 25). So hat man besonders in Blutsachen die Gottheit zugezogen; nach altisraelitischem Recht verfällt der Mörder der Blutrache der Verwandten, der Totschläger aber darf sich lösen; wer aus Versehen einen andern totgeschlagen hat, flüchtet in das Asyl des Heiligtums, wo der Priester für ihn das Lösegeld ausmacht. Oder wenn die Sache für menschliches Denken zu schwierig erschien, hat man das Urteil durch das Gottesgericht, das Ordal, finden lassen. So gab es in Priesterkreisen seit alter Zeit eine heilige Tradition, die ebenso wie die profane Rechtsüberlieferung aus kurzen Sprüchen bestand. Solche Tora leitete man von Moses ab: es hat in Israel keine Tora für legitim gegolten, die sich nicht von Moses hergeschrieben hätte; und kein Torabuch hat es in Israel gegeben, das nicht behauptet hätte, von Moses verfaßt zu sein; wie man es denn im Orient, auch im alten Israel liebt, eine bestimmte Literaturgattung von einer bestimmten Persönlichkeit abzuleiten: so hat man in späterer Zeit die Spruchliteratur dem Salomo zugeschrieben, die Psalmen dem David und noch später die geheimen Schriften dem Henoch. Nun wird diese Ableitung der Tora von Moses sicherlich einen historischen Anlaß haben: Moses, der Stifter der Religion und des Gottesdienstes, er, von dem die späteren Priester Israels ihren Stammbaum und ihre Tradition ableiten, wird auf die Bildung der Tora entscheidenden Einfluß besessen haben, wenn wir auch nicht imstande sind, ein einzelnes Wort zu nennen, für das wir mosaischen Ursprung sicher behaupten oder auch nur wahrscheinlich machen könnten. Wenn die ganze Tora dem

Moses zugeschrieben wird, so ist es, wie wenn etwa in tausend Jahren alle Gesetze des Deutschen Reiches, die schon sind und noch sein werden, auf Bismarcks Namen gehen würden, eine Behauptung, die sicherlich unhistorisch und doch nicht ohne geschichtlichen Kern ist. — Wir besitzen von der Priestertora der ältesten Epoche nur recht weniges, da sie durch die Entwicklung der späteren Zeit verdunkelt worden ist. Das ist vor allem der sogenannte „Kultusdekalog" (2. Mose 34), eine Zusammenstellung der kultischen Hauptgebote. Ob der bekannte Dekalog (2. Mose 20, 5. Mose 5), der im Unterschied zu jenem — mit Ausnahme des Sabbatgebotes — keine eigentlichen kultischen Satzungen enthält, schon aus dieser Zeit stammt, oder ob er aus dem Geist der späteren, durch die Propheten beeinflußten Epoche hervorgegangen ist, wird sich schwerlich ausmachen lassen. Jedenfalls aber gehören diese „Zehn Gebote" zu dem Erhabensten, was Israel überhaupt hervorgebracht hat. Hier werden die Hauptsätze der geistigen, monotheistischen Religion in wenigen, gewaltigen, unvergänglichen Worten ausgesprochen. Auch die andern Völker haben nicht „in Sünden und Schanden" gelebt; die Sittlichkeit ist auf der ganzen Erde unter allen Völkern derselben Kulturperiode in den Hauptzügen dieselbe; auch solchen Zusammenfassungen der Hauptgebote begegnen wir gelegentlich anderswo. Trotzdem bleiben die „Zehn Gebote" in ihrer wahrhaft lapidaren, klassischen Größe bestehen; diese Worte werden noch leben, wenn die Pyramiden Ägyptens gefallen sind!

Am Ende dieser älteren Zeit sind die erzählenden und gesetzlichen Überlieferungen zu einem großen Werke zusammengefaßt worden, in welchem der Jahvist und der Elohist samt kleineren gesetzlichen Stücken verarbeitet waren; wir nennen dies Werk nach Wellhausens Vorgang den „Jehovisten". Vielleicht haben mehrere Werke dieser Art nebeneinander bestanden. Der Grundgedanke eines solchen Werkes war, alles zu sagen, was man von der ältesten Zeit wußte und der Weiterüberlieferung an die Nachkommen für würdig befand. Ein solches Buch begann mit der Entstehung der Welt und endigte etwa mit der Besitzergreifung Kanaans durch das einwandernde Israel. Sein Plan war, darzustellen, wie Israel aus den Völkern erwählt, aus Ägypten erlöst, mit der Jahve-Tora beschenkt und dann nach Kanaan geführt worden ist: dies Volk ist Jahves Eigentum, Stätte seines Gesetzes, durch ihn Kanaans Herr!

Die weitere Geschichte der Erzählungen und der Gesetze wird durch zwei große geschichtliche Ereignisse bestimmt: zunächst durch das Aufkommen einer großen religiösen Reformbewegung. Etwa seit Anfang des achten Jahrhunderts setzt die „schriftstellerische Prophetie" ein. Diese Bewegung wird durch gewaltige prophetische Persönlichkeiten vertreten, die zugleich als Schriftsteller aufgetreten sind: daher der Name der „schriftstellerischen Prophetie", den wir ihr zu geben pflegen; es sind Männer wie Amos, Hosea, Jesaias, Micha, später Jeremias, Ezechiel. Diese großen Heroen haben die Religion Israels auf ihren höchsten Gipfel erhoben: sie haben den Monotheismus verkündigt und ihrem Gott Jahve, dem Gotte Israels, alle Welt zu Füßen gelegt. Zugleich haben sie die engste Verbindung einer geläuterten Sittlichkeit mit der Religion proklamiert: nicht Opfer gefallen Jahve, nicht Zeremonien will er

haben, sondern Frömmigkeit des Herzens und Reinheit der Hände! So haben sie alles Kultische geringgeachtet, alles Heidnische verabscheut. Die alten Heiligtümer Israels, die es vorzeiten von Kanaan übernommen hatte, die Bäume und Quellen und Steine und nun gar die goldnen und silbernen Bilder, haben sie mit grausamem Spott überschüttet. Auch durch die Überlieferungen Israels ist diese Bewegung wie ein Sturmwind gefahren und hat alles Heidnische heruntergefegt. Ursprünglich in der Opposition gegen ihr Volk, gegen die Könige wie gegen das religiöse Empfinden der Masse, sind sie schließlich schrittweise zum Siege gekommen und haben versucht, ihr Volk zu reformieren. Die beiden großen Reformationen sind die Gesetzgebung des Königs Josia und die des Esra.

Die zweite große Kette von Ereignissen ist politischer Art. Das sind die Kämpfe mit den Assyrern und später den Chaldäern. Wie eine ungeheure Flutwelle braust die Macht des assyrischen Militärstaats im 8. und 7. Jahrhundert über Syrien dahin. In diesen Kämpfen geht zunächst das den Assyrern am meisten ausgesetzte Nordreich, Israel, zugrunde (722); Juda bleibt als Vasallenstaat des assyrischen Reichs bestehen. Die Folge davon ist, daß alle Tradition, die wir aus der alten Zeit überhaupt besitzen, durch die Vermittlung Judas auf uns gekommen ist; von der Überlieferung des alten Volkes ist so viel erhalten geblieben, als in Juda gerettet worden ist; das „Judentum" ist der Erbe des alten „Israels". — In der Mitte des 7. Jahrhunderts flutet die assyrische Welle wieder zurück; damals ist es in der ganzen Welt zu Restaurationen gekommen, in Babylonien und Ägypten nicht anders als in Juda. Die Völker, die bis dahin unter der assyrischen Fremdherrschaft geseufzt hatten, besinnen sich jetzt wieder auf ihre Eigenart und stellen, soweit es möglich ist, die alten Zustände wieder her. Die Reformation, die damals in Juda geschehen, ist die Gesetzgebung des Königs Josia (623). An Stelle der ursprünglichen Mannigfaltigkeit Israels, das von jeher in viele Stämme und Landschaften zerfiel, und das stets zum Partikularismus geneigt hatte, trat jetzt eine straffe Zentralisation: die Hauptstadt des judäischen Landes, Jerusalem, wird jetzt die entscheidende Stadt und bleibt es bis in die Römerzeit. Jetzt ist nicht nur „Judentum" so viel wie „Israel", sondern „Jerusalem" und „Zion" sind Zentrum und Inbegriff des Judentums.

Auf das Weltreich der Assyrer folgt um die Wende des sechsten Jahrhunderts das Reich der Chaldäer mit dem Sitz in dem uralten Babel. Als Juda es wagt, sich dieser neuen Macht entgegenzusetzen und ihr damit den Vormarsch nach Ägypten zu verlegen, geht es als Staat zugrunde (586). Aber mit dem Staat ist das Volkstum nicht untergegangen. Unter dem Schutz der persischen Behörde kommt es zu einer Restauration, zu einer Neugründung der Gemeinde durch Esra und Nehemia (444).

Zwei große Reformationen also sind geschehen, beide mehr oder weniger unter dem Einfluß prophetischen Geistes, beide unter eigentümlichen politischen Bedingungen, die Reformation des Josias (623) und die des Esra (444). Diese Geschichte spiegelt sich im Pentateuch wider. Wir haben unter den Gesetzen der fünf Bücher noch die beiden Werke, die damals magna charta der Re-

formationen gewesen sind: Das Gesetzbuch des Josias ist das Deuteronomium, das Gesetzbuch des Esra ist der Priesterkodex.

Zunächst das Deuteronomium. Es stammt aus jener Zeit, da die großen Wasser der assyrischen Fremdherrschaft verlaufen waren, und da man in der ganzen Welt das aufgenötigte Assyrische abschüttelte. Damals haben sich Propheten und Priester verbündet, um den assyrisch-babylonischen Gottesdienst, der bis dahin auch in Juda geherrscht hatte, zu stürzen und um den Jahvekult zu reinigen und zu restaurieren. So stellt dann das Deuteronomium eine Kodifikation der alten Gesetze und zu gleicher Zeit ihre prophetische Reinigung dar: es eifert gegen die mancherlei heidnischen Symbole, die den Propheten so anstößig waren, gegen die Bäume und Steine und Gottesbilder. Auch im Positiven nimmt es die Stellung der Propheten ein: es zeigt ihren humanen Sinn, ihren Wunsch, die Geringen im Volke zu schützen, ihre Geringschätzung der Zeremonien; darum versucht es, die kultischen Vorschriften für soziale Zwecke umzubiegen; man kann darin die — wenn auch abgeschwächte — Wirkung des Kampfes der Propheten gegen Opfer und Zeremonien sehen. Besonders spricht das Deuteronomium in den Einführungsreden des Eingangs in unvergänglichen Worten das hohe Ideal der Propheten aus: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und aus allen Kräften!" — Es ist damals zugleich die Zeit der Zentralisation; so stellt das Deuteronomium den Satz auf, daß Jerusalem das einzige legitime Heiligtum ist: der Jahve Zebaoth, der in Zion verehrt wird, ist allein der wahre Gott; alle andern Stätten in Kanaan sind heidnisch und müssen zerstört werden. — Auf Grund dieser Tora ist damals der Tempel von Jerusalem von allem eingedrungenen Heidentum gereinigt, alle Symbole und Heiligtümer fremder Götter sind abgeschafft und die Jahve-Heiligtümer außer Jerusalem, die sogenannten „Höhen", sind zerstört worden (2. Könige 22. 23). Die Landpriester, die auf den „Höhen" ihren Dienst hatten, sind nach Jerusalem geschafft worden, wo sie aber von den Tempelpriestern nicht zur Priesterschaft zugelassen worden sind (2. Könige 23, 9). In den folgenden Jahren ist das Deuteronomium mit dem „Jehovisten" zu einem Werk zusammengearbeitet worden; in dieser Form bestand der Pentateuch in der Zeit des babylonischen Exils.

Es folgt nun der „Priesterkodex", das Dokument der Restauration nach dem Exil, die Urkunde des „Judentums", das auf Grund dieses Buches entstanden ist. Der Priesterkodex ist von allen andern Quellen an Sprachgebrauch und Geist charakteristisch verschieden. In dieser Verschiedenheit erkennen wir die Wirkung der großen Ereignisse, die inzwischen geschehen sind. Ungeheure geschichtliche Stürme waren inzwischen über das Volk dahingegangen: mächtige religiöse Parteikämpfe, entfacht durch die Propheten, waren ausgefochten; eine Revolution der Geister war erfolgt. Das unermeßliche Unglück der Katastrophe des Staates und der Deportation lastete auf dem Gemüt des niedergetretenen Volkes. Alle weltlichen Autoritäten sind damals zerstört; die Geschlechter sind aufgelöst, der Staat zerbrochen; nur das Priestertum stand noch aufrecht da; die religiösen Traditionen hielten die Reste des Volkes zusammen. Damals ist man daran gegangen, die Gemeinde aufs neue zu

stiften. Solche Restauration erlaubte und begünstigte die persische Zentralbehörde, die sich, wie wir neuerdings durch Eduard Meyer gelernt haben, um des Gehorsams der unterworfenen Völker sicher zu sein, gern auf die Religionen und Kirchen stützte. Einen neuen Staat zu stiften, war unmöglich: die persische Regierung hat nicht einmal auf die Dauer erlaubt, daß die Davididen die Statthalterschaft innehatten. So hat man eine Kirche gegründet. Bei dieser Stiftung hat man eine neue Schrift zugrunde gelegt, die den Geist der neuen Zeit aussprach: das ist der Priesterkodex, den Esra als Gesetzbuch der Gemeinde deklariert hat (444).

Der Priesterkodex umfaßt Erzählungen und Gesetze, ebenso wie das große erzählende gesetzliche Werk, das ihm vorangegangen ist, und das er, nachahmend oder korrigierend, voraussetzt. In beiden Teilen atmet er denselben Geist: es handelt sich um eine Neugründung der Tradition. Die alten Erzähler, der Jahvist und der Elohist, waren Sammler gewesen; der Verfasser des Priesterkodex aber ist ein wirklicher *Schriftsteller*, der die überkommenen Überlieferungen nach den Überzeugungen seines Kreises umwandelt, ja, sie aufs gewaltsamste verändert. Es redet aus ihm eine Zeit, die sich von den alten Traditionen mit vollem Bewußtsein entfernt. Die Fundamente der Religion — so ist man überzeugt — müssen anders gelegt werden als es die Väter getan haben. Man muß, um diesen Geist einer grandiosen Pietätlosigkeit zu verstehen, bedenken, daß die Prophetie mit ihrer furchtbaren Polemik gegen die Heiligtümer ihres Volkes vorangegangen ist, und ferner, daß der Eindruck der grausamen Katastrophe des Staates und des Volkstums hier nachwirkt: die Väter, so lehrte jenen Menschen die Geschichte, müssen furchtbare Sünden getan haben, wenn ein solches namenloses Elend Gottes Strafe dafür gewesen ist. — Und *priesterlicher* Geist ist es, der hier spricht. Die Religion, die diese Schrift kennt, besteht in Gesetzen und Verordnungen; daß man den Sabbat halte, die Beschneidung vollziehe, gewisse Dinge esse und andre nicht, besonders aber, daß man das Heilige auch heilig halte und es nicht verunehre, wie die Väter getan haben, das ist ihm der Inhalt der Religion; daran hängt Himmel und Erde. Das ist sicherlich ein großer Abfall von den hohen Idealen der Prophetie, die etwas Besseres gekannt hatte als die äußeren Werke des Gottesdienstes, aber begreiflich genug bei einem Geschlecht, das in drangsalsvoller Zeit daran ging, der Gemeinde ein Notdach zu bauen, und verständlich aus jener Epoche, da priesterlicher Geist das Judentum beherrschte. Nun ist für die Gesetzgebung des Priesterkodex charakteristisch, daß er das Idealbild der Theokratie, das er entwirft, in die *Wüstenzeit* projiziert, wo es sich freilich seltsam genug ausnimmt. Die Zentralisation des Kultus, die das Deuteronomium noch fordern muß, setzt er schon für die Zeit des Moses voraus. Jene spätere Epoche kannte schon seit lange kein Heiligtum mehr als allein den Tempel von Jerusalem. Die „Stiftshütte" aber ist nichts andres als der Ziontempel, in die Vorzeit und in die Wüste hinein versetzt. — Nun entwirft der Priesterkodex ein großes, ja, gewaltiges System einzelner Satzungen: Israel soll ein heiliges Volk sein und das eben durch die Befolgung dieser Gesetze beweisen. Den ursprünglichen Sinn vieler von diesen Geboten hat

man damals schon längst nicht mehr verstanden; aber mit um so größerem Eifer sind sie gefordert und gehalten worden. Was etwa der uralte Gebrauch der Beschneidung eigentlich bedeute, ist jenem Zeitalter gänzlich unbekannt; aber Todesstrafe trifft den, der sich nicht beschneiden läßt! Mit großem Ernste wird überall das Heilige mit einem Schutzwall umgeben, damit es in seiner Heiligkeit geachtet werde, auf daß sich die furchtbare Katastrophe, die man erlebt hat, und die sich die Väter durch ihre Sünde zugezogen haben, nicht wiederhole. So wird auch räumlich das Allerheiligste durch das Heiligtum geschützt, das Heiligtum aber durch die Vorhöfe. So gibt es auch unter den heiligen Personen Abstufungen und Grade: Hohenpriester, Priester, Leviten und Volk. Der Hohepriester ist der Erbe des Oberpriesters von Jerusalem, vormals ein königlicher Beamter, jetzt, nach dem Untergang des Königtums, selbst mit einer fast königlichen Gewalt bekleidet. Die „Priester" sind die Nachkommen der Priester von Jerusalem, nach der Theorie aus Aharons Geschlecht. Die Leviten aber sind die vormaligen Landpriester, die durch die Maßnahmen des Josias ihrer Heiligtümer beraubt und durch die Verhältnisse zu Tempeldienern herabgedrückt waren. — Auch der Priesterkodex ist das Werk einer Schule: wir können einzelne Bestandteile unterscheiden.

Ursprünglich ist das Buch bestimmt gewesen, die übrige Tradition zu verdrängen. Dies aber ist nicht gelungen. Die alten Überlieferungen waren dem Herzen des Volkes zu sehr eingewachsen, als daß sie sich hätten ausrotten lassen. *So ist es zu einer Zusammenarbeitung des alten jehovistisch-deuteronomischen Buches mit dem neuen Werke gekommen; und das ist unser Pentateuch.* Wenn also unser Pentateuch ein Kompromiß zwischen dem Alten und dem Neuen darstellt, so hat doch das Neue darin durchaus die Führung, und das „Judentum" hat stets vorwiegend vom Priesterkodex gelebt; der Pharisäismus zur Zeit Jesu ist seine legitime Fortsetzung.

So ist der Pentateuch ein Kompendium der ganzen Geschichte Israels. Er enthält nicht die allergrößten Schöpfungen Israels: das sind vielmehr die prophetischen Schriften, die Werke der eigentlichen Klassiker der Religion Israels. Eigentümlich für den Pentateuch ist vielmehr, daß seine Quellen aus der vor- und aus der nachklassischen Zeit stammen. Dennoch ist er von unermeßlicher geschichtlicher Bedeutung; denn er ist die Grundlage des Judentums. Und gerade weil er seinem Ursprung nach so mannigfaltig ist, macht er einen so ehrwürdigen Eindruck. Er ist keine einheitliche Schöpfung, ebensowenig wie die großen Dome des Mittelalters oder die nationalen Staaten; sind doch alle die größten menschlichen Schöpfungen nicht einheitlich, weil sie mehr sind als die Werke einer Stunde. So ist der Pentateuch ein Werk des ganzen Volkes Israel. Dem frommen Betrachter aber, der an einen ewigen Geist glaubt, der in der Geschichte der Menschheit wirkt und in ihr zu uns redet, wird man es nicht verwehren dürfen, wenn er in diesem Buche Gottes Stimme hört.

Japan im Lichte seiner bildenden Kunst[1].

Betrachtungen eines Laien.

Von

A. von Janson.

Der Krieg Japans mit Rußland nimmt in diesem Augenblick das allgemeine Interesse in Anspruch. Es ist das erste Mal, daß der erst seit einem Drittel-jahrhundert aus „mittelalterlichen" Zuständen unvermittelt in das moderne Leben eingetretene Staat sich im Kampfe mit einem europäischen Gegner mißt, nachdem er schon längst in friedlichen Wettbewerb mit den Ländern Europas — noch vor kurzem seinen Lehrmeistern — getreten war. In unerhört kurzer Zeit hat sich das gegen die gesamte Außenwelt abgeschlossene asiatische Märchen-reich zu einem von Europa offiziell als ebenbürtig anerkannten modernen Staat entwickelt, und man kann es nicht mehr als aussichtsloses Wagnis bezeichnen, daß Japan den Krieg mit einem erstklassigen und gewaltigen Gegner begonnen hat. Mag nun der Ausgang ein Japan günstiger sein oder nicht, schon die Möglichkeit der Einleitung dieses Unternehmens beweist eine erfolgreiche Ent-wicklung auf der neuen Bahn, die besonders günstiger Vorbedingungen bedurfte. Diese ruhen in der außerordentlichen Lebenskraft und merkwürdig bewahrten Jugendlichkeit des Volkes, das ohne solche Eigenschaften eine so plötzliche Wandlung nicht ohne schwere Einbuße an innerem Gehalt zu ertragen ver-mocht hätte. Ich setze mich hiermit in Widerspruch mit der weitverbreiteten Annahme, daß die Anpassungsfähigkeit der Japaner mit einem Mangel an Eigenart und Schöpfungskraft zusammenhänge. Daß ihnen die Kultur einst von China und Korea und jetzt von Europa gebracht wurde, ist richtig, aber

[1] Die nachstehenden Aufsätze sind, mit Ausnahme der Einleitung, bereits im vorigen Sommer, also lange vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, geschrieben worden und in unseren Händen gewesen; man wird daher aus ihrer gegenwärtigen Publikation irgend einen Schluß auf die Stellungnahme zu den seitdem aktuell gewordenen politischen Fragen nicht ziehen wollen.

Die Redaktion.

sie sind trotzdem in ihrem Wesen immer Japaner geblieben und haben dem von China Entlehnten auch ihren Stempel aufgedrückt. Die Chinesen brachten ihnen die Religionsphilosophie Buddhas und das praktische Moralsystem des Confucius, aber die Japaner wurden weder resignierte Philosophen noch friedliebende Kaufleute und Literaten; sie blieben, was sie waren: ein kampffreudiges Volk, dessen Kriegerkaste, die Samurai, der erste Stand war. Ritterliche und romantische Anschauungen wurden hochgehalten, und bemerkenswerterweise repräsentierte dieser Kriegeradel auch das ethische Element; er pflegte Wissenschaft und Literatur und stand in enger Beziehung zur Kunst. Die plötzliche Einführung europäischer Kultur schien ihm verhängnisvoll zu werden. Mit dem von einer Revolution, auch wenn sie von oben kommt, unzertrennlichen Radikalismus räumte man mit alten Überlieferungen auf und dekretierte das Aufgehen der Samurai in das Volk. Noch bedenklicher erschien der Widerspruch, in den sich die Reformbewegung mit sich selbst setzte, indem sie gleichzeitig durch Wiederbelebung des Shintoismus einen Rückschritt machte. Das aber bedeutete ein Hervorkehren des echt Nationalen, unverfälscht Japanischen, und das Festhalten an der durch angeblich göttliche Abstammung zum Dogma gemachten Legitimität des Mikado, der mit dem Ergreifen der Zügel der Regierung sich auch zum Führer der großen Reform gemacht hatte.

Zweifellos ist auch heute noch vieles unvermittelt, und auf manchen Gebieten herrscht noch der Zustand einer unabgeklärten Gärung, aber kein Weg wurde bisher mit größerer Sicherheit und mehr Erfolg beschritten als derjenige der Gestaltung der Wehrkraft nach europäischem Vorbilde, und zwar trotz der Beseitigung des Samuraitums. Aber selbst abgesehen davon, daß seine Nachkommen noch heute eine einflußreiche Rolle im Staate spielen, lebt die seinerzeit in jenem Stande ruhende Ethik fort und hat sich vielleicht durch die allgemeine Wehrpflicht auf weitere Kreise übertragen. Um so mehr wird der gegenwärtige Krieg eine Probe nicht nur für Heer und Flotte, sondern für das ganze Volk und den Grad der von ihm erreichten Entwicklung sein. Sie spiegelt sich in den gesamten Lebensäußerungen einer Nation ab, vornehmlich auch in ihrer Kunst, ganz besonders in einem Lande, in dem diese von jeher so gepflegt wurde und in solchem Grade das Interesse jedes einzelnen erregte wie in Japan. An ihr kann man deutlich verfolgen, wie fremde Kultur und ursprüngliche Eigenart in Wechselwirkung standen, und wie trotz Aneignung und Verarbeitung des Fremden die Empfänger doch im Empfinden und im Gestalten des Übernommenen immer Japaner blieben. Das möchte ich im folgenden nachzuweisen suchen.

I. Die Baukunst.

Die japanische Urreligion, der Shintoismus, ist ursprünglich ein Kultus der Naturkräfte, der sich allmählich zur Verehrung von Myriaden von Göttern gestaltete. Seine Heiligtümer sind die Repräsentanten altjapanischer Baukunst; die ältesten von ihnen befinden sich in Naiku und Geku in der Provinz Ise an der Ostküste der Hauptinsel Hondo. Die Japaner vindizieren ihnen an

dieser Stelle[1]) ein Alter von annähernd zweitausend Jahren, aber da Holz als Baumaterial einen übermäßig langen Bestand der Gebäude ausschließt, werden sie, alter Vorschrift gemäß, alle zwanzig Jahre erneuert, angeblich genau nach dem ursprünglichen Muster. Die Tempel verjüngen sich so wie die Riesenbäume des Waldes, in dem sie stehen, und aus deren Holz sie gebaut werden. Ihr enges Verhältnis zur umgebenden Natur ist die beste Veranschaulichung des in Japan hochentwickelten Natursinnes und der Grundlage der noch heute bestehenden Beziehungen zwischen Natur, Religion und Kunst. Die ungewöhnliche Einfachheit der Anlage erleichtert eine Beschreibung auch ohne Bild.

Wenn man sich von Yamada nach dem Naiku-Tempel begibt, der der Ahnfrau des regierenden Kaisergeschlechts, der Sonnengöttin Amaterasu, geweiht ist und den ihren irdischen Nachkommen als Heiligtum und Sinnbild ihrer selbst vermachten Spiegel beherbergt, hat man zunächst auf einer langen Brücke den Bergstrom Isudzu zu überschreiten, in dessen kristallklarem, grünlichem Wasser die zahlreichen zur heiligen Stätte wallfahrtenden Pilger sich reinigen. An beiden Enden der Brücke stehen Torii, jene schon von weit her den Weg zu einem Shinto-Tempel anzeigenden, meist aus Holz, mitunter aus Stein, seltener aus Bronze gefertigten Tore einfachster Form: zwei Pfähle, auf denen zwei horizontale Querbalken, der obere überragend, ruhen. Über einen weiten Vorplatz, auf dem, wie es jetzt Sitte ist, Trophäen aus dem chinesischen Kriege Aufstellung gefunden haben, gelangt man in einen heiligen Hain von himmelhohen, kerzengerade gewachsenen Hinokibäumen, einer Zypressenart, die nebst den noch mächtigeren Kryptomerien das Baumaterial für den Tempel liefert, Kampferbäumen von außerordentlichem Umfange mit breiten Kronen, immergrünen Eichen und andern Baumriesen. An einigen Tempeln von geringerer Bedeutung vorbei führt der Weg zum Heiligtum, das nur Priestern und Mitgliedern des Kaiserhauses zugänglich ist. Die profane Menge erhält nur in das äußere, doppelt umgürtete Gehege Zutritt und ist durch abermals zwei mächtige Zäune vom inneren Raum getrennt, in dem sich der Tempel und seine Nebenbauten befinden. Es sind verhältnismäßig kleine Gebäude von rohem, nur geglättetem Holz, in der Form einfacher Hütten, die durch Pfähle etwas vom Erdboden abgehoben sind; der Haupttempel ist mit einer Galerie umgeben, und zu seinem fast immer verschlossenen Eingange führt eine Treppe. Kein Schnitzwerk schmückt das schöne, astfreie Holz; der einzige Zierat ist ein starker Beschlag mit Goldblech an den Hölzern des Dachfirsts, der im Sonnenglanz einen starken Gegensatz zu dem übrigen Material bildet. An den Giebeln des mit Schilf gedeckten (nicht geschweiften) Daches ragen nämlich Latten über, ähnlich den Pferdeköpfen der niedersächsischen Bauernhäuser und auf dem First liegen Querhölzer, annähernd in der Form von Zigarren.

Man denke sich diese Anlage auf einem weiten, freien Platze ohne Bäume, und man wird nicht glauben, ein Heiligtum zu sehen. Und doch ist dieser

[1]) An andrer Stelle sollen sie schon zur Zeit des ersten Mikado gestanden haben, für dessen sagenhaften Regierungsantritt das Jahr 660 v. Chr. genannt wird.

archaische Tempel hier, wo er uns als untrennbarer Teil jenes Urwaldes erscheint, wirkungs- und weihevoll. Darin liegt der Gegensatz zur europäischen Baukunst: ein griechischer Tempel oder ein mittelalterlicher Dom bleiben, was sie sind, auch in öder, nichtssagender Umgebung. Das altjapanische Heiligtum wird erst ein Kunstwerk durch sein Verhältnis zur Natur. Ein Beleg hierfür ist der erst in moderner Zeit zu Ehren der seit 1868 gefallenen Krieger in Tokyo erbaute Shinto-Tempel Shokonsha. Trotz des „reinen" Stils ist er mit einfachen, schön geformten Schnitzereien versehen, wird an Stelle des geradezu abschreckenden mächtigen Zaunes durch eine bedeckte Galerie abgeschlossen und gewinnt durch glückliche Maßverhältnisse ein würdiges und verhältnismäßig gefälliges Aussehen. Dennoch ist seine Gesamtwirkung eine geringe, weil die ihn umgebenden Bäume noch nicht genügend herangewachsen sind und unmittelbar vor ihm eine exerzierplatzähnliche Fläche liegt, deren nüchterner Eindruck durch eine Doppelreihe Steinlaternen und das Standbild eines Feldherrn nicht genügend beseitigt wird.

Ähnliches gilt von einem andern, nach altem Muster erbauten Shinto-Tempel in Kyoto, dem Tai-kyoku-den, der sogar stark belebte, an sich malerische buddhistische Formen und große Verhältnisse zeigt, aber — vielleicht auch wegen der allzulebhaften Farben — keineswegs stimmungsvoll wirkt; auf weitem Platze mitten in der Stadt, ohne Baumschmuck, ist der Anblick unerfreulich und in der Erinnerung für mich von blendendem Sonnenschein untrennbar. Ich muß gestehen, daß er mir besser gefiel und harmonischer erschien, als ich ihn — als Dekoration für den Kirschblütentanz in einem Teehause — wiedersah. Das klingt wie eine Profanierung, ist es aber keineswegs; denn gewisse Tänze bilden Teile des Shinto-Kultus, und zu einer Tempelanlage gehört auch eine für sie bestimmte offene Halle.

Ich möchte behaupten, daß in dem Einwirken auf die Stimmung durch Einfügen in die Natur die Größe der japanischen Tempelbaumeister liegt, von deren Persönlichkeit leider sehr wenig in Erfahrung zu bringen ist.

Das auffallendste Beispiel für die Ausnutzung der Landschaftsstimmung zur Schaffung eines Heiligtums befindet sich gleichfalls in der Provinz Ise, nicht weit vom Naiku-Tempel und dem ihm sehr ähnlichen zu Geku. Nicht weit vom Badeort Futami sieht man im brandenden Meer zwei Felsen, Meoto-Iwa oder „Mann und Frau" genannt. Der größere trägt auf dem Gipfel ein Torii, und beide sind durch ein starkes Strohseil mit herabhängenden Büscheln verbunden. Abgesehen davon, daß das Seil hier vielleicht symbolisch und poetisch als Band zwischen Mann und Frau aufzufassen ist, sieht man es überall an heiligen und andern Stellen zum Schutz gegen böse Geister, selbst an heiligen Bäumen. Vom Ufer, an dem ganz kleine Torii, wie Kinderspielzeug, und winzige, einfache Schreine auf die Heiligkeit jenes Ortes hinweisen, und wo man dauernd Andächtige beten sieht, kann man zu bestimmter Jahreszeit die Sonne gerade zwischen jenen Felsen aufgehen sehen. Poesie und Malerei bis zu den einfachsten für die Pilger bestimmten Holzschnitten haben sich dieses dankbaren Motives bemächtigt und das Ansehen des Ortes gesteigert. Hier genügt also die glückliche Auswahl eines romantischen Stückes Natur,

dem die „Kunst" nur einige Pfähle mit Querhölzern und ein Strohseil angefügt hat, zur Schaffung eines der volkstümlichsten und gefeiertsten Heiligtümer. Man hat hier übrigens Gelegenheit, sich noch über einen andern Punkt japanischer Kunstanschauung klarzuwerden. Die meisten Darstellungen jener Felsen zeigen sie nämlich ohne die Küste, überhaupt ohne irgend etwas, was Schlüsse auf ihre Größe gestattet: die in ihrer Mitte aufgehende Sonne läßt sie gewaltig erscheinen; sieht man sie in Wirklichkeit, so sind sie es keineswegs; sie ragen nur 12 bezw. 9 englische Fuß über den Meeresspiegel hervor. Der durch Wort und Bild beeinflußte europäische Beschauer wird sich leicht enttäuscht fühlen, was dem japanischen Neuling schwerlich begegnen wird; er ist weder in seiner Natur noch in seiner Kunst an große Maße gewöhnt, und es ist ihm geläufig, das Zierliche und Niedliche schön zu finden, den Einzelgegenstand aus dem gesamten Naturbilde herauszunehmen und ihn in engerem Rahmen zu sehen. Die Liebe für die kleinen Verhältnisse in der Natur erklärt sich aus dieser selbst, die mehr lieblich als großartig ist, dem deutschen Mittelgebirge und der Ostseeküste weit näher stehend als dem Hochgebirge. Die einzige wirklich großartige Erhebung ist der riesige, unvermittelt aufsteigende Kegel des erloschenen Vulkans Fuji (von Europäern gewöhnlich Fusiyama genannt). Unendlich oft ist er dargestellt worden, vom künstlerischen Bilde bis zur gewöhnlichsten Verzierung eines Lackkastens; hat doch der berühmte Maler Hokusai allein ein Bilderbuch mit hundert Ansichten dieses Berges veröffentlicht. Auch die Poesie hat sich viel mit ihm beschäftigt, und sein Name bedeutet, je nach den verschiedenen Charakteren, mit denen er geschrieben wird, der „Unvergleichliche" oder der „Unsterbliche", aber zu den drei schönsten Landschaftsbildern Japans, die alte Überlieferung festgestellt hat, gehört er nicht. Das ist der Miniaturarchipel von Matsushima bei Sendai im Norden der Hauptinsel Hondo, Miyajima mit seinem auf kleiner Insel liegenden und ins Wasser gebauten Shintotempel in der Inlandsee und die Bucht von Ama-no-Hashidate an der Westküste. In keinem Falle handelt es sich hier um weite Blicke, mächtige Bergformationen, wilde Szenerie oder unendliche Wasserflächen, überhaupt um nichts den Beschauer durch Großartigkeit Überwältigendes. Es sind vielmehr abgeschlossene, liebenswürdige Bilder, dem Japaner besonders sympathisch durch eine Fülle kleiner Einzelheiten und bei Miyajima außerdem noch durch eine diesen Verhältnissen angepaßte, sehr ungewöhnliche und allerdings sehr malerische Tempelanlage. Es sind ganz intime Reize, die der Japaner bevorzugt, in die der anders veranlagte und anders erzogene Europäer zum Teil erst lernen muß sich hineinzusehen. Die Schönheitsideale zweier so verschiedener Völker können nicht dieselben sein; sie werden immer von den Menschen selbst und der Natur, in der sie aufgewachsen sind, abhängig bleiben. Daran muß man festhalten, wenn man der japanischen Kunst gerecht werden will.

Der größere Teil der Shinto-Tempel zeigt nicht mehr den ganz reinen Stil wie die in Ise, selbst das große, alte und berühmte Heiligtum von Izumo hat bereits geschweifte Dachformen.

Seit dem Eindringen des Buddhismus nahmen auch die meisten Shinto-Tempel mehr oder weniger die jener Religion eignen Bauformen an, wodurch der Mischstil der Shinto-Ryobu-Sekte entstand. Die Schweifung des chinesisch-buddhistischen Daches übertrug sich sogar auf den oberen Querbalken des Torii; mitunter wurde dieser charakteristische Eingang auch durch das zweistöckige Torgebäude der andern Religion ersetzt, so daß schließlich nur der Grundriß shintoistisch blieb, der Aufriß aber buddhistisch wurde. Dazwischen gibt es zahlreiche Übergänge, so der Shimo-gamo-Tempel bei Kyoto, der trotz seiner buddhistischen Torform streng gehalten ist, und dessen Schönheit hauptsächlich in der Lage inmitten herrlicher Bäume besteht. Wer hier die historische Prozession des Aoi-Festes gesehen hat, die den Auszug des Mikado dorthin mit allem historischen Pomp darstellt, ein Aufleben vergangener Zeit für Stunden, der beginnt zu ahnen, wie malerisch das alte Japan gewesen sein muß.

Als mit der Wiederherstellung der Herrschaft des Mikado auch der seine uralte Legitimität begründende Shinto-Kultus wieder zu vollen Ehren kam, verlor der Buddhismus seinen offiziellen Vorrang; infolgedessen wurde mancher von ihm in Besitz genommene Tempel dem andern Kultus zurückgegeben, und mit einem „historischen" Reinigungseifer verband sich eine Art von Bildersturm, dem manches Kunstwerk zum Opfer fiel. Die Wogen der Sturm- und Drangperiode Japans haben sich auf diesem Gebiete geglättet, und zurzeit bestehen beide Kulte nebeneinander in Harmonie und nicht ohne friedliche Wechselwirkung.

Bevor wir zum buddhistischen Baustil übergehen, müssen wir uns noch den heiligen Stätten einer der zahllosen shintoistischen Gottheiten zuwenden, die öfter als andre verehrt wird und als unmittelbar mit der wichtigsten Lebensbedingung, nämlich der Volksernährung, zusammenhängend überall ihre meist kleinen Tempel hat, die nicht selten einer auf Pfählen stehenden Hundehütte gleichen. Wo man auf einem Hügel oder auf einer festen Scholle inmitten der sumpfigen Reisfelder eine Gruppe alter Bäume sieht, da weist in der Regel auch ein Torii auf einen Inari-Tempel hin — es ist die Bitte um das tägliche Brot; denn Inari ist der Reisgott. Oft leitet eine ganze Reihe rotangestrichener Torii zu solchem Heiligtum; im großen Inari-Tempel bei Kyoto führen sie in Windungen bergauf, an dem Bau der diesem Gotte heiligen Füchse vorbei. Vor jedem solchen Heiligtum sieht man ein oder mehrere Paare dieser Tiere in Stein ausgehauen; es mutet uns seltsam an, den Vetter unseres Reineke, der uns auch im Steinbilde wie im Urbilde dreist und höhnisch anschaut, im Geruche der Heiligkeit wiederzufinden. Liegen solche oder andre Tempel an einem Berghange, so wird durch eine Steintreppe, deren untere Stufe von Steinlaternen eingerahmt ist, und das Torii zwischen hohen Bäumen oft ein außerordentlich malerischer Eindruck erzielt. Diese auch bei Buddha-Tempeln beliebte Anordnung bringt, wenn der Aufstieg sich zu einer breiten Freitreppe erweitert, während die Laternen größere Formen annehmen und sich zu einer Allee aneinanderreihen, namentlich wenn das Torii gleichzeitig aus hochragenden Monolithen oder aus Bronze hergestellt ist, eine wirklich monumentale Wirkung hervor. Der Unbedeutendheit des den Aufbau

krönenden Holztempels kommen dann die ihn umgebenden alten Bäume zu Hilfe. Ein Beispiel dieser Art findet der von Westen Kommende beim ersten Berühren japanischen Bodens in Nagasaki im O-Suwa-Tempel, von den Fremden „Bronzepferd-Tempel“ [1]) genannt; das gleiche gilt von dem sehr bekannten, schönen Hachiman-(Kriegsgott-)Tempel in Kamakura. Ebenso liegt der Hauptreiz des Shinto-Tempels Kasuga no Miya in Nara weder in seinen buddhistischen Formen noch in der durch ihr Holzschnitzwerk berühmten Galerie, sondern in der malerischen Anordnung des Aufstiegs und noch mehr in dem langen, gekrümmten Waldwege, der zwischen riesigen Kryptomerien, eingefaßt von einer ununterbrochenen Doppelreihe alter, mit grünem Moos bedeckter Steinlaternen, zu ihm führt. Man kann sich kaum etwas zur Erzeugung feierlicher und weihevoller Stimmung Geeigneteres denken; schon am Tage herrscht hier ein mystisches Halbdunkel; ganz wunderbar soll es wirken, wenn an einzelnen Abenden die ganze Laternenreihe erleuchtet wird.

Wie Wald und Berg wird auch das Wasser zugunsten der Stimmung ausgenutzt; so liegen die kleinen Tempel der liebenswürdigen Glücksgöttin Benten in der Regel auf kleinen Inseln inmitten von Lotosteichen.

Wenden wir uns nunmehr dem Einfluß des Buddhismus zu, der im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von China über Korea nach Japan kam und besonders von dem seit 593 n. Chr. regierenden Suiko Tenno (Mikado) gepflegt wurde. Der Buddhismus war auch in China nicht heimisch; sein Stifter, Gautama Çakyamuni (in Japan Shaka genannt) lebte von 557 bis 477 v. Chr., also zur Zeit des Sokrates; 67 n. Chr. ließ der chinesische Kaiser Ming-ti buddhistische Bücher aus Indien holen, und 372 n. Chr. wurde die Lehre von China nach Korea eingeführt. So hatte die mit dem Buddhismus zusammenhängende, ursprünglich indische Kunst, als sie nach Japan kam, bereits jahrhundertelang Zeit gehabt, auf die Durchgangsländer einen maßgebenden Einfluß auszuüben, aber auch, deren Eigenart entsprechend, sich umzugestalten. Auch die indische Kunst war bei ihrer Überführung keine ursprüngliche mehr gewesen; sie war von persischen und griechischen Elementen durchsetzt, welche letztere wir bei der japanischen Skulptur unverkennbar wiederfinden werden. Dadurch kam eine aus verschiedenen Quellen stammende, aber durch einen starken religiösen Gedanken geeinte und belebte Kunst nach Japan, wo sie anscheinend einen fast jungfräulichen Boden vorfand. Um so mehr mußte die natürliche ästhetische Beanlagung des Volkes, die sich in der Verwertung der Natur bei Anlage der Heiligtümer bereits gezeigt hatte, der Aneignung und weiteren Entwicklung günstig sein. Das einzige Hindernis hätte die alte Religion sein können; dieses aber wurde dadurch hinweggeräumt, daß ihre Hauptlehre die Heilighaltung der Dynastie war, und daß gerade deren Vertreter, der regierende Mikado (Tenno), das Neue einführte. Umgekehrt

[1]) Das vor dem Tempel stehende Bronzepferd ist kein Gegenstand der Verehrung, sondern ein Weihgeschenk.

taten auch die weltklugen buddhistischen Priester ihr möglichstes, um einen gefährlichen Gegensatz nicht aufkommen zu lassen; auch die gemeinsame Lehre von der Ahnenverehrung wurde zum Bande. Trotz des Fehlens innerer Beziehungen nahmen sie nicht Anstand, die zahllosen Shinto-Götter, die im wesentlichen Naturkräfte repräsentierten, in den buddhistischen Götterhimmel aufzunehmen, indem sie sie als Inkarnationen Buddhas bezeichneten; so wurde man beiden Teilen gerecht. Es ging das um so leichter, als der buddhistische Olymp schon eine so große Zahl von Göttern und gottähnlichen Heiligen barg, daß es ihm auf einen Zuwachs seiner Bevölkerung nicht mehr ankommen konnte. Es ist sehr merkwürdig, daß gerade diese Religion, deren Verkündiger keine Götter lehrte, sondern nur Begriffe und eine von Mitleid mit der Menschheit und allen lebenden Wesen durchtränkte Philosophie der Resignation, durch seine Schüler und Ausleger allmählich zur götterreichsten geworden ist, indem sie aus praktischen Gründen bald die brahmanischen Götter absorbierte und den Buddha Gautama für das Volk wenigstens selbst nicht nur zum Gott machte, sondern sein Wesen vielfach neu verkörperte und dadurch neue Götter schuf, denen zahlreiche Heilige beigesellt wurden. Die Versinnlichung einer philosophischen Religion kam der darstellenden Kunst zugute.

Das freie Feld, das der Buddhismus und seine Kunst in Japan vorfanden, bewirkte, daß zunächst rein chinesische bezw. koreanische Formen zur Anwendung kamen; auch die Sitten der vornehmen und gelehrten Welt wurden chinesisch mit der von dort kommenden Kultur, namentlich seit der Regierung des Shyaumu Tenno von 720 n. Chr. Nara in der Provinz Yamato wurde die neue Residenz und der Mittelpunkt der neuen Heiligtümer, der Künste und der Wissenschaften. Der Umschwung war ein um so gewaltigerer, als gleichzeitig in China unter dem Schutze der den Norden und Süden vereinigenden Tang-Dynastie Kultur und Kunst die höchste Stufe erreichten und neben chinesischen Bonzen auch japanische, nach China entsandte Priester und Studenten die Vermittler bildeten. Es ist bemerkenswert, daß die damals begründeten Beziehungen beider asiatischer Reiche heute auf neuer Grundlage und in umgekehrter Richtung wieder aufgenommen sind: Der damalige Kulturempfänger bemüht sich heute, moderne praktische Errungenschaften nach China zu übertragen, und in den Lehranstalten verschiedenster Art zu Tokyo befinden sich zahlreiche chinesische Studenten[1]). Die Kaiserin Kwaumyau unterstützte die Bestrebungen ihres Gemahls lebhaft. Das kaiserliche Ehepaar ließ unter anderm in Nara die riesige sitzende Buddha-Statue von Bronze errichten (als Personifikation des Lichts auch Roshana genannt), die heute noch im Todaiji-Tempel zu sehen ist, wahrscheinlich entstanden unter dem unmittelbaren Einfluß zweier aus dem südlichen Indien und aus Siam eingetroffenen Priester. Der dies Bildwerk einschließende Tempel ist, wie alle übrigen, von Holz und macht, in verwittertem Zustande, ohne Farben- oder Lacküberzug, keinen seiner Größe und eigenartigen Konstruktion, wie sie durch das eingeschlossene, ohne

[1]) Man vergleiche hierzu: „Japans asiatische Bestrebungen". Von O. Franke. Deutsche Rundschau, 1903, Bd. CXVI, S. 256 ff.

Sockel 53 englische Fuß hohe Bildnis bedingt sind, entsprechenden Eindruck. Das prachtvolle, astfreie Holz mit rötlicher Färbung und schöner Äderung gewährt neu einen edlen und anziehenden Anblick, mit der Verwitterung aber verbindet sich für uns nicht nur der Begriff des Verfalls, sondern unedlen Materials, und ein verfallender Holzbau entbehrt der Würde des in demselben Zustande befindlichen Steinbaues. Die „alten" Shinto-Tempel werden auch, wie wir sahen, in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen erneuert und ein großer Teil der Buddha-Tempel, sowie der im Stil sich ihnen anschließenden Shinto-Tempel erhält einen Farbenanstrich oder Lacküberzug in Rot oder Weiß mit rotem Gebälk. Wo dies aus rituellen Gründen der betreffenden Sekte nicht der Fall ist, werden wenigstens die Stirnflächen der freistehenden Hölzer zum Schutz gegen die Verwitterung weiß gestrichen, was in der komplizierten Schmuckarchitektur unter dem überragenden Dach mitunter recht unruhig wirkt. Aber auch der beste Schutz durch kostbaren roten Lack ist nicht beständig, und so kommt es vor, daß übergroße Fürsorge für die Erhaltung, namentlich wenn es sich noch um wertvolle Schnitzereien und Vergoldungen handelt, das ganze Gebäude mit einer häßlichen schwarzen Schutzwand umschließt, wie es z. B. an den schönen Grabtempeln der Tokugawa-Shogune im Shiba-Park zu Tokyo geschehen ist. Zieht man außerdem die stets drohende Feuersgefahr und die tatsächlich außerordentlich oft vorkommenden Brände in Betracht, die außer dem Tempel selbst noch wertvolle, in ihm aufbewahrte Kunstschätze zu vernichten pflegen, so liegt die Frage nahe, warum man nicht ein beständigeres Baumaterial gewählt hat oder wenigstens zu wählen anfängt. Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf die Entstehung des buddhistischen Baustils überhaupt.

Auch in Indien war das ursprüngliche Baumaterial Holz, durch Schnitzwerk künstlerisch gestaltet, genau wie in andern holzreichen Ländern. Wie die Pflanzensäulen der ägyptischen Tempel und die Triglyphen und andre Ornamente des dorischen Stils vom Holz- auf den Steinbau übergingen, so war es auch hier der Fall. In China und Korea wurden die indischen Formen dann auch auf Backsteinbauten übertragen, und das Vorhandensein einer zur Formung besonders geeigneten Ton- oder Porzellanerde begünstigte die Ausstattung mit vielfachem, zierlichem und überladenem Schmucke im Sinne chinesischer Kunstanschauung. Bei der weiteren Übertragung nach Japan handelte es sich um eine Art Rückbildung der Formen, da dort Holz, abgesehen von Befestigungsbauten, das einzige Baumaterial war, und zwar ein Holz von der größten Schönheit. Gewiß besitzt Japan auch Bruchsteine, indessen hätten diese in den meisten Fällen aus weiter Ferne herbeigeschafft werden müssen, während das Holz entweder den unmittelbar umgebenden Wäldern entnommen oder durch Flößen herangebracht werden konnte. Letztere Beförderungsweise wird, mit Rücksicht auf den bergstromartigen Charakter der Flüsse, dazu beigetragen haben, daß verhältnismäßig so selten Tempel in großem Maßstabe erbaut wurden; man lernte, sich mit verhältnismäßig kleinen Werkstücken behelfen. Daß man auch heute, nach Besserung der Straßen und Einführung der Eisenbahnen, beim alten Material geblieben ist, erklärt sich

zur Genüge aus der Schwierigkeit, die eingelebten Bauformen einer uralten Religion zu ändern. Dazu kommt, daß Japan ein sehr von Erdbeben heimgesuchtes Land ist, und daß es zurzeit noch nicht als fraglos angesehen werden kann, ob die Einführung hoher Steinbauten in den Profanbau ungestraft bleiben wird.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die für das Folgende grundlegend sein soll, zum Todaiji-Tempel in Nara zurück. Auf einem niedrigen Unterbau, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, erhebt sich ein Bau mit Pfeilerwänden und mit weit überragendem, geschweiftem und, wie bei den meisten Buddha-Tempeln, mit Ziegeln gedecktem Dache, das über dem Eingang durch ein gerundetes und geschweiftes Schutzdach gegliedert ist. Die Höhe des eingeschlossenen Bildes machte eine Erhöhung der Mitte durch ein kleineres, erhöhtes Dach notwendig, so daß man nach außen den Eindruck eines verjüngten Halbstockwerks erhält. Vor dem Tempel liegt ein freier Platz mit zwei mächtigen, zweistöckigen Toren. Der gegenwärtige Tempel ist erst im Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut, aber man darf wohl annehmen, daß der alte, 750 n. Chr. errichtete nicht wesentlich anders war. Seine Formen sind durch den besonderen Zweck monumentaler und architektonisch bedeutender geworden. Nicht in allen Fällen war dies der Erfolg ungewöhnlicher Anforderungen; so ist der San-ju-san-gen-do-Tempel in Kyoto behufs Aufnahme von 1001 (nominell 33333)[1] Statuen der Kwannon zu einem langen, häßlichen Schuppen geworden.

Die meisten Tempel, die nicht bestimmt sind, so ungeheure oder so viele Bildwerke zu bergen, sind wesentlich kleiner und pflegen auch mit Rücksicht auf das zahlreiche Zubehör von Nebengebäuden eine andre Grundrißanordnung zu haben. Wenn die Höhenlage es irgend zuläßt, führt eine steinerne Freitreppe zu einem zweistöckigen Tor mit geschweiftem Doppeldach; dahinter, von Bäumen umgeben, befindet sich der Haupttempel, nicht selten außerdem ein zweiter, dem Gründer geweihter, unter Umständen größer als jener; dazu kommt ein niedriger, offener Turm für die Glocke, oft ein ähnlicher geschlossener für die große Trommel und ein überdachter Wasserbehälter für die rituellen Waschungen. Je nach den Umständen schließen sich noch kleinere Tempel und Gebäude für besondere Zwecke an, darunter am hervorragendsten die in der Regel fünfstöckige Pagode. Zu den regelmäßig vorhandenen, oft mit dem Haupttempel durch bedeckte Gänge verbundenen Bauten gehören die Priesterwohnungen, die sich häufig zu umfangreichen Klöstern erweitern, nebst ihren Gärten. Man kann sich vorstellen, welche Wirkung sich durch verschiedenartige Anordnung dieser vielgestaltigen Elemente unter geschickter Gruppierung in mit Wald bedecktem Gelände erzielen läßt. — Durch das Vorherrschen der roten Farbe und ihren Gegensatz zu dem Grün der Bäume, sowie durch das Phantastische der Dachformen, durch Holzschnitzwerk in den Wänden, durch Weihgeschenke in Gestalt großer Laternen aus Stein oder Bronze oder von Tiergestalten tritt das

[1] Die Erklärung liegt in der Mitrechnung der zahlreichen kleinen Idole auf dem Kopfe und in den Händen der großen.

Malerische in den Vordergrund, ein der gesamten japanischen Baukunst eigener Zug, der dem Baumaterial, der Natur und dem Geschmack des Volkes entspricht, und sich keineswegs in so hervortretender Weise in China findet. In Kyoto, wohin gegen Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr. die Residenz der Mikados verlegt wurde, besteht, abgesehen von vielen in der Stadt und ihrer unmittelbaren Umgegend befindlichen einzelnen Heiligtümern, ein ganzes, bergansteigendes Stadtviertel im Osten nur aus Tempeln und Klöstern mit mächtigen Gärten, die schließlich in den Bergwald übergehen. Nicht alle einzelnen Anlagen erreichen die Schönheit derer von Nara, und ein Vergleich mit den herrlichen Baumbeständen jenes heiligen Hains ist ausgeschlossen; aber wenn Nara eine großartige Pilgerstätte für beide friedlich nebeneinander bestehende Religionen darstellt, zu der die jetzige Provinzialstadt dieses Namens nur einen Anhang bildet, so macht jene Tempelstadt in unmittelbarer Verbindung mit der vornehmen und gleichzeitig industriereichen, historischen Residenz einen ganz eigenartigen Eindruck und zeigt wie eng der Kultus, trotz aller freigeistigen Tendenz der gebildeten Japaner, mit dem Volksleben verknüpft ist, — ich sage absichtlich „Kultus", da man die Japaner keineswegs als ein innerlich religiös beanlagtes Volk bezeichnen kann.

Die Anordnung der Anlagen im einzelnen und die architektonischen Besonderheiten der Tempel selbst sind zum Teil durch die Vorschriften der verschiedenen buddhistischen Sekten bedingt. Im allgemeinen scheidet sich das Innere des Tempels in einen Raum für die Gläubigen (wir erinnern uns, daß der Shinto-Tempel dergleichen nicht besitzt) und das durch eine Barriere von ihm abgetrennte eigentliche Heiligtum. Je nach der Größe sind einzelne Holzsäulen zum Tragen der Balken vorhanden; nur bei einigen ganz großen Tempeln, namentlich denen der Hongwanji-Sekte, gestaltet sich daraus eine Einteilung in drei bis fünf Schiffe, so daß man z. B. im Higashi-Hongwanji-Tempel in Kyoto an eine breite, etwas kurze Basilika erinnert wird, zumal die Decken getäfelt sind, und zwar entweder in rohem Holz und mit erneuter Quadrierung der einzelnen Tafeln im Waffelmuster oder mit stilisierten Blumen oder farbigen Rosetten verziert. Bei den Hongwanji-Tempeln, in denen das für die Priester bestimmte Heiligtum durch außerordentliche Pracht und ganz vergoldete Säulen und Wände scharf von dem einfach in rohem Holz gehaltenen Raum für die Laien absticht, kommen beide Deckenformen für die entsprechenden Teile zur Anwendung. Im Mittelschiff des Heiligtums steht der Hauptaltar vor einer geraden Wand mit einem oder mehreren Götterbildern und seinem vorgeschriebenen Schmuck von vergoldeten Lotospflanzen, Leuchtern, Weihrauchgefäßen, Blumenvasen, Laternen und kunstvollen Gehängen von Messing. Einfacher pflegen die Altäre in den Seitenräumen ausgestattet zu sein; dafür sieht man an ihren Seitenwänden gewöhnlich lange Streifen von Seide mit heiligen Bildern aufgehängt. Auch oben deutet eine Querwand die Scheidung an; sie ist gewöhnlich mit durchbrochenen, gemalten oder vergoldeten Schnitzereien geziert, bald buddhistische Engel, bald Pflanzen und Tiere, namentlich Vögel, darstellend. Wo das Allerheiligste noch durch Seitengewände eingeengt ist, sind auch diese mit Malereien auf Goldgrund

geschmückt. Säulen und Pfeiler sind ohne eigentliche Kapitelle, aber an ihrem oberen Ende wiederholt sich dasselbe Ornament, das außerhalb unter dem Dache ein architektonisch gegliedertes Gesims vertritt und wohl aus Querriegeln entstanden ist, die durch die hervorragenden Balkenköpfe und Säulenenden zur Sicherung der Befestigung gesteckt wurden. Durch Einfügung kleinerer Querriegel entsteht ein eigentümlich gegliedertes Gebilde, das an den Säulen zuweilen auch durch geschnitzte Streben ersetzt wird. Der Schaft der Säulen trägt mitunter einen gemalten oder durch Metallbeschläge gebildeten Schmuck, der einen faltigen Vorhang nachbildet; es scheint, als seien hier persische Muster, die ja in der indischen Baukunst eine Rolle spielten, maßgebend gewesen.

Zu den für den Gesamteindruck wirksamsten Einzelbauten gehört die Pagode, besonders, wenn sie seitlich des Tempels eine Allee hochragender Bäume abschließt. Vom malerischen Gesichtspunkte mit dem italienischen Campanile vergleichbar, ist die Pagode keineswegs in diesem Sinne Glockenturm, wenn auch an den Dachecken mit kleinen Glöckchen geziert; sie birgt vielmehr ein Heiligtum. In China haben diese Bauwerke ihre größte Ausbildung erhalten. Auch unabhängig von Tempeln auf hohen Punkten, in der Regel von Backstein, errichtet, gelten sie als schutzbringend für die Umgegend, soweit man sie sehen kann. In Japan hat der Holzbau genötigt, auf solche Höhe zu verzichten, und die Lage zwischen Bäumen pflegt die Eigenschaft als weit sichtbares Wahrzeichen zu beeinträchtigen. Gleichzeitig ist aber die Form eine festere geworden, und der Unterschied besteht in der Regel nur in einem Mehr oder Weniger von Schnitzerei, durch die die Pagode von Nikko besonders hervorragt.

Die Priestergemächer oder Klöster leiten zur Profanarchitektur über. Die Repräsentationspflicht der Äbte, zum Teil von Geburt vornehmer Leute, erforderte Empfangsräume von einer gewissen Größe und mit künstlerischer Ausstattung durch Wandgemälde (Fusuma) und Hängebilder (Kakemonos). Außerdem haben auch wiederholt Mikados sowie Shogune, die vom Ende des 12. Jahrhunderts an als Hausmeier die eigentliche Regierung führten, nachdem sie zugunsten ihrer Nachfolger abgedankt hatten, den Rest ihres Lebens in einem Kloster zugebracht, ohne den Ansprüchen auf ein vornehmes Heim zu entsagen. Der vom Shogun Ashikawa Yoshimitsu 1397 für seinen Rückzug aus der Welt erbaute Kinkakuji-Palast und Tempel mit seinen entzückenden Gartenanlagen ist ein hervorragendes Beispiel japanischer Kunstanschauung und gleichzeitig die Äußerung eines feinen Epikureismus.

Eine besondere und charakteristische Art von Heiligtümern sind die Grabtempel. Ein interessantes und schönes Beispiel für sie sind die mehreren (dem 17. bis einschließlich 19. Jahrhundert angehörigen) Shogunen der letzten, Tokugawa-Dynastie geweihten Shiba-Tempel in Tokyo, die in einem Kiefernhain auf dem Hange eines langgestreckten Hügels höchst malerisch in Gruppen nebeneinander erbaut sind. Entsprechend der entschiedenen Stellungnahme der dort verehrten Persönlichkeiten zum Buddhismus ist ihr Baustil ein ausgesprochen buddhistischer. Durch ein großes Tor tritt man jedesmal auf einen mit zahlreichen Steinlaternen bedeckten Hof, gelangt von da durch ein zweites in

einen kleineren mit Trommelturm und Wasserbecken und erst durch ein drittes, reicher verziertes in den eigentlichen Tempelvorhof, der von einer bedeckten Galerie mit dem schönsten Schnitzwerk — Blumen und Vögeln — umgeben ist. Ein bedeckter Gang führt zum Tempel selbst, der aus einer für die Priester bestimmten Vorhalle, dem höhergelegenen Heiligtum mit den Altären für die einzelnen und einem verbindenden Korridor besteht. In unmittelbarer Nähe des Tempels stehen prächtige Bronzelaternen. Hinter ihm am Hange des Hügels aufsteigend, nähert man sich durch weitere Tore auf Steintreppen einer kleineren Bethalle und endlich dem Grabe in Gestalt eines überdachten Behälters von Stein oder Bronze für die Asche. Es kommen auch Abweichungen von diesem Muster vor; so ist das Grab des zweiten Shoguns dieser Dynastie in einen hohen Tempel eingeschlossen. Im allgemeinen ist es nicht die Größe, die den Eindruck macht, sondern das überaus Zierliche der einzelnen Bauten, das schöne Schnitzwerk, die glückliche Einfügung von Malerei und Goldlackarbeit, überhaupt die wirksamen Farben und vor allem die Gesamtanordnung, indem der Besucher, allmählich ansteigend, zu immer heiligeren Orten fortschreitet, bis er das eigentliche Verehrungsobjekt erreicht, das sich selbst nicht durch Prunk, sondern durch würdevolle, einfache Form und seine Lage auszeichnet. Trotz großer Schönheit im einzelnen, trotz wunderbaren Ebenmaßes und tiefsinniger Anwendung der Kleinkunst wird hier doch am meisten durch das Malerische und Stimmungsvolle gewirkt, das seinen Höhepunkt erreicht, wenn abends die Tempel geschlossen werden und die friedvolle Ruhe der Landschaft nur noch durch den flötenartigen Ruf der zahlreichen, die Luft mit schönem Schwebeflug belebenden Raubvögel unterbrochen wird, — eine Klage über hingeschwundene Größe.

Noch höher stehen an Großartigkeit der Anlage und Schönheit der Ausführung die dem Andenken des großen Jeyasu, des ersten Tokugawa-Shoguns, und seines Enkels Jemitsu geweihten Tempel von Nikko. Aber auch hier bleibt der unvergleichliche Bergwald, in den die Tempel hineingebaut wurden, das Weihevollste.

So vergänglich diese Holzbauten erscheinen, sie bilden eindrucksvolle Grabstätten eines Herrschergeschlechts. Durch Auftürmung großer Massen wurde das Andenken ägyptischer Pharaonen verewigt, Masse und Form vereinigte sich in den Mausoleen der griechisch-asiatischen Welt, öde und einsame Berggegend suchten sich die chinesischen Kaiser der Ming-Dynastie zur symbolreichen Anordnung großer Bauten aus — japanische Herrscher wählten den lebenden Wald, aus dem sich die verfallenden Tempel ebenso wie die lebenden Bäume stets erneuern konnten. Unter den Grabdenkmälern selbst nimmt vielleicht das des Nichiren, des Stifters der unduldsamsten Sekte des Buddhismus, in Ikegami bei Tokyo eine besondere Stelle ein: die Form einer indischen Stupa ist zugrunde gelegt; aus einer steinernen riesigen Lotosblume wächst ein zylindrischer Bau heraus, der durch sein Dach wieder an eine Pagode erinnert. Die in Japan mehr langgezogene Form der Stupa (japanisch Sotoba) kommt bei Grabsteinen häufig vor. Zu Friedhöfen vereint, pflegen sie sehr eng zu stehen, da die Leichen in der Regel verbrannt werden; dennoch würden die alten

Bäume auch für den Europäer diese Stätten eindrucksvoll gestalten, wenn man nicht überall Pfähle mit Inschriften und zahlreiche beschriebene Holzlatten sähe — Visitenkarten achtungsvoller Besucher!

Wenn wir uns von den Wohnungen der Toten zu denen der Lebenden wenden, so fehlt diesen mehr noch als jenen und den Tempeln das Monumentale. Auch die Häuser sind nicht mit Pfosten in die Erde eingegraben, sondern auf flache Steine gestellt. Dadurch wird der Transport eines Hauses, das nicht immer dem Besitzer des Grundstücks gehört, nach einer andern Stelle erleichtert, dem Verfaulen der Pfosten vorgebeugt und wohl auch die Einwirkung der Erdbeben verringert. Solche Verlegungen kommen übrigens auch bei Tempeln vor; ich kenne sogar in Tokyo ein sehr behagliches Wohnhaus, das einst als Tempel an andrer Stelle stand. Die Wohnhäuser sind klein und einfach, in den meisten Fällen einstöckig; die Wände von lichtdurchlassendem Papier, die nur des Abends durch hölzerne Schiebewände gesichert werden, verstärken den Eindruck des Zelt- oder wenigstens Barackenartigen. Der festeste Teil ist merkwürdigerweise nicht unten, sondern oben: das mit Stroh, Schilf oder Schindeln und in den Städten jetzt fast allgemein mit stark profilierten Ziegeln gedeckte Dach, das durch einen originell gestalteten First und das Überragen tatsächlich zum architektonisch bedeutsamsten Teile wird, wenn es auch bei Privathäusern der Schweifung entbehrt, die Tempeln und Palästen vorbehalten bleibt. Das ländliche Strohdach wirkt selbst auf der ärmlichsten Hütte malerisch, wenn der First dicht mit Lilien bepflanzt ist. In den städtischen Straßen sieht man zwischen den Holzhäusern zweistöckige, schwarz gestrichene Gebäude, die, mit dicken Fensterläden, feuersicheren Geldschränken gleichen; es sind auch wirklich sogenannte „feuersichere", hauptsächlich von Lehm erbaute Häuser. Weder diese geschwärzten noch die verwitterten Holzbauten gewähren einen freundlichen Anblick, „Fassaden" gibt es nicht, und wenn der Himmel sich, wie so oft in diesem Lande, mit Wolken bezieht und infolge langen Regens die chaussierten Straßen sich mit Schmutz bedecken, sieht alles recht trübselig, ja ärmlich aus. Wo die Formen so zurücktreten, sind die Farben zu einem einigermaßen erfreulichen Bilde gar nicht zu entbehren; und sie erscheinen auch sofort, sowie die Sonne scheint: aus den nach der Straße offenen Läden — fast jedes Haus enthält einen solchen — leuchtet bunter Kram, vom Papierspielzeug bis zum glänzenden Porzellan, lange, bunte, mit Charakteren beschriebene Zeugstreifen hängen als Aushängeschilder an den Häusern, eine Reihe roter Schirme übereinander zeigt einen Schirmladen an, auf dem Dache eines „Kurioshändlers" sitzen aus Holz geschnitzte und grell bemalte, grauenerregende überlebensgroße Figuren, in der Regel die häßlichsten und phantastischsten Gestalten aus dem buddhistisch-shintoischen Götterhimmel, — und nun das Leben auf der Straße selbst! Der erste Sonnenstrahl lockt ein frohes Volk hervor — ganz wie in Italien, der größte Teil der Männer trägt die Nationaltracht, zu der einzelne europäische Kleidungsstücke nicht passen wollen; von dem zarten Grau des Frauenanzugs hebt sich die riesige, bunte Gürtelschleife, der Obi, ab; die Kinder tragen großgeblümte Gewänder in frischen Farben; auf der Frisur der kleinen Mädchen balanciert eine einzelne helle Zeugblume; Buddhapriester mit

prächtiger Stola von Goldbrokat, Bettelmönche mit riesigen Strohhüten, Stäben und Rosenkränzen und ähnlich gekleidete Pilger mischen sich unter das Volk; „Kurumas", von einem Mann in der eng anliegenden, blauen oder im Sommer weißen Kulitracht gezogene zweirädrige Karren, durchkreuzen die Menge, seltener ein europäischer Wagen oder ein schwerer Lastkarren, von einem struppigen Pferde oder einem dunkelbraunen kurzgehörnten Stier gezogen. Da ertönt Flöte und japanische Trommel oder die schwer erkennbare Melodie eines europäischen Marsches, auf wenigen alten Instrumenten exekutiert; man sieht bunte Banner, mit Charakteren bedeckt, über den Häuptern der hin- und her wogenden Menge, und ein Zug von einigen phantastisch gekleideten Männern drängt sich hindurch — es ist nichts als eine Zigarettenreklame, aber sie vervollständigt das bunte Bild. Wird nun noch ein religiöses oder nationales Fest gefeiert, so sind alle Häuser mit Papierlaternen, Papierblumen und kleinen Fahnen, alles in den Landesfarben Weiß und Rot, geschmückt.1 Die bei trübem Wetter so häßliche Straße gestaltet sich zu einem entzückenden, farbenreichen Gemälde, in dem sich alles bewegt, in dem alles flimmert, — ein Vorwurf für unsern Adolf Menzel! Auch hier tritt wieder an Stelle des völlig fehlenden Monumentalen das Malerische. Selbst wenn man eine japanische Stadt von überhöhendem Standpunkte sieht, also das Meer von Dächern, die doch eine gewisse architektonische Gliederung zeigen, kommt erst durch gelegentlichen Festschmuck Leben und Abwechslung in das Bild, vornehmlich am Tage des Knabenfestes, einer Gesamtgeburtstagsfeier für die männliche Jugend. Dann ragen an allen Häusern, die Söhne beherbergen, hohe Stangen empor, die in einen Korb auslaufen und einen oder mehrere, oft riesenhafte Karpfen aus buntem Papier tragen, die der Wind aufbläht und in der Luft flattern läßt, — ein Anblick von ganz eigenartigem Reiz.

Das Haus nimmt größere Formen an als Teehaus oder Theater, zeigt bei geeigneten Gelegenheiten reicheren, bunten Schmuck, fällt des Abends durch seine großen, durchscheinenden Wandflächen auf, und trägt dann besonders dazu bei, das Aussehen der Straße zu verschönen.

Ein wirklich architektonisches Interesse bieten indessen erst die Wohnungen der Vornehmen, die den Übergang zum Palast bilden. In allen Fällen bleibt der Bau einstöckig, und der größere Raumbedarf wird schließlich durch Aneinanderreihung verschiedener Gebäude erreicht. Wenn bei uns etwas Hochragendes von einem vornehmen Bau untrennbar ist, so ist es in Japan die Flächenausdehnung und das Abgeschlossene, also die Umgebung des Hauses mit einem ummauerten Garten. Solche Bauten haben sich in Jeddo, wie das jetzige Tokyo bis zum Beginn der modernen Zeit (Meji-Periode) hieß, ganz besonders ausgebildet. Wie nämlich europäische aufstrebende Residenzen dadurch gehoben wurden, daß der Souverän den wohlhabenden Adel zu angemessenen Bauten veranlaßte, so taten hier die Shogune Entsprechendes, allerdings in erster Linie von einem andern Motive geleitet. Das Bestehen mächtiger Fürsten, der Daimyos, machte die Shogune für ihre nicht legitime Herrschaft besorgt und ließ es ihnen zweckmäßig erscheinen, jene dauernd unter Aufsicht zu haben. Sie mußten sich daher in Jeddo rund um das feste Schloß der Shogune

anbauen und ein halbes Jahr mit ihrer Gefolgschaft dort wohnen, während der übrigen Zeit aber, wenn sie in ihre Fürstentümer heimkehrten, ihre Familie gewissermaßen als Geiseln zurücklassen. Der Rang der Daimyos war für die Konstruktion der Tore maßgebend, von denen nur die der vornehmsten überdacht waren; kleine Wachtgebäude und Kasernen schlossen sich auf beiden Seiten an. Man kann noch heute mehrfach solche Bauten, zum Teil im Besitz kaiserlicher Prinzen, sehen, die einen außerordentlich vornehmen und in den Einzelheiten schönen Eindruck machen.

Die eigentlichen Schlösser, sowohl die des Mikado wie die der Shogune und die der Daimyos in den Provinzen — im Gegensatz zu jenen unfreiwilligen Residenzwohnungen —, waren mehr oder weniger großartige Festungen, in denen sich, inmitten der der Verteidigung und der Unterbringung von Truppen dienenden Gebäuden, der Palast nebst ausgedehntem Garten befand. Während der jetzt wieder ähnlich eingerichtete alte Mikado-Palast in Kyoto nur noch Reste der Befestigungen sehen läßt und ein Teil des eingeschlossenen weiten Gebäudes öffentlichen Zwecken geopfert wurde, gewährt das aus dem 16. Jahrhundert stammende Nijo-Kastell an demselben Orte noch den alten Anblick, ebenso das aus gleicher Zeit datierende, vom Machthaber Hideyoshi erbaute gewaltige Kastell in Osaka, das im Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete in Nagoya und das seit Beginn der neuen Ära kaiserliche Schloß in Tokyo.

Alle diese Kastelle sind von mehrfachem Walle mit nassem Graben umgeben und werden meist noch von einer entsprechend gebauten Zitadelle überragt. In Tokyo umgibt außerdem ein Wall die Daimyo-Stadt, deren Mittelpunkt das Schloß bildet. Die auf polygonalem Grundriß mit bastionsartigen Vorsprüngen aufgeführten Wälle ruhen auf einem mächtigen Unterbau von glatt behauenen und zyklopisch ohne Mörtel aufgetürmten Granitblöcken, in Osaka von so ungeheurer Größe, daß man kaum begreift, wie sie fortbewegt werden konnten. Osaka, das Werk eines gewaltigen Emporkömmlings, der Grund hatte, sich besonders zu sichern, ist außerordentlich fest angelegt. Auf den Wällen sieht man heute vielfach in wunderlichen Formen gewachsene, mitunter horizontal nach dem Graben herüberragende Kiefern. Überall an den Toren und ausspringenden Winkeln befinden sich verteidigungsfähige, mehrstöckige Gebäude mit geschweiften Dächern für jedes Stockwerk, deren oberstes an den Firstenden mit Delphinen geziert ist. Der mächtigste noch bestehende Verteidigungsturm ist der fünfstöckige des Nagoya-Kastells mit seiner Kupferbedachung und den berühmten goldenen Delphinen, deren einer vor einigen Jahren auf der Pariser Weltausstellung zu sehen war. Die Tore selbst sind sehr massiv in großer Tiefe aufgebaut, mit gewaltigen Holzpfosten, starken Torflügeln und Metallbeschlägen. Wie der gepanzerte und bis an die Zähne bewaffnete Samurai von ganz anderm Schlage im Wesen und Aussehen war als der friedliche Bürger, so erscheinen auch diese trotzigen Festungen ganz unvermittelt zwischen den unbedeutenden Holzhäusern der Stadt. Ganz allein das kriegerische Bedürfnis hat es vermocht, in diesem Lande der Zierlichkeit einen wahrhaft monumentalen Bau zu schaffen. Aber auch er entbehrt nicht

des malerischen Eindrucks; dafür sorgt nicht nur die lebhafte Gliederung der weiß gestrichenen Holzbauten, sondern auch der Gegensatz zwischen dem grauen Granit, dem grünen Wall und den dunkelgrünen Kronen der abenteuerlich geformten Kiefern.

Der Herrscherpalast inmitten dieser Festen, der friedlichen Zwecken dient, ist wieder ganz von Holz erbaut, einstöckig, und — hauptsächlich wohl um dem Lichtbedürfnis zu genügen — aus verschiedenen, nur durch Galerien verbundenen Gebäuden zusammengesetzt. Sein äußerer Schmuck besteht meist nur in reicher Schnitzerei an den Giebeln und inneren Toren. Abgesehen von den Größenverhältnissen ist die Bauart den bürgerlichen Wohnungen ähnlich, einschließlich der Papierfenster und der verschiebbaren Innenwände, die die gleichzeitige Benutzung verschiedener Gemächer je nach Bedarf ermöglichen. Die Höhenverhältnisse sind nach dem Zweck verschieden, und in den Audienzsälen ist der Fußboden des für den Herrscher bestimmten Teiles erhöht. Wenn ich hier etwas näher auf die innere Einrichtung eingehe, so habe ich dabei namentlich das schöne Beispiel des Nijo-Schlosses im Auge. Der Fußboden ist meist auch im geringsten Wohnhause mit dicken, federnden Strohmatten ausgelegt; nur die umlaufenden Korridore haben unbedeckten Holzfußboden. Die Wände sind in mehr als Manneshöhe mit Papier in Rahmen (Fusuma) bekleidet und gemalt, oft auf Goldgrund; der obere Teil der Wand (Ramma) besteht aus gemasertem Holz oder durchbrochenem Holzschnitzwerk, ähnlich wie in den Tempeln. In Privathäusern sieht man auch an Stelle des gemaserten Holzes vom Holzwurm zerfressene Platten, falls die Löcher ein Muster ergeben. Die in der Regel schwarze, ausnahmsweise auch weiße Täfelung der Decke ist mit bunten Rosetten oder stilisierten Blumen geziert. Die erhöhte Nische (Tokonoma), die in keinem Empfangsraume fehlt, ist in der Regel durch eine besonders schöne Holzplatte, eine Lackarbeit oder dergleichen ausgezeichnet und pflegt ein Kakemono (Hängebild) zu enthalten. An einer oder an beiden Seiten befinden sich schrankartige Gelasse mit Schiebetüren und kunstvoll bemalten Schubfächern. Auf den umlaufenden Korridoren tritt Holz an Stelle der Papierverkleidung, abgesehen natürlich von der durchscheinenden Außenwand. Die Schiebetüren sind innen und außen mit schön gearbeiteten Metallgriffen und an diesen befestigten dicken seidenen Schnüren versehen. Bei aller Pracht zeigt sich im Vermeiden jeglicher Überladung sowie greller Farben ein auserlesener Geschmack. An Möbeln fehlt es ganz, weil der Fußboden der Sitzplatz ist und die niedrigen, für die einzelnen bestimmten Lacktische zum Essen, Tischchen für die Schreibrollen, Schreibzeug, Papierkasten und dergleichen nur für den jedesmaligen Gebrauch aufgestellt werden.

Entsprechend wie die Paläste, nur in kleinerem Maßstabe, sind die zum Sommeraufenthalt dienenden Schlösser, wie z. B. in Kyoto Katsura Rikyu und der Awata-Palast, angelegt und eingerichtet, desgleichen die Repräsentationsräume der Klöster, zumal wenn ein Fürst sich dorthin zurückgezogen hatte.

Untrennbar von diesen Bauten sind die Gärten, die in Japan vielleicht noch mehr in den Bereich der Architektur gehören als in den römischen Villen. Manche Gartenhäuser steigern sich zu Heiligtümern enthaltenden, mehrstöckigen

Pavillons, wie z. B. der entzückende „goldene Pavillon" Kinkakuji in Kyoto. Solche Gärten enthalten auch kleine, unscheinbare, nach genauen Vorschriften ausgeführte Anlagen für die Ausübung der „Teezeremonie" [1]); ferner Steinlaternen, teils den Weihgeschenken an den Tempeln ähnlich, teils in abgeänderter Form, künstliche Berge, Felsen, Brunnen, Teiche und Wasserläufe mit Inseln und zahlreichen, stark gewölbten Brücken, niedrig gehaltene und in wunderliche Formen gebrachte Bäume, daneben aber auch ungezwungen wachsende Stämme mit breiten, natürlichen Kronen. Durch alles dies leiten schmale Pfade, durch einzelne, flache Steine angedeutet, zu den bedeutenden Punkten des Gartens. Bedeutung hat hier nämlich alles, und die Grundsätze der Anlage sind weit von dem die Natur in großen Zügen nachbildenden, englischen Garten entfernt, stehen vielmehr dem altfranzösischen näher, dessen Muster im Beschneiden der Bäume wie in der Anbringung aller möglichen Künsteleien und Spielereien auf dieselbe Quelle zurückgehen mag, die in erster Linie der japanischen Gartenkunst zugrunde lag, nämlich auf China. Dennoch besteht ein sehr charakteristischer Unterschied: dem japanischen Gartenkünstler sind nämlich die untergelegten Ideen die Hauptsache. Er ist bestrebt, ganz bestimmte Landschaften in der Verkleinerung, aber in möglichst richtigen Verhältnissen nachzuahmen. Das führt natürlich zu Andeutungen, die unter Umständen so weit gehen, daß man einen Teich absichtlich trocken läßt, für uns eine Begriffsverwirrung, wohl vereinbar aber mit japanischer Kunstauffassung, die auf allen Gebieten dem Beschauer grundsätzlich ein weites Feld läßt, zu ergänzen oder gar zu raten, was der Künstler nur ahnen läßt. Dem chinesischen Grundsatze folgend, daß jeder schöne Punkt acht verschiedene Hauptansichten haben müßte, pflegt auch der Japaner in der Natur solche aufzuzählen, z. B. beim See Biwa, und überträgt das auch auf die Gartenkunst. Dadurch wächst natürlich das Gezwungene der Anlage, das seinen Höhepunkt aber erst erreicht, wenn nicht eine Landschaft, sondern ein Vorgang dargestellt werden soll, wie in dem kleinen Garten, der sich an die Priesterwohnungen von Nanzenji in Kyoto anschließt. Hier sollen ein ebener, sandiger Platz und dahinter einige Steine und geschorene Büsche eine Tigerin darstellen, die ihre Jungen durchs Wasser führt, — für den Japaner alter Schule ein bewundertes Stück strengsten Gartenstils! Wer hiernach jedoch glaubt, der japanische Garten sei nach europäischem Begriff überhaupt unschön, ist durchaus im Irrtum. Der Gesamteindruck der Anlage ist vermöge seiner Zierlichkeit und Vielseitigkeit in der Regel ein reizender; vielleicht würden wir darin, wenn nach Europa verpflanzt, nur das Unnatürliche und Absichtliche sehen — hier paßt er in das Gesamtbild. Dazu kommt, daß ältere Gärten häufig eine große Zahl von frei und natürlich gewachsenen Bäumen mit breiten Kronen enthalten; dann wird der mit den Jahreszeiten wechselnde Gegensatz der Laubfarben in allen Abtönungen, von den gelben und scharlachroten, feingefiederten

[1]) Die Teezeremonie soll angeblich von einem buddhistischen Abt zur Heilung eines Shoguns von seiner Leidenschaft für Sake (Reiswein) erfunden sein. Sie wurde dann von den Machthabern gepflegt und ausgebildet, um die Großen des Reiches durch eine unschädliche Spielerei zu beschäftigen. Schließlich ist sie nichts als ein unendlich komplizierter „Komment" des Teetrinkens.

Blättern des Ahorn bis zu dem glänzenden metallischen Grün der immergrünen Laubbäume, den hellgrünen Zweigen der Trauerweiden und dem dunkeln Ton der Nadelhölzer äußerst wirksam, und zwischen diesem natürlichen Hintergrund und größeren Wasserflächen verlieren auch jene Zwerganlagen alles Abstoßende. Verbindet sich damit noch eine der wunderbaren Baumblüten, durch die Japan berühmt ist, oder füllen sich die Gewässer mit blühenden Schwertlilien oder Lotos, so entsteht ein schönes, stimmungsvolles Bild, dessen Wirkung sich niemand wird entziehen können. Das gilt unter vielem andern von dem erwähnten Garten von Kinkakuji und von dem kaiserlichen Garten von Shiba Rikyu in Tokyo, in dem alljährlich das Kirschblütenfest stattfindet. Die in allen Gärten hervortretende Vorliebe für wunderlich gestaltete Bäume macht sich sogar im gewaltigen Hain von Nara geltend; bei einzelnen „Baumwundern", die übrigens glücklicherweise in dieser großartigen Natur ganz zurücktreten, ist die menschliche Nachhilfe wohl zweifellos; in den shintoistischen Hainen in Ise findet man dergleichen nicht, ein Zeichen, daß diese eigenartige Geschmacksrichtung mit dem Buddhismus von China herüberkam.

Von der immer fortschreitenden Europäisierung ist der Tempelbau nicht betroffen worden, bisher auch nicht das Wohnhaus des Privatmannes, abgesehen von der zunehmenden Einführung von Glas an Stelle des Papiers für die Fenster und von einem gewissen Übergange in einzelnen japanischen Gasthöfen. Wer europäische Lebensweise annimmt, pflegt ein ganz europäisch gebautes Haus zu bewohnen, das nichts von japanischem Stil zeigt und allenfalls einige mit Matten ausgelegte und japanisch dekorierte Zimmer hat. Die Dienstwohnungen für Minister und andre hohe Beamte sind ebenso wie die Gebäude für die Geschäftsräume völlig europäisch gebaut, und so ist in Tokyo im Anschluß an das Gesandtschaftsviertel ein Stadtteil entstanden, der mit der übrigen Stadt nicht mehr harmoniert. Sehr erfreulich wirken diese Bauten an dieser Stelle nicht, und es wird sich erst noch ausweisen, ob sie gegen ein starkes Erdbeben ebenso widerstandsfähig sind wie gegen Feuer. Auch Kasernen und sonstige Staatsgebäude, Banken und dergleichen pflegen auf die japanische Bauart, abgesehen vielleicht vom Material, zu verzichten. Befremdlich mutet es uns an, wenn neben dem bereits erwähnten, im Shinto-Stil erbauten Shokonsha-Tempel in Tokyo sich ein roter Backsteinbau mit Zinnen in Gestalt einer preußischen Kaserne erhebt, der ein Waffenmuseum und eine Ruhmeshalle birgt, und wenn sogar die der alten japanischen Kunst geweihten Museen in ihrem Äußern wie in der Einrichtung ihrer Räume nicht den leisesten Anklang an einheimischen Stil zeigen; im Ueno-Museum in Tokyo kommt sogar maurischer Stil zur Anwendung! Trotzdem liegt die Erklärung nahe: die Sorge für die Sicherung des Aufbewahrten bedingt eine Ausführung in Backstein oder Stein, und die eigenartige japanische Holzarchitektur läßt sich nicht ohne weiteres auf dies Material übertragen. Vor allem hat es auch wohl bei der schnellen, ja hastigen Europäisierung an Zeit und Neigung gefehlt, sich in eine Stiländerung zu vertiefen, wie sie sich in andern Ländern in langen Übergangszeiträumen von selbst organisch entwickelt hat. So gewaltige und zum Teil gewaltsame Umwälzungen wie die hier vor sich gegangenen pflegen

der Entwicklung auf rein idealem, also auch künstlerischem Gebiete nicht günstig zu sein, und so steht hier zurzeit Altes und Neues noch unvermittelt nebeneinander.

Im übrigen erschweren auch noch technische Gründe die Übertragung der japanischen Architektur auf Gebäude, die modernen Ansprüchen genügen sollen; vor allem beeinträchtigt das charakteristische überragende Dach die Herstellung heller Räume. Das macht sich bereits bei den Volksschulen geltend, deren in japanischer Weise gebaute Wände daher zum größten Teil aus Glas zu bestehen pflegen. Selbst bei Ausführung der Bauten für die nationale Industrieausstellung in Osaka hat man, abgesehen von dem Sonderbau für Formosa und einem Teepavillon, aus praktischen Gründen ganz europäische Formen gewählt. Immerhin fehlt es nicht ganz an geglückten Versuchen einer Übertragung des japanischen Stils auf Räume, die modernen europäischen Anforderungen entsprechen sollen. Das interessanteste Beispiel bietet der kaiserliche Palast zu Tokyo, der sich inmitten des ehemaligen Shogun-Kastells befindet. Äußerlich ist das sehr ausgedehnte, übrigens nur wenigen zugängliche Gebäude ganz japanisch, während das Innere, den Bedürfnissen des Hofes eines modernen Herrschers entsprechend, einen großen Thronsaal und weite Empfangs- und Festräume neben den Wohngemächern enthält. Der Fußboden jener Räume ist nicht mit Matten, sondern mit Parkett ausgelegt; die Wände sind nicht mehr mit Fusuma und Ramma, sondern mit einer schweren Ledertapete geziert; nur ausnahmsweise findet sich noch durchbrochenes Pflanzenschnitzwerk (Bananenblätter) in einer Zwischenwand, und an Stelle der Schiebewände sind Flügeltüren in schöner Lackarbeit getreten. Die getäfelte Decke entspricht dem alten Stil. In den Korridoren sieht man noch rohes Holz von großer Schönheit, den Stolz des japanischen Baumeisters, dazwischen aber zur Bedeckung größerer Flächen großblumige Tapeten auf hellem Grunde. Die Gesamtwirkung ist eine sehr vornehme und harmonische und der Versuch der Vereinigung so verschiedener Ansprüche außerordentlich geglückt. Nur die europäischen Möbel sind nicht durchweg passend gewählt. Immerhin läßt dieser Versuch es nicht als aussichtslos erscheinen, daß noch mit der Zeit eine moderne nationale Architektur entsteht, indem die Eigenart des japanischen Holzbaustils auf Stein, Backstein und Eisen verständnisvoll, unter Berücksichtigung der Anforderungen des praktischen Gebrauchs und der Sicherheit gegen die Wirkungen der Erdbeben, übertragen wird. Vielleicht gibt der geplante Bau einer Hochbahn in Tokyo, dessen Entwurf von einem deutschen Architekten[1]) herrührt, hierzu Gelegenheit und macht damit den Anfang einer neuen Epoche.

[1]) Regierungs- und Baurat F. Baltzer, von dem neuerdings „Das japanische Haus Eine bautechnische Studie". Mit 150 Abbildungen im Text und 9 Tafeln. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn. 1903, veröffentlicht worden ist.

Die Vergleichbarkeit naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Forschungsergebnisse.

Von

Eduard Richter[1]).

Die Arbeitsteilung ist ohne Zweifel für die Wissenschaften die wichtigste Voraussetzung des Fortschrittes. Nur durch die Einschränkung auf genau begrenzte Gebiete gelangt der einzelne zu jener sicheren Beherrschung der Forschungsmethoden und jener Summe gegenwärtigen Wissens, welche allein wirkliche Bereicherung der Erkenntnis verbürgen. So wird gegenwärtig in vielen getrennten Kammern rüstig gearbeitet, ohne daß man sich allzuviel darum kümmert, was nebenan geschieht. Doch manchmal müssen die aufgeführten Zwischenwände wieder niedergelegt werden, um nachzusehen, was der Nachbar treibt und was man etwa von ihm zu lernen vermöchte. Es könnten ja am Ende die Wege auch auseinander gegangen sein, so daß die Forschungsergebnisse nicht mehr miteinander vergleichbar sind; vielleicht ist man auf einen andern Boden gekommen und redet verschiedene Sprachen, die man gegenseitig nicht mehr versteht.

Niemandem liegen die Gedanken an die Beziehungen der einzelnen Fächer näher als dem Geographen, zu dessen Beruf es auch gehört, die Einwirkung gewisser Naturbedingungen auf das Dasein und die Geschichte der Menschen zu untersuchen. Aber sehr ferne stehen sich gerade Naturwissenschaften und Geschichte; verschieden sind die Methoden, und wenig Fühlung haben die Forscher miteinander; ein schwer überbrückbarer Abgrund scheint sie zu trennen.

Es fragt sich also auch hier: Liefern die beiden Gruppen von Wissenschaften überhaupt vergleichbare Erkenntnisse, sind die gewonnenen Ergebnisse von gleicher Qualität? Oder ist ihre Natur so verschieden, daß sie je eine Welt für sich bilden, wie etwa induktive Wissenschaften und Metaphysik, wie Wissen und Glauben?

---

[1]) Festvortrag, gehalten in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Im allgemeinen sind derlei theoretische Erörterungen nicht beliebt; aber demjenigen, der an den Grenzen mehrerer Gebiete arbeitet, drängen sie sich immer wieder auf. Es soll daher hier über die Vergleichbarkeit naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Erkenntnisse gesprochen werden, nicht von einem Philosophen, sondern von einem Praktiker, der Gelegenheit hatte, beide Arbeitsgebiete in bescheidenem Umfang kennen zu lernen.

Als der berühmte Physiker Kirchhoff 1876 den Satz aussprach: „Als Aufgabe der Mechanik bezeichnen wir: die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben," dachte er sicherlich nicht daran, daß ein halbes Jahrhundert vorher Leopold Ranke die Aufgabe der Geschichte in ganz ähnlicher Weise umschrieben hatte: sie habe vor allem zu berichten, wie es wirklich gewesen sei.

Diese Aussprüche stimmen zunächst in ihrer Bescheidenheit überein. Sie bedeuten wirklich für beide Fächer ein Aufgeben höherer Ansprüche; für die Physik die Anerkennung, daß auch ihre Gesetze bloß empirische seien und sich nicht schon notwendig und unbedingt aus den Gesetzen des Denkens ergeben; für die Geschichte den Verzicht auf eine Lehr- und Prophetenstellung. Mochte solche Bescheidung den Widerspruch der Zeitgenossen erwecken, so stimmt sie doch sehr gut zu den gegenwärtig üblichen Definitionen des Begriffes Wissenschaft, welche viel weniger anspruchsvoll lauten als ältere. So zu dem Satze Machs[1]): „Alle Wissenschaft geht darauf aus, Tatsachen in Gedanken darzustellen," was man wohl wird so erläutern dürfen, daß jede Art Wissenschaft eine Auswahl aus der Fülle der Erscheinungen zu treffen und ein das Wesentliche umfassendes, vereinfachtes Bild dem Vorstellungsinhalt der Menschen einzuverleiben habe.

Das Notwendige und Wichtige ist also die Feststellung eines unbezweifelten, sicheren Tatbestandes. Vor allem müssen wir wissen: Was liegt vor, was ist geschehen, womit haben wir es zu tun? So selbstverständlich das scheinen mag, so wichtig ist es und war es, diesen Standpunkt immer wieder zu betonen. Keine Spekulation und keine Folgerungen vor genauester Feststellung des wirklichen Geschehens. Für die Geschichte war mit der Anerkennung dieses Grundsatzes gemeinsamer Boden mit den Naturwissenschaften gewonnen; die Historie war zu einer induktiven Wissenschaft erklärt. Darin liegt die tiefe Bedeutung des Rankeschen Ausspruches, die vielleicht nicht immer voll gewürdigt worden ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich Ranke viel um die Naturwissenschaften gekümmert hat; auch gehört jener Ausspruch seinen ersten Zeiten an, als deren Aufschwung erst begonnen hatte: sicherlich aber ist die Verweisung der Historie auf eine rein induktive Methode ganz und gar im Geiste des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts, dem sie entstammt.

In Wirklichkeit hat auch der Betrieb beider Forschungsgruppen viel mehr Ähnlichkeit, als man in der Regel annimmt. Die Art und Weise, wie auf beiden Gebieten aus einzelnen sorgfältig gesammelten und auf ihre Verläßlichkeit geprüften Beobachtungen allmählich der Zusammenhang und

[1]) Analyse der Empfindungen, S. 238.

das System der Dinge erschlossen wird, ist genau dieselbe. Wenn wir im Archive die Akten lesen, um zu erfahren, „wie es wirklich gewesen ist", wenn wir den verloschenen Spuren eines einstigen rechtlichen Zustandes nachgehen, indem wir die zufällig erhaltenen Urkunden durchmustern und dem Sinne der rätselhaften Wendungen nachspüren, die sie enthalten, ihre Bedeutung in verschiedenen Fällen vergleichend, so unterscheidet sich diese Tätigkeit nicht von der des Naturforschers[1]). Auch der Geologe, der Berg und Tal durchwandert, muß aus Stichproben, die ihm zugänglich werden, aus den zufälligen „Aufschlüssen" den Zusammenhang des sonst Verborgenen ermitteln. Viele Jahre hindurch werden die Daten über die meteorologischen Vorgänge in der Luft oder in den Tiefen der Gewässer gesammelt; zuerst scheint, was wir finden, ein Chaos unverständlicher, sich widersprechender Zahlen, erst wenn die Reihe eine gewisse Vollkommenheit erreicht hat, verstehen wir den Zusammenhang und das System. Hier wie dort können wir niemals alles wissen, was geschehen ist oder geschieht, und alles beobachten, was vorliegt; aus einzelnen Punkten müssen wir mit gewaltigen Interpolationen die Kurven konstruieren.

Der Umstand, daß die Naturwissenschaften Gegenstände untersuchen und Vorgänge beobachten, die Geschichte aber nur die Zeugnisse und Berichte über Vorgänge sammeln und bearbeiten kann, begründet allerdings einen bedeutenden Unterschied und bedingt eine Klasse von schwer vermeidbaren Fehlern der geschichtlichen Feststellung. Diesen Überlieferungsgebrechen auf der einen Seite könnte man vielleicht die Beobachtungsfehler und die Unvollkommenheit der Beobachtungsinstrumente auf der andern Seite gegenüberstellen. Beide Gruppen haben gemein, daß zwischen den einzelnen Teilen ihres Besitzstandes überaus starke Unterschiede in der Sicherheit und Verbürgtheit der Einzelheiten bestehen. Der Reichtum des sicheren Wissens nimmt bekanntlich in der Geschichte von der Neuzeit zurück rapid ab; nach einer helleren Periode in den Jahrhunderten um Christi Geburt versinkt die Welt bald in völliges Dunkel, aus dem nur einzelne Sterne leuchten. Da aber gerade die frühesten, an Überlieferung ärmsten Perioden uns die unanfechtbarste Gattung von Zeugnissen, nämlich Denkmäler, hinterlassen haben, so verringert sich die Qualität der Überlieferung nicht in gleichem Maße wie die Quantität. Und mag auch die Erklärung dieser Reste noch so schwierig und unzureichend sein, sie bilden doch Zeugnisse, an deren Realität sich nicht deuteln läßt. Das ist überhaupt eine Eigenheit der historischen Daten: die wichtigeren von ihnen stehen ganz fest und sind so unzweifelhaft sicher verbürgt, als nur irgend etwas sein kann, das wir tasten und sehen und mit unseren Sinnen als existent verbürgen können. Diese Reihe der verbürgten Tatsachen wird nach rückwärts immer dünner, näher zur Gegenwart immer dichter, aber wir werden an der wirklichen Existenz irgend eines merovingischen Königs, von dem wir kaum mehr wissen als den Namen, oder eines römischen Centurio, dessen Grabstein sich gefunden hat, ebensowenig zweifeln dürfen als an der Napoleon des Großen, oder an dem Dasein des Mondes.

[1]) Vgl. Ottokar Lorenz, Geschichtswissenschaft. Bd. II, S. 305.

Die menschliche Historie hat eben die Eigenschaft, daß an ihrer Realität im ganzen nicht gezweifelt werden kann, was bei der Geschichte unseres Planeten oder der Geschichte der organischen Welt denkbar ist. Wenn die Anschauung, unsre Erde habe eine lange Reihe von Veränderungen erfahren, deren Geschichte uns die Geologie erzählt, heute vernünftigerweise nicht mehr angezweifelt werden kann, so mußte doch die Tatsache, daß in der heute vorhandenen Erdrinde eine solche Geschichte stecke und aus ihr erschlossen werden kann, selbst erst entdeckt werden. Und wenngleich heute kein wissenschaftlich Denkender daran zweifelt, daß wir auch in der organischen Welt das Ergebnis einer langen Geschichte vor uns sehen, so ist diese Meinung doch erst neueren Datums und wird noch heute von manchen mit Mißtrauen betrachtet. Eine solche Leugnung der Glaubwürdigkeit der Menschengeschichte ist nicht denkbar, obwohl die ersten Väter der historischen Kritik darin ziemlich weit gegangen sind.

Sichere und verläßliche Beobachtung und Sammlung der Daten ist also die gemeinsame Grundvoraussetzung der naturwissenschaftlichen wie der historischen Forschung, und es scheint der Versuch kaum gerechtfertigt, zu entscheiden, welche Gruppe imstande ist, zu einer sichereren Feststellung zu gelangen. Es gibt überall Festes und Schwankendes in allen Graden der Abstufung; darin wird ein prinzipieller durchgehender Unterschied nicht wahrzunehmen sein.

Dieser liegt auf einem andren Gebiet und ist allerdings so bedeutend, daß er kaum größer gedacht werden kann.

Die „vollständige und auf die einfachste Weise" gelieferte Beschreibung Kirchhoffs bezieht sich auf Vorgänge, die sich in derselben Art unzählige Male wiederholen oder wiederholen können; sie soll ein Schema für alle unter denselben Bedingungen ablaufenden Prozesse darbieten; sie stellt den regelmäßig zu erwartenden, den, wie man zu sagen pflegt, „gesetzmäßigen" Ablauf dar, sie ist der Ausdruck für das aus einer Reihe gleicher Fälle abgeleitete sogenannte Naturgesetz.

Eine solche Beschreibung kann die Geschichte niemals liefern. Denn ihr Bericht bezieht sich stets auf einen Fall, der nur einmal da war und sich genau in derselben Weise gewiß nicht ein zweites Mal ereignen wird und kann. Sie vermag daher niemals ein Gesetz in jenem Sinne zu finden und aufzustellen; sie kann nur den Zusammenhang von Vorgängen nachweisen, die einmal geschehen sind, aber nicht eine Regel aufstellen, die auch für die Zukunft gilt.

Auf diesem Unterschied beruht eine Einteilung der Wissenschaften, die sich sehr brauchbar erweist, das Verhältnis von Naturwissenschaft und Geschichte zu erhellen und genauer zu bestimmen. Das ist die Scheidung in Gesetzes- und Ereigniswissenschaften[1]). Die Gesetzeswissenschaften suchen den

[1]) Windelband, Geschichte und Naturwissenschaft. Straßburg 1900. S. 12. — A. D. Xenopol, Les principes fondamentaux de l'histoire. Paris 1899. — H. Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Freiburg i. Br. 1899. — Ed. Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte. Halle 1902. — Th. Lindner, Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1901.

Typus, das Schema oder Gesetz für jene Vorgänge zu finden, die auf den Eigenschaften der Dinge und ihren Wechselbeziehungen beruhen. Die Erde rotiert, sie kreist um die Sonne, sie wird einseitig erwärmt; Tages- und Jahreszeiten wechseln ab; der Vorgang wird sich wiederholen, so lange die gleichen Bedingungen im Weltall vorhanden sind; wir können ihn vollständig und zum Teil auch auf die einfachste und präziseste Weise beschreiben, nämlich durch einen mathematischen Ausdruck.

So sind Physik, Chemie, Astronomie Gesetzeswissenschaften; sie stellen fest, wie sich Körper unter bestimmten Bedingungen verhalten haben und verhalten werden. Sie bedienen sich vielfach des Experimentes und vermögen dadurch den Vorgang zu isolieren und unter genau bekannten Bedingungen ablaufen zu lassen, was sein Wesen besser zu fassen und vielleicht zahlenmäßig festzuhalten gestattet. Aber das Experiment ist nicht ein unerläßliches Charakterzeichen der Gesetzeswissenschaften, ebensowenig als die mathematische Formulierung. In der Astronomie gibt es keine Experimente, und doch trägt sie den Charakter der Gesetzeswissenschaft überaus rein ausgeprägt an sich. Zahlreiche Zweige der Physik entziehen sich der mathematischen Fassung, so zum Beispiel noch recht vieles aus der Meteorologie. Nur was unter verhältnismäßig sehr einfachen Bedingungen verläuft, läßt sich mathematisch ausdrücken; die Mathematik ist ein überaus feines und sicheres Instrument, aber von geringer Anpassungsfähigkeit und daher gegenüber der Kompliziertheit der Naturerscheinungen häufig nicht verwendbar. Sie fordert Vereinfachungen der Voraussetzungen, welche nicht immer vorgenommen werden können, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun. Der Versuch zum Beispiel, den Ablauf der Gletschererscheinungen in einer mathematischen Formel auszudrücken, hat sich als undurchführbar erwiesen. Auch die verschiedenen orometrischen Methoden haben sich nicht als ein triebkräftiges Element bewährt; die unabsehbare Fülle der Oberflächenformen spottet der geometrischen Fassung, ja sie verlieren durch sie gerade das Charakteristische, Unterscheidende, Lebendige, das sie auszeichnet und uns interessiert. Mathematische Formulierung und Experiment sind also nicht unerläßliche Voraussetzungen für den Begriff der Gesetzeswissenschaft.

Dies ergibt sich schon aus einem Blick auf die zweite Hauptgruppe der Naturwissenschaften, auf die biologischen Fächer, die sich fast ganz der Rechnung und auch vielfach dem Experiment entziehen. Dennoch kann man von einer Gesetzlichkeit der Vorgänge reden, wenn sie auch nicht gerade dieselbe ist wie in Physik und Chemie. In Tieren und Pflanzen spielen sich die Lebensvorgänge mit einer hinreichenden Regelmäßigkeit ab, um noch aus einer Reihe von beobachteten Fällen auf den gleichen Ablauf der zukünftigen schließen zu können. Denn wenn auch der einzelne Organismus vergänglich ist, so verbürgt doch die Entstehung der neuen Organismen aus den älteren die Wiederkehr der Typen. Allerdings haben wir guten Grund anzunehmen, daß diese Typen nicht unveränderlich sind, aber die Veränderungen vollziehen sich überaus langsam, und wir dürfen voraussetzen, daß die Lebensprozesse eines Menschen ebenso ablaufen, wie die des andern; die einzelnen Generationen unterscheiden sich in ihren physiologischen Eigenschaften nicht voneinander.

Immerhin zeigen schon die gewählten Beispiele, daß wir es hier mit einer andern Art Gesetzlichkeit zu tun haben als bei der Physik, wo die Vorgänge mit einer viel verläßlicheren Gleichmäßigkeit verlaufen, sobald man nur für die gleichen Bedingungen gesorgt hat. Die Organismen sind eben Individuen und haben ihre Eigenart. Die Krankheiten des menschlichen Körpers, dieses best studierte Gebiet der Biologie, beweisen, wie schwer solche Naturprozesse voraus zu berechnen sind; eine unbekannte Eigenheit des Organismus kann alle Voraussagung zu Schanden machen. Die „Beschreibung" dieser Art von Vorgängen muß sich daher sehr allgemein halten, wenn sich nicht die Zahl der abweichenden Fälle bis zur Absurdität anhäufen soll. Man ist hier von dem Kirchhoffschen Ideal schon sehr weit entfernt: fast so weit als in der Geschichte. Der Grund ist derselbe und auch ohne weiteres einleuchtend: je verwickelter die Bedingungen, um so ungewisser das Ergebnis. Es laufen schließlich so viele Reihen von Kausalzusammenhängen nebeneinander her, daß Durchkreuzungen, das heißt unberechenbare Zufälle eintreten müssen.

Trotzdem wird niemand an dem naturgesetzlich bedingten Ablauf der biologischen Erscheinungen und an der Möglichkeit zweifeln, auch hier immer vollkommenere schematische Gedankenbilder oder Gesetze zu finden.

Zu den Gesetzeswissenschaften gehört auch die Psychologie. Ohne über den Zusammenhang des Physischen und Psychischen eine bindende Aussage zu tun, wird man feststellen dürfen, daß die psychischen Prozesse ihrer Form nach mit der Regelmäßigkeit organischer Vorgänge ablaufen. Sie spielen sich in den fortwährend wechselnden Individuen in immer wiederkehrender Weise ab. Ob auch eine langsame Veränderung der menschlichen Psyche vor sich gegangen ist und vor sich geht, läßt sich nicht sagen. Wenn man die Hypothese einer Entwicklung der organischen Welt annimmt, so muß man auch eine allmähliche Entstehung und Weiterbildung des menschlichen Denkorgans annehmen. Sicherlich hat die Menschheit selbst durch die von ihr geschaffenen Veränderungen ihrer Existenzbedingungen, durch den sogenannten Kulturfortschritt, sich Aufgaben gestellt, die frühere Generationen nicht kannten; ob aber diese selbstgesetzten Veränderungen dauernde Umbildungen hervorrufen, oder ob sich die Steigerung der Leistungsfähigkeit des Gehirnes bei einzelnen ebensowenig auf die Nachkommen vererbt als körperliche Verstümmelungen, das wissen wir nicht. Es wäre auch denkbar, daß nur eine Bereicherung des Vorstellungsinhaltes ohne Veränderung des Organs stattgefunden hat.

Das Wesen der Gesetzeswissenschaften beruht also auf der Beobachtung regelmäßig sich abspielender Vorgänge, konstanter Beziehungen zwischen den Elementen der Welt, für welche mehr oder weniger präzis gefaßte schematische Bilder, Gesetze gefunden werden können. Diese Definition schließt alle jene Fächer aus, deren Streben auf die Erfassung und das Begreifen von Vorgängen gerichtet ist, die sich nur einmal ereignen und ereignen können. Ein Kunstwerk wird nur einmal geschaffen, Politik und Krieg kehren so, wie sie einmal abgelaufen sind, gewiß nicht wieder. Man könnte freilich mit vollem Recht auch hier den Satz aufstellen: unter gleichen Bedingungen geschähe ein

zweites Mal auch wieder dasselbe. An der Richtigkeit dieser Annahme ist gar nicht zu zweifeln, aber sie ist trotzdem sinnlos, denn wir wissen ganz bestimmt, daß die gleichen Voraussetzungen nicht wieder kommen werden, da sie nicht wieder kommen können. Denn die geschichtlichen Vorgänge machen durch die Veränderungen, die sie bewirken, selbst ihre Wiederkehr unmöglich.

Man hat die Wissenschaften von diesem Typus unter dem Namen Ereigniswissenschaften zusammengefaßt. Als ihren Zweck wird man ansetzen können: sie haben den Zusammenhang, die ursächliche Verknüpfung der Ereignisse klarzulegen. Ursachen und Bedingungen des Geschehens sind in erster Linie die vorausgegangenen Ereignisse, so daß also alles Geschehene in einem niemals unterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Folge steht; außerdem wirken aber auch Tatsachen von nicht historischem Charakter ein, deren Untersuchung den Gesetzeswissenschaften zufällt, Naturbedingungen. Diese bilden den Rahmen und die Bühne des Geschichtsverlaufes und beeinflussen das Schauspiel selbst auf das allerstärkste.

Den Typus der Ereigniswissenschaften zeigt am reinsten die eigentliche menschliche Historie mit ihren selbständig gewordenen Töchtern, wie Geschichte der Literatur und Sprache, der Kunst, des Rechtes und der andern Betätigungen des menschlichen Geistes[1]). Die erste und eigentliche Aufgabe des Forschers ist hier, den Zusammenhang der Ereignisse festzustellen. Er kann dies, wie schon hervorgehoben wurde, nicht mit dem Anspruch tun, damit ein Schema, eine Formel nach Art der Kirchhoffschen Beschreibung zu schaffen, sondern seine Absicht kann nur sein, die Gründe der Ereignisse wenn möglich zu ermitteln und darzulegen.

Diese Aufgabe ist nur mit großen Einschränkungen lösbar. Denn die Zahl der Zusammenhänge, der Fäden, die Ursache und Folge miteinander verbinden, ist ebenso unbegrenzt, als die Zahl der Spieler in dem welthistorischen Drama, das verstanden werden soll. Wie die Geschichte nur ganz wenige einzelne Menschen erwähnen kann, obwohl alle passiv und eine nicht geringe Anzahl auch aktiv an den Ereignissen beteiligt sind, so kann sie niemals jene Zusammenhänge auch nur im entferntesten erschöpfen. Sie muß generalisieren und vereinfachen, vielleicht mehr als jede andre Disziplin; sie kann unter den Veränderungen im Völkerleben nur die wichtigsten, auffallenden, größere Gruppen betreffenden zu erklären versuchen; sie kann das stille Tun und Treiben der anonymen Millionen nur als „Zustand" zusammenfassen.

So groß ist der Zwang, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Geschehens durch Vereinfachung faßbar zu machen, daß wir schon ein alltägliches Erlebnis nicht erzählen, ja überhaupt nicht im Gedächtnis aufbewahren können, ohne es auf wenige einfache Haupttatsachen einzuschränken. Eine solche Zusammenziehung ist der natürliche Anfang jeder Geschichts-

[1]) Die philologischen Fächer sind vorwiegend historischer Natur, da nicht bloß die Literatur, sondern auch die Sprache selbst ein einmaliges Erzeugnis ist; doch besitzt die Sprachwissenschaft als solche einen starken psychologischen und physiologischen Einschlag, der gelegentlich überwiegend werden kann.

erzählung, die also gegenüber dem Geschehen selbst immer nur ein Gerippe, eine Zeichnung in Linien sein kann. Die Unübersehbarkeit ist die Haupteigenschaft des Geschehens. Deshalb verbürgt die Teilnahme an den Ereignissen keineswegs das Verständnis dessen, was vorgegangen ist. Man erinnert sich hier an das bekannte Beispiel von dem Raufhandel, den jeder Augenzeuge anders erzählt; wobei aber die Verschiedenheit der Berichte nicht so sehr durch die Unvollkommenheit der Beobachtung erzeugt wird, als durch die Notwendigkeit, das Gesehene auf eine einfachere Form zu bringen. So wird der Subjektivität der Beobachter Eingang geschaffen.

Der erste Geschichtschreiber einer Schlacht ist der Generalstabschef, der seinem Gebieter den Bericht über die Ereignisse vorlegt; schon er muß die Bewegungen vieler Tausende, die ihrerseits meist gar keinen Einblick in das haben, was sie erlebten, zusammenfassen, und das reichste, bunteste Geschehen in wenigen Hauptzügen darstellen. Ähnlich steht eigentlich jeder Mensch seinen eigenen Erlebnissen, nicht bloß den äußerlichen, sondern auch den innerlichen, gegenüber; er kann nur das Wichtigste davon im Gedächtnis behalten und ist nicht selten der schlechteste Geschichtschreiber für das, was doch sein persönlichstes und ausschließliches Eigen war: für seine Gedanken und Gefühle und die Gründe seiner Handlungen.

Daher kann Geschichte immer erst geschrieben werden, wenn sehr viele Einzelheiten bereits vergessen sind, und dadurch das Wichtige, das Entscheidende, was Folgen nach sich zog, erkennbar wird. Es muß erst eine natürliche Auslese nach der Wichtigkeit und der Kraft der Wirkung eintreten.

Wenn die Geschichte nun daran geht, den Zusammenhang der Ereignisse darzustellen, was ja schon bei der ersten und einfachsten Berichterstattung nicht zu vermeiden ist, so findet sie Kausalverbindungen außerordentlich verschiedener Art vor sich. Manche sind kurz und ohne weiteres klar: eine Schlacht wird verloren durch falsche Auffassung der Lage auf der einen, durch einen kühnen Zug und ein glückliches Erraten auf der andern Seite; gewisse Entschlüsse sind nach dem Charakter der entscheidenden Personen und der Gesamtlage fast selbstverständlich. Aber es gibt ganz andre Verbindungen von Ursache und Wirkung, die nicht weniger gewiß, und doch ungemein schwer zu erfassen sind. Längstvergangene Zustände wirken bestimmend nach; Entscheidungen, deren niemand mehr gedenkt, haben den Ablauf der Dinge in ein Geleise gebracht, aus dem es kein Entweichen mehr gibt. Ungreifbare moralische Potenzen, Gesamtstimmungen der Völker, die wieder durch die erlebten Schicksale bedingt sind, verlangen als entscheidende Faktoren Betrachtung und Aufklärung. Nahes und Fernes hängt durch das kausale Band zusammen, die einfache Filiation steht neben der verwickeltsten und schwer faßbaren Fernwirkung.

In dieser Überfülle der Beziehungen und in der Notwendigkeit, aus ihr eine zweckmäßige Auswahl zu treffen, liegt der Grund der Unsicherheit, das Schwankende, Willkürliche, das ohne Zweifel aller Geschichte eigen ist; also nicht in der Unsicherheit der Quellen oder der Tatsachen selbst, sondern in den unzählbaren Möglichkeiten der Auswahl und der Auffassung ihres Zusammenhanges. Dabei ist von den Fehlern, die aus schlechter Arbeit oder

gar aus absichtlicher Färbung oder Fälschung des Tatbestandes hervorgehen, ganz abgesehen. Es lassen sich sehr viele grundverschiedene Geschichten nebeneinander denken, die deshalb gar nicht besser oder schlechter und auch nicht lügenhaft zu sein brauchen. Deshalb schreibt sich jede Zeit die Geschichte der Vergangenheit neu, nicht bloß weil man neues Material gefunden oder das alte besser bearbeiten gelernt hat. Deshalb hat auch die Persönlichkeit des Geschichtschreibers eine Bedeutung für sein Werk wie die keines andern Forschers für das seine. Entdeckungen und Darstellung in den Gesetzeswissenschaften brauchen den persönlichen Charakter des Autors nicht zu zeigen, sie können ganz unpersönlich gedacht werden; in der Historie hängt so viel von den Anschauungen, Neigungen und dem Interessenkreis der Persönlichkeit ab, die die Auswahl unter den Ereignissen trifft und ihren Zusammenhang darzustellen sucht, daß sie niemals in demselben Grade hinter ihr Werk zurücktreten kann. Darum muß auch der darstellende Historiker ein Stück Künstler sein, denn er muß bei seiner Wahl Ebenmaß und einheitliche Gesichtspunkte walten lassen, er muß also Stil und Geschmack haben.

Verschiedene Gattungen der Historiographie zeigen diese Charakterzüge des geschichtlichen Wissens und Wiedergebens in sehr verschiedenem Grade. Die eigentliche Forschungsarbeit, welche auf eine künstlerische Darstellung verzichtet, gewinnt mit der Enge der Aufgabe ganz bedeutend an Sicherheit, während eine weitausgreifende und Vieles kurz zusammenfassende Geschichtserzählung sich mit weiterem Schwunge über die Einzelheiten hinwegsetzen muß und dadurch öfter zu Bedenken Anlaß gibt. Es braucht ein weitschichtiger Kausalzusammenhang an sich nicht unsicherer oder unrichtiger zu sein als ein kurzer, knapp gefügter, aber die Kontrolle und die Erweisbarkeit durch Tatsachen, die nicht anders deutbar sind, wird immer schwieriger, je weiter man ausgreift.

Es besteht somit zwischen Gesetzes- und Ereigniswissenschaften ein tiefgreifender Unterschied, der mehr noch das Ziel als die Methode betrifft. Trotzdem ist, wie männiglich bekannt, der Geschichte sehr oft der Rat erteilt worden, sie solle durch Nachahmung der naturwissenschaftlichen Methoden sich erst zum Range einer Wissenschaft erheben. Wenn das den Sinn haben soll, daß die Geschichte ebenso vorurteilslos, ebenso induktiv vorgehend aus den gesammelten Tatsachen Schlüsse ziehen solle wie die Naturwissenschaften, daß sie sich nicht in den Dienst irgend einer Richtung oder Macht stellen, sondern schlicht die Wahrheit suchen solle, dann wird man nur aus vollem Herzen zustimmen können. Wenn man sie aber anweist, Gesetze zu finden, die an Präzision und Sicherheit den physikalischen und biologischen vergleichbar sind, so ist das abzulehnen. Das kann die Geschichte niemals leisten, und sobald sie es versucht, scheitert sie. Ein solcher Rat beweist nur, wie schwer es ist, in das Wesen der einzelnen Fächer Einblick zu gewinnen. Wenn Naturforscher, wie du Bois Reymond, ihn ausgesprochen haben, so war das eine nicht gerechtfertigte Ausdehnung naturwissenschaftlicher Denkgewohnheiten; wenn er aber, wie es fast noch häufiger geschehen ist, von Historikern und ihren Genossen, den Soziologen, Wirtschafts- und Rechtshistorikern gegeben

worden ist, so beruht das, wie mir scheint, auch auf einer unrichtigen Auffassung dessen, was die Naturwissenschaften leisten und wollen.

Der Anstoß dazu ist ganz wohl verständlich. Die Naturwissenschaften, besonders die physikalisch-mathematische Gruppe bietet das imponierende Beispiel der Exaktheit, des bestimmt Umgrenzten, des mathematischen Ausdruckes. Das scheint ein erstrebenswertes, wenn auch vielleicht unerreichbares Ideal. Aber was für die Physik eine gute Sache ist, braucht es nicht für andre Fächer zu sein. Man übersieht auf historischer Seite, wie es scheint, vor allem den Umstand, daß selbst mit dem zutreffendsten mathematischen Ausdrucke eines physikalischen Verhältnisses noch nichts erklärt, sondern nur eine Beschreibung geliefert ist. Die letzten Gründe der Dinge bleiben dabei ebenso unbekannt, als sie es bei der Geschichte sind. Wir wissen vom Wesen der Materie ungefähr ebensoviel wie vom Ursprung und Endziel der menschlichen Geschichte, und das ist auch ganz verständlich, wenn man beide als Aktionen derselben Natur und Teile des einheitlichen Weltprozesses auffaßt. Die physikalischen Theorien aber bezeichnet kein geringerer denn Maxwell als Bilder der Natur, als mechanische Analogien, welche momentan die Gesamtheit der Erscheinungen einheitlich zusammenzufassen vermögen, aber durch andre, besser passende ersetzt werden müssen, sofern sie den Erfahrungen nicht mehr im ganzen Umfange entsprechen[1]). Die naturwissenschaftliche Forschung braucht also Hypothesen; eine glücklich gewählte Arbeitshypothese ist das beste Förderungsmittel des Fortschrittes. Man muß sich ein einheitliches Bild von dem Wesen der Erscheinungen machen, bevor man an die Prüfung der Einzelheiten herantritt, und das Ziel ist erreicht, wenn tatsächlich alle beobachteten Fälle in das System passen und die Hypothese nun als Theorie Annahme findet. Ganz anders in der Historie. Wenn der Historiker Hypothesen aufstellt, so ist das nur ein Beweis, daß ihn die Überlieferung im Stiche gelassen hat und er zu wenig von den Dingen kennt. Denn er kann seine Hypothesen nicht durch Experiment und wiederholte Beobachtung erproben und zur Theorie ausgestalten; man sollte daher in der Geschichte überhaupt nicht von Hypothesen, sondern nur von Vermutungen oder Annahmen sprechen.

Ebenso sollte man in der Geschichte den Ausdruck Gesetz vermeiden. Es gibt im Geschichtsverlaufe Ähnlichkeiten, Analogien von hohem Wert, die uns manches allein erklären können, aber Gesetze gibt es nicht, wenn wir den Ausdruck in naturwissenschaftlichem Sinne nehmen, als eine aus vielen Fällen gezogene Norm, die uns den gleichen Ablauf künftiger Fälle voraussagt.

Somit scheint es ebenso ungerechtfertigt, den alten Satz, „die Wissenschaft reiche nur soweit als die Mathematik" auf die Geschichte anzuwenden, als mit Lamprecht zu behaupten, es gäbe in der Geschichte Vorgänge, die mit eben derselben Gesetzmäßigkeit eintreten müssen, wie Naturprozesse; „wie aus einer Eichel ein Eichbaum wird, so folgt Geldwirtschaft auf Naturalwirtschaft usw." Besser wird es sein, mit Schmoller zu sagen: „Was man voreilig Gesetze

[1]) Kleiner, Über die Wandlungen in den physikalischen Grundanschauungen. Verhandlungen der Schweizer naturforschenden Gesellschaft 1901.

der Geschichte genannt hat, waren entweder zweifelhafte Generalisationen oder einfache uralte psychologische Wahrheiten".

Wenn man diese angeblichen geschichtlichen Gesetze mit dem vergleicht, was man in den Naturwissenschaften eine gut beglaubigte Theorie oder Hypothese, ein Gesetz nennt, dann ist vielleicht das geringschätzige Urteil der Naturforscher begreiflich und zu entschuldigen.

Die unvollkommene Nachahmung des naturwissenschaftlichen Beispieles kann also höchstens die Geschichte dessen berauben, was ihr Eigenartigstes ist: die Darstellung des pulsierenden Lebens, der Fülle der Erscheinungen, des tiefen und uferlosen Stromes der Ereignisse, der sich nicht in die engen Dämme von Gesetzen spannen läßt.

Nicht glücklicher als der Versuch, der Geschichte Gesetze abzupressen, wie sie die Physik schaffen kann, erscheint die Idee, durch Vergleich des Geschichtslebens mit dem der Organismen neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Der Staat ist kein Organismus, und die Völker leben und sterben nicht nach denselben Gesetzen wie die einzelnen Menschen. Es ist anzunehmen, daß aus der Anwendung solcher Bilder mehr Schaden als Nutzen erwächst. Denn die falschen Analogien und auf Irrwege führenden Parallelen sind ungleich häufiger als die zutreffenden.

Besteht somit zwischen den Gesetzes- und Ereigniswissenschaften eine Kluft, über welche keine Brücke führt, und ist es im beiderseitigen Interesse geboten, sich dieses Umstandes voll bewußt zu werden, so ist damit doch nicht auch eine ebensolche Kluft zwischen Naturwissenschaften im weiteren Umfange und der Geschichte gegeben. Und zwar deshalb, weil gerade in neuerer Zeit ein sehr beträchtlicher Zweig der Naturwissenschaften selbst historisierenden Charakter angenommen hat. Die Entwicklungsgeschichte und die historische Geologie sind selbst Ereigniswissenschaften. Diese neue Auffassung hat die Geognosie zu einer Erdgeschichte gemacht, und die sogenannten deskriptiven, beschreibenden Naturwissenschaften bemühen sich, das zu werden, was man sie schon lange vorher mit Unrecht genannt hatte: eine Naturgeschichte.

Die Geschichte der organischen Welt ist als solche noch eine Hypothese, wenn auch eine von den beteiligten Forschern fast ausnahmslos angenommene. Ihre Dokumente liegen vor in den Verwandtschaftsbeziehungen der lebenden und ausgestorbenen Organismen. Man forscht noch nach dem Antrieb der Veränderungen; man sucht sie zum Teil in rein geschichtlichen Tatsachen, in Wanderungen, im „Kampfe um das Dasein", eine Vorstellung, die der menschlichen Geschichte entlehnt ist, zum Teil im Wesen der Organismen selbst, der Anpassungsfähigkeit, einem gewissen Veränderungstrieb ꝛc. Jedenfalls liegt die Aufgabe vor, aus Zeugnissen, die zu kritisieren sind, einen Geschichtsverlauf wieder herzustellen.

Noch viel mehr Ähnlichkeit mit der menschlichen Geschichte hat die Erdgeschichte. Der Impuls zu Veränderungen der Erdrinde liegt in der physikalischen Natur des Planeten; zum Teil in seinem inneren Bau, seiner Wärme und Abkühlung, zum Teil in den Bewegungen der Licht- und Wasserhülle, die auf ihn einwirken. Unter diesen Bedingungen spielte sich eine Erdgeschichte

ab. Ihre Dokumente liegen vor unsern Augen, wir wandeln auf ihnen umher; sie besitzen daher eine unübertreffbare Realität, der gegenüber die Gestalten der Menschen, die gelebt haben, wie ungreifbare Schatten erscheinen könnten. Aber die Deutung der Zusammenhänge ist schwierig; die Natur der Prozesse, die sich vollzogen haben, ist noch vielfach unbekannt oder zweifelhaft. Ungeheure Zeiträume sind zu überblicken, denen gegenüber die Jahrtausende der verbürgten Menschengeschichte als eine Sache von gestern erscheinen. Die Erdgeschichte verhält sich zu ihr, wie ein mächtiges, auf wenigen Stützpunkten ruhendes Gerüste, das einen gewaltigen Raum umspannt, zu einer enggebauten, labyrinthischen Stadt aus unzähligen kleinen, aber festen Häusern.

Auch die Erdgeschichte wird sich auf diesem Planeten nicht mehr wiederholen, denn die Veränderungen, von denen sie selbst uns erzählt, gestatten das nicht; die Anfangsbedingungen können sich nicht wiederherstellen. Aber auch auf andern Planeten wird sie sich nicht wiederholen, denn selbst die bescheidene Kenntnis ihrer Natur, die wir besitzen, reicht hin, dies für unmöglich zu erklären. Ebensowenig vermögen wir, den zukünftigen Verlauf vorauszusagen, trotzdem wir durch Beobachtung des gegenwärtig laufenden Stückes Geschichte das früher Geschehene um so viel besser verstehen gelernt haben. Der Vorgang ist zu verwickelt; es sind der Möglichkeiten, die wir nicht mehr überblicken können, all zu viele, obwohl das unberechenbarste Element, der Wille und Entschluß des Individuums, in dieser Geschichte keine Rolle besitzt.

Die Erdgeschichte hängt mit der menschlichen Geschichte unmittelbar zusammen. Es gibt ein Übergangsgebiet. Wenn der Prähistoriker das Alter seiner Funde richtig beurteilen will, so muß er den Geologen zu Rate ziehen, und einträchtig studieren beide deren Beziehungen zu dem Hangenden und Liegenden.

Und unmerklich geht die Prähistorie über in das, was man Geschichte nennt.

Für den Geographen, der einen Landstrich studiert, fließen Erdgeschichte und Historie vollends ineinander. Er sieht in den Bergen, die hier emporgetürmt sind, in den Tälern, die sich zwischen ihnen hinziehen, Werke einer langen Geschichte, nicht absolute unveränderliche Gegebenheiten. Ist die alte Moräne, die hier quer über das Tal liegt, nicht ebenso ein Monument einer vergangenen Zeit als die Burgruine, die sie krönt? Die Erdräume und die Zustände ihrer Bewohnerschaft historisch aufzufassen als einheitliche Produkte der Erdgeschichte und der menschlichen Historie, das ist die wahre Aufgabe des Geographen.

Hier ist also keine Kluft zwischen den einzelnen Fächern vorhanden, weder im Endziel noch auch in der Qualität der Ergebnisse. Das Ziel ist: Verständnis des Zusammenhanges der Ereignisse; die Methode: strenge Feststellung des Tatbestandes, Aufsuchung der Brücken, die sie verbinden, nicht Aufstellung von Regeln, nicht mathematische Formulierung.

Die Erdgeschichte ist in ihrem Verlaufe bedingt durch die physische Beschaffenheit des Erdkörpers, aber auch die menschliche Geschichte ist von gewissen Naturbedingungen abhängig, die an sich naturgesetzlich bestimmt sind. Es sind dies: die physische Beschaffenheit des Menschen, sein Ernährungsbedürfnis,

seine Lebensdauer, dann die psychischen Eigenschaften: Intelligenz, Charakter, endlich der Raum, den er bewohnt, das Klima. Diese Dinge sind gewissermaßen Konstanten in der Rechnung; durch sie wird der Ablauf der Geschichte innerhalb fester Geleise gehalten und dauernd bestimmt. Damit ist eine weitere feste Brücke zwischen Natur- und Menschengeschichte geschlagen.

Ihr Studium hat von jeher die forschenden Geister beschäftigt; Betrachtungen über den Einfluß des Klimas und des Wohnplatzes auf die Völkergeschichte finden sich schon in der antiken Literatur. In neuerer Zeit vereinigten sich zwei Ursachen, diese Art Forschung vorwärts zu treiben: einmal der Fortschritt der Naturwissenschaften und die Ausdehnung des Gesichtsfeldes über alle Völker und Räume der Erde; dann die steigende Vorliebe der Historiker für das Studium der Zustände, während man früher nur die großen politischen und kriegerischen Ereignisse als Gegenstand der Geschichte betrachtet hatte.

In den Zuständen drückt sich der Einfluß der Naturbedingungen viel deutlicher aus, als in den geschichtlichen Taten, die ja stets bis zu einem gewissen Grade von der Unberechenbarkeit menschlicher Individuen abhängen. Bei den Naturvölkern ist er daher viel stärker bemerkbar, als bei den kultivierten Nationen. Sie zeigen uns den Menschen ein den Bedingungen seines Daseins ganz und gar angeschmiegtes Dasein führend, das er durch eigene Schöpfungen nur wenig verändert hat. Hier wird die Geschichte daher ersetzt durch die Anthropologie, welche die körperliche Ausstattung, die Völkerpsychologie, welche die geistige Beschaffenheit, und die Ethnologie, die den sozialen Zustand behandelt.

Der Unterschied der kultivierten Nationen von den Naturvölkern besteht aber nun gerade darin, daß jene sich aus der Sklaverei der Naturbedingungen bis zu einem gewissen Grade befreit und umgekehrt die Natur sich dienstbarer gemacht haben. Deshalb wird es aber immer schwieriger, den Einfluß der Naturbedingungen zu erkennen und ohne Fehler und Übertreibungen darzustellen, je höher zivilisiert die Völker sind, mit denen man sich beschäftigt, und eine je längere Geschichte sie hinter sich haben. Es wurde daher mit Recht für eine einseitige Auffassung der Geschichte erachtet, als ein bekannter Autor gewisse historische Erscheinungen durch die Überlegenheit der Fleischesser über die Vegetarianer erklären wollte, obwohl gewiß ein Stück Wahrheit darin steckt. So einfach ist der Geschichtsverlauf nicht beschaffen, daß man mit solchen Erklärungen auslangen oder gar aus ihnen ein Gesetz formulieren könnte.

Es ist besonders die Wirtschaftsgeschichte, die sich bemüht, Gesetze aufzufinden. Das, was man Wirtschaft nennt, geht auf das Ernährungsbedürfnis des menschlichen Organismus zurück; es macht die Herbeischaffung der Nahrung zur wichtigsten Angelegenheit des Lebens und zwar auf allen Kulturstufen. In der Art dieser Beschaffung hat die Menschheit einen ungeheuren Weg, von dem Sammeln wildwachsender Naturprodukte bis zur heutigen Weltwirtschaft zurückgelegt; aber bekanntlich sind die verschiedenen Völker nicht im gleichen Schritt marschiert; wir sehen die ganze Straße mit Wandelnden bedeckt; es gibt gleichzeitig Repräsentanten vieler einzelnen Stadien. Somit ist es nicht

verwunderlich, wenn sich die Aufeinanderfolge der wirtschaftlichen Formen bei verschiedenen Völkern wiederholt. Aber die Ähnlichkeit ist noch lange nicht eine gesetzmäßige Gleichheit, und es wird wohl auch hier vorsichtiger sein, nicht von Gesetzen, sondern nur von Analogien oder Beispielen zu sprechen.

Die Annahme, die wirtschaftlichen und kulturellen Zustände der Nationen entwickelten sich in bestimmten, auf gleicher Kulturstufe immer wiederkehrenden Formen, also nach Gesetzen, die sich ermitteln lassen und daher auch eine Vorhersagung gestatten, beruht auf der Voraussetzung, daß die Veränderung der Zustände nur aus sich selbst heraus, nach den in ihnen liegenden Antrieben erfolge. Das ist aber keineswegs der Fall. Einmal ist auf allen Kulturstufen die Beeinflussung durch die Nachbarn wirksam, von bescheidenen Entlehnungen bis zum internationalen Austausch in der Gegenwart. Aber auch im engeren Kreis ist der wirtschaftliche und rechtliche Zustand abhängig von der politischen und kriegerischen Geschichte, die bekanntlich in hohem Grade den Zufälligkeiten des Personenwechsels unterworfen ist. Wer sich mit rechtlichen und politischen Zuständen Österreichs im 18. Jahrhundert beschäftigt, wird immer wieder mit Staunen beobachten, wie die Hand Kaiser Josephs II. bis in das letzte Bauernhaus hin sich fühlbar macht und die wichtigsten Verhältnisse umgestaltet. In dem bescheidenen Archiv des abgelegensten Herrschaftsgerichtes finden wir seine Spur ebenso deutlich, vielleicht deutlicher als in der Welthistorie. Und das mußte doch nicht sein? Kaiserin Maria Theresia hätte ganz wohl noch zehn Jahre länger leben können. Man kann die Einwirkung der Individuen nicht aus der Geschichte der Zustände ausschließen. Und damit ist ein unberechenbares Element gegeben. Zwar kann kein einzelner über die Schranken steigen, die seine Zeit ihm zieht, da er keine andern Vorstellungen in seinem Haupte aufspeichern kann, als die, welche ihm Zeit und Umgebung vermitteln; aber die Tat ist immer etwas persönliches, und über die Bedeutung großer Personen auf den allgemeinen Zustand sollte man angesichts der Geschichte der letzten Jahrhunderte nicht streiten.

Eine ebenso wichtige Konstante im historischen Zustand, als die physischen Eigenschaften und die Bedürfnisse der Menschen ist der Raum, den er bewohnt. Die Geographie hat in den letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung genommen und zwar zum Teil deshalb, weil man den Erdkreis bis auf unbedeutende Reste genau kennen gelernt hat, zum Teil, weil man über den geologischen Bau der Erdrinde und die Gesetze der Meteorologie besser unterrichtet wurde. Dieser Aufschwung ist also von der naturwissenschaftlichen Seite ausgegangen und ihr zugute gekommen; mit Recht wird vom Geographen verlangt, daß er wenigstens ein Stück Naturforscher sei. Aber es wird stets eine seiner wichtigsten Aufgaben bleiben, die so verfeinerte Kenntnis auf Probleme des menschlichen Daseins anzuwenden, und zu untersuchen, welche Wirkungen die geographischen Konstanten, Raum, Oberflächenform, Klima, Bodenproduktion auf die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der Menschen ausüben.

Wenn wir die Ergebnisse prüfen, die bisher hier gewonnen worden sind, will es scheinen, als seien sie wichtiger und interessanter für die Gegenwart

als für die Vergangenheit. Den jetzigen Zustand der Völker und Staaten zu verstehen, dazu ist eine eingehende geographische Kenntnis unerläßlich, und die wertvollsten Belehrungen werden sich aus ihr ergeben. Mit den anthropogeographischen Gesetzen — wie man sie für die Geschichte aufstellen möchte — ist es aber kaum besser bestellt, als mit den soziologischen. Die evidenten Wahrheiten sind all zu selbstverständlich, und die behaupteten feineren Zusammenhänge sind zweifelhaft. Anthropogeographische Behauptungen müssen wie die soziologischen meist recht allgemein gehalten werden, wofern sie noch gelten sollen; deshalb kann man in der geschichtlichen Einzelarbeit wenig mit ihnen anfangen.

Auch gegenüber dem Einfluß des Raumes hat sich der Kulturfortschritt wirksam erwiesen. Für die jetzt üblichen Verkehrsmittel ist der Raum etwas andres geworden als er einstens war. Er ist noch da und wirkt als Konstante wie bisher, aber ein andrer Faktor, die Geschwindigkeit der Bewegung, hat sich so vergrößert, daß das Ergebnis der Rechnung völlig anders geworden ist.

So mögen noch viele Veränderungen in dem Verhältnis der Menschen zu ihren Existenzbedingungen eintreten; wie durch die Fortschritte der Hygiene jetzt schon eine Verlängerung der menschlichen Lebensdauer bewirkt worden ist, darf man weitere Errungenschaften in dieser Richtung erwarten. Bisher waren es fast durchaus Wandlungen zum Bessern, die da erreicht worden sind, und insofern kann man ohne Zweifel von einem Fortschritt der Menschheit sprechen. Es ist aber ein durchaus nicht gerechtfertigter Optimismus, wenn man es für ausgemacht hält, der Sinn der Bewegung müsse immer derselbe bleiben. Es ist vielmehr mit Sicherheit anzunehmen, daß der Menschheit auch ungünstige Veränderungen bevorstehen. Am drohendsten erscheint die Erschöpfung des Wohnraumes und damit der Erhaltungsmittel, von Änderungen der umgebenden Natur, wie Klimaschwankungen nicht zu reden, deren Eintreten doch ebenfalls mit großer Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden kann. Dann werden die Gesetze des geschichtlichen Lebens ganz andre sein, und man wird mit den alten nichts anfangen können, wenn man so unvorsichtig war, solche aufzustellen.

Zusammenfassend werden wir also sagen dürfen: die Historie ist eine Ereigniswissenschaft, und damit sind ihre Ziele und ihre Ergebnisse andre als die der Gesetzeswissenschaften, und es ist unrecht, wenn sie diesen nachzustreben sucht, oder wenn ihr vorgeworfen wird, daß sie es nicht vermag. Hingegen steht sie mit einem Teil der Naturwissenschaften, die selbst Ereigniswissenschaften sind, in der engsten Verbindung, und die Ergebnisse sind ebenso vergleichbar wie die Ziele. Ja sicherlich besteht der wichtigste Fortschritt, den die Wissenschaften im abgelaufenen Jahrhundert gemacht haben, darin, daß man die Natur als Ergebnis einer Geschichte aufzufassen gelernt hat, und gewiß wird auch in Zukunft eine wahre Aufklärung über Welt und Menschheit immer nur durch eine einheitliche Auffassung der Natur und der Geschichte erreicht werden.

Damit stelle ich mich in Gegensatz zu Ottokar Lorenz, der einmal gesagt hat[1]), er halte es für vollkommen ausgeschlossen, daß die Geschichte zur Lösung der großen Welträtsel etwas beitragen und in diesem Sinne zum Range einer Wissenschaft erhoben werden könnte. Wenn die Lösung des Rätsels dieser Welt darin besteht, über die Bedingungen Aufklärung zu erhalten, unter welchen das menschliche Geschlecht existiert, dann kann die Geschichte allerdings wenig dazu beitragen, denn es sind die Gesetzeswissenschaften, die uns jene Bedingungen erläutern; die Geschichte aber ist das Resultat, also selbst das Rätsel, das aufgeklärt werden soll. Trotzdem aber kann allein die historische Betrachtungsweise die allerwichtigste Grundfrage lösen, die man sich zu stellen vermag, nämlich, *ob die Entwicklung der Menschheit sich autonom vollzieht nach den in ihr selbst liegenden Voraussetzungen, oder ob sie von den Gesetzen einer andern, außer oder über der Natur stehenden Welt beherrscht wird.* Darüber muß die Geschichte der Jahrtausende Aufschluß geben können. Von der Beantwortung dieser Frage hängt aber die Bedeutung und Wertschätzung aller Wissenschaft und Forschung ab: am meisten der Naturforschung. So wird allerdings die Geschichte zur Lösung der größten Weltfrage entscheidend mitwirken können, wenn sie schlicht der Wahrheit dient — ohne Voraussetzung.

[1]) Geschichtswissenschaft, Bd. II, S. 265.

Gräfin Heinz.

Szenen aus der Berliner Gesellschaft.

Von

Marie von Bunsen.

I. Nach dem Botschaftsball.

Es ist drei Uhr morgens: ein Nebenraum von Pschorr mit eigenem Eingang, um mehrere zusammengerückte Tische sitzen Offiziere der Garde-Kavallerieregimenter. Alle haben Kotillonorden und Embleme, einige noch Goldstaub und Rosenblätter an den Röcken und am Haar. Kammerherr von Leskow ist der einzige Zivilist. Allgemeine, lachende Unterhaltung.

Kammerherr Elimar von Diehl (vornehmes, etwas matt zurückhaltendes Wesen, kommt mit Herrn von Pelten, einem ganz jungen und frischen Husarenleutnant aus der Provinz. Überraschte Begrüßung Elimars seitens der Herren).

Prinz Reußen. Sie hier!

Elimar (resigniert). Als Onkel (stellt vor): Mein Neffe, Herr von Pelten, hatte vorhin im Gedränge keine Gelegenheit, sich Ihnen vorstellen zu können. (Zu Herrn von Leskow): Ihretwegen bin ich hierher gekommen; der Kleine (auf Pelten weisend) hat nur vier Wochen Urlaub und will möglichst überall hin, vor allem möglichst überall tanzen. Er ist sehr jung, und es macht ihm noch Spaß. (Zu Pelten): Joachim, Herr von Leskow kennt ganz Berlin und verkehrt mit allen möglichen, wie auch nur halbwegs möglichen Menschen. Er ist der einzige Lebende, der einem Provinzler Ende Januar Einladungen zu den Botschafter- und Ministerbällen, sowie Kotillontänzerinnen verschaffen könnte. Also, guter Junge, mache ihm den Hof.

(Leskow und Pelten setzen sich zusammen hin.)

Pelten. Sie sind von einer . . . wirklich . . . unendlichen Güte . . .

Kammerherr von und zu Leskow (schon ziemlich kahl, etwas abgehetzt, spricht immer geschäftsmäßig und rasch). Nicht im geringsten! Dafür bin ich ja bekannt. Ich bin gefällig, das weiß ich selber, das wird Ihnen auch Ihr Herr Vetter bestätigen . . . Sie sind sich doch wohl der Schwierigkeiten bewußt? Selbst für die in Berliner Regimenter stehenden oder hierher kommandierten Offiziere wie für die an den Ministerien beschäftigten jungen Leute mit besten Beziehungen ist es im ersten Winter eine harte

Arbeit. Man muß sich anstrengen, um überhaupt gesehen zu werden, von Vergnügen ist gar nicht die Rede, von Tanzen nur mit den wenig bekannten oder recht undekorativen jungen Damen. Immerhin — dies ist eine Tatsache — haben sporadisch auftauchende Kavalleristen manchmal Glück. Ich habe zwei Fälle erlebt, wo die neue Uniform anscheinend erfrischend wirkte, wo es auf einmal Chic wurde, mit dem „kleinen gelben Dragoner" oder dem „kleinen schwarzen Husaren" zu tanzen. Dann haben sogar einige der tonangebendsten Damen die bekannte Konfusion gemacht und dem Provinzler auf den größten, maßgebendsten Bällen den Kotillon gegeben! (Feierlich): Ihrem Herrn Vetter zuliebe werde ich versuchen, Sie zu einem solchen Ausnahmefall zu stempeln. (Pelten drückt ihm strahlend die Hand. Leskow holt sein Notizbuch hervor und beginnt zu schreiben.) Also, morgen bei Uhlenbergs werde ich versuchen, Ihnen eine Einladung zum Fastnachtsball zu erwirken. Dann (schreibt), hier die Liste der abzugebenden Karten und die der Nachmittagsempfänge. Das ist der geeignete Boden für strebsame Anfänger. Grade wegen ihrer Langenweile gelten sie für verdienstvoll, die schon „Angekommenen" drücken sich, wo nur möglich; so wird man gesehen, und das ist das erste Erfordernis. (Gibt ihm das herausgerissene Blatt.) Ihre Adresse? (Notiert sie und spricht noch weiter auf ihn ein.)

Graf Scheck (der „schöne Scheck", zu Elimar und Prinz Reußen). Vom Lande sind wieder zu Hof gehende Menschen angelangt — einfach unglaubwürdige Wesen!

Elimar (bedauernd). Leute mit fertig gebundenen Krawatten, die Rum im Tee nehmen und Sonntagabend „ein Bad". Im übrigen achtbar.

Prinz Reußen. Meine Tante hatte von der Sorte heute zum Frühstück. Die Herren erschienen im Smoking, mit Johanniterorden (Bewegung der Zuhörer), die Damen legten die Hüte ab — alle blieben bis fünf!

Leskow (diktiert dem sich Notizen machenden Pelten). Montag, Donnerstag und Sonnabend von neun bis zwölf im Luisenstraßen-Tattersall reiten; beim Musikreiten am Mittwochnachmittag zugegen sein, aber nur zusehenderweise. Von den Wohltätigkeitsveranstaltungen ist bloß das Säuglingsfest am achtundzwanzigsten notwendig. Ach, natürlich auch noch der Bazar am Sonnabend im Hausministerium. Um drei wird die Kaiserin erwartet; also seien Sie etwas vorher da, vielleicht am Tisch der Fürstin Rudelstädt. Notieren Sie: dreiviertel drei, Rudelstädt. Möglichst oft im Pariser Platz-Kasino abends zu Mittag essen, wenn ausgebeten, wenigstens vorher oder nachher dort die Zeitungen lesen, um sich zu zeigen.

Elimar (zu Scheck und Reußen). Die Courschleppe gab ihr eine interessante Linie; wie sie sich von der Verbeugung erhob, war vollendet.

Graf Scheck. Unsere Weiblichkeit genießen wir ja nicht mehr zur Cour. Das Defilieren sollte noch öder gemacht werden — ist erreicht. Nachher, bei Uhlenbergs, habe ich sie ja gesehen; da wirbelte aber die ganze Atlas- und Spitzengeschichte nur so um sie herum, und von Linie keine Spur. Die hat sie auch weniger — sie hat kecke Grazie.

Prinz Reußen. Drück dich doch nicht so gebildet aus, sag doch einfach, sie hat Schneid. Das rote Kleid gefiel mir, steht zum blonden Haar.

Pelten (hat zugehört, bescheiden). Ach, wenn ich bitten dürfte, von wem ist die Rede?

Reußen. Na, wer trug eben auf der russischen Botschaft Rot und hat blondes Haar?

Pelten (begeistert). Die Gräfin Heinz!

Reußen. Selbstverständlich, wer sonst. (Zu den andern.) Doch zu nett, ihre Antwort an den Jobst Wilhelm, nicht?

Scheck. Erstklassig! Königliche Hoheit waren anfangs etwas betreten, brachten ihr jedoch anstandslos zum Kotillon das erste Bukett. Ich hatte ein furchtbar gemütliches Souper mit ihr auf der Treppe. Procknitz saß auf der Stufe unter ihr, in nächster Nähe ihrer rotseidenen Knöchel. Sie balancierte Teller und Sektglas auf seinen breiten Epauletten und ließ nachher „den lieben Kommandeur von Heinz und von mir" leben. Er war gänzlich weg! (Sieht nach dem Privateingang.) Herrje!

Die andren. Sie selber!!!

Gräfin Heinz (Gesellschaftsmantel aus weißem Tuch, mit Spitzen und Hermelin, über einem roten Ballkleid: hinter ihr Graf Heinz Bergen in Kürassieruniform mit den zusammengebundenen Kotillonbuketts und Kotillonscherzen seiner Frau beladen. Alle Herren sind aufgestanden, allgemeine Begrüßung.) **Gräfin Annemie Bergen, Gräfin Heinz** benannt. (Groß, schlank, blond, bis zu den Fingerspitzen „Dame", stets anmutig, stets natürlich und liebenswürdig, aber oft „gewagt".) Ja, er (weist hinter der Schulter auf ihren Mann) sträubte sich, aber er mußte. Ich wollte mir so 'was 'mal ansehen. Man soll leben und lernen. So, nun setze ich mich hierher (sucht sich einen Stuhl aus). Da werde ich nicht bemerkt und kann mir die Menschheit besehen. (Sieht durch die offenstehende Tür in den Nebenraum.) Nette Sorte! muß ich sagen. Ziemlich verboten. Kinder, und eine Luft! Heinz, eine Zigarette!

Graf Bergen (pathetisch). Aber, liebe Annemie, das hattest du mir doch versprochen, das war doch die Bedingung.

Gräfin Heinz. Ach ja, richtig. Tut nichts. Aber Herr von Diehl, nun sagen Sie 'mal, wie kommen Sie eigentlich hierher?

Elimar. Dürfte, gnädigste Gräfin, das Erstaunen nicht vielleicht gegenseitig sein?

Gräfin Heinz. Da hätte ich eins weg! Der Ätherische mißbilligt. Er ist leider so schaurig korrekt. Also nach einem Ball begeben Sie sich hierher?

Elimar. O, nichts weniger. Auf Bälle gehe ich nur noch dienstlich und vollends in Lokale nie. (Ergeben.) Ich bin hier als Fremdenführer meines Neffen, er hatte vorhin schon die Ehre (weist auf den beglückt und tief sich verbeugenden Pelten), dem ich Berlin zeigen möchte.

Reußen. Kennt Diehl ja gar nicht! Halten Sie sich zu uns, junger Mann, das verstehen Scheck und ich besser. (Beide klopfen ihm auf die Schulter und nehmen ihn zwischen sich.) Nun beichten Sie 'mal, mein Sohn, was haben Sie bis jetzt gesehen und was möchten Sie sehen? (Graf Bergen und die andern schließen sich der Gruppe an; Gräfin Heinz und Elimar sitzen zusammen.)

Gräfin Heinz. Warum sehen Sie meistens so melancholisch aus; macht Ihnen nichts mehr Spaß?

Elimar (spricht gewählt, aber nicht lächerlich, noch karikiert; ein sympathischer Sonderling.) Sein Leben, seinen Beruf kann man sich nicht mehr wählen, nur ab und zu seine Freuden.

Gräfin Heinz. Sie haben Freuden? Was für welche? (Einschmeichelnd.) Seien Sie doch nett zu mir, manchmal bekomme ich meine Leutnants doch etwas über.

Elimar (sieht sie an, zögert, läßt sich dann fangen). Ich freue mich an dem, was die meisten nicht freut, weil sie es nicht begreifen: An dem leisen Farbenspiel einer opalzarten Orchidee, an der Schlußwendung eines anscheinend nur so hingeworfenen, in Wirklichkeit unglaublich fein berechneten Briefes, an ein alle Nerven aufregendes Zusammenklingen zweier noch nie vorher verbundenen Instrumente, an der Raumverteilung eines seltenen altjapanischen Lackes, an der geschwungenen, blütenfarbenen Ohrmuschellinie einer blonden jungen Frau. (Sieht sie an.)

Gräfin Heinz. Ach, lehren Sie mich doch etwas an. Mir ist so, als hätte ich etwas Anlage zum Verfeinerten, wenigstens sagt das meine Schneiderin. Aber wir waren sieben zu Hause und wurden darum etwas summarisch erzogen. Ich liebe das Schöne wirklich, aber ich weiß nicht immer, was schön ist und nie, warum es schön sein soll. Heinz ist eine Perle, aber in erster Linie kommt ihm die Jagd und dann unser Regiment. Und in unserm Regiment!

Elimar (sanft). In Ihrem Regiment kaufen sich die paar Höherstehenden zweifelhafte Louis Seize-Möbel zu phantastischen Preisen und halten das für künstlerische Kultur.

Gräfin Heinz. Ach, Möbel! Ihre Wohnung soll so bezaubernd sein, aber wie es heißt, zeigen Sie dieselbe kaum je.

Elimar. Meine Wohnung ist mein erweitertes Ich, ist ein Selbstbekenntnis, eine intime Enthüllung. Da kann es doch keine Freude sein, sie allen zu zeigen, da ist es aber ein intensiver Genuß, mit Auserwählten die Akkorde der Farben und Formen und Gedankenassoziationen vibrieren zu lassen... Gnädige Gräfin, wenn Sie geruhen wollten, wenn ich wagen dürfte zu hoffen, daß Sie mich mit einem Besuch beehren würden? Vielleicht eines Nachmittags zu einer Tasse Tee?

Gräfin Heinz. Wie schade, morgen geht Heinz auf Jagd!

Elimar (sieht ihr in die Augen). Ich hatte mir die Ehre erträumt, daß Sie ....

Gräfin Heinz (erhebt sich, kühl). Da bedauere ich ... Heinz, die armen Pferde!

(Allgemeiner Aufbruch, man sammelt ihre Buketts, Handschuhe und dergl. mehr.)

Elimar (rasch einlenkend). Natürlich würde ich mir erlauben, einige andre Damen zu bitten, die Frau von Kessenbrock, die Gräfin Helldorf ...

Gräfin Heinz. Damentees sind mir aber verhaßt. (Kühles, halb schnippisches Kopfnicken, geht.)

II. Familiensinn.

Wohnzimmer der Gräfin Heinz; modern, gefällig, ohne besonderen Stil noch Geschmacksrichtung. Sehr viele eingerahmte Photographien von Damen in Gesellschaftstoilette, noch mehr von Offizieren, stehen umher, viele Blumen, viele hellseidene Kissen.

Staatsministerin von Baumann. (Ältliche, strenge Dame, stöbert in der Schale mit Visitenkarten, liest die Namen und schüttelt den Kopf.) Unglaublich, was man für ein Aufheben um so eine kleine Leutnantsfrau macht! (Bitter.) Das ist Berlin! (Nimmt

eine Karte.) Nein, die Botschafterin selber! (Liest ab.) „Désolée, ma chère petite, de vous manquer encore une fois.“ Bei einer Staatsministerin, einer Schwarzen Adler-Dame, schickt sie abends die Karten mit dem Diener. Das sind unsere jetzigen Zustände! (Läßt erstarrt eine andre Karte fallen.) Prinz Jobst Wilhelm! Und zu uns, zu uns kommt er nicht, nein, denkt gar nicht daran! (Setzt sich ergrimmt, trommelt ungeduldig mit den Füßen, nach der Tür sehend. Die Tür öffnet sich. Gemahlin von Kessenbrock kommt herein, Exzellenz Baumann war ihr entgegengeeilt, enttäuscht.) Ach, Sie sind es, liebe Frau von Kessenbrock; ich bin zu dieser frühen Stunde in Säuglingsfestangelegenheiten bei der Gräfin . . ., die mich hier warten läßt!

Gräfin Heinz (kommt lachend herein, rosa, spitzenbesetzte Frisierjacke, darunter ein zusammengehaltener Reitrock; begrüßt die Staatsministerin). Verzeihen Sie, verehrte Exzellenz, (küßt der Generalin herzlich die Hand), morgen, liebe Tante. Ich bin gleich so weit, war eben mitten in der Anprobe meines neuen Sicherheits-Reitrockes. Ist er nicht ulkig! Gar kein Rock mehr, nur noch Schürze — ecco! (Sie schlägt den hinten offenen Rock auf, man sieht die engansitzenden hellgelben, waschledernen Reithosen.) Beim Gehen macht er sich so, (drapiert ihn richtig) und dann zu Pferde, so — hopp! (springt von einem Stuhl auf einen Drehbücherschrank, das rechte Knie über einen Haufen Bücher). Sinniger Schnitt, nicht wahr? (Mit einem Sprung herunter und zur Tür hinaus.) Also, nur noch einen halben Augenblick, und ich bin so weit.

Exzellenz Baumann (kneift die Lippen zusammen).

Frau von Kessenbrock (gutmütig, behaglich, Anfang der Fünfzig). Meine kleine Nichte ist etwas impulsiv.

Exzellenz Baumann. Mit dreißig Jahren müßte das sich eigentlich geben. Aber angesichts des vorgestrigen oder vielmehr gestrigen Auftritts nach dem russischen Botschaftsball um vier Uhr morgens bei Pschorr!!!

Frau von Kessenbrock (abwehrend). Liebe Exzellenz, erzählen Sie mir das lieber ein andermal, heute möchte ich von nichts wissen, ich habe meine Nichte um einen Gefallen zu bitten.

Exzellenz Baumann. Auch ich antichambriere!

Gräfin Heinz (wie ein Wirbelwind, im hübschen Morgenanzug, herein). Tausend Entschuldigungen, da bin ich, und hier sind die vierzig Mark für unsere Billetts, und dies sind die Adressen der drei Damen, an deren Büfetts ich im vorigen Jahre Sekt ausschenkte und die folglich sich zu zwanzig Mark pro Person für die Säuglinge langweilen müssen.

Exzellenz Baumann (notgedrungen höflich). Und nicht wahr, liebe kleine Gräfin, Sie trommeln mir Ihr Regiment zusammen? (Zur Generalin): Auf Wiedersehen heute abend.

Gräfin Heinz (geleitet die Exzellenz zur Tür). Für die Unverheirateten stehe ich ein, rücken sämtlich an, und für (zählt an den Fingern) fünf der Verheirateten; die übrigen sind bereits stumpfsinnig, auf die darf man nicht rechnen. (Hinaus mit der Exzellenz, dann gleich wieder zurück.) Gutes Tantchen, wie nett, dich zu sehen.

Frau von Kessenbrock (nimmt feierlich und etwas tragisch Platz). Liebe Annemie, du bist in der Lage, mir einen Dienst erweisen zu können. (Erstauntes Gesicht der Gräfin Heinz.) Ja, du. Es wird dir nicht entgangen sein, daß es täglich schwieriger wird, junge Mädchen aus unseren Kreisen zu verheiraten.

Das Herzzerreißendste an der Sache ist, daß wir, die Mütter, die wir Tag und Nacht, Sommer und Winter darauf hin arbeiten, die wir uns für die Töchter in kleine Stücke schneiden ließen, daß wir nichts nützen, sondern nur schaden. Heutzutage müssen Eltern sich möglichst auslöschen, sollen die Herren, ich meine insbesondere die gut situierten jungen Herren, nicht gänzlich kopfscheu werden. Lädt eine Mutter einen solchen „gemütlich" ein, so stutzt er (hoffnungslos), und wenn vollends ein unbedachter Vater den Betreffenden auf die Schulter klopft und zu einer Zigarre in das Rauchzimmer auffordert — ist es aus!... Darum komme ich zu dir. Heutzutage wird eine gute Verlobung nur noch einzig und allein durch die mit den Herren befreundeten jungen Frauen zustande gebracht. Führt so eine die beiden harmlos zusammen, stellt sie das junge Mädchen in ein vorteilhaftes Licht, redet sie im sorgsamst abgewarteten Augenblick dem Betreffenden zu, dann ist es, auch unter den jetzigen, trostlosen Verhältnissen möglich, daß eine Verlobung mit einem unserer wohlhabenden jungen Leute zuwege kommt.

Hör nur weiter. Die Sache steht so. Herr von Diehl hat auf jedem diesjährigen Hofball einmal mit meiner Elli gesprochen, bei Bülows brachte er ihr Eis und hob ihren Fächer auf. (Mit Steigerung.) Bei den Dunkel-Sonnenmarcks aber tanzte er mit ihr einen Walzer und sagte mir nachher, sie habe ein Hellensches Profil. Hellen soll, glaube ich, Frauenköpfe zeichnen... Ja, liebe Annemie, das ist noch nicht dagewesen. So weit ist er in den sechs Jahren seines hiesigen Lebens noch mit keinem jungen Mädchen gegangen.

Nun halte ich ja Reichtum an und für sich gewiß für kein Glück, und ich hatte nichts dagegen, daß meine gute Kathi mit ihrem Stumpfnäschen und die ebenso brave Gertrud mit der etwas vierschrötigen Figur, die sie von ihrem lieben Vater hat, je einen Leutnant mit knapper Kommißsumme geheiratet haben. Aber bei Elli ist es ganz was andres. Bei ihrer Figur, bei ihrem Profil wäre es geradezu jammerschade. Die paßt nun einmal zum Pariser Platz, in eine offene Viktoria und in die Fremdenloge. Als Mutter ist es meine Pflicht, dieses zu erstreben. So hat mich Herrn von Diehls Zuvorkommen innig bewegt, und da du ihn oft siehst, er bei dir verkehrt und dich lebhaft bewundert, darum mußt du mir helfen. (Drückt ihr gerührt die Hand.) Vergiß nicht, daß deine liebe, selige Mama mit mir konfirmiert worden ist.

Gräfin Heinz (begeistert). Natürlich, liebe Tante, von Herzen gern. Es wäre ja zu reizend!... Ist es aber dir und dem Onkel vornehm genug? Sein Vater wurde erst geadelt und sein Großvater war noch Professor.

Frau von Kessenbrock (mitleidig den Kopf schüttelnd). Aber, bestes Kind, wer frägt noch heute nach so was! Hat man nur den kleinsten Adel und ist dabei christlich und wohlhabend, so reicht das über und über. Und Diehl, mit seinem Vermögen, seiner Stellung, seiner Beliebtheit bei den Herrschaften, ja, der könnte selber Professor sein, und es würde kaum schaden.

Weißt du denn nicht, wieviel Mühe die Hassewitz und die Reddiens sich um ihn geben? Der kann in den Gotha hinein wählen!

Gräfin Heinz. Leider irrst du dich, wenn du annimmst, daß er viel hier verkehrt; unser Regiment ist gar nicht sein Fall, er ist furchtbar exklusiv.

Frau von Kessenbrock (kann die sittliche Empörung doch nicht ganz unterdrücken, halblaut). Ein Herr von Diehl!

Gräfin Heinz. Aber immerhin ... (freudig) ach ja, richtig, er wollte durchaus mir und andern Damen seine Wohnung zeigen.

Frau von Kessenbrock (greift zu). Ein vorzüglicher Anlaß, es gibt keinen geeigneteren Vorwand!

Gräfin Heinz. Dann puste ich ihm gleich ... Heinz hat noch immer kein Telephon ...

Frau von Kessenbrock (billigend). Ja, Herzenskind, am besten sofort.

Gräfin Heinz (schreibt stehend am Schreibtisch). „... möchte doch ganz gern kommen, trotzdem Damentees mir verhaßt. Wie wäre heute um fünf?" (Klingelt und gibt dem Diener den Rohrpostbrief.) Es geht doch nichts über Sinn für Familie!

III. Das weiße Flieder- und Astrachan-Zimmer.

Wohnung des Kammerherrn Elimar von Diehl, Pariser Platz. Kleines Zimmer, glatte, hellgraue Tapete, weiße Decke, weiße englisch-einfache Möbel, mit hellgrauer Seide bezogen, weiße Astrachandecken auf dem Parkett, weißblühende Fliedersträuche, Kopenhagener Porzellan; an den Wänden in weiß eingerahmte Zeichnungen und Radierungen. Kleiner, weißlackierter Teetisch mit Kopenhagener Service und kleiner, silberner Teemaschine. Gräfin Heinz und Elimar kommen aus der einen Tür und sehen sich an der Schwelle noch einmal um.

Elimar (weist nach rückwärts). So kommt man aus der Feierlichkeit des mit grünem Brokat behangenen Raumes und seiner düster-grotesken chinesischen Bronzen in die zarte Intimität des Fliederzimmers.

Gräfin Heinz (beugt sich über die Büsche und atmet den süßen Duft). Nur weißer Flieder!

Elimar. O ja. Der lila Flieder wäre hier viel zu robust, würde das Kopenhagener Porzellan, welches die Farbennote anschlägt, vernichten. Lila Flieder ist überhaupt nur draußen und auch nicht im hellen Tageslicht zu ertragen. Abends, in der Dämmerung, in den Gärten abgelegener märkischer Güter, da wirkt er. Man ahnt ihn mehr als man ihn sieht, und Nachtigallen singen dazu.

Gräfin Heinz. Den ganzen Winter über blüht hier weißer Flieder?

Elimar. Ja, aber um die Jahreszeit zu betonen — es ist künstlerisch unstatthaft, einen Schein vorzutrügen, man soll die Wirklichkeit verklärend stilisieren — ließ ich mir den weißen Astrachan kommen.

Gräfin Heinz (befühlt den weißen Pelz). So schön mollig und dabei fuselt er nicht die Spur. (Betreten.) Ach, ich drücke mich nicht im Geist Ihrer Wohnung aus! Im Regiment nehmen wir es nicht so genau. (Mit harmloser Gefallsucht.) Ich passe überhaupt nicht in Ihre Räume.

Elimar (huldigend). Erst heute haben diese Zimmer die rechte Folie abgeben dürfen! ..... Ich leugne nicht, ich fragte mich, welche Farbe Sie wohl

wählen würden. Ich selber ziehe nur schwarz, grau oder dunkelblau an, mein Diener grau und silber. Ein bräunlicher Ton in meinem Anzug, eine trübe, sandfarbene Livree wäre inmitten dieser zarten, aber reinen Farben unerträglicher Schmutz. Ich bin farbenempfindlich, das gebe ich zu, und die von Ihnen, gnädige Gräfin, getragene blaugrüne Harmonie ist eine Wonne für die Augen. Bei jeder Bewegung empfinde ich die Schwingungen der Töne, den Zusammenhang der Farben.

Gräfin Heinz (betrachtet sich, freudig überrascht, im gegenüberhängenden Spiegel). Bilden Sie mich doch ein bißchen, zeigen Sie mir Ihre Schätze.

Elimar (weist ehrfurchtsvoll auf ein unbestimmt matt getöntes Bild). Dies ist meine Whistler Nocturne, nächst dem Goya mein wertvollster Besitz.

Gräfin Heinz (hilflos nach einer beklommenen Pause). Und was stellt es dar?

Elimar (sieht sie bedauernd an).

Gräfin Heinz (einschmeichelnd). Geben Sie mich noch nicht auf, könnten Sie es mir nicht hübsch erklären?

Elimar (entwaffnet). Es ist nebliges Morgengrauen, im kalten Dunst ahnt man das Ufer, ein blaßdunkler Kahn liegt regungslos, gespensterhaft vor Anker. Die Abwiegung dieser einen Masse, die Raumverteilung, die Tönung des silbernen Graues verleihen dem Werk seine, ich kann wohl sagen ungewöhnliche Bedeutung. (Weist auf die Radierung einer Volksszene.) Ob ich diesen „Aufruhr" der Käte Kollwitz hängen lasse, ist mir noch nicht ganz klar. Es ist ein überaus violenter Klang; schließlich sind aber auch im Geäst des weißen Flieders schwarze Knorpel als Accentwirkung vorhanden, und ich glaubte, daß die bittere Herbheit der verhetzten, leidenschaftlichen Gestalten diesem Raum einen fesselnden Kontrast verleihen könne. Vielleicht irre ich mich, ich will den Rat einiger Autoritäten einholen; hier in Berlin berufe ich mich auf einen kleinen, verwachsenen jüdischen Literaten, in Paris auf einen Anglo-Amerikaner; beide sind unnennbar subtil.

Gräfin Heinz. In der hiesigen Gesellschaft sind Sie wohl recht isoliert?

Elimar. O, gänzlich vereinzelt. Die geistvollen Kreise sind mir zu wenig arisch und die unsrigen noch zu elementar. Ethisch ist es ja erfreulich und herzstärkend, in einem werdenden Staat mit Zukunftskultur zu leben, aber ästhetisch tut Vergangenheitskultur wohl. (Fährt mit der Besichtigung der Bilder fort.) Das ist ein Helleu, ein früher, als er noch fein war, als wir uns noch für ihn interessierten.

Gräfin Heinz (gedenkt plötzlich ihrer Pflichten). Ach, ja! . . . Hatten Sie nicht das Profil meiner kleinen Cousine, der Elli Kessenbrock, mit einer Helleuschen Radierung verglichen?

Elimar. Wohl möglich.

Gräfin Heinz. Nicht wahr, feine Züge, überhaupt eine anziehende Erscheinung. Und man muß nur wissen, wie reizend sie im Haus ist, eine wie vortreffliche Tochter, überhaupt ein Charakter wie Gold . . . und eine tadellose Gesundheit.

Elimar. Wie einfach wäre das Heiraten, wenn ein gutgeschnittenes Profil, ein braves Gemüt und normale physische Funktionen zur Ehe genügten! Das sind aber nur leicht zu beschaffende Nebensächlichkeiten. (Sie setzen sich. Elimar macht sich mit dem Teekessel zu schaffen und klingelt.)

Diener (in diskreter grau und silberner Livree, erscheint an der Tür.)

Elimar. Das Wasser hat schon zu lange gekocht, bringen Sie frisches. (Zu Gräfin Heinz.) Die erste Grundbedingung eines trinkbaren Tees.

Diener (nimmt den Kessel und bringt ihn bald wieder, worauf Elimar sorgsam den Tee bereitet).

Gräfin Heinz. Sie richten sich Ihr Leben so bequem ein, daß Ihnen die Ehe wenig bietet!

Elimar. O keineswegs. Aber ich bin noch nicht genügend darauf vorbereitet; ich möchte meine Gattin würdig aufnehmen. Lalique kenne ich schon seit Jahren, und seit Jahren arbeitet er für mich. Wir haben bereits, ich kann sagen, auserwählten Schmuck beisammen: Haarkämme, Gürtel, Schmuckschnallen, Gehänge, lange Ketten . . . .

Gräfin Heinz. Alles im Sezessionsstil?

Elimar (entsetzt und erregt). O, nichts weniger! Aber, meine gnädigste Gräfin, haben Sie hier irgendwo derartiges entdeckt — etwas, das auch nur von weitem an Heller und Keiner erinnert? Das entspricht doch nicht mir, sondern ganz andern Schichten! . . . Der Laliquesche Schmuck zeigt eine individuelle und darum moderne Note, selbstverständlich keinen historischen Stil. Ich gehöre zum zwanzigsten Jahrhundert und dürfte mir deswegen keinen Empire- oder Régence-Schmuck bestellen. Allerdings macht Lalique Schwierigkeiten, er behauptet, ohne zu wissen, ob die Dame blond oder dunkel, zierlich oder stattlich, harmlos kokett oder kompliziert interessant sei, wäre ihm die Schaffenskraft unterbunden. Ich ehre seine Skrupel, kann aber die Sachlage nicht ändern. (Gießt den Tee aus und reicht ihn; vorwurfsvoll.) Sie nehmen Zucker?

Gräfin Heinz (schuldbewußt). Nur ein Stück.

Elimar (fährt fort). Dann habe ich in Darmstadt einen begabten jungen Künstler entdeckt, der an einem vollständigen Toilettenservice für „sie" arbeitet, und im Riesengebirge und in Brüssel wird für „sie" geklöppelt und gestickt: Taschentücher, Unterröcke, Bettwäsche . . . Ich kann mich doch nicht durch den brutal-naiven Ungeschmack meiner zukünftigen Schwiegermutter unglücklich machen lassen! Sie sehen also, verehrteste Gräfin, ich bin tatsächlich noch nicht zur Ehe bereit.

Gräfin Heinz. Und auch wenn die Vorbereitungen beendet sind . . . was werden Sie in Ihrer Wahl schwierig sein!

Elimar (eine zweite Tasse Tee trinkend). Die Ehe denke ich mir als einen begleitenden und verstärkenden Akkord des Lebens; eine Farbe, leidenschaftlich und doch sanft, ein Glück, aufregend und doch nervenberuhigend.

Gräfin Heinz. Genügt es nicht zur guten Ehe, daß man zu zweien es besser hat als allein?

Elimar. Sie sind anspruchslos, wie alle glücklichen Menschen, aber das müßten Sie andern überlassen.

Gräfin Heinz. Wie müßte ich denn sein?

Elimar. Sie müßten sich Ihr Leben künstlerisch komponieren: häusliche Zufriedenheit für Ihr Gemüt, aber Leidenschaft, um die Ihnen innewohnende Schönheit gänzlich auszulösen, erotische Aufregung, um Ihren Nerven die letzte subtilste Verfeinerung zu geben.

Gräfin Heinz (etwas erregt, sucht das Gespräch humoristisch abzuleiten). Wie sollen denn nur wir armen anständigen Frauen unser Leben derartig komponieren? Unsere Existenz spielt sich folgendermaßen ab: Geht es uns sehr gut, haben wir öfters die Gelegenheit: „Nein, danke schön" zu sagen, bis der Richtige kommt, worauf es denn freudig: „Ja" heißt. Die weniger Begünstigten greifen besser gleich das erste Mal zu, und die, welche noch schlechter daran sind, haben das Nachsehen und müssen sich schon auf „innere Selbständigkeit" und dergleichen mehr werfen.

Elimar (dringlicher). Für eine schöne Frau ist es geradezu eine Vergewaltigung ihres Wesens, nur die Mädchentändeleien mit Tänzern und Tennisspielern, dann den kurzen Rausch der Flitterwochen gekannt zu haben. Liebe ist nicht Liebe an sich, noch Liebe zu einem einzelnen. Es ist die kostbarste, duftendste Blüte der menschlichen Beziehungen, und keine Blüte gleicht der andern. Eine einzige kann niemals dem Leben seinen reichen, berauschenden Wert verleihen.

Gräfin Heinz (einfach). Ist Liebe wirklich immer anders?

Elimar. Sie ist immer berückend, aber immer verschieden gestaltet sich das Geben und Nehmen, das Versinken und das Neuerwachen.

Gräfin Heinz (leise). Muß man sich ähneln oder sich ergänzen?

Elimar. Ein jedes Mal muß das Ur-Bekannte und das Nie-Geahnte zusammenfließen, gerade darin liegt der Wechsel und der Reiz. Je feiner differenziert die Menschen sind, desto seltener finden sie den ersehnten andern, aber um so inniger, um so beglückender ist dann der Zusammenklang der beiden. Sie wissen es, ich bin kein Frauenjäger, aber ohne Liebe wäre das Dasein farblos und schal. In einer bezaubernden Frau aufzugehen, durch sie Neues zu empfinden und in ihr neue Gefühle zu erwecken! Leise, von niemandem geahnte Beziehungen anzubahnen, mit ihr ein märchenhaft delirisches Glück zu erleben . . . eine traumhafte, zermarternde Seligkeit . . .

Gräfin Heinz (steht unruhig auf).

Elimar (erhebt sich rasch und umschlingt sie leidenschaftlich).

Gräfin Heinz (matt). Lassen Sie mich! (doch liegt sie regungslos unter seinen Küssen in seinen Armen).

(Die Tür wird geöffnet. Beide prallen auseinander, die Fassung nur mühsam wahrend.)

Diener. Herr Kammerherr von Leskow.

Leskow (die ersten Sätze noch draußen gesprochen, in gewohnter Geschäftigkeit). Bitte tausendmal um Entschuldigung, lieber Diehl, daß ich so eindringe; eben wird antelephoniert, Bonin hätte Influenza (ist im Zimmer, sieht jedoch nicht die durch den Teetisch und Fliederbusch verdeckte Gräfin), ich möchte die Großherzogin am Potsdamer Bahnhof erwarten. Einfach ausgeschlossen, ich muß zur Bünauschen

Tanzpoemprobe, ohne mich geht es sonst drüber und drunter. Könnten Sie also um sieben fünfzig an der Bahn sein und die Großherzogin in den Zirkus Schumann begleiten, Direktor schon benachrichtigt, Hofloge wird abgestaubt . . . (sieht die Gräfin, starr) . . . ach Vergebung, gnädige Gräfin, ich hatte Sie nicht . . .

Elimar (noch immer etwas verstört). Einige Damen hatten die Güte, bei mir den Tee zu nehmen, die Gräfin Helldorf . . . und (sucht in seiner Tasche nach einem Brief) Frau von Kessenbrock hat leider sich eben durch Rohrpost abgesagt . . .

Leskow (wendet sich bereits zur Tür). Also geh ich zum Kasino hinüber, von sechs bis sieben spielt dort Bredow mit dem brasilianischen Marineattaché und andern Bridge, da treffe ich ihn bestimmt. (Bereits an der Schwelle.) Empfehle mich untertänigst (ab).

Gräfin Heinz (blaß, zieht sich die Handschuhe an, nimmt Pelzkragen und Muff).

Elimar (bittend). Gräfin . . .

Gräfin Heinz (geht mit gerader Haltung rasch zur Türe heraus).

IV. „Gartenhaus, drei Treppen."

Das Zimmer der Gräfin Heinz.

Gräfin Heinz (liegt auf dem Sofa, ihr Gesicht im Kissen verborgen).

Ulrich und Ulla Bergen (neunjährige Kinder, zum Ausgehen angezogen, Schlittschuhe am Arm, kommen zur Tür hereingesprungen und laufen im Wettrennen auf sie zu). Mutti, adjö, nun gehen wir nach der Rousseau-Insel.

Gräfin Heinz (richtet sich auf und umarmt sie zärtlich).

Ulla. Mutti, du hast ja geweint!

Ulrich (in gedämpfter freudiger Erregung). Ist jemand gestorben und gibt es ein Begräbnis?

Gräfin Heinz. Nein, nein, Schnuckchen. Nun dalli, lauft! Da wartet schon Fräulein.

Das „Fräulein" in Hut und Jacke erscheint, Ulrich und Ulla jagen, nachdem sie ihre Mutter stürmisch umarmt haben, nach der Tür, treffen dort Gräfin Helldorf, welche sie mit lautem Rufen: „Tante Helene! Tante Helene" und Handkuß begrüßen, dann mit dem „Fräulein" fort.)

Gräfin Helldorf (anziehende, ruhige, schon fast gesetzte, junge Frau; Schneiderkleid, gediegener Hut). Na liebe Annemie? Du ließest mich rufen, und da bin ich (sie küssen sich und nehmen Platz).

Gräfin Heinz (nach einer Pause). Ich kann es überhaupt nicht sagen, es ist zu schlimm.

Gräfin Helldorf (entsetzt). Aber beste Annemie!!

Gräfin Heinz. Also . . . ich besuchte gestern nachmittag Herrn von Diehl, um seine Wohnung mir anzusehen; es hatte einen bestimmten Grund, den ich nicht sagen kann, (wichtig) es war quasi die Erfüllung verwandtschaftlicher Pflichten. Aber wir kamen so ins Reden, er war recht unterhaltend, weißt du, so ganz anders als die Herren vom Regiment. Dann wurde der Ton persönlich — und aufregend — und — siehst du, es sind nun ganze zehn Jahre her, seitdem ich mit Fritz eine Liebeserklärungs-

szene gehabt habe, weißt du, solche, wo es einem heiß und kalt überläuft und das Bewußtsein einem so etwas schwindet. — Und eh ich mich versah — hat er mich geküßt. Und da kam Herr von Leskow herein und sah uns so dastehen. Und er wird es jedem erzählen, und allernächstens kommt Heinz von der Jagd aus Bellenthin zurück, und er wird alles hören und sich duellieren und sich scheiden und die Kinder zu sich nehmen, und mein ganzes Lebensglück ist dahin. Aber Heinz und nur Heinz habe ich geliebt, wenn mich auch Abwechslungs halber dieser Herr von Diehl ein paar Minuten lang bestach. (Sieht verzweifelt vor sich hin.)

Gräfin Helldorf. Wie konntest du aber auch einen Herrn allein besuchen?

Gräfin Heinz. Es war die Rede von mehreren Damen, von dir und von Tante Kessenbrock und andern ... so halb und halb. Als ich ankam, war niemand da und, offen gestanden, dachte ich dann nicht weiter darüber nach.

Gräfin Helldorf. So unvorsichtig zu sein! Du bist doch nicht mehr siebzehn Jahre alt.

Gräfin Heinz. Achtundzwanzigundeinhalb. Helene, vor zehn Jahren waren wir beide junge Mädchen, gleich hübsch, gleich lebenslustig, gleich flott. — Ja, das hast du jetzt vielleicht vergessen. — Dann heirateten wir beide in dasselbe Regiment, beide aus Neigung, sind beide gleich glücklich in unserer Ehe, wenn auch auf andre Art. Ich bekam im ersten Jahre die Zwillinge, und die genügen Heinz und mir, wohingegen du ...

Gräfin Helldorf. Jetzt schon sechs und Nummero sieben im Mai!

Gräfin Heinz. Natürlich bist du infolgedessen so herausgekommen, daß du gar nicht mehr weißt, in welcher Atmosphäre eine gefeierte junge Frau ihr Leben verbringt.

Gräfin Helldorf (gutmütig). Gewiß, ich weiß ja, man mag mich ganz gern, aber ich bin tatsächlich ganz heraus. Ich zähle nicht mehr mit, du hingegen bist nur noch hübscher, gewandter, anziehender geworden, dir wird mehr denn je gehuldigt.

Gräfin Heinz (einfach, ohne Eitelkeit). Versuche, dich herein zu versetzen. Diese beständige Geselligkeit und beständige Zerstreuung, immer umringt von bewundernden Herren, die so weit gehen, als man es ihnen erlaubt. Aufregung — Aufregung aller Art. Vor allem das Tanzen, das rasche Wirbeln, die nahe Berührung, die Musik, schließlich ist es ein Rausch. Und immer Champagner, immer Verehrer, eine Atmosphäre von Schmeicheleien, von Küssen auf der, wenn möglich, nackten Hand, von manchmal recht ausdrucksvollen Blicken auf die entblößten Schultern. — Ja, jetzt siehst du mich ganz entsetzt an, das ignoriert man, davon spricht man natürlich nicht. Man „geht aus", so wie alle wohlhabenden Gardekavalleriedamen, und soll sich nichts weiter dabei denken. Aber heute nacht habe ich schlecht geschlafen und bin mir über manches klarer geworden.

(Pause.)

Und jetzt sollte ich so bestraft werden, jetzt könnte durch meine Schuld alles zusammenstürzen, man könnte mir mein Glück rauben. Und mein einzig wahres Glück sind doch Heinz und die Kinder! Heinz hat mir so blindlings getraut, er ist neben der Jagd und dem Dienst sehr gesellig, und er läßt mich gern bewundern. Es hat mich, offen gestanden, etwas gekränkt, daß er nie eifersüchtig wurde, daß er meine Hofmacher nie ernst nahm, sie für überaus harmlos hielt. So harmlos waren sie vielleicht doch nicht! Und er erkannte nicht genügend an, wie kurz ich sie hielt ... Und jetzt sollte er mich verstoßen dürfen! (Plötzlich nach der einen Tür sehend.) Da kommt er, das ist sein Hausschlüssel! (Eilt nach der andern Tür.) Sprich du mit ihm, sag ihm alles, was ich dir sagte. (Ab.)

Graf Heinz Bergen (im Jagdanzug, küßt der Gräfin Helldorf überrascht die Hand). Wo ist Annemie?

Gräfin Helldorf. Sie ist etwas angegriffen. Setzen Sie sich, gehen Sie lieber nicht jetzt zu ihr herein.

Graf Bergen. Was geht hier vor? Was ist es? Liebe, beste Gräfin, Sie sind Annemies beste Freundin, darf ich mich Ihnen aussprechen? (Sie setzen sich.) Ich war also in Bellenthin auf Jagd, komme jetzt eben aus Brandenburg zurück; in Potsdam steigt Benno Scheck bei mir ein, er hatte sich bei seinem Erbprinzen eingeschrieben. Anscheinend will er mir etwas mitteilen, rückt nicht recht mit der Sprache heraus; endlich erfahre ich, daß Leskow, gestern nachmittag bei Herrn von Diehl vorsprechend, Annemie und diesen bestürzt und aufgeregt dastehend vorfand. — In meiner Abwesenheit, allein bei einem Herrn, ohne daß ich nur ein Wort davon weiß! Leskow hat es, (ironisch) lebhaft bedauernd, unter dem Siegel der Verschwiegenheit gestern abend auf dem großen Diner bei Kohlländers seinen vielen besten Freunden berichtet.

Gräfin Helldorf. Hören Sie nur, wie es sich verhielt, Annemie hat mir eben alles erzählt.

Diener. Herr Kammerherr von Leskow wünschen Herrn Grafen einen Augenblick zu sprechen.

Graf Bergen. Ich lasse bitten.

Herr von Leskow (die ersten Worte noch draußen). Lieber Bergen, bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich zu so unerhört früher Stunde ...

Graf Bergen. Es ist mir besonders erwünscht, Sie zu sehen ... wie ich höre, erzählt man, daß meine Frau gestern bei Herrn von Diehl ...

Herr von Leskow (unterbrechend). Allerdings, allerdings, lieber Bergen ... deswegen komme ich. Sie sind einer meiner allernächsten Freunde, falls es in Ihren Absichten liegen sollte, den Betreffenden zur Rechenschaft zu ziehen, stelle ich mich mit dem größten Vergnügen zu Ihrer Verfügung, aber ich möchte eindringlich Sie daran erinnern, daß augenblicklich, nach der letzten Militärbudgetverhandlung, Duells „oben" auffallend ungern gesehen werden; im Militärkabinett ist die Strömung ausgesprochen dagegen. — .....

Diener (kommt herein).

Graf Bergen (hat unbeweglich zugehört, schrickt zusammen, als der Diener ihm meldet):

Diener. Herr Graf, eine Ordonnanz vom Herrn Rittmeister.

Graf Bergen (geht nach der Tür, wo ein stramm stehender Küraſſier ihm etwas meldet).

Generalin Keſſenbrock (kommt herein, an Graf Bergen vorbei, der ſie begrüßt, aber die Meldung weiter anhört).

Gräfin Helldorf (raſch auf ſie zu und erzählt ihr etwas leiſe, ſie nickt).

Frau von Keſſenbrock (mit ſicherm Auftreten auf Herrn von Leskow zu. Die Ordonnanz grüßt, dreht ſich um und verläßt das Zimmer, Graf Bergen kommt zu den andern). Herr von Leskow, Ihnen geht es nun ſchlecht, was haben Sie geſtern bei Kohlländers geflüſtert? Hat Herr von Diehl, ja oder nein, das Recht, drei Damen aus ſeinem Bekanntenkreis zum Nachmittagstee bei ſich zu ſehen? Wenn die Gräfin Helldorf verhindert iſt, wenn im allerletzten Augenblick ich mich per Rohrpoſt entſchuldige, wird er dann der Gräfin Heinz die Türe weiſen? Nein, ſie wird ein Paar Minuten bleiben (mit dem Bruſtton der Überzeugung): genau fünf Minuten ſind es geweſen — und dann gehen. (Auf gut Glück.) Hat Herr von Diehl nicht meine Rohrpoſtabſage erwähnt?

Leskow (zerſchmettert). In der Tat, gnädige Frau, in der Tat. Ich achtete nur im Moment nicht darauf. Es iſt mir über alle Begriffe unangenehm, es iſt mir unbeſchreiblich peinlich. Lieber Bergen, was müſſen Sie von mir gedacht haben?

Bergen (diplomatiſch). Daß Sie, lieber Leskow, manchmal etwas reichlich viel reden.

Leskow. Heute iſt doch der Kaiſerhofball. Sie alle wiſſen, wie bekannt ich bin, mit wie vielen ich im Laufe eines Abends immer ſpreche! Allen will ich haarklein erzählen, wie lächerlich der braſilianiſche Marine-Attaché, ihm hatte ich zuerſt meine harmloſe Verwunderung ausgedrückt, bei Kohlländers den ganz geringfügigen Vorfall aufgebauſcht hat. (Tugendſtolz.) Solche Exoten mißverſtehen nun einmal unſer deutſches Gemüt! — Ich werde die Sache klipp und klar darlegen, Sie können ſich darauf verlaſſen, Sie können ſich feſt darauf verlaſſen. (Schüttelt allen mit Nachdruck die Hand.)

Gräfin Heinz (iſt indeſſen hereingekommen, faßt ihren Mann ſchüchtern am Arm und kommt mit ihm nach vorn, während ſich die andern im Hintergrund unterhalten). Heinz, ich war unvorſichtig. (Flüſtert ihm ins Ohr, er zuckt.) Das war aber auch alles. Und nun mußt du mir verzeihen, Herzensmännchen, du mußt gut und lieb zu mir ſein. Ich habe mich ſo geängſtigt, ich habe mich die ganze Nacht über ſo gegrämt. Der Schreck hat genügt, ganz gewiß werde ich nie wieder ſo etwas tun, ganz gewiß, ich werde mich ändern. Ich liebe ja nur dich, nur dich allein. (Zärtliche Umarmung.)

Bergen. Ändere dich ein wenig, aber ja nicht zu viel, ich bin leider noch immer ſchlimm in dich vergafft. (Neue Umarmung.)

Frau von Keſſenbrock (räuſpert ſich und nähert ſich den beiden, welche ſich errötend trennen). Ich bin gekommen, (feierlich) um euch eine Nachricht mitzuteilen. Elli hat ſich geſtern verlobt; ganz plötzlich ſagte er ſich abends an, und da machte es ſich gleich. Es iſt Herr von Röſicke vom ſechſten Garderegiment, (reſigniert) hochachtbare Offiziersfamilie, er hat ſieben Geſchwiſter, iſt im dritten

coetus der Kriegsakademie, (ganz ohne Begeisterung) ein überaus trefflicher, ehrenwerter Charakter. Das junge Paar ist selig. (Allgemeine Überraschung, Frau von Kessenbrock nimmt Gräfin Heinz zur Seite; elegisch.) Ja, es ist anders gekommen, als ich hoffte!! (Etwas gereizt.) Übrigens sehe ich deutlich voraus, wie es mit diesem hyperverfeinerten, hyperschwierigen Lilien- und Mondschein-Kammerherrn enden wird. Mit sechzig Jahren heiratet er seine Köchin, welche ihn mit dem Stallknecht hintergeht! . . . . Ja, meine Elli! Trotz des Hellenschen Profils keine Viktoria, keine Fremdenloge, eine simple Leutnantswirtschaft, das übliche Leutnantseheglück. (Kopfschüttelnd.) Liebe Annemie, wegen einer Heirat, nicht nach dem Pariser Platz, eine Treppe, sondern nach dem Savigny-Platz, Gartenhaus, drei Treppen, hat es sich kaum gelohnt, daß du dich in das Gerede brachtest!

Gräfin Heinz. Doch. Alles lohnt sich, wenn die beiden nur halb so glücklich werden als (mit dem Finger über die Schulter auf Graf Bergen weisend, zärtlich) das Individuum da und ich.

Der Kampf um Asien.

Für diejenigen, welche den Wendungen und Wandlungen der asiatischen Fragen mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der vor kurzem ausgebrochene Krieg zwischen Japan und Rußland nur eine Episode in dem großen Kampf um Asien ist. Der Krieg zwischen Engländern und Franzosen, der 1761 durch die Einnahme von Pondichéry zum Nachteil der letzteren endete, trug nicht diesen Charakter; er hatte wenig mehr als eine lokale Bedeutung, und es handelte sich bei ihm hauptsächlich darum, den Einfluß zu brechen, den Franzosen an den indischen Fürstenhöfen gewonnen hatten, und den sie gegen den Erbfeind, die Engländer, ausnutzten. Auch dem Plan, den Kaiser Paul von Rußland 1799 faßte, die Engländer vom Lande her in Indien anzugreifen, lag weniger der Gedanke zugrunde, die Vorherrschaft in Asien anzustreben, als er ein Ausfluß seines Hasses gegen England war, zu dessen Verbündeten der Kaiser noch kurz vorher gehört hatte. Selbst Napoleon I. hatte, als er 1807 Persien für den Gedanken eines Angriffes gegen Indien zu gewinnen suchte und dem Kaiser Alexander I. von Rußland einen gemeinsamen Zug nach Indien vorschlug, an dem auch Österreich sich beteiligen sollte, wohl nur einen Schlag gegen England im Sinne. Erst die Fortschritte, welche Rußland während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Zentralasien und Sibirien gemacht hat, dürften die Idee der Vorherrschaft in Asien in den Köpfen der russischen Staatsmänner und noch mehr in denen der russischen Militärs geweckt haben. Daß dieser Gedanke heute der maßgebende ist, ergibt sich auch aus dem Verlauf der Verhandlungen über die mandschurische und tibetanische Frage. Bei den mit der chinesischen Regierung bereits Anfang 1901 darüber geführten Pourparlers, bei denen auf chinesischer Seite noch Lihungchang beteiligt war, ging eines der von russischer Seite gestellten Verlangen dahin, daß China sich verpflichten solle, in allen an Rußland grenzenden Gebieten seines Reiches, wie die Mandschurei, die Mongolei und das „Neue Gebiet", das als Tarbagatai, Ili, Kashgar, Yarkand und Khoten bekannt sei, ohne Zustimmung Rußlands keiner andern Macht oder ihren Untertanen Privilegien mit Bezug auf Bergwerke, Eisenbahnen oder andre Dinge zu erteilen, und daß es auch selbst ohne Rußlands Zustimmung keine Eisenbahnen in denselben anlegen dürfe. Das im Juli 1892 von der „China Times" veröffentlichte angebliche russisch-chinesische Abkommen über Tibet verdient weniger Glauben, aber es ist immerhin charakteristisch für die sich herausbildende Auffassung, daß Art. 11 desselben dahin lautet, daß alle Bergwerks- und Eisenbahninteressen in russischen Händen sein sollen, es Chinesen aber gestattet sei, sich daran zu beteiligen. Die in London geführten Verhandlungen über die englische Expedition nach Tibet genügen, um von dem Interesse zu überzeugen, das Rußland an der tibetanischen Frage nimmt. Einer Anfrage des russischen Geschäftsträgers am 11. Oktober 1902 wegen angeblich in Tibet von englischer Seite beabsichtigter

Eisenbahnbauten folgt bereits am 2. Februar 1903 ein von dem russischen Geschäftsträger übergebenes Memorandum mit Bezug auf eine angebliche militärische Expedition nach Tibet und einen daselbst beabsichtigten Bahnbau, dessen Bedeutung in dem Satz gipfelt: „L'importance majeure que le Cabinet Impérial attache à écarter toute cause de troubles en Chine lui ferait considérer une pareille expédition au Tibet comme de nature à produire une situation d'une gravité considérable qui, le cas échéant, pourrait forcer le Gouvernement Impérial à prendre des mesures pour sauvegarder ses intérêts dans ces parages." Der russische Botschafter, Graf Benckendorff, sucht später das Schroffe dieser Mitteilung abzuschwächen, aber er wiederholt doch bei zwei Gelegenheiten, am 8. April und 17. November 1903, daß Rußland bei einem englischen Unternehmen gegen Tibet genötigt sein könnte, nicht gegen dasselbe „que la politique russe ne viserait en aucun cas", aber an andrer Stelle vorzugehen. Diese Erklärung, verbunden mit der andern, daß Rußland Tibet als einen Teil Chinas ansehe, läßt wenigstens die Möglichkeit zu, daß Rußland seine Entschädigung in der Besetzung eines andern Teils des chinesischen Gebietes suchen werde. Wenn dieses Gebiet der südliche Teil des „Neuen Gebietes" wäre, so würde Rußland dadurch an einem weiteren Punkte in unmittelbare Berührung mit der englischen Interessensphäre treten und die Möglichkeiten eines Konflikts dadurch nicht unerheblich vermehrt werden.

Daß man in Indien einem solchen seit längerer Zeit entgegensieht und alle militärischen Maßregeln, Dislozierung der Truppen, Befestigungen und Eisenbahnbauten mit der Absicht getroffen werden, einem solchen erfolgreich begegnen zu können, ist bekannt. Die Tatsache, daß der Kampf gegen die Burenrepubliken, wenn vielleicht nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich geführt und bis zum bitteren Ende durchgekämpft wurde, um sich wenigstens einen Weg nach Indien in jedem Falle offenzuhalten, steht ebenfalls fest, und es kann nur wundernehmen, daß sich so viele so lange dieser Erkenntnis verschlossen haben. Aber nicht nur an den Nordgrenzen von Indien stoßen die Interessen von England und Rußland aufeinander, dies ist auch in Persien wie in Kleinasien der Fall, und man geht daher wohl nicht zu weit, wenn man den anglo-russischen Gegensatz als überall im Inlande von Asien bestehend annimmt. Manches deutet darauf hin, daß wohl von beiden Seiten daran gedacht worden sei, einen Modus vivendi auf diesem Gebiete zu schaffen, der einen eventuellen Konflikt, wenn auch nicht verhindere, so doch hinausschöbe; es ist darüber aber jedenfalls nie zu einem eingehenden Austausch von Meinungen gekommen. In der mandschurischen Frage wäre Rußland allerdings, nach im Juli und August 1903 von seinem Botschafter in London gemachten Andeutungen, nicht abgeneigt gewesen, England Zugeständnisse im Yangtsetal gegen solche von englischer Seite in der Mandschurei zu machen. Sie haben aber dort wenig Entgegenkommen gefunden. Man wird also auf der ganzen Linie mit den vorhandenen Meinungs- und Interessengegensätzen zu rechnen haben.

Wenn auf dieser Linie zwei alte Gegner sich gegenüberstehen und ein eventueller akuter Konflikt, abgesehen vom Kaperkriege, ganz auf dem Lande wird ausgefochten werden müssen, wird das Bild ein andres, sobald man den Osten Asiens betrachtet. Hier sind neue Faktoren, Franzosen, Japaner und Amerikaner erschienen, und der Ausgang eines Kampfes wird sehr wesentlich von der Frage der Herrschaft zur See abhängen. Was zuerst die Franzosen anbetrifft, so ist ihr hinterindisches Reich im wesentlichen die Erfüllung alter, aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammender Wünsche und Versuche, die im 19. Jahrhundert in Annam von vollständigem, in Siam von teilweisem Erfolg gekrönt worden sind. Der dortige französische Kolonialbesitz hat aber keinen offensiven Wert und kann bei einem Kriege eher zu einer Last für das Mutterland werden, da er nur von diesem aus zu schützen ist. Von ganz andrer Bedeutung in jenen Gegenden ist Japan mit seiner intelligenten, energischen, Abenteuer liebenden und suchenden Bevölkerung. Wenn man wissen will, was dieselbe leisten kann, so bietet die Geschichte der Tätigkeit der Japaner in Siam,

Java, den Philippinen und an der chinesischen Küste in dem Jahrhundert zwischen der Entdeckung Japans durch Europäer und dem Abbrechen aller auswärtigen Beziehungen, d. h. ungefähr in der Zeit von 1545—1645, genügendes Material. In der neuesten Zeit sind zu dem unruhigen Geist und dem jahrhundertealten Sehnen nach dem Besitz von Korea panasiatische Gelüste und Bestrebungen und das nicht ganz unberechtigte Gefühl gekommen, daß Japan für seine schnellwachsende Bevölkerung zu klein zu werden drohe und eines Gebietes bedürfe, nach dem es den Überschuß lenken könne, ohne die durch denselben repräsentierte lebendige Kraft zu verlieren. Als das nächste solche Gebiet mußte sich ihm Korea bieten, das zugleich den Vorteil besaß, als ein Bollwerk gegen das gefährliche Vordringen seines übermächtigen Nachbarn, Rußlands, dienen zu können. Wenn im letzten Jahrzehnt panasiatische Ideen dazu gekommen sind, so liegt die Ursache dafür in der Entwicklung der Beziehungen Europas zu China. 1894 wurde der Krieg zwischen Japan und China, abgesehen von militärisch-radikalen Einflüssen, die zu ihm drängten, und dem Bestreben, in Korea eine maßgebende Stellung einzunehmen, hauptsächlich durch den Wunsch herbeigeführt, der Welt die Überlegenheit Japans über den größeren Nachbarn zu beweisen und dies zu tun, ehe Rußland in der Lage sei, in einen solchen Waffengang einzugreifen. Erst nach der Beendigung dieses Krieges treten panasiatische Ideen auf in der Form, daß Japan der Lehrer, Freund und Beschützer Chinas sein sollte, beeinflußt vielleicht, wenn nicht hervorgerufen durch Andeutungen, die bei den Friedensverhandlungen in Simonoseki Lihungchang über die Interessengemeinschaft der beiden Reiche gemacht hat. Wenn dieselben bei Li wohl nur dem Wunsche entsprangen, bessere Friedensbedingungen für sein Vaterland zu erhalten, so fielen sie bei den Japanern auf günstigen Boden. Was sich in China seit 1895 vollzog, war dazu geeignet, die ursprüngliche Abneigung der Chinesen gegen Japan herabzumindern, und führte schließlich zu einer Annäherung zwischen den beiden Ländern, mit der in Zukunft zu rechnen sein wird. Aufgabe der europäischen Diplomatie muß es sein, die Fehler gutzumachen, die von ihr in den letzten Jahren in China begangen worden sind, und zu verhindern, daß die panasiatische Propaganda eine Form annehme, die China mitfortzureißen imstande sein würde. Heute noch würde China den Frieden mit dem Auslande einer Verständigung mit Japan vorziehen, aber weitere Bedrohungen seiner Unabhängigkeit und Integrität werden es ebenso sicher in die Arme seines Nachbarn treiben.

Den Ausgang des Krieges zwischen Rußland und Japan vorauszusagen, soll hier nicht versucht werden; aber daß Rußland durch denselben so geschwächt werden könnte, daß es sich genötigt sähe, seine Pläne in Ostasien dauernd aufzugeben, scheint unmöglich, und ebenso ist es nicht wahrscheinlich, daß Japan so vollständig niedergeworfen und besiegt werde, daß es nicht fortfahren sollte, ein Faktor in der politischen Entwicklung Ostasiens zu bleiben. Immer aber, oder wenigstens für absehbare Zeit, wird sein Einfluß sich hauptsächlich im Norden geltend machen, wo es nicht nur seine weitere Entwicklung, sondern auch seine nationale Selbständigkeit im Sinne seines Selbstbestimmungsrechts durch das beständig nähere Heranrücken der ungeheuren Macht Rußlands bedroht sieht. Freilich gibt es auch in Japan eine, wenn auch augenblicklich noch kleine Partei, die zu einer Verständigung mit Rußland rät und Japans Expansionsbedürfnis nach dem Süden lenken möchte. Ihr scheinen Südchina, das französische Hinterindien, Siam, selbst die Philippinen und die holländischen Besitzungen wünschenswertere Ziele des japanischen Ehrgeizes als Korea und die Mandschurei. Sollte Japan durch eigenen Willen oder die Gewalt der Umstände vom Norden ab- und nach Süden gedrängt werden, so wird bei der dann vorhandenen größeren Entfernung etwaiger überseeischer Besitzungen vom Mutterlande die Frage der Herrschaft zur See von noch viel größerer Bedeutung für es werden, als dies schon in dem Konflikt mit Rußland jetzt der Fall ist. Es würde dann mit den Mächten, die heute seine Freunde sind und seine Verbündeten werden können, in Wettbewerb eintreten müssen, bei dem nicht unwahrscheinlich die Freund-

schaft in die Brüche gehen könnte, denn für England handelt es sich und für die Vereinigten Staaten wird es sich um die Herrschaft über den Stillen Ozean handeln. Eine von den englischen Etappenstraßen, wie Major Wachs die englischen Verbindungslinien mit Asien so treffend bezeichnet[1]), führt über Kanada. Die Eisenbahn, welche die Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean herstellt, geht ganz durch britisches Gebiet, aber sie liegt so nahe an dem der Vereinigten Staaten, daß sie in jedem Augenblick mit leichter Mühe durch einen Vorstoß von dort aus unterbrochen werden kann. In dieser Gefahr wird man einen der Gründe für die freundliche Haltung zu suchen haben, die England in der letzten Zeit den Vereinigten Staaten gegenüber und auch ganz besonders bei der Festsetzung der Grenze zwischen diesen und Kanada beobachtet hat; in ihr wird man aber auch den hauptsächlichsten Grund für den immer wieder auftauchenden Gedanken sehen müssen, eine zweite Bahn weiter nördlich als die erste durch Kanada zu legen. An und auf dem Atlantischen Ozean ist die englische Verbindungslinie zur See vortrefflich geschützt; die in Frage kommenden Häfen an den Küsten Englands und Kanadas sind stark befestigt, und die Bermuda-Inseln wie Jamaica und die andern Inseln im Karaibischen Meer bieten der englischen Flotte sichere Stützpunkte. Anders verhält es sich auf dem Stillen Ozean, wo die englische Verbindungslinie mit China und Australien, sobald sie den Kriegshafen Esquimalt verlassen, amerikanischen Angriffen von der Küste der Vereinigten Staaten, von den Aleuten, den Sandwichinseln, den Philippinen und Tutuila (Samoa), russischen von Wladiwostock und Port Arthur und japanischen von Japan und Formosa her ausgesetzt ist, ohne einen englischen Stützpunkt vor Hongkong oder den Fidjiinseln zu finden. Auch hier liegt der Grund für die Haltung Englands den Vereinigten Staaten und Japan gegenüber in der Notwendigkeit, den Schutz für seine Verbindungslinien in den freundschaftlichen Beziehungen zu den Staaten zu suchen, die sie bedrohen könnten. Der Weg über Kanada und den Stillen Ozean ist aber zugleich einer der Verbindungswege Englands mit Indien.

Ganz neu als politische Macht im Stillen Ozean sind die Vereinigten Staaten aufgetreten, trotzdem die Einverleibung Kaliforniens schon 1847 stattgefunden hat; aber wer den Gang der Ereignisse in Amerika aufmerksam verfolgt hatte, mußte schon lange der Überzeugung sein, daß, wenn sie einmal begännen, sich für die Beziehungen zu ihren westlichen Nachbarn zu interessieren, es nicht lange dauern würde, bis sie darin eine große und im Laufe der Zeiten maßgebende Rolle spielen würden. Die Wendepunkte in der Politik der Vereinigten Staaten in diesen Gegenden sind die Einverleibung der Sandwichinseln und der Erwerb der Philippinen gewesen.

---

[1]) Die englischen Etappenstraßen von Großbritannien über die kanadische Dominion nach den westlichen Häfen des Pacific und nach Indien. Berlin, Richard Schröder. 1903. — In dieser Schrift schildert Wachs die verschiedenen zwischen Großbritannien und Kanada bestehenden Verbindungslinien, den Schutz, welchen sie durch die Bermuden und die westindischen Inseln finden, die Eisenbahn durch Kanada, deren Ausgangspunkt am Stillen Ozean durch die starkbefestigte Flottenstation Esquimalt gesichert wird, und die weiteren Routen von dort nach Japan und China, Australien und Hinterindien. Die Gefahren, welche der englischen Verbindung in Nordamerika und im Stillen Ozean durch die Vereinigten Staaten drohen können, sind seit dem Erscheinen seiner Arbeit noch wesentlich dadurch erhöht worden, daß die letzteren auf den Philippinen den Bau eines Kriegshafens beabsichtigen; schließlich erwähnt Wachs kurz der japanischen und russischen strategischen maritimen Stützpunkte in Ostasien. Unter den letzteren ist Port Arthur ebenfalls aus zeitlichen Gründen nicht aufgeführt. Sehr richtig dargestellt und beurteilt sind einerseits die von den Vereinigten Staaten gemachten Anstrengungen, sich an der Juan de Fuca-Straße, im Admiralitätsbusen und im Pugetsund maritime und kommerzielle Stützpunkte zu schaffen, wie die Bedeutung, welche die Erwerbung der Hawaii-Inseln für sie und gegen England besitzt. Die Herrschaft Englands im Atlantischen wie im Stillen Ozean erscheint somit nicht länger als eine so absolute, wie sie früher schien und war, und England wird fortfahren müssen, seiner Flotte und den für die Versorgung mit Kohlen wie für den Schutz der telegraphischen Verbindungen unerläßlichen Stationen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, wenn es nicht eines Tages das Netz zerrissen sehen will, das es im Laufe der Jahrhunderte mit unendlicher Mühe und Sorgfalt über die Meere und damit um die Erde gespannt hat.

Man braucht der Seeschlacht von Manila nicht einen welterschütternden Charakter beizulegen, wie amerikanische Chauvinisten dies nicht ungern tun; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sehr viel dazu beigetragen hat, der großen Masse des Volkes das Verständnis der imperialistischen Idee näherzubringen. Mit der Vollendung des Panamakanals wird der dritte Schritt getan sein zur Verwirklichung des Gedankens, der den Stillen Ozean zu einem amerikanischen Meere machen will. Wer an die Bemühungen Frankreichs denkt, das Mittelländische Meer zu einem französischen See zu machen, wird über solche Phantasmagorien lachen; nur zur römischen Kaiserzeit war es ein römisches Meer, aber auch nur deshalb, weil seine Ufer römisch geworden waren. Die Aspirationen eines großen Volkes sind aber immer achtungswert, der Aufmerksamkeit und der Anerkennung würdig, selbst wenn sie über die Grenze des Möglichen hinausgehen. Nur wer auf realer Unterlage das Größte will, kann Großes leisten, und die Amerikaner haben uns gelehrt, weder an ihr Wollen noch an ihr Können einen zu geringen Maßstab anzulegen. Heute hält das gute Verhältnis zu England und die Unzulänglichkeit ihrer maritimen Machtmittel die Vereinigten Staaten noch von einer offen aggressiven Politik zurück — auf diplomatischem Gebiete hat sie sich in Ostasien schon längst den europäischen Mächten unfreundlich erwiesen — aber es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß mit der steigenden Macht und dem wachsenden Bedürfnis der amerikanischen Industrie nach neuen Absatzgebieten auch die Neigung der Regierung zu überseeischen Unternehmungen zunehmen wird; schon der Druck der öffentlichen Meinung wird sie dazu treiben.

So sehen wir auf dem Lande Rußland, England, Frankreich, Japan und auf dem Meere noch die Vereinigten Staaten um die Herrschaft von Asien ringen. Bei den meisten dieser Mächte handelt es sich um beschränkte Gebiete, die sie sich kommerziell, industriell und politisch untertänig machen möchten, bei England um die Verteidigung alten Besitzes, bei Rußland allein um die Gründung eines gewaltigen asiatischen Reiches. Für es allein bestehen freilich auch die Gründe, die eine solche Politik verständlich und gewissermaßen geboten erscheinen lassen. Der Zug nach dem Osten war Rußland durch das Bedürfnis aufgezwungen, seinen ungeheuren Inlandbesitzungen den Zugang zum Meere zu öffnen; aus dem ein halbes Jahr vom Eise geschlossenen Hafen zu dem während des ganzen Jahres offenen war der Übergang ebenfalls notwendig; auch den Wunsch, für seine zentralasiatischen Besitzungen einen direkteren Weg zum Meere zu erhalten, wird man verstehen. Jedenfalls ist Rußland der gewichtigste Faktor in dem Kampf um Asien, der immer größere und schärfere Formen annimmt, und dessen einem Akte — er wird nicht der letzte sein — wir heute beiwohnen. Den Epilog spricht schließlich doch der Lenker der Schlachten und Geschicke.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Im russisch-japanischen Kriege haben bisher nur die Japaner die Offensive ergriffen. Die wiederholten Angriffe auf Port Arthur, sowie die Beschießung Wladiwostoks werden die russische Kriegsleitung nicht darüber hinwegtäuschen, daß anderwärts ein unerwarteter Vorstoß der Japaner erfolgen könnte, bei dem die Streitkräfte zur See zugleich die Aufgabe haben würden, die Aktion des Landheeres auf Korea oder in der Mandschurei zu verschleiern und vorzubereiten. Welch eminentes Interesse auch die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten an dem Verlaufe des Krieges im äußersten Orient nehmen müssen, so darf doch jetzt bereits mit Genugtuung auf die Entschließung der unbeteiligten Großmächte hingewiesen werden, Neutralität zu bewahren.

Deutschlands Verhalten war von Anfang an klar vorgezeichnet. Nach dem Kriege soll Japan anerkennen, daß Deutschland in loyaler Weise die Pflichten der Neutralität bewahrt habe, während Rußland dann zugestehen wird, daß es in seinem westlichen Nachbarn einen zuverlässigen Freund besitzt. Aus der Gesamtheit der Lage ergibt sich, daß die wohlwollende Neutralität Deutschlands für Rußland vom höchsten Werte ist. Ohne jedes Bedenken können Rußlands an Preußen grenzende Gebiete von Truppen entblößt werden, soweit nicht die inneren Verhältnisse das Verbleiben militärischer Streitkräfte in den Gouvernements geboten erscheinen lassen. Mit großem Interesse sah man auch dem Verhalten Großbritanniens und Frankreichs entgegen. Gerade in jüngster Zeit fehlte es nicht an Aufklärungen über die Vorgeschichte des Krieges. Wie konnte es geschehen, daß der Zar und der russische Minister des Auswärtigen, Graf Lamsdorff, durch das Vorgehen Japans völlig überrascht wurden? Sicherlich war das asiatische Departement innerhalb der russischen Regierung über den japanischen Volkscharakter viel zu genau unterrichtet, als daß in den maßgebenden Kreisen von St. Petersburg nicht mit einem jähen Ausbruche des Krieges gerechnet worden wäre. Die ausgesprochene Friedensliebe des Kaisers Nikolaus II. war unzweifelhaft nicht der einzige Grund für die in Rußland herrschende Überzeugung, daß Japan das Eintreffen der Antwortnote abwarten würde, deren versöhnliche Fassung nicht mehr als Handhabe für einen casus belli hätte dienen können. Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff, mit Wissen und Willen der englischen Regierung Versicherungen an den Zaren übermittelt hatte, die diesen in seiner friedlichen Auffassung bestärken mußten. Da an der bona fides des russischen Staatsmannes nicht im mindesten gezweifelt werden darf, kann es nicht überraschen, daß gerade im Hinblick auf die Herzlichkeit der zwischen den Höfen von St. Petersburg und London bestehenden Beziehungen eine Aufklärung darüber erfolgen mußte, weshalb bis zum letzten Augenblicke die englische Regierung nicht in der Lage war, sich über die unmittelbaren kriegerischen Absichten Japans zu orientieren.

Als nun Graf Benckendorff von London nach St. Petersburg abreiste, fehlte es nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, der russische Diplomat werde endgültig von seinem Posten abberufen werden. In dieser Hinsicht wurde auch geltend gemacht, das unlängst über die Tibet-Angelegenheit veröffentlichte englische Blaubuch weise unmittelbare Spitzen gegen den russischen Botschafter in London auf, obgleich dieser es nie an Bemühungen zu gunsten eines russisch-englischen Einvernehmens fehlen ließ. Allerdings wurde von andrer Seite versichert, Graf Benckendorff habe sich nur nach St. Petersburg begeben, um von seinem nach dem fernen Kriegsschauplatze eilenden Sohne Abschied zu nehmen.

Nur ließ sich diese Lesart keineswegs aufrechterhalten, da ein zuverlässiges russisches Organ, die „Birshewyja Wedomosti", nachdrücklich hervorhob, Graf Benckendorff sei in Dienstangelegenheiten nach St. Petersburg gekommen. Welcher Art diese Dienstangelegenheiten waren, ergibt sich aus der Tatsache, daß der russische Botschafter in London, als er nach wenigen Tagen auf seinen Posten zurückkehrte, unverzüglich vom Minister des Auswärtigen, Lord Lansdowne, und vom König Eduard VII., trotz dessen Unpäßlichkeit, empfangen wurde. Hiernach kann als feststehend gelten, daß es dem Grafen Benckendorff in St. Petersburg gelungen ist, den Zaren und den Grafen Lamsdorff davon zu überzeugen, England habe keineswegs eine zweideutige Rolle gespielt. Russische Organe, die kurz zuvor noch scharf zugespitzte Epigramme an die Adresse Englands richteten, lenkten denn auch nach der Rückkehr des Grafen Benckendorff ein, indem sie die „offizielle Mission" des russischen Botschafters in St. Petersburg hervorhoben. Da dieser eine offizielle Mission nach Lage der Verhältnisse nur in London beanspruchen kann, liegt die Annahme nahe, daß die dem Grafen Benckendorff zugeschriebene Aufgabe in diesem Falle einem Wunsche des Königs von England entsprach, also dem englischen Interesse dienen sollte.

Ebenso mangelt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden darf, daß, wie zwischen den Höfen von St. Petersburg und London, auch zwischen den Regierungen beider Länder alle Unklarheiten beseitigt sind. Durch den früher mit Japan abgeschlossenen Vertrag ist Großbritannien nicht verpflichtet, in den gegenwärtigen Krieg einzugreifen, da der ostasiatische Bundesgenosse sich nur einem Feinde gegenüber befindet. Bleibt nun England neutral, so liegt auch für Frankreich nicht der casus foederis vor, der die Republik an die Seite Rußlands rufen würde, falls dieses im äußersten Orient sich gegen zwei Mächte zu wehren hätte. Ein Teil der englischen Presse hat allerdings so offenkundig für Japan Partei ergriffen, daß in Rußland große Mißstimmung erregt wurde. Nur ist der Versuch mißglückt, der in englischen Organen gemacht wurde, Deutschland für den englischen „Seelenzustand" verantwortlich zu machen. Eines der angesehensten russischen Organe, die „Nowoje Wremja", hat denn auch dem in Betracht kommenden Teile der englischen Presse dessen Sündenregister vorgehalten.

Hätte es noch eines Beweises für den festen Entschluß Deutschlands, volle und loyale Neutralität zu bewahren, bedurft, so mußte er durch die Mittelmeerfahrt des Kaisers Wilhelm erbracht werden. Unzweifelhaft würde sich der deutsche Kaiser nicht für mehrere Wochen unter den obwaltenden Verhältnissen aus dem Reiche entfernen, wenn nur im geringsten die Möglichkeit vorläge, daß aus dem russisch-japanischen Kriege sich Verwicklungen für Deutschland ergeben könnten. Auch die mazedonische Frage würde keinen Anlaß zu einer Abweichung von dem festgesetzten Reiseprogramm bieten.

Eine Zeitlang konnte es scheinen, als ob die Balkan-Angelegenheit durch den russisch-japanischen Krieg eine Verschärfung erfahren würde. Da die mazedonischen Komitees angekündigt hatten, die aufständische Bewegung werde im Frühjahr 1904 von neuem einsetzen, lag die Gefahr nahe, daß die Ablenkung Rußlands von seiner friedlichen Mission auf der Balkanhalbinsel von den aufrührerischen Elementen in Bulgarien und Mazedonien benutzt werden könnte. Die maßgebenden Kreise in

Sofia durften sich jedoch nicht verhehlen, welche bedenklichen Folgen gerade für die Zukunft Bulgariens mit einem solchen Verhalten verknüpft wären. Ganz abgesehen davon, daß nach wie vor volles Einvernehmen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn über die Balkanpolitik besteht, kann sich doch auch niemand verhehlen, daß Rußland nach dem Kriege gegen Japan es kaum an einer „Abrechnung" mit denjenigen fehlen lassen würde, die aus seinen Verlegenheiten Nutzen ziehen wollten. Der gegenwärtige Krieg würde daher vielmehr als ein „retardierendes" Moment für gewisse Begehrlichkeiten Bulgariens wirken. Tatsächlich wurde denn auch ein Einvernehmen zwischen Bulgarien und der Türkei vorbereitet, durch das im Zusammenhange mit dem Mürzsteger Reformprogramm der „Ententemächte" Abhilfe für die hauptsächlichen Beschwerden in Mazedonien geschaffen werden soll. Da nun Bulgariens Beziehungen zu Rußland gleichsam den Angelpunkt der mazedonischen Frage bilden, und diese Beziehungen unzweifelhaft in freundschaftlicher Richtung orientiert sind, wird die Regierung in Sofia ihr mögliches tun, um einen neuen Aufstand zu verhüten.

Nach zuverlässigen Mitteilungen haben die Führer der mazedonischen Komitees sowohl nach Konstantinopel als auch nach Sofia die Versicherung gelangen lassen, sie würden bis zum 1. Mai Ruhe halten, wofern das Reformwerk in Mazedonien nicht in Stagnation gerate. Dieses erstreckt sich nun zunächst auf die Wirksamkeit der Zivilagenten, dann aber auf die Reorganisation der Gendarmerie. Aus den letzten Berichten der von den beiden Ententemächten ernannten Zivilagenten ergibt sich deren eifrige Tätigkeit und gutes Einvernehmen mit dem türkischen Generalinspektor Hilmi Pascha. Die Zivilagenten haben sich, um den Beschädigten gerecht werden zu können, mit der aus Vertretern der fünf Nationen gebildeten Commission consultative in Verbindung gesetzt. Nach den Berichten der Lokalausschüsse sind etwa 10 000 Häuser zerstört worden, von denen ungefähr 6000 wieder aufgebaut werden sollen, während man die Landwirte durch Gewährung von Anlehen in den Stand setzen will, die verwüsteten Felder neu zu bestellen. Zu dem Geschäftskreise der Zivilagenten gehört auch die Beratung der Bedingungen für eine allgemeine Amnestie, die Hilmi Pascha in Konstantinopel befürwortet.

Mit der Reorganisation der Gendarmerie sind allem Anscheine nach bisher nicht dieselben erfreulichen Wirkungen erreicht worden. Da der Chef der Gendarmerie, General de Giorgis, auf Kreta mannigfache Erfahrungen sammeln konnte, stand immerhin zu erwarten, daß er rascher zum Ziele gelangen würde, zumal er über Gehilfen der verschiedenen Mächte verfügt, unter denen sich auch der deutsche Major von Alten befindet. Nur muß sehr zweifelhaft erscheinen, ob das Richtige getroffen wurde, als in den nach Konstantinopel übermittelten Konklusionen unter anderm die Forderung figurierte, türkische Offiziere abzusetzen. An einer derartigen Ausdehnung der fremden Machtbefugnisse mußte der Sultan um so mehr Anstoß nehmen, als die volle Wahrung seiner Souveränetätsrechte wesentliche Voraussetzung für das Reformwerk sein sollte.

Nicht verhehlt werden darf übrigens, daß auch in Konstantinopel es nicht an Ausstreuungen fehlt, nach denen die Westmächte England, Frankreich und Italien im Gegensatze zu den beiden „Ententemächten", deren friedliche Gesinnungen von Deutschland unterstützt werden, gewisse Sympathien für die Herstellung der Autonomie Mazedoniens hegen sollen. Da die Türkei dieser unter keinen Umständen zustimmen will, sollte das Reformprogramm der Mächte, einschließlich der Reorganisation der Gendarmerie, in engeren Grenzen gehalten werden. Der vom Pariser „Temps" am 9. März veröffentlichte Leitartikel „Macédoine". der auf die Pforte die ganze Verantwortlichkeit für die Verzögerung in der Reorganisation der Gendarmerie abgewälzt wissen will, ist nur geeignet, in türkischen Kreisen das Mißtrauen gegen gewisse autonomistische Bestrebungen zu erhöhen. Indessen hat nach zuverlässigen Meldungen die allzu weitgehende Forderung bereits eine wesentliche Einschränkung erfahren, weshalb erwartet werden darf, daß auch die Gendarmeriefrage eine befriedigende Lösung finden wird.

Im deutschen Reichstage ist es bei der zweiten Beratung des Militäretats zu lebhaften Debatten gekommen, bei denen der Kriegsminister Generalleutnant von Einem die namentlich von dem sozialdemokratischen Parteiführer Bebel erhobenen Anschuldigungen Punkt für Punkt zu entkräften erfolgreich bemüht war. Der Kriegsminister erwies sich als ein ebenso schlagkräftiger wie das gesamte Material beherrschender Redner, der unter anderm ausführte, keine Partei habe weniger als die sozialdemokratische Veranlassung zu der Annahme, sie könnte auf eine Besserung der Zustände in der Armee hingewirkt haben oder hinwirken. Herr von Einem erinnerte an die Vorgänge auf dem Parteitage in Dresden, wo erklärt wurde, die Gegensätze innerhalb des deutschen Volkes würden sich nicht mildern, sondern stets verschärfen. Diese Kluft beständig zu erweitern, bezeichnete der Kriegsminister als Bestreben der Sozialdemokratie.

Daß im deutschen Heere, wie in jedem großen Organismus, auch Mißstände vorhanden sind, darf nicht geleugnet werden. Eine maßvolle, nicht gehässige Kritik kann daher in der Presse sowohl als auch in den parlamentarischen Körperschaften nur erwünscht sein. Mit Recht wendete sich jedoch der Kriegsminister gegen eine gewisse „Romanliteratur", deren Gehässigkeit sicherlich nicht darüber hinwegzutäuschen vermag, daß auch von künstlerischen Bestrebungen in dieser „Literatur" nicht im geringsten die Rede sein kann. Einzelne Vorgänge, für die unzweifelhaft Abhilfe geschaffen werden muß, zu allgemeinen Anklagen gegen das ganze Heer erweitern, entspricht so wenig den tatsächlichen Verhältnissen, daß selbst von hervorragender französischer Seite an solchen Versuchen, die deutsche Armee herabzusetzen, abfällige Kritik geübt wurde. In Frankreich weiß man eben sehr wohl, wie unermüdlich bei uns an der Fortentwicklung des gesamten Heerwesens gearbeitet wird. Deshalb wird davor gewarnt, die lebendigen Kräfte Deutschlands zu unterschätzen, die bisher nur glänzende Proben ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt haben. Daß immer wieder grelle Streiflichter auf das Kapitel „Soldatenmißhandlungen" fallen, muß der Heeresverwaltung anderseits als ernste Mahnung dienen, wenngleich auf diesem Gebiete bereits ein Wandel zur Besserung konstatiert werden darf, doch auch in Zukunft mit aller Energie gegen solche Mißbräuche vorzugehen und die Offiziere dafür mehr zur moralischen Erziehung der Truppen anzuhalten.

Während die Unterdrückung des Aufstandes der Hereros in Deutsch-Südwestafrika sich langsam vollzieht, haben die Bondelzwarts am Geburtstage des Kaisers Wilhelm II. unter ihrem neuen Kapitän Johannes Christian im Lager von Kalkfontein die Waffen gestreckt. Die Unterwerfung geschah unter Bedingungen, durch deren Erfüllung voraussichtlich ein neuer Aufstand dieses Stammes verhindert werden wird. Alle Gewehre, die gesamte Munition und die während der Unruhen geraubten Güter müssen von den Unterworfenen abgegeben werden; auch einen Teil seines Gebietes tritt dieser Stamm ab, indem dasjenige von Keetmannshoop und die Karasberge für Kronland erklärt werden. Die Bewohner des erstgenannten Gebietes treten als selbständiger Stamm unter die Regierung. Dagegen bleiben die Bewohner der Karasberge bei dem Stamme der Bondelzwarts, müssen jedoch ihren bisherigen Wohnsitz verlassen und nach dem neuen Stammesgebiet übersiedeln. Alle Personen, die unter dem Verdachte stehen, Farmer ermordet und Farmen ausgeplündert zu haben, sind an die deutsche Regierung auszuliefern. Sollte einer der Schuldigen flüchtig werden, so wird auf seine Einlieferung eine Prämie gesetzt. Sicherlich wird man auch nicht milder gegen die Hereros verfahren, durch deren Grausamkeit zahlreiche Menschenleben und deren Besitz vernichtet worden sind. Als ein Gebot der Gerechtigkeit erscheint, daß den deutschen Ansiedlern oder deren Hinterbliebenen vollständige Entschädigung für die erlittenen Verluste gewährt wird, nachdem der Aufstand in einer Weise beendet sein wird, die eine Wiederholung unmöglich macht und andern Eingeborenenstämmen für alle Zukunft als warnendes Beispiel dient.

Literarische Rundschau.

Max Jähns.

Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau. Nebst einem Anhange „Max Jähns als militärischer Schriftsteller". Von Alfred Meyer. Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Seit drei Jahren ruht Max Jähns im Grabe, aber weit über seine Zeit hinaus werden seine Schriften ihre Geltung behalten, wird ihm die Anerkennung gesichert bleiben, welche auch die Nachwelt dem schuldet, der in reinem Streben segensreich gewirkt hat. Er selbst war eine so sympathische Persönlichkeit, daß sie jeden, der das Glück hatte, ihr näherzutreten, in ihren Bann fesselte und unwillkürlich nötigte, ihm vom ersten Augenblick an Zuneigung und Wertschätzung entgegenzutragen. Man brauchte nur in seine klaren, blauen Augen zu blicken, und man wußte, daß man sich vor einem Manne befand, dessen ganzes Wesen vom Streben nach Erkenntnis des Schönen und Edlen durchdrungen war, der im Fluge zum Idealen die ganze Menschheit umfaßte. Bei dem dauernden Wert seiner Arbeiten war es der Wunsch seiner Familie, die Aufsätze von ihm, die sich in verschiedenen Journalen ꝛc. verstreut finden und in ihrer bisherigen Isoliertheit sich leicht verlieren konnten, in einer Sammlung zu vereinen, wie sie der Verfasser schon bei Lebzeiten geplant hatte, auszuführen aber durch sein frühzeitiges Hinscheiden verhindert wurde. Dem Bande, in dem sie nun unter dem leitenden Gedanken des Herausgebers, „Max Jähns in seinem Künstler- und Menschentum noch einmal zu zeigen", erfolgt ist, geht eine warm geschriebene biographische Skizze von Karl Koetschau voran, während der Hauptmann Meyer in einem Nachwort Max Jähns als militärischen Schriftsteller würdigt.

Aus einer altfriesischen Familie stammend, war Max Jähns in manchem seiner Vorfahren, die ihr Leben für König und Vaterland in die Schanze geschlagen hatten, ein Vorbild gegeben; ebenso waren aus dem mütterlicherseits zugehörigen alten Geschlecht derer von Kloeden fast nur Kriegsleute hervorgegangen. Aber sein Großvater in dieser Linie hatte auch auf wissenschaftlichem und pädagogischem Gebiete Hervorragendes geleistet. So vereinigten sich in Max Jähns die soldatischen Tugenden mit den ästhetischen Neigungen, die im Ernst des Lebens für ihn die schöpferischen Quellen wurden.

Wenn wir also Max Jähns als einen Mann von hoher sittlicher Reinheit, unerschöpflicher Arbeitsfreudigkeit, scharfer und doch nie verletzend sich äußernder Beobachtungsgabe kennen lernen, so war für den militärischen Schriftsteller charakteristisch, daß er mit seiner Künstlernatur für jedes literarische Erzeugnis die Vollendung der Form unbedingt forderte. In seinem Meister, in unserem großen

Moltke, sah er auch in dieser Beziehung sein Ideal verkörpert: seiner Verehrung für ihn „entsprang die wundervolle Lebensbeschreibung des Feldmarschalls und die geradezu klassische Besprechung seiner Schriften". Alles, was Jähns über militärische Fragen geschrieben, beruhte auf festgefügten moralischen Grundlagen, auf einer hohen Anschauung von dem Wehrwesen als Kulturfaktor und dem sittlichen Moment in der Wehrhaftigkeit des Mannes wie des Volkes.

Aus einer Übersicht von Jähns' zahlreichen und in weiten Kreisen verbreiteten militärischen Werken ist namentlich das „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance" hervorzuheben als glänzendes Zeugnis seiner Arbeitskraft, seiner Belesenheit und Objektivität des Urteils.

An erster Stelle der Aufsätze, die der stattliche Band enthält, steht der Artikel: „Die Kriegskunst als Kunst". Er geht von der Behauptung aus, „daß sowohl die Kriegswissenschaften als das Kriegshandwerk den Anforderungen der Kriegführung nie zu genügen vermögen, daß es dazu vielmehr unbedingt der Kriegskunst bedarf". Dies ist gewiß richtig. Es wird damit die stets neu auftauchende Streitfrage berührt, ob das Kriegführen eine Wissenschaft oder eine Kunst sei. So viel dürfte jedoch heutigentags als feststehend angenommen werden, daß die Handlungen im Kriege als eine Kunst zu betrachten sind, und zwar als eine solche, in deren Ausübung die Individualität des Handelnden die erste Rolle spielt, daß aber gleichzeitig auch für sie eine wissenschaftliche Grundlage besteht, sowohl für die Erkenntnis wie für die Ausführung. —

Die hierauf folgende „Trilogie Karls des Kühnen" weist darauf hin, daß wenige Ereignisse der Geschichte in ihrem Gange so sehr wie diese Burgunderkriege „jenen erhabenen ethischen Rhythmus, den man die poetische Gerechtigkeit genannt", besäßen, und hebt weiterhin hervor, daß in den Kämpfen Karls des Kühnen der Genius des Übergangs vom Mittelalter zur neueren Zeit mit ungewöhnlicher Kraft und Klarheit zutage tritt. Aus diesen Gesichtspunkten werden uns die drei Schlachtendramen von Grandson, Murten und Nancy vorgeführt, mit allen den Einzelheiten, von der Organisation an, wie sie zum vollen Verständnis des Ganzen erforderlich sind.

Die „Schlacht von Pavia" zeigt uns alsdann das „Sedan" des 16. Jahrhunderts, wie Jähns sie bezeichnet. Von der Wiederaufnahme des Kampfes zwischen Frankreich und Spanien ausgehend, setzt die Darstellung ein mit dem Beginn des großen Krieges zwischen Karl V. und Franz I. im Jahre 1522 und führt dieselbe bis zum Abschluß durch die Schlacht von Pavia. Eingeleitet wird der Aufsatz mit den Worten: „Das tragische Schicksal der Niederlage einer kämpfenden Nation scheint den höchsten dramatischen Ausdruck dann zu finden, wenn das Staatsoberhaupt selbst als Kriegsgefangener dem Gegner in die Hände fällt." Im übrigen hat sich eine derartige Katastrophe in Frankreich mehrmals ereignet. Es ist, außer an Franz I., auch an König Johann bei Poitiers und die beiden Napoleoniden zu erinnern.

Vaterländischen Boden betreten wir nunmehr mit dem Aufsatz: „Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin (1670—1677)". Die unglückliche Kriegführung im Elsaß 1674 und Anfang 1675, die den Schweden die Gelegenheit bot, in die brandenburgischen Lande einzufallen, nötigte den Kurfürsten, vom Rhein in die Heimat schleunigst zurückzukehren. Wie weit er sein Wort: „Das kann den Schweden leicht Pommern kosten!" zur Wahrheit gemacht, erfahren wir nun in anschaulicher Schilderung, wobei von besonderem Interesse Jähns' Bemerkungen sind, wie brandenburgischerseits das Treffen von Fehrbellin in taktischer Beziehung durchgeführt worden ist, indem der Sieg lediglich durch berittene Truppen errungen wurde. Der Eroberung von Stettin, an dessen Verteidigung sich die Bürgerschaft so glänzend beteiligte, schließt sich dann der Reihe nach an: „Der Große Kurfürst auf Rügen und vor Stralsund 1678" und „Der Winterfeldzug in Preußen". Somit ist eine Übersicht über die sämtlichen vom Großen Kurfürsten gegen die nordische Macht geführten Feldzüge gegeben. Anfänglich war die Krieg-

führung eine äußerst lässige, da es an Geld fehlte. Mehr noch fiel ein schweres Gichtleiden des Kurfürsten in die Wagschale, aber am Ende dieser Periode erblicken wir ihn im Glorienschein eines wohlverdienten Kriegsruhmes. — Das Werk, das er begonnen hat, um die Machtstellung seiner Lande in schwerer Arbeit und unter mannigfachen Sorgen zu begründen, das haben seine Nachfolger Schritt für Schritt zu vollenden gesucht, bis es in der Neuerrichtung des Deutschen Reiches seinen Abschluß erhalten. So hat ein glücklicher Zufall gewollt, daß der Herausgeber auch den Aufsatz mitteilen konnte, der das Ende der großen Bewegung und das erreichte Ziel darstellt: „Kaiser Wilhelm. Ein Umriß seines militärischen Lebens". Mit diesem Titel ist auch der Inhalt gekennzeichnet: in fesselnden Zügen erhalten wir hier ein Bild des unvergeßlichen Monarchen, wie er sich als Soldat entwickelte; eine Schilderung der Verhältnisse, die zu den Änderungen in der organisatorischen Grundlage des Heeres hinführten, bekanntlich des großen Kaisers eigenstes Werk, und einen Rückblick auf die Ausgestaltung der preußischen Wehrverfassung von den Befreiungskriegen an. „Wenn einst" — mit diesen Worten klingt der schöne Aufsatz aus — „Jahrhunderte vorübergerollt sein werden und das Auge ferner Geschlechter zurückblicken wird auf diesen König, dann erst werden die Verhältnisse seiner erhabenen Persönlichkeit in ihrer Vereinigung von gewaltiger Macht und schlichter Würde vollkommen deutlich sein; Sage und Dichtung werden sie erfassen, und Kaiser Wilhelm wird unsterblich leben im Volksmunde wie auch im Liede!"

Die Charakteristik Walters von der Vogelweide am Schluß des Bandes zeigt uns den liebenswürdigen Minnesänger nicht allein im Spiegel seiner Zeit, sondern von dem weit höheren Standpunkt objektiver Betrachtung. Hatten die Mitlebenden in ihm vor allem den kunstgewandten, höfischen Dichter gerühmt, so trägt ihn Jähns auf dem ihm gebührenden Schilde empor als den unerschütterlichen großen Patrioten, als den ersten und kühnsten politischen Sänger der Nation. Gleichzeitig erblickt er in ihm „einen der frühesten und energischsten Vertreter jenes protestantischen Geistes, der der Geist freien Denkens, der antirömische Geist, ja, im Grunde genommen der deutsche Geist selber ist".

Aus unsrer kurzen Inhaltsangabe schon wird man ersehen, wie vielseitig Max Jähns war, und welchen Umfang sein Wissen hatte. Wie in allen seinen Arbeiten, so steht auch in diesen voran das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit und nach Objektivität des Urteils, fesselt die Klarheit der Gedanken und die Schönheit des Ausdruckes — es ist eben Max Jähns' Geist, der aus ihnen zu uns spricht.

J. von Verdy du Vernois.

Zur Geschichte der Medaillenkunst.

Medaillen der italienischen Renaissance. Von Cornelius von Fabriczy. (Monographien des Kunstgewerbes.) Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

An ein größeres Publikum hat sich C. von Fabriczy in letzter Zeit in seinen zahlreichen Büchern und Studien selten gewandt. Seit Jahren schon stellt er seine Kraft in den Dienst der strengen Wissenschaft, und es gibt unter den deutschen Kunstgelehrten wenige, die wie er durch eine Fülle wertvollster Entdeckungen in Sammlungen und Archiven unsre Kenntnisse der italienischen Renaissance bereichert haben. Noch sind seit dem Erscheinen des mustergültigen kritischen Katalogs der Handzeichnungen des Giuliano da Sangallo nicht zwei Jahre verflossen, und schon wieder liegt eine Schrift dieser unermüdlichen Feder vor uns. Wendete sich damals das beschreibende Verzeichnis der Blätter des berühmten, jetzt im Vatikan bewahrten Barberinischen Kodex und des Sieneser Skizzenbuches an einen beschränkten

Kreis von Fachgenossen, so ist jetzt das Medaillenbüchlein für weiteste Kreise bestimmt. Eine populäre Arbeit im besten Sinne des Wortes, die uns wieder zeigt, wie ernst auch derartige Aufgaben behandelt werden sollen und behandelt werden können, ohne daß dadurch dem Interesse auch Fernerstehender irgendwie Abbruch zu geschehen hätte. Im Gegenteil: man sollte meinen, daß erst die vollkommene Beherrschung des Stoffes in allen Einzelheiten und ein aus reicher Erfahrung gewonnenes sicheres Urteil den Autoren populärer Monographien das Recht gäben, vor das große, oft mehr kunstliebende als kunstverständige Publikum hinzutreten, welches einen zuverlässigen Führer braucht und seiner auch bedarf. Leider beobachtet man aber heute häufig, vor allem in England, grade das Gegenteil. Man meint mit oberflächlichen Kenntnissen und mäßigem Kraftaufwand den oberflächlich gebildeten Lesern völlig Ausreichendes bieten zu können.

Arbeiten wie die von Fabriczy, an denen wir weiter nichts vermissen, als eine kurze bibliographische Angabe über den Gegenstand, den er so meisterhaft behandelt hat, zeigen uns, daß die Verleger gerade in der Auswahl der Kunstgelehrten, denen sie populäre monographische Arbeiten anvertrauen, vorsichtig sein sollten. Was hätte man mit halben Kenntnissen und unsicherem Urteil aus diesem herrlichen Stoff gemacht; welch ein kleines Meisterstück, nach Form und Inhalt gleich vollendet, ist unter Fabriczys erfahrener Hand daraus geworden! Nur die intimste Kenntnis der Medaillenkunst in allen ihren Erscheinungen, nur die Fülle langwieriger Einzelforschungen, wie sie der Verfasser auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, konnten eine so schöne Frucht zur Reife bringen. Fabriczy behandelt zuerst und besonders eingehend die in Guß ausgeführten Medaillen des Quattrocento, dann die künstlerisch viel tiefer stehende geprägte Schaumünze der Hochrenaissance. In Padua, wo die Wiege der modernen Denkmünze gestanden hat, beginnt er mit der Schilderung der Medaille, die im Jahre 1390 Francesco Carrara (Vater und Sohn) aus Anlaß der Wiedererlangung ihrer Herrschaft prägen ließen. Dann führt er uns weiter durch Oberitalien nach Verona, wo ein halbes Jahrhundert später Vittorio Pisano den Typus der eigentlichen Renaissancemedaille schuf. Es folgt eine Schilderung der Medailleure von Venedig und Bologna mit scharfer Charakteristik der einzelnen Meister und möglichst sicherer Umgrenzung ihres Werkes. Die Florentiner Medaillen werden für sich behandelt. Hier wird Antonio Pollajuolo aus der Liste der Medailleure der Arnostadt überhaupt gestrichen; die Erinnerungsmedaille an die Pazzi-Verschwörung, die ihm seit Vasari zuerteilt wurde, wird im Einklang mit Bodes Forschungsresultaten dem berühmtesten Schüler Donatellos, Bertoldo di Giovanni, zuerkannt. Dagegen erhalten wir neue Aufschlüsse über die Arbeiten des Nicolò Fiorentino, der vor allem im Dienst der Medici und ihrer Anverwandten tätig war. Adriano Fiorentino, der Schöpfer der Bronzebüste Friedrichs des Weisen im Dresdener Albertinum, wird zuerst dem Publikum als kunstreicher Medailleur vorgestellt, der u. a. die schöne Medaille der Herzogin Elisabeth von Urbino ausgeführt hat. Rom hat nur einen einzigen Medailleur von selbständiger Größe hervorgebracht, Giancristofero Romano, der aber dort auch nur eine einzige Papstmedaille gearbeitet hat, die des Rovere-Papstes Julius II. Alle sonstigen römischen Medailleure, Christofero di Geremia, Lysippus, Candida usw., sind, wie die meisten andern Künstler, aus dem Norden eingewandert und haben dann am päpstlichen Hofe oft ihr Bestes geleistet. So fand auch Caradosso, der berühmteste von allen, die künstlerische Heimat in der ewigen Stadt, nachdem in Mailand der glänzende Stern des Lodovico il Moro untergegangen war.

Ein umfangreiches Register beschließt diese selten schöne und erfreuliche Publikation, deren Wert durch die Fülle der 181 mühsam allerorts zusammengesuchten Abbildungen aller bedeutenden Medaillen noch außerordentlich gehoben wird.

E. Steinmann.

γ **Papst Pius X.** Sein Vorleben und seine Erhebung. Von Kaplan Dr. Joseph Schmidlin. Hamm, Breer & Thiemann. 1903.

Diese Broschüre bildet Heft 1 und 2 des 23. Bandes der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren", unter deren Gründern sich der bekannte ultramontane Historiker Janssen und der frühere Bischof von Mainz, Paul Haffner, befinden. Das Vorleben und die Wahl des venezianischen Patriarchen Joseph Sarto werden uns hier in den lichtesten Farben erzählt, und wir wollen um so weniger Kritik daran üben, als der neue Papst gewiß in vieler Hinsicht eine ehrwürdige Gestalt ist. Bezüglich seiner Beziehungen zur Regierung und zum Königshaus Italiens wird manches Interessante beigebracht; bezeichnend ist, daß immer betont wird (S. 38), „Sartos loyales Verhalten habe keine weiteren Schlüsse zugelassen, da Venezien wenigstens den König als seinen rechtmäßigen Herrn ansehen könnte". Roma intangibile! ist auch die klerikale Lösung.

βλ. **Augustins Konfessionen.** Dritte Aufl. — **Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte.** Sechste Auflage. Von Adolf Harnack. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1903.

Das einzige Buch, das seit 1500 Jahren die Menschen ergreift und begeistert, hat auch A. Harnacks bewundernde Anerkennung gefunden. Er spricht einmal von unerschöpflichen Persönlichkeiten in der Geschichte, zu denen jede Generation Stellung nehmen müsse. Mit der ihm eigenen Wärme und Schönheit des Ausdrucks hat er es in bezug auf den heiligen Augustinus und seine unsterblichen Konfessionen getan. Wir sind ihm ganz besonders zu Dank verpflichtet, daß er den viel mißbrauchten und nicht weniger abgenützten Vergleich zwischen Augustins Bekenntnissen und J. J. Rousseaus „Confessions", sowie die seltener auftretende Parallele mit Hamanns „Bekenntnissen" zurückweist. Im 18. Jahrhundert hatte sich der Zyniker Chamfort noch mehr geleistet und Montaigne, Cardan, ja, den Kardinal von Retz zum Vergleich herangezogen! Eine solche Verirrung der Begriffe war nur im saeculum rationalisticum möglich. Eine Übereinstimmung der Gedanken zwischen den ersten Szenen des „Faust" und dem Ausgang, den Goethe seiner Dichtung gegeben hat, der schmerzlichen Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und der endlichen Erlösung durch die himmlische Liebe, findet sich bei Harnack geistreich und glücklich angedeutet. Er nennt den Ausgang des lebendigen Faust freilich einen ganz andern als den des Faust der Dichtung, aber „beide doch in vieler Hinsicht wahlverwandt". Dazwischen liegt nur, was den Christen im tiefsten Grunde seines Wesens vom Nichtchristen unterscheidet: das Bewußtsein der Schuld, die Entlastung der Seele durch eine frucht- und tatenerzeugende Reue. „Der römische Katholizismus," schreibt Harnack, „hat den großen Lehrer des Abendlandes ... zu ersticken unternommen, aber er ist doch kein Toter! Was er der Kirche Christi gewesen ist, wird nicht untergehen, und er wird auch der römischen Kirche keine Ruhe lassen." Dürfen wir Harnack daran erinnern, daß das einzige Buch, welches, ungleich mehr als der Goethesche „Faust", den Vergleich mit Augustins Konfessionen nahelegt, ein katholisches Buch dieses Jahrhunderts ist, nämlich John Henry Newmans „Apologia pro vita sua"? Es ist uns versagt, an dieser Stelle die intellektuelle Ähnlichkeit näher auszuführen, aber Augustins Ausspruch, den Harnack anführt: „Ein jeder hat nur sein Ich," oder jener andre: „Es handelt niemand gut wider seinen Willen, mag auch, was er tut, gut sein," enthält, in epigrammatischer Kürze, die ganze Religionsphilosophie des englischen Denkers.

δq. **Ethik.** Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Dritte, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1903.

Ein Zeugnis mehr — und ein bedeutsames Zeugnis — für das sich immer stärker verbreitende Interesse der deutschen Leserwelt an philosophischer Fachliteratur ist die erfreuliche Tatsache, daß Wundts „Ethik" in der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit eine dritte Auflage erreicht hat, und zwar in wesentlich erweitertem Umfange, seit dieses Werk im Jahre 1886 zum erstenmal erschienen ist. Nicht wenig hat dazu ohne Zweifel die Art der Darstellung beigetragen, welche sich — was ja glücklicherweise jetzt bei unseren philosophischen Schriftstellern sich immer häufiger findet — frei von ungenießbarer Form zu halten weiß und sich dem Verständnis eines weiteren Kreises annähert. — Während die erste Auflage, etwa in der Hälfte des heute vorliegenden Umfanges, in einem Bande die vier Abschnitte des Ganzen (die Tatsachen des sittlichen Lebens, die philosophischen Moralsysteme, die Prinzipien der Sittlichkeit, die sittlichen Lebensgebiete) umfaßte, ist dem Bande allein jetzt die Behandlung der beiden ersten Abschnitte zugefallen. Die fortschreitende Ausdehnung des empirischen Unterbaues der Tatsachen des sittlichen Lebens, noch mehr aber die Erweiterung des historischen Teils, der die Entwicklung der moralischen Lehren erörtert, von dem griechisch-römischen Altertum durch die christliche Weltanschauung und ihre Wandlungen bis herab zu den Moralsystemen der Neuzeit und der Gegenwart — haben den Stoff des Ganzen vermehrt. Möge das Werk auch in dieser Gestalt fortfahren, an der schönen Aufgabe zu arbeiten, die darin besteht, das Bewußtsein von den Normen des sittlichen Handelns zu vertiefen und zu verallgemeinern. In willkommener Weise wird das Studium der beiden Bände durch ein sehr eingehendes Register unterstützt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arndt. — Über das Böse. Von A. Arndt. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Arnecke. — Emil. Ein Bilder- und Gedankenspiel in fünf Stücken. Von Albert Christian Arnecke. Düsseldorf, Kommissionsverlag, Ed. Lintz. 1904.

Asmundo. — La diplomazia europea. Discorso di Michele Asmundo. Catania, Cav. Niccolò Giannotta. 1904.

Benzmann. — Moderne deutsche Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen, herausgegeben von Hans Benzmann. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Bernhardt. — Die Fortbildungsschule für Mädchen. Von B. Bernhardt. Bielefeld, A. Helmrich. O. J.

Bettelheim. — Bibliographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Fünfter Band. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Blanco-Fombona. — Contes américains. Par R. Blanco-Fombona. Paris, G. Richard. 1903.

Bleibtreu. — Colombey. Von Carl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Bludau-Herkt. — Karte von Nordamerika aus Sohr-Berghaus' Handatlas. Neunte Auflage. Glogau, Carl Flemming.

Blum. — Neue Novellen. (Aus dem Leben.) Von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Bräutigam. — Die neue Kunstkritik. Von Ludwig Bräutigam. Kassel, Georg Weiß. 1904.

Bölsche. — Die Abstammung des Menschen. Von Wilhelm Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen von Willy Pland. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Franckhsche Buchhandlung). O. J.

Bousset. — Was wissen wir von Jesus? Von Wilhelm Bousset. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Charly. — Une petite garnison française. Roman de mœurs militaires. Par Lieutenant Charly. Paris, J. Tallandier, s. a.

Class. — Die Realität der Gottesidee. Von Gustav Class. München, C. H. Beck. 1904.

Debidour. — Le général Fabuier, sa vie militaire et politique. Par A. Debidour. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1904.

Delitzsch. — Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1904.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. — Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Nr. 11. C. Ferd. Meyer. Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. Von Julius Sahr. — 12. Franz Grillparzer. Die Ahnfrau. Von Adolf Matthias. — 13. Ferd. Avenarius als Dichter. Von Gerhard Heine. — 14. Hermann Sudermann. Heimat. Schauspiel in vier Akten. Von Boetticher. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

El-Correi. — Bethesda. Roman von El-Correi. Leipzig, Lotus-Verlag. O. J.

Frobenius. — Das Zeitalter des Sonnengottes. Von Leo Frobenius. Erster Band. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Geblesco. — La question d'Orient et son caractère économique. Par C. R. Geblesco. Paris, Perrin & Cie. 1904.

Gelzer. — Vom heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet. Von Heinrich Gelzer. Mit 43 Abbildungen im Text und einem Kärtchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Goebel. — Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Julius Goebel. München, J. F. Lehmann. 1904.

delle Grazie. — Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Vierter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Grofs. — Der deutsche Buchhandel und Herr Prof. Dr. K. Bücher. Einige Bemerkungen zu der von Dr. K. Bücher herausgegebenen Denkschrift des Akademischen Schutzvereins. Von K. L. Grofs. Stuttgart, E. Leupoldt. 1904.

Hanstein. — Gott und Unsterblichkeit in der modernen Weltanschauung. Vortrag von Adalbert von Hanstein. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 1904.

Hauptindustrien, Die, Deutschlands. — Des Handbuchs der Wirtschaftskunde Deutschlands, herausgegeben im Auftrage des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, dritter Band. Mit zahlreichen Tabellen im Text und 22 Karten auf 11 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Heller. — Gertruds Freund. — Künstlerblut. Zwei Novellen von O. Heller. Berlin, Albert Goldschmidt. 1904.

Hemme. — Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Von Adolf Hemme. Leipzig, Eduard Avenarius. 1904.

Héricourt. — Les frontières de la maladie. Par J. Héricourt. Paris, Ernest Flammarion. 1904.

Hobbes. — Leviathan. By Thomas Hobbes. The text edited by A. R. Waller. Cambridge, at the University press. 1904.

Hollitscher. — Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. Von Jakob J. Hollitscher. Mit einem Titelbild: M. Kleins Nietzsche-Statue. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1903. — Zehnter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1904.

Immisch. — Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Ein Baustein zu einer historischen Poetik. Von Otto Immisch. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

de Jonge. — Jeschuah, der klassische jüdische Mann. Zerstörung des kirchlichen, Enthüllung des jüdischen Jesus-Bildes. Von M. de Jonge. Berlin, Hugo Schildberger. 1904.

de Jonge. — Messias, der kommende jüdische Mann. Sturz der kirchlichen, Stabilierung der jüdischen Messias-Lehre. Von M. de Jonge. Berlin, Hugo Schildberger. 1904.

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Erstes Heft. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung.

Katalog der mittelalterlichen Miniaturen des Germanischen Nationalmuseums. — Im Auftrage des Direktoriums verfafst von E. W. Bredt. Mit Abbildungen. Nürnberg, Verlag des Germanischen Museums. 1903.

Köster. — Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Kranz-Schwalm. — Kreizschwerneng, Spaß muß jeng! Gedichte in Schwälmer Mundart von J. H. Kranz und J. H. Schwalm. Erster Band. Ziegenhain, Wilh. Korell. 1904.

Kühl. — Der Lehnsmann von Brösum. Roman von Thusnelda Kühl. Jena, Hermann Costenoble. 1904.

Lahor. — Les habitations à bon marché et un art nouveau pour le peuple. Par Jean Lahor. Paris, Larousse, s. a.

Leipzig im Jahre 1904. — Herausgegeben aus Anlaß der Beteiligung Leipzigs an der Weltausstellung in St. Louis. Leipzig, J. J. Weber.

Lemonnier. — Die Liebe im Menschen. Von Camilla Lemonnier. Übersetzung von Dr. Adler. Luxemburg-Gare, Verlagshaus Kosmos.

Lettow-Vorbeck. — Napoleons Untergang 1815. Von v. Lettow-Vorbeck. Erster Band. Mit 10 Kartenbeilagen in Steindruck und 6 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Lennemann. — Aus Bauernlanden. Gedichte von Wilhelm Lennemann. Iserlohn, Ferd. Bischoff jr. O. J.

Lévy. — Une religion rationelle et laïque. La religion du XXe siècle. Par Louis-Germain Lévy. Dijon, Barbier-Marilier. 1904.

Ley. — Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. Von Michael Ley. München, C. H. Beck. 1904.

Lienert. — Die Immergrünen. Zwei fröhliche Erzählungen von Meinrad Lienert. Aarau, Sauerländer & Co. 1904.

Lochmann. — Friedrich der Grofse, die schlesischen Katholiken und die Jesuiten seit 1756. Ein Beitrag zur Geschichte der preufsischen Kirchenpolitik. Von Eduard Lochmann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1903.

Longin-Percy. — Journal des campagnes du baron Percy, chirurgien en chef de la grande armée (1754—1825). Publié d'après les manuscrits inédits avec une introduction par Émile Longin. Portrait en héliogravure et facsimilé d'autographe. Deuxième édition. Paris, Plon. 1904.

Marshall. — Die Tiere der Erde. Von W. Marshall. Bis zur fünfundzwanzigsten Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Martin. — Die Psychologie der Frau. Vortrag von Marie Martin. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Meisel-Hess. — Weiberhaß und Weiberverachtung. Von Grete Meisel-Hess. Wien, Verlag „Die Wage". 1904.

Michaeli. — Scherz und Schmerz. Gedichte von Otto Michaeli. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Molitor. — Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst. Von Raphael Molitor. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Montgomery. — The Cardinal's Pawn, how Florence set, how Venice checked, and how the Game fell out. By K. L. Montgomery. London and Leipzig, T. Fisher Unwin. 1903.

Müller. — Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts. Von Hugo Müller. Stuttgart, Chr. Belser. 1904.

Münz. — „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Von Wilhelm Münz. Breslau, Wilhelm Koebner. 1903.

Naumann. — Die Frau im Maschinenzeitalter. Vortrag von Friedrich Naumann. München, Verlag der „Freistatt". O. J.

Naumann. — Liberalismus, Zentrum und Sozialdemokratie. Vortrag von Friedrich Naumann. München, Verlag der „Freistatt". O. J.

Naumann. — Die Politik Kaiser Wilhelms II. Vortrag von Friedrich Naumann. München, Verlag der „Freistatt". O. J.

Naumann. — Die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungsvermehrung. Vortrag von Friedrich Naumann. München, Verlag der „Freistatt". O. J.

Péladan. — Supplique à S. S. le Pape Pie X pour la réforme des canons en matière de divorce. Par Péladan. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Petschow. — Das amerikanische Zollgesetz und der deutsche Handel. Eine Denkschrift an die deutsche Regierung von Alfred Petschow. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Philippson. — Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart. Von Alfred Philippson. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Report of the Commissioner of education for the year 1902. Volume 2. Washington, Government printing office. 1903.

Buskin-Proust. — La Bible d'Amiens. Par John Buskin. Traduction, notes et préface par Marcel Proust. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Schade. — Arbeit. Roman von Marie Schade. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Schär. — Die Pflege der Handelswissenschaften an der Universität Zürich. Von Joh. Friedrich Schär. Zürich, Orell Füßli. 1904.

Schiemann. — Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Von Theodor Schiemann. Erster Band. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Schubring. — Hans von Marées. Vortrag von Paul Schubring. Elberfeld, Baedeker. 1904.

Schultz. — Periander und sein Sohn. Dramatische Dichtung. Von August Heinrich Schultz. Berlin, Schuster & Löffler. 1904.

Schulze-Eßel. — Tage des Lebens. Ein Gedichtwerk von Theodor Schulze-Eßel. Groß-Lichterfelde-Berlin, E. Eißelt. 1904.

Sizeranne. — Les questions esthétiques contemporaines. Par Robert de la Sizeranne. Paris, Hachette et Cie. 1904.

Sichel. — Disraeli. A study in personality and ideas by Walter Sichel. With three illustrations. London, Methuen and Co. 1904.

Sonnino. — Tre anime luminose fra le nebbie nordiche. La sorelle Brontë. Di Giorgina Sonnino. Firenze, stabilimento tipog. G. Civelli. 1903.

Spenlé. — Novalis. Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne. Par E. Spenlé. (Bibliothèque de la Fondation Thiers.) Paris, Hachette. 1904.

Stenglin. — Die Anderen. Die Geschichte einer Liebe. Von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Strieder. — Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Forschungen zur Entstehung der großen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg. Von Jakob Strieder. Leipzig, Duncker & Humblot. 1904.

Sutcliffe. — Trough Sorrow's gates. A tale of the lonely heath. By Halliwell Sutcliffe. London, Paris, Leipzig, F. Fischer Unwin. 1904.

Tegeder. — Aus welchen Gründen ist die ungeteilte Unterrichtszeit erstrebenswert, und welche Schritte sind zur Einführung derselben zu tun? Von Wilhelm Tegeder. Bielefeld, A. Helmich.

Unter Gablenz und Tegetthoff 1864. — Eine Festschrift zur vierzigsten Jahresgedenkfeier an die Großtaten unserer Armee und Marine im deutsch-dänischen Krieg 1864. Herausgegeben von „Denzers Armee-Zeitung". Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1904.

Urban. — Just Zwölf. Yankee-Schnurren und anderes von Henry F. Urban. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Verity. — The tragedy of Hamlet, edited for the use of students by A. W. Verity. Cambridge, at the University press. 1904.

Viereck. — Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Von L. Viereck. Mit 5 Gruppenbildern und 8 Vollbildern. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1903.

Villiers du Terrage. — Les dernières années de la Louisiane française. Par Marc de Villiers du Terrage. Paris, E. Guilmoto. S. a.

Waliszewski. — Ivan le Terrible. Par K. Waliszewski. Paris, Plon. 1904.

Weber. — Das Verhältnis Deutschlands zu England. Rede von Heinrich Weber. Posen, Merzbachsche Verlagsanstalt. 1904.

Weinel. — Die Gleichnisse Jesu. Zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Heinrich Weinel. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Whistlers Zehnuhr-Vorlesung. — Deutsch von Theodor Knorr. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1904.

Widmann. — Calabrien, Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 1904.

Wirth. — Geschichte Asiens und Osteuropas. Von Albrecht Wirth. Erste Lieferung. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Wolzogen. — Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. Erzählt von ihm selbst und mitgeteilt von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Wuttke-Biller. — Märchen einer Großmutter. Von E. Wuttke-Biller. Mit dem Bildnisse der Verfasserin, drei farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Walter Tiemann. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1904.

Wyneken. — Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. Gemeinverständlich dargestellt von K. Wyneken. Erster Teil: Ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz. Mit 42 Textfiguren, 4 Tabellen und einer Schlußtafel. Dresden. Gerhard Kühtmann. 1904.

Zitelmann. — Die berühmte Frau. Novelle von Katharina Zitelmann. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Gewesen.

Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten".

Mexiko ist eine Stadt, die noch mancherlei Baudenkmale aus alter Zeit enthält. Aber die Mexikaner sind wie andre Leute auch, die nie zu schätzen wissen, was sie besitzen. Daher zerstören sie alljährlich eine gewisse Anzahl der altertümlichen Bauten und ersetzen sie durch moderne Konstruktionen, bei denen Wellblech, Stuck und Eisen eine hervorragende Rolle spielen.

Liebhaber der Altertümer sind die Diplomaten, die in Mexiko Muße haben, über Vergangenheit und Gegenwart nachzudenken, und ferner die Touristen, die jedes Jahr in größerer Anzahl von jenseits der Nordgrenze in das Land strömen. Sie staunen die alten, zinnengekrönten Paläste an, die Kirchenkuppeln, auf denen bunte Kacheln durch Sonne, Staub und Regen der Jahrhunderte zu mildem, warmen Schmelz verschwimmen, die grauen Kreuze und die verwitterten Heiligenstatuen in verschnörkelten Nischen, die noch manches Eckhaus zieren. Und die Leute von jenseits der Nordgrenze wundern sich, wie so etwas überhaupt in ihren Weltteil hineingeraten ist, und überlegen mit praktischem Sinn, was der Marktwert eines solchen alten Bauwerkes wohl in New York sein würde, wenn die nötigen Maschinen nur erfunden wären, um es, wie es dasteht, aufzuheben und die paar Tausend Meilen weiter fort zu transportieren.

Die Touristen sind eilige Leute, was sich aus ihrem Nationalcharakter und der Schlechtigkeit mexikanischer Hôtels erklärt. Sie machen die Hauptstadt, das melancholische Cuernavaca und Puebla, die Fromme, in ein paar Tagen ab, werfen dann noch einen Blick auf die Bahn, die von Mexiko, der Stauberfüllten, durch tropische Berggegend hinab zu Veracruz, der Tödlichen, führt, und fassen dann ihre Eindrücke mit den Worten zusammen: „Sehr kurios, sehr interessant und was für infam schlechtes Essen."

Die Diplomaten sind gar nicht eilig und sehen all diese Dinge und noch manches andre, was die Touristen nie sehen, mit großer Gemächlichkeit. Von Zeit zu Zeit verabreden sie untereinander, irgend eine Sehenswürdigkeit zu besichtigen, und zwar tun sie das nicht zu häufig, denn in Mexiko erlernen

sie alle die schwere Kunst, wenig Vergnügungen weise über lange Zeiten zu verteilen, so daß ihre Leben Brötchen ähneln, die sehr dünn mit Kaviar bestrichen worden sind.

Zu Ehren eines vor kurzem angekommenen Kollegen war abgemacht worden, an einem Herbstnachmittag die alte Schule der Valencianos zu besuchen.

Der dicke Kutscher Pedro von der Xschen Gesandtschaft lenkte mit Geschick und Gleichmut die großen, nordamerikanischen Braunen durch die neuen, im Entstehen begriffenen Straßen, sorgfältig die tiefsten Löcher vermeidend. Neben ihm saß der kleine Diener Luis mit korrekt gekreuzten Armen, den Zylinder mit der Nationalkokarde seiner Herrschaft auf dem hübschen, braunen Kopf. Pedro und Luis waren einfache Indianer, denen es als einzig natürlicher, menschenwürdiger Zustand erschien, in zerlumptem Sarape und spitzem, hohen Hut am Schanktisch einer Kneipe zu lehnen und große Gläser voll blauweißen Pulques zu leeren; nur um sich diesen Genuß in möglichst reichlichem Maße verschaffen zu können, ergaben sie sich darein, zu dienen und alltäglich die Verkleidung mit sich vorzunehmen, die sie dem klassischen Vorbilde der Kutscher und Diener von Rotten Row nahe brachte.

Die Viktoria bog in den breiten Paseo ein, und im scharfen Trabe ging es den älteren Stadtteilen zu, durch die Allee hoher, im Herbstwind rauschender Eucalyptusbäume und zwischen der doppelten Reihe von Postamenten, auf denen abwechselnd Vasen und Statuen berühmter Männer stehen, von deren Ansprüchen auf Verewigung durch dreiviertel lebensgroße Abbildung außerhalb ihres Heimatslandes wenig bekannt sein dürfte.

Der kleine, dicke Herr von Tredern saß gerade und selbstgefällig in der linken Wagenecke. Er trug den Ernst zur Schau, der Leuten eigen ist, die von der Wichtigkeit aller Dinge und besonders von der eigenen überzeugt sind, und für die es keine Zweifel, sondern nur unerschütterlich feststehende Wahrheiten gibt. Zu seiner Rechten lehnte müde und lässig die schlanke, blasse Frau von Tredern. Im Gegensatz zu ihrem Manne sah sie meist aus, als fände sie an nichts viel Gefallen, und um ihre Lippen spielte das halb spöttische, halb wehmütige Lächeln derer, denen das ganze Leben als großes Fragezeichen erscheint, auf das eine Antwort zu finden sie längst aufgegeben haben. Vera von Tredern stand in den Jahren, in denen der mildernde Schatten breitkrempiger Hüte und großgetupfte Schleier der Frauen beste Freunde sind, weil sie verhüllen, was ist, und erraten lassen, was gewesen — Jahre, in denen, was bisher erfreut hat, schal erscheint, und der Rückblick auf das verflossene Leben nur ein Warten und Suchen dessen zeigt, was doch nie kam — Jahre, in denen Frauen beginnen, zum Witz oder zur Wohltätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, je nach persönlicher Anlage oder äußeren Lebensumständen.

Zwischen rasch dahinsausenden elektrischen Straßenwagen fuhr die Viktoria über einen kreisförmigen Platz, in dessen Mitte sich das Reiterstandbild des Königs Karl IV. von Alt- und Neuspanien erhebt. Loyalen Vizekönigen, die an die Dauer des Bestehenden glaubten, verdankt die Statue ihre Entstehung. Unter Glockengeläut und Böllerschüssen, mit allem Pomp vereinter geistlicher

und weltlicher Macht, ward sie einst auf dem großen Platz vor der Kathedrale aufgestellt und enthüllt. Aber die arme Statue war bestimmt, seltsame Schicksale zu erleben: bald nach ihrer Errichtung mußte sie unter einem blaubemalten Holzgehäuse versteckt werden, um also ihren Anblick jahrelang einem Volk zu verbergen, das inzwischen neue Überzeugungen und Regierungsformen angenommen hatte; hierauf zur Verbannung in einen entlegenen, halbdunkeln Hof verurteilt, ward das Königsstandbild endlich auf seinen jetzigen Ruheplatz gebracht, wo es aber, wie eine Inschrift besagt, nur seines künstlerischen Wertes halber bewahrt wird.

Vera schaute auf zum flimmernden mexikanischen Himmel, von dessen zitterndem Licht der patinabezogene Bronzereiter mit dem wehenden Mantel und Lorbeerkranz sich dunkelgrünblau abhob und, halb Gedanke, halb Empfindung, ging es ihr durch den Sinn, daß von Glauben und Institutionen an bis zu Bildwerken alles auf Erden wechselnder Wertschätzung unterworfen ist, weil sich um uns und in uns selbst eine beständige Veränderung vollzieht. Und sie hörte kaum, wie ihr Mann, dem alles Gegenstand unabänderlicher Überzeugungen war, sagte: „Vera, es kann kein Zweifel bestehen, daß die Mäntel unserer Leute doch eine viel bessere Farbe haben als die französischen Livreen.“ Pedro und Luis, die sich unter den strengen Augen ihres Herrn doch immer schon tadellos hielten, richteten sich nun besonders stramm auf, und unter einer leichten Berührung der Peitsche fielen die Braunen schärfer in die Zügel, denn man näherte sich dem elegantesten Klub der Stadt, unter dessen Torweg an allen Nachmittagen jahraus jahrein die unbeschäftigte Herrenwelt, Zigaretten rauchend, müßig lehnt und durch kritische Beurteilung der Vorbeifahrenden das Heimweh nach der Eleganz von Paris zu vergessen sucht. Herr von Tredern tauschte Grüße und Lächeln mit den blassen, schläfrig blickenden Jünglingen, die zum völligen Erwachen auf den Beginn der abendlichen Bakkaratpartie warteten.

Frau von Tredern grüßte mit flüchtigem Nicken. Immer, wenn sie an dieser Ecke vorbeikam, erfaßte sie von neuem der Zauber des alten, zum Klub eingerichteten Palastes, zwischen dessen grauen, feingemeißelten Steinfriesen Felder weißblauer Kacheln sich wie festlich ausgehängte Teppiche abheben. Frau von Tredern gehörte zu den Menschen, deren eigene schönste Lebenskapitel in der Vergangenheit liegen und die sich daher unwillkürlich auch viel mehr für die Vergangenheit von Ländern und Völkern, als für deren Gegenwart und Zukunft interessieren. Das Seiende und das Künftige erschien ihr gering im Vergleich zum Gewesenen — sie zählte zu denen, die gern an eine gute, alte Zeit glauben. Und immer, wenn sie wie heute ausfuhr, übersah sie die modernen, grellgestrichenen Läden, die Schaufenster, deren Inhalt für einen noch unreifen, am Bunten und Blitzenden Freude findenden Geschmack berechnet schien. Ihre Blicke suchten immer nach den oft nur durch Zufall erhaltenen Resten aus früherer Zeit. Sie kannte die vielen malerischen Höfe und Winkel der Stadt, das verfallende Gemäuer einstmaliger Klöster. Und sie liebte es, an den halbversteckten Fassaden alter Kirchen hinaufzuschauen, zu verfolgen, wie die Linien des überreichen churrigueresken Stiles sich winden

und verschlingen, die Ornamente sich häufen und drängen und zwischen den zahllosen Schnörkeln der Türme bläuliche Schatten spielen. All diese alten Dinge redeten eine Sprache, die sie verstand, und sie las in ihnen so manche halbvergessene Geschichte. Es gab für sie ein altes Mexiko, von dem in Wirklichkeit nur noch wenige, rasch verschwindende Spuren vorhanden sind, das ihr aber durch die Macht ihrer Vorstellungsgabe zu einer lebenden Realität geworden war; ein altes Mexiko, in dem ihr dem Gewesenen zugewandter Geist viel heimischer war als in dem modernen Staatengebilde, mit dessen Regierung die Traditionen freundschaftlicher Beziehungen aufrechtzuerhalten, Herr von Tredern von seiner Regierung betraut worden war.

Der Wagen hatte das elegantere Geschäftsviertel hinter sich gelassen, war durch allerhand Gassen zwischen hohen, düsteren Häusern mit vergitterten Fenstern gefahren und hielt nun in einem ziemlich entlegenen Stadtteil vor der Schule der Valencianos. Einen ganzen Straßenblock nahm das mächtige Bauwerk ein, dessen Architekten einem Volke angehört haben, das damals die Welt besaß, und das daher den Begriff der Raumersparnis nicht kannte. Etwas Finsteres und Dräuendes hatte das Gebäude, obschon die dunkelrote Fassade durch flache Säulen und Friesen aus hellem Sandstein gegliedert war; man merkte ihm an, daß es aus Zeiten stammte, da Klöster und Schulen immer gleichzeitig kleine Festungen waren. Wie alle alten kolonialen Bauten, die kirchlichen Zwecken gedient oder adligen Herren gehört haben, war auch die Schule der Valencianos mit spitzen, turmähnlichen Zinnen gekrönt. Geschnitzte Steinungeheuer sprangen an den Dachrinnen hervor und waren dazu bestimmt, aus weitaufgerissenem Rachen das Regenwasser auf die Straße herabzuspeien. Reiche, weitausladende Ornamente bauten sich um das große Mittelfenster auf und verliefen in allmählicher Verjüngung nahe am Dach als Stützen eines Schildes, auf dem einst das gemeißelte Wappen der spanischen Krone geprangt hatte. Aber das Schild war leer. Gleich so vielen andern war auch dieses Wappen laut Dekret der Republik abgehauen worden.

In der Mitte der vorderen Front der Schule befand sich ein hohes Portal, das nachts durch wuchtige, mit großen Nägeln und schwerem Bronzeklopfer besetzte Türen geschlossen wurde. Durch dieses Tor trat man in einen ersten weiten Hof, um dessen vier Seiten sich schlanke Säulen erhoben, die in der Höhe des ersten Stockwerkes einen breiten Bogengang trugen.

Die Gesellschaft hatte sich bereits in diesem Hof versammelt. In gedämpften Tönen schwirrten französische, englische und spanische Phrasen durcheinander.

„Ich versichere Sie," sagte Monsieur de Brionne, der in mehr als gewöhnlichem Maße die allgemeine Diplomatenmanie für Antiquitäten besaß und sie mit weiser Sparsamkeit zu paaren wußte, „der Padre hatte keine Ahnung, daß das Meßgewand mindestens fünfhundert Pesos wert ist; er war so glücklich, als ich ihm sechzig gab, daß es mir nachher leid tat, ihm nicht nur fünfzig geboten zu haben — all diese hiesigen Priester stehen doch auf schrecklich niedrigem Bildungsniveau."

„Ich komme eben von Donna Manuela," erzählte die kleine, runde Madame de la Linotte der mageren Baronin Fastenheim, die immer aussah,

als müßten die Kleider von ihrer aller Vorsprünge baren Gestalt herabrutschen, „und denken Sie nur, die arme Donna Manuela erwartet schon wieder ein Baby — das fünfte in vier Jahren!"

„Gottlob, daß Babies nicht ansteckend sind wie Typhus, gelbes Fieber und all die andern mexikanischen Krankheiten," antwortete die Baronin, an ihrer langen, überschlanken Figur hinabschauend.

„Als wir hierher versetzt wurden," fuhr die kleine de la Linotte fort, „sagte mir meine Cousine Melanie: ‚Fifi, Mexiko ist eine Stadt mit flachen Dächern, wo man sich sehr langweilt und viele Kinder kriegt'."

„Was mögen wohl die flachen Dächer damit zu tun haben?" sagte die Baronin Fastenheim sinnend, und ihr Verehrer, der feiste, kahlköpfige Vicomte de la Ruade, rief: „Babies, fi. quelle horreur! Sie verderben unwiderbringlich die weibliche Schönheit."

„O, da sind ja Trederns!" rief Graf Willestad, der Vera zuerst erblickt hatte, wie sie aus dem dunkeln Torweg in die Helle des Hofes trat. Und während der momentan eintretenden Stille hörte man die schöne Mrs. Stevens zu Jack Mc. Dougall sagen, der den Spitznamen „The Irrepressible" trug und zum diplomatischen Korps nur in seiner Eigenschaft als persönlicher Attaché Mrs. Stevens gehörte: „Ja, Jack dear, Tugend mag freilich sehr langweilig sein, aber darum ist das Gegenteil noch lange nicht anziehend."

Graf Willestad war Vera und Herrn von Tredern entgegengegangen und, auf einen großen, wettergebräunten Mann weisend, der ihm folgte, sagte er: „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund, Herrn Ralph Herbert, vorzustellen, der mir die große Freude gemacht hat, mich hier für ein paar Tage zu besuchen. Er war nämlich in New York, im Begriff, über San Francisco nach Ostasien zu fahren, aber ich schrieb ihm: Was ist für einen Forschungsreisenden wie du ein kleiner Umweg nach Mexiko? — Und — da ist er."

Herr von Tredern blickte den neuen Bekannten halb bewundernd, halb gönnerhaft an: „Freue mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen, habe noch auf meinem vorjährigen Urlaub gehört, daß Majestät sich sehr lobend über Ihr letztes Buch ausgesprochen hat, war — glaube ich — über . . . Durchquerung? . . . von . . . Afrika?"

„Neuguinea," korrigierte der Reisende, während Vera, die sehr blaß aussah, ihm die Hand reichte, und mit leise zitternder Stimme, der sie sich bemühte, einen scherzenden Ton zu geben, sagte: „Wir sind doch wohl alte Bekannte . . . Herr Herbert?"

„Gewiß . . . gnädigste Frau — falls Sie sich zu erinnern geruhen."

Der spanische Gesandte, der sich als Hausherr in der mexikanischen Vergangenheit zu fühlen pflegte, übernahm nun die Führung. Aber während man die breite Doppeltreppe hinaufschritt, trat Herr von Tredern rasch an seine Frau heran und flüsterte ihr leise zu: „Mach den Weltenbummler auf meine Schrift über die Nephrytgötzen der Azteken aufmerksam und lad ihn zu Tisch ein — kann von großem Nutzen für Karriere sein, wenn er mich in seinem nächsten Buch erwähnt." Darauf gesellte er sich seinem spanischen Kollegen und der voranschreitenden Oberin zu, und man hörte ihn sagen:

„Ja, ein vorsichtig bemessener Grad von Unterricht für die weibliche Jugend muß ein Ziel jeder weisen Regierung sein."

Unterricht und Aufklärung wurden in dieser Schule offenbar nicht in unvorsichtigem Übermaß verabreicht. Handarbeiten schienen den Hauptlehrgegenstand zu bilden, und Herr von Tredern bemerkte, daß sie, seiner Überzeugung nach, auch stets das natürliche Tätigkeitsfeld unbemittelter Weiblichkeit bleiben müssen. Die Besucher wurden zwischen Reihen junger Mädchen entlang geführt, die über Stickrahmen gebeugt saßen; unter ihren Händen entstanden auf weißem Atlasgrund buntseidene Vögel und Blumen, mit sinnigen Sprüchen vermischt. Man fragte sich unwillkürlich, wer die Unglücklichen seien, die diese Resultate großer Mühe und noch größerer Geschmacklosigkeit einst kaufen würden.

Vor den Stößen gehäkelter Bettdecken, gestickter Kissen, durchbrochener Tischdeckchen konnte Mrs. Stevens das Gähnen nicht unterdrücken. „Jack," sagte sie, „heute haben wir wirklich eine sterbenstraurige Zerstreuung gewählt. Ob Nelly in Newport es wohl glauben wird, wenn ich ihr schreibe, daß wir hier keine andren Vergnügen haben als Wohltätigkeitsschulen zu besuchen?"

„Keine andren? Sie sind heute sehr hart gegen mich," antwortete der Irrepressible; „aber Sie haben wohl recht, dieser Platz bedarf es offenbar, etwas aufgerüttelt zu werden. I guess, es wird schon ein bißchen lebhafter werden, wenn wir mal hier einmarschieren." Und indem er eine neue Flucht von Sälen entlang schaute, setzte er hinzu: „Bei all diesen alten Scheunen denke ich immer, was wir mal draus machen werden; diese hier müßte man sich für eine Kaserne merken — Raum für ein paar Regimenter — feine Ventilation."

„Oder ein Depot für Petroleumkisten," schlug Mrs. Stevens vor.

„Ach, wer weiß, ob Petroleum zu der Zeit überhaupt noch viel Wert haben wird," meinte Jack geringschätzig.

„O, Jack, wie häßlich von Ihnen, solche Möglichkeiten überhaupt zu erwähnen, Sie wissen doch, daß Stevens an der Standard Oil Company beteiligt ist."

Aus dem ersten Hof war man in einen zweiten gekommen, der älter und verwahrloster aussah. In den Bogengängen hatte sich der Fußboden stellenweise gesenkt, ein paar Risse zeigten sich an den Wänden. Die großartige Anlage, die ursprüngliche Schönheit waren noch wohl zu erkennen, und doch lag schon in allem der Beginn kommenden Verfalls.

Die Oberin erklärte, daß in den Jahren, da eine liberale Regierung die geistlichen Güter einzog, und so der Grund zu manch weltlichem Reichtum gelegt ward, auch das Vermögen dieser Schule konfisziert worden sei und nun die Mittel zu den nötigen Reparaturen fehlten. „Scheinbar hält noch alles," sagte sie, „weil der Bau von Anfang an so wunderbar schön und solide ausgeführt worden ist, aber ich sehe doch die allmählichen kleinen Veränderungen, die jedes neue Jahr unserer armen, alten Schule bringt."

Monsieur de Brionne, der für die nähenden und häckelnden jungen Schülerinnen gänzliche Gleichgültigkeit gezeigt hatte, war ganz verändert und voller Interesse, seitdem der geheimnisvolle Zauber hohen Alters mehr und

mehr an dem Gebäude zu Tage trat. Er gewahrte an den Mauern die Spuren früherer Türen, die seitdem zugemauert worden waren, klopfte mit seinem Stöckchen gegen die Wände, um hohle Verließe zu entdecken, und sagte: „Was gäbe ich nicht darum, hier mal alles gründlich durchsuchen zu können — ich bin sicher, es müssen hier wahre Schätze an alten bibelots verborgen sein.“

„Dieu, qu'il est assommant avec sa manie d'antiquités, vot'chef,“ murmelte ein vorwitziger Attaché zu Brionnes Sekretär; „wer mag sich nur mit altem Gerümpel abgeben, inmitten all dieser hübschen Mädels?“ Dabei drehte er seinen kleinen Schnurrbart keck in die Höhe und warf durch sein Monokel eroberungslustige Blicke auf die dunkelhaarigen, schwarzäugigen Mädchen, die beim Erscheinen der Gäste von den Bänken aufstanden und sich mit der angeborenen Höflichkeit ihrer Rasse verneigten.

„Décidément, cela devient grisant,“ fuhr der Attaché fort, indem er mit der Stumpfnase in der Luft schnüffelte, wie ein Hühnerhund, der Wild wittert, als er nun hinter den andren durch die Schlafsäle schritt. Reihen weißer Betten standen da. Aber es herrschte nicht die nüchterne Einförmigkeit, die in ähnlichen Instituten nordischer Länder einen so betrübend lieblosen Eindruck hervorruft, sondern dem Ausdruck der persönlichen Eigenart war etwas Spielraum gelassen. Durch leichte Lattenverschläge, die bis zu halber Höhe des Saales reichten, war um jedes Bett ein Zimmerchen gebildet und ein jedes war verschieden dekoriert, je nach Geschmack und bescheidenen Mitteln der Inhaberin. Blumen, die in Mexiko den billigen Luxus der Armen bilden, standen in kleinen Vasen vor den bunten Bildern der heiligen Schutzpatroninnen; verzückte heilige Cäcilien sah man, steife Madonnen del Rosario in breitabstehenden Krinolinröcken, schmerzliche Madonnen della Soledad in schwarzen Schleiern. Jeder der kleinen Räume war zugleich Stätte eines intimen Kultes, und die Heiligen mochten den armen Mädchen wie ferne, sehr mächtige Freundinnen erscheinen, denen man mit bescheidenen Gaben naht, in der Hoffnung, daß sie sie tausendfach vergelten werden. Die großen Türen, die auf die Veranden mündeten, standen weit offen, und durch alle Räume fluteten Luft und Licht.

„Charmant, ganz charmant,“ sagte die kleine de la Linotte zur Oberin, indem sie alles durch ihre langstielige Lorgnette musterte, „wenn ich doch nur gleich hier bei Ihnen bleiben und mein ganzes mühseliges Leben hinter mir lassen könnte!“ Und dabei seufzte sie wie unter einer schweren Last, raffte ihr langes, mit Spitzenvolants besetztes Kleid auf, weil es in den engen Abteilungen kaum Platz fand, und man gewahrte die winzigen Füßchen in hellgrauen Schuhen, auf denen Madame de la Linotte durch die großen Mühseligkeiten ihres Lebens trippelte.

„Wie oft ich wohl schon diesen selben Wunsch von Fifi habe äußern hören,“ dachte dabei Monsieur de la Linotte, „und das Komische ist, daß sie es immer ganz aufrichtig meint, einmal vor einer Sennerinhütte, das andre Mal vor einem norwegischen Holzhaus, heute in einer mexikanischen Wohltätigkeitsschule.“

„Ja, es würde Ihnen vielleicht wirklich bei uns gut gefallen," antwortete die Oberin, die die Menschen ernst zu nehmen pflegte und nichts vom plötzlichen Entzücken und raschen Vergessen vornehmer Damen wußte; „manche unserer Schülerinnen besuchen mich, nachdem sie sich verheiratet haben, und pflegen dann oftmals zu sagen, daß ihre glücklichste Zeit doch hier war."

„Die Ehe ist ja überhaupt eine so überschätzte Institution," seufzte die Baronin Fastenheim, und der Vicomte de la Ruade setzte hinzu: „Ja, Baronin, wie alle menschlichen Erfindungen, und sie hat schon so viel Mißverständnisse und Kollisionen verursacht — mehr noch als drahtlose Telegraphie und Automobils."

„Verheiraten sich die Menschen auch immer noch in all den kuriosen Ländern, in denen Sie herum gereist sind, Herr Herbert?" fragte die kleine de la Linotte.

„Auch dort, gnädige Frau, haben die Menschen noch nichts Besseres gefunden und auch nichts Schlimmeres, je nachdem," antwortete der Reisende.

Vera ging neben ihm. Sie schritt wie im Traume. — Ja, nichts Schöneres als was man einst geträumt, nichts Schlimmeres, als was man dann gefunden — je nachdem. Er hatte recht.

Nach all den Jahren sich endlich wiedersehen! hier in dem fernen Lande, inmitten der Gesellschaft, die nun schon so lange ihre Welt bildete und die ihr heute so unverständlich fremd vorkam. Was hatte der heutige Tag ihr doch so plötzlich gebracht! und er hatte begonnen wie alle andern auch, war ihr nur wie ein Schritt weiter erschienen auf einem Wege ohne besonderes Ziel. Keine leise Stimme hatte ihr zugeflüstert, daß dieser Tag bestimmt sei, sich für immer aus der Leere ihres Daseins abzuheben.

Die Leere des Daseins — die große Zwecklosigkeit. — Sie empfand sie ja immer. Aber heute erst fühlte sie ganz, wie sehr sie darunter gelitten — all die Jahre hindurch. Die Jahre, die ihre Spuren zurückgelassen, die die große Müdigkeit gebracht und in vielen einsamen Stunden ganz feine, beinah noch unsichtbare Linien auf ihre Züge geschrieben hatten. Würde er diese Schrift lesen und ihre tiefe Wehmut verstehen können? Würde ihm der Zauber der Vergangenheit die Gegenwart zu verklären vermögen? Beinah zaghaft blickte sie zu ihm auf. Zuerst erschien er ihr kaum verändert. Ganz dieselben lieben Züge von einstmals waren es — und doch — auch da Fremdes, Verändertes, auch da Spuren der Jahre. Scharfe Striche und die Härte derer, die sich nicht vom Leben bezwingen lassen, die nicht nur mit andern, sondern auch mit sich selbst fertig zu werden wissen, die geborene Kämpfer sind und manchmal Überwinder werden.

„Sie haben ganz recht," sagte die Oberin zu Monsieur de Brionne, „unsere Anstalt besitzt wirklich einen verborgenen Schatz und ganz ausnahmsweise will ich ihn Ihnen zeigen." Dabei öffnete sie eine verschlossene Türe, und die Gesellschaft trat in einen Raum, der einstmals Küche gewesen sein mußte, denn an der einen Wand standen noch die Reste eines bunten Kachelheerdes, über dem sich ein weitvorspringender, von längst erloschenen Feuern rußig gewordener Rauchfang wölbte. Stühle mit eingetriebenen Sitzen, drei-

beinige Tische, eine wacklige Modellpuppe standen herum; allerhand altes Gerümpel, Vogelbauer, Laternen, zerschlagene Schüsseln lagen am Boden, und gegen die Wände waren verstaubte, durchlöcherte Bilder gelehnt. Die Oberin schob eines der alten Gemälde beiseite, und man gewahrte an der Mauer dahinter eine niedere Türe. Erst nach langen Versuchen gelang es, sie aufzuschließen; sie führte in eine kleine einstmalige Speisekammer, die durch ein blindes, vergittertes Fenster nur spärlich Licht empfing. Eine verhüllte Figur stand auf einem Tisch in der Mitte und als die Oberin das verstaubte Tuch von ihr lüftete, glitzerte und gleißte es plötzlich in dem halbdunkeln Raume von Gold und Silberglanz, von weichem Perlenschimmer, von dem Feuer funkelnder Smaragde. Auf hohem feinziselierten Silberpostament, dessen Ecken musizierende Amoretten zierten, erhob sich eine Madonna, die, auf goldener Mondessichel stehend, in die Lüfte zu schweben schien. Es war, als berührten ihre Fußspitzen kaum noch den Sockel, als finge sich der Wind in ihrem goldenen Mantel und trüge sie aufwärts; die Hände waren über der Brust gekreuzt, der gekrönte Kopf leicht zurückgebogen und die ganze Gestalt schien zitternde Erwartung der Mysterien auszudrücken, die es jenseits von Mond und Sternen geben mag.

Zuerst herrschte staunendes Schweigen, dann aber drängten sich bewundernde Ausrufungen und Fragen: „Wie schön!" „Wie entzückend!" — „Woher stammt die herrliche Madonna?" — „Wie kam sie hierher?" — „Welcher Künstler hat sie angefertigt?" Und die Oberin erklärte: „Sie soll nach einem Entwurf des Salcillo angefertigt worden sein, und das Gold und Silber, das dabei verwendet worden, und die vielen Geschmeide, die unsere Madonna trägt, stammen alle aus frommen Stiftungen."

„Aber warum wird sie nur gerade hier in diesem elenden Winkel bewahrt, wo niemand all den begeisternden Schmuck sieht?" fragte die kleine de la Linotte.

„Früher stand sie auf dem Altar in der Kapelle," antwortete die Oberin, „aber als dann die lange Revolutionsära anbrach, in der nichts mehr sicher war und auch unserer Anstalt so manches abhanden kam, da beschlossen die damaligen Schuldirektoren, unsere Madonna wohl zu verbergen und dieser Platz hier erschien als einfachstes und gerade deshalb als unwahrscheinlichstes Versteck."

„Diese Perlenketten könnten allerdings manchen locken," meinte Brionne.

„Es ist einfach empörend!" rief Mrs. Stevens, „wie würden wir in Newyork auf solch eine Statue stolz sein."

Jack sah seine schöne Landsmännin schmachtend an und sagte: „Als Gegenstand für unsere Bewunderung bedürfen wir Amerikaner keiner importierten Artikel."

Ralph Herbert hatte die Madonna schweigend betrachtet und sagte nun leise vor sich hin, als beende er ein Selbstgespräch: „So vielem Schönen geht es nicht anders: zuerst stellt der eine es auf einen Altar, dann läßt es der andre im Winkel verkommen. Und dies ist wenigstens nur eine leblose Puppe, die Selbstbedauern und innere Revolte gegen das Schicksal nicht zu empfinden vermag."

„Kommen Sie, Jack, lassen Sie uns aus all dieser Gespensterluft etwas herunter ins Freie gehen," sagte Mrs. Stevens, die, aus dem Fenster der Küche schauend, einen kleinen verwilderten Garten erblickt hatte, in dem Schlingpflanzen an hohen Bäumen emporrankten und leere, verwitterte Steinpostamente an Unkraut überwucherten Wegen standen.

Jack eilte diensteifrig nach, und während er neben Mrs. Stevens schritt, sagte er: „Endlich habe ich die rechte Verwendung für diesen alten Kasten gefunden! Wir machen Schuppen daraus für die Waggons der künftigen elektrischen Popocatepetlbahn."

Ralph Herbert und Vera folgten den beiden in den Garten hinab, während oben in der kleinen Speisekammer der spanische Gesandte und Herr von Tredern mit der Oberin eine gelehrte Diskussion über spanische Skulptur fortführten und Brionne mit Kennerblick die Perlen und Smaragden der Madonna abschätzte.

Als Ralph und Vera unten im Gärtchen erschienen, schauten ihnen oben vom Küchenfenster aus der Attaché und der Sekretär nach. „Zu manchen Frauen gehört immer eine bestimmte Landschaft," sagte der letztere; „sehen Sie nur, wie all diese herbstlichen Färbungen, der blasse Himmel und das graue Gemäuer mit den alten gemeißelten Steinwappen eine Ergänzung zur ganzen Erscheinung von Frau von Tredern bilden. Gott, was muß die Frau schön gewesen sein!"

„Und Tredern, dieser pomphafte Esel, hat's wahrscheinlich nie gesehen," meinte der kleine Attaché „und wird ihr wohl immer Nephrytgötzen vorgezogen haben."

„Herr von Tredern", sagte der Sekretär, „ist wie eine wandelnde Absolution für alles das — was seine Frau leider Gottes stets zu tun unterlassen hat."

„Stets unterlassen? Sie scherzen wohl, mein Bester?" fragte der kleine Attaché, der noch sehr jung war und Skepsis, wo es sich um Frauen handelte, für einen Beweis weltmännischer Erfahrung hielt.

„Genau wie ich es Ihnen sage," antwortete der Andre. „Natürlich haben sich viele in sie verliebt, aber da könnte Don Juan in Person kommen, ich glaube, sie merkt's nicht 'mal."

„Aber warum? Sie werden mir doch nicht einreden wollen aus Passion für den dicken Tredern, oder gar aus Grundsätzen?"

„Soll ja auch manchmal vorkommen. Aber in diesem Fall hat es, glaube ich, einen andern Grund. Meine Tante Tegenberg, die mit Frau von Trederns Mutter befreundet war, hat mir erzählt, daß die schöne Vera mal eine grande passion gehabt hat. Ich glaube, es war für irgend einen ganz obskuren Menschen — kein Vermögen, kein Namen — kurzum eine Unmöglichkeit. Sobald die Mama es bemerkte, hat sie der Sache schleunig ein Ende gemacht. Frau von Tredern ist ja eine geborene Dettlingen, aber von der ganz verarmten Linie, und als dann nach Jahren der dicke Parvenü Tredern sich und sein Geld anbot, hat Mama Dettlingen zugeredet, bis ihn die Tochter genommen."

„Ganz schön, aber tout ça erklärt mir nicht die Treue?"

„Ja, sehen Sie, es gibt Männer, denen um ihrer selbst willen kaum ein Weib auf Erden treu wäre, die aber den unerhörten Dusel haben, eine Frau zu finden, die an ihrer Seite einer früheren Erinnerung treu bleibt. — Da haben Sie meine Theorie über das Ehepaar Tredern."

„Sie sind wirklich ultramodern und dekadent," sagte der kleine Attaché bewundernd.

Unten im herbstlichen Garten war es Vera, als wandle sie im Traume. Ihr langes, graues Kleid schleifte über das welke Laub, dessen Rascheln von ferne her zu klingen schien, Jahre überbrückend. In den hohen Bäumen flüsterte der Wind; um die alten verwischten Steinwappen, die die Gräber der einstmaligen Stifter kennzeichneten, wanden sich bräunlichrote Schlingpflanzen; verwittert schauten die Mauern zwischen den letzten Blättern hervor. Alles redete von Vergangenheit. Dachte auch er gewesener Zeiten? Sie schaute zu ihm auf, und ihre Blicke trafen sich.

Nun standen sie an einem breiten, achteckigen Wasserbecken, das von hoher Steinbrüstung umgeben war. Früher hatte ein Springbrunnen darin geplätschert. Aber er war längst verstummt. Ein paar gelbe Blätter trieben auf der Wasserfläche, durch deren grünliche Tiefe weißblaue Kacheln auf dem Grunde des Brunnens schimmerten.

„Wollen Sie sich nicht etwas ausruhen?" fragte er leise, und sie setzte sich auf die Steinbrüstung am Brunnen. Schatten sank auf die beiden. Nur auf den höchsten Zweigen der Bäume ruhte noch goldenes Sonnenlicht. Leise fiel von dort oben ein welkes Blatt herab, streifte Veras Schulter und sank ihr zu Füßen.

Und da war es ihr, als verschwände die ganze Gegenwart, und vor ihren inneren Augen erstanden durch den Zauber der Erinnerung Bilder von einstmals Erlebtem. — Die kleine süddeutsche Stadt sah sie wieder, den Wald draußen vor dem Tore. Es war Frühling. Über das weiche Moos, unter dem sonnendurchflimmerten, hellgrünen Laubdach schritten zwei ganz junge Menschen, beinahe noch Kinder. Der herbe Geruch des blühenden Faulbaumes füllte die Luft. Und der Knabe schüttelte eines der schlanken Bäumchen, daß Hunderte der kleinen weißen Blüten herabfielen und sich in des Mädchens langen Haaren fingen. „Siehst du, Vera," hatte der Knabe gerufen, „so wirst du aussehen, wenn du 'mal eine ganz alte Dame mit weißem Haar bist." — Wie hatten sie doch beide gelacht! Alt werden? Das schien damals so fern.

Vera schaute auf, denn sie fühlte, daß Ralphs Blick auf ihr ruhte, und als sie ihn ansah, nickte er leise, und sie wußte, daß auch er sich des Gewesenen entsann.

Und ein andres Bild schien aus blassen Fernen aufzusteigen, bis es in greifbarer Deutlichkeit vor ihr stand. Ein paar Jahre später war es gewesen. Am Strande eines fernen nordischen Meeres hatten sie gesessen. Gedankenlos zeichnete sie mit der Spitze ihres Schirmes Linien in den feinen Sand; Initialen waren es zuerst gewesen, und dann hatte sie träumend die Buchstaben zu einem Worte aneinandergereiht. „Glück" lasen sie beide und schauten sich so strahlend an, als seien sie die ersten jungen Menschen, die dies Wort

gefunden. — Aber eine kleine Welle des großen, grauen Meeres war leise herangespült und hatte das Wort verwischt — denn es war ja nur in den Sand geschrieben. Und der Jüngling war aufgesprungen, hatte sich kräftestolz gereckt und so siegessicher gerufen: „Das Wort, Vera, wollen wir lieber in Felsen meißeln."

Wo war das Wort doch geblieben? Nicht in Stein gehauen, nicht in Sand geschrieben. Verloren. Und Vera fröstelte es. Fester zog sie den grauen Boa um sich, der sie wie eine helle Wolke umhüllte.

Schatten und Schweigen umgaben die beiden. Oben auf den höchsten Zweigen erlosch das Licht und schien in den blassen, hellen Himmel zu flüchten.

Der Mann, der neben ihr an der Steinbrüstung stand, murmelte vor sich hin: „Überall nur Ruinen gewesener Dinge." Sie nickte und antwortete tonlos: „Und die traurigsten sind die des nie Gewesenen."

Er hatte sich neben sie gesetzt und griff nach ihrer herabhängenden Hand. Durchsichtig zart ruhte sie in der seinen. Weiß und schön war sie geblieben — die Jahre hatten ihr nichts anhaben können. Alte Härte und Kälte schmolzen von seinem Herzen, nur noch ein großes Mitleid erfüllte ihn ganz. Wie hilflos und schwach war doch diese Hand — so gar nicht zum Festhalten, zum Eingreifen, zum selbständigen Formen geschaffen! Der eigenen Kraft, die Jugend überdauert und sich in herbster Enttäuschung gefestigt hatte, ward er sich plötzlich dankbar bewußt, und er erkannte, daß, wo zwei von hartem Schicksal getroffen werden, die Frau doch am schwersten trägt.

Kalter Abendwind strich durch die Bäume und wehte die willenlos treibenden Blättchen auf dem Wasserspiegel. Dunkler ward es. Die Umrisse der Dinge verloren sich, vom Zwielicht aufgelöst.

Auf der Steinbrüstung saß sie ihm gegenüber, grau und verschwommen, als flute sie, einer Nebelgestalt gleich, aus dem dunklen Wasser zu ihm empor. Wie das Sinnbild alten Leids erschien sie ihm, das in der Dämmerung aus den tiefen Brunnen des Herzens steigt und mit trostlosen, leeren Augen in der Nacht umgeht. Durch die Dunkelheit fühlte er diese Augen, fragend und doch nichts mehr hoffend, auf sich ruhen. Und eine große Sehnsucht erfaßte ihn, zu helfen, zu trösten. Doch was konnte er für sie tun? Der einzig wirkliche Trost, mit ihr weinend zusammen die verlorenen Jahre zu vergessen, der war unmöglich. In all seiner gestählten Kraft war doch auch er völlig machtlos — konnte ihr das Leid nicht abnehmen, noch es für sie bekämpfen und überwunden zu Boden werfen — konnte nichts, als sie lassen und weiterziehen, hinaus in die weite Welt.

Doch ehe er ging, beugte er sich nieder und küßte noch einmal die lieben Hände.

Vieles hatte Vera im Leben geschmerzt, aber nichts hatte ihr je so weh getan, wie dieser Kuß — und er war doch so zart und sanft gewesen.

Wie in einen Augenblick zusammengedrängt, übersah sie ihr Leben — es war Herbst in ihm geworden, ohne daß je voller Sommer gewesen. Aus weiter Vergangenheit winkten ihr nur einige blasse Erinnerungsbilder, verschwommen und ungreifbar — gleich verwehten weißen Blüten einstmaligen Frühlings.

Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr.

1848—1889.

Von

Günther Jansen (Weimar).

11.

Weimar, 12. Februar 1855.

Schon mehr als einmal habe ich Ihnen gesagt, wie sehr ich Ihnen Frieden wünsche. Mehr als je tue ich dieses heute, wo Sie im Begriff stehen, das Ziel Ihrer Wünsche zu erreichen[1]). Möge Gott Ihnen denselben gewähren und erhalten in reichstem Maße. Die Folgen einer heftigen Augenentzündung und eines Rotlaufs nötigen mich leider, mich der Feder meines Sekretärs zu bedienen, um Ihnen Antwort, Dank und Wünsche auszudrücken. Nur Freude sollte dieses Blatt enthalten, allein unmöglich kann ich meine tiefe Bekümmernis unterdrücken, welche ich durch die Nachricht von dem Tode des Herrn von Hauenschild empfunden habe[2]). Ich war eben mit ihm in Verbindung ge-

[1]) Die Vermählung Stahrs mit Fanny Lewald hatte nach seiner nach vielen Weiterungen endlich erreichten Scheidung von seiner ersten Gattin am 6. Februar 1855 in Berlin stattgefunden.

[2]) Richard Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau), geb. 24. März 1822 zu Breslau, gest. 20. Januar 1855. „Nach der Natur" 1850. „Aus der Junkerwelt" 1850. Der Großherzog schrieb unter gleichem Datum an Stahr: „Sie haben indes, hart am Ziel Ihrer Wünsche, noch einen schmerzlichen Verlust empfunden. Doch ahnen Sie nicht, wie sehr gerade dieser auch mich betraf. Wenige Tage vor seinem Tode hat Herr von Hauenschild mir seine neuesten Werke überschickt, hat er mir geschrieben. Ich habe ihm darauf in einem langen Brief geantwortet und ihn gebeten, zu mir zu kommen, mich im voraus freuend auf die Vorschläge, die er mir machen wollte. Die Nachricht von seinem Tode erschütterte mich tief. Ihre Zeilen beweisen mir, wie Sie es erst sind. Wissen Sie, was das für Vorschläge waren, die er mir machen wollte?

treten und freute mich, durch dieselbe etwas Gutes entwickeln zu können. Da kam die unselige Botschaft. So ist das Leben ewiger Kampf.

Entschuldigen Sie, daß ich so spät erst antworte. Ich habe das Diktieren unterbrechen müssen, weil des Arztes Wille mich eine Zeitlang in das Bett gebannt hat. Werde Ihnen Gesundheit und Glück zuteil; dies wünsche ich Ihnen von Herzen.

12.

Wilhelmsthal, 24. Juli 1855.

Ich habe mit Freude Ihre Zeilen vom 19. d. M. begrüßt; ich habe mit Freude und Interesse sie gelesen. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen stets Frieden gewünscht habe: Sie werden also sich selbst sagen, wie gerne ich das beweisende Bekenntnis empfangen, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen nach allen Richtungen hin, nach allen, sage ich, es besonders hervorhebend, — Gott der Allmächtige erhalte Sie dabei!

Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme an meinen, Gottlob, überstandenen Leiden. Sie waren nicht so schlimm, als sie sich ausnahmen, und sie haben für mich das Gute gehabt, daß, genötigt die sich kreuzenden Fäden der Geschäfte für eine Zeitlang ruhen zu lassen, ich einmal wieder so recht eigentlich in mein Selbst einkehren und wieder Luft schöpfen konnte, — das Bedingnis, das unabwendbare, sich über die Sachen zu erheben und sich oben zu erhalten. Ich werde dies Bestreben in Wildbad hoffentlich fortsetzen können, wohin die Ärzte mich treiben. Leihen Sie mir hierzu die Hand, und schicken Sie mir deswegen bald Ihren neuen Roman[1]). Den Freytags[2]) habe ich soeben beendet und fälle über ihn dasselbe Urteil, welches Ihr Brief mir bringt. Er hat den großen Vorzug der Wahrheit und Natürlichkeit, und dies besonders für denjenigen, der, wie ich, Schlesien und seine Zustände durch eigne lange Anschauung kennt. Ich ließ den Autor hierherkommen, um ihm zu danken für das mir gesendete Werk, um den Vater mit dem Kinde und durch das Kind an der Hand kennen zu lernen. Einen sehr interessanten Tag verdanke ich seiner geistreichen Unterhaltung. — Daß Sie noch frische Luft und Labung in freier Natur aufsuchen wollen, nachdem Sie die Ruhe auf einem Eisenbahnhof[3]) gesucht haben, nimmt mich nicht wunder. Sie werden ein schönes Gebirge sehen und an der Schneekoppe zumal großartige Eindrücke haben und dann auch Schlesien am Ende liebgewinnen. Ich tue es; selbst Breslau schließe ich nicht aus, denn die Erinnerung an angenehme und fördernde Tage, an einem Orte verlebt, ist meist das Geheimnis unsrer Liebe für denselben.

Vielleicht können wir dennoch im Geiste des Verstorbenen etwas tun, etwas leisten." Schon früher war der Großherzog auf Haueuschild aufmerksam geworden; am 20. Mai 1851 sendete er Stahr Briefe Max Waldaus über Weimar dankend zurück, „deren bedeutsamer Inhalt mich sehr frappiert, denn selten habe ich Briefe gelesen, die mit mehr Geist und Gemüt geschrieben waren".

[1]) Es handelt sich um den Roman „Adele".

[2]) „Soll und Haben", erschienen 1855.

[3]) Fanny Lewald Stahr war in Breslau bei ihrem Onkel, dem Direktor der Oberschlesischen Eisenbahn, Friedrich Lewald, zum Besuch.

Sprechen Sie meine herzlichsten Grüße Ihrem Gatten aus, und empfangen Sie die meiner Frau.

Gedenken Sie meiner in treuer Erinnerung.

13.

Weimar, 2. Januar 1857.

Mein Nicht-bei-Ihnenerscheinen in Berlin darf Sie nicht und würde Sie auch nicht wundern, kennten Sie die Existenz, welche ich dort führen muß oder die, besser gesagt, mir zu führen allein übrig bleibt. Die Zeit, welche — ich einmal dort — meinen weit auseinanderwohnenden Schwestern zu widmen habe, dann die Stunden, welche durch den Hof — den oft auch weit entfernt wohnenden — hinweggenommen werden, lassen mir dann kaum die Augenblicke frei, die ich zu meiner Ruhe nötig habe, so daß ich selbst meine hauptsächlichste Erholung, die Besuche bei Humboldt, in frühester Morgenstunde nur gewinnen kann.

Sie entfalten vor meiner Seele ein Bild befriedigenden Eindrucks, denn Sie zeigen mir Gesundheit, Tätigkeit, Familienglück. Gott erhalte Ihnen dies alles; nicht besser könnte ich Ihnen heute wünschend nahen. Mit um so größerem Interesse werde ich dem Talente des Frl. Elise Schmidt[1]) einen Zuhörer abgeben, da Sie dieselbe mir empfehlen. Ich werde gerne sie in Weimar sehen.

Grüßen Sie Ihren Mann recht sehr von mir, in dessen „Torso“[2]) ich studiere. Den Empfehlungen für die Großherzogin antworten die Grüße derselben für Sie, denen ich, was mich betrifft, den Ausdruck meiner von lange her wohlbekannten Gesinnungen beifüge.

14.

Weimar, 1. Dezember 1858.

Aus Ihrem Briefe habe ich mit Freuden den Beweis entnommen, daß meine Empfehlungen, teilweise wenigstens, bei Ihrer italienischen Reise von Nutzen, daß meine guten Wünsche für letztere Ihnen glückbringend gewesen sind[3]). So möge die Reise in das Land der Sehnsucht auch in den Folgen glücklich sein — ich wünsche mutig, denn Verwirklichung gehegter Wünsche gibt gewöhnlich Mut.

Ihr Urteil über Venedig und Genua wundert mich nicht, wenngleich meine Vorliebe für ersteren Ort mir ihn nicht in so sehr trübem Lichte er-

---

[1]) Dramatische Dichterin und Vorleserin. Ihr Drama „Judas Ischarioth“ (1851) ist neuerdings im Zusammenhange der Erörterungen über Paul Heyses „Maria von Magdala“ wieder mehrfach erwähnt worden. Das Drama „Der Genius und die Gesellschaft“ (Lord Byron) erhielt sich um die Mitte der fünfziger Jahre einige Zeit auf dem Repertoire des Berliner Schauspielhauses. Die Verfasserin lebte später in Berka bei Weimar und ist dort vor einer Reihe von Jahren verstorben.

[2]) Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. 1854—1855.

[3]) Reise nach Oberitalien in den Herbstmonaten 1858. Empfehlungen an das Bankhaus Mylius in Mailand und den Maler Nerly in Venedig.

scheinen läßt. Ist er ein trauriges Märchen, ist er ein schönes doch und ein einziges in jedem Fall.

Mit Freuden werde ich Sie endlich in Ihrer Häuslichkeit[1]) aufsuchen; einstweilen sende ich meine Grüße für Ihren Gatten dorthin voraus, sowie für Sie den Ausdruck alter Ergebenheit.

15.

Eisenach im Herbst 1860.

Glauben Sie, bitte, der Herzlichkeit meines leider verspäteten Dankes für Ihren gütigen Brief von dem 7. September. Diesen Dank wünsche ich Ihnen besonders durch die Versicherung der Freude auszudrücken, welche Sie mir durch Ihr Urteil über die Wartburg, über Weimar machten. Was man liebend pflegt und pflegend liebt, von andern verstanden und geliebt zu sehen, ist immer ein Glück. Dieses empfindend und mit der Bitte, Professor Stahr von mir zu grüßen, verbleibe ich Ihr ergebener C. A.

16.

Wartburg, 26. Oktober 1863.

Herzlich hat mich Ihr eben erhaltener Brief, hat mich Ihre Zusendung[2]) erfreut, und mit dem diesem Gefühl entsprechenden Ausdruck lassen Sie denn mich Ihnen danken. Gerade dieses Werk zu lesen habe ich oft vorgehabt, es von Ihnen zu erhalten oft gewünscht; urteilen Sie nun, ob die Sendung willkommen.

Ich freue mich Ihres Urteils über meinen Großvater; es ist dies ein richtiges Urteil. Manches, von beiden Seiten, mußte allerdings zurückbehalten werden[3]), doch dies schwächt nicht den die Hauptpersonen charakterisierenden Eindruck.

Ich danke Ihnen für Ihre guten Wünsche. Es gibt Zeiten, wo man deren mehr braucht als in andern, und dies ist eine solche.

17.

Weimar, 13. Februar 1864.

An Ihrer Lebensgeschichte lese ich mit immer neuer, ja, zunehmender Freude und möchte durch diese Versicherung meinen aufrichtigen Dank für jenes Geschenk wiederholen.

Sehr seltsam ist es, daß Sie gerade in dem Augenblick mir den Beweis Ihrer Vorliebe für Goethe und seines wohltuenden Einflusses auf Ihre Seele entgegenbringen, wo ich — fast möchte ich sagen: mehr als je — ganz gleichem Eindruck mich hingegeben fühle. Dieselbe Ursache: der furchtbare Ernst dieser Zeit, ist das Geheimnis der Gleichheit dieser Ansicht wohl zunächst; doch es

[1]) Das Ehepaar Stahr hatte im Frühjahr 1860 die Wohnung Matthäikirchstraße 21 — an der Stelle des gegenwärtigen brandenburgischen Provinzialständehauses — bezogen, welche Frau Fanny Lewald-Stahr fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens (bis zum Umbau des Hauses 1885) innegehabt hat.

[2]) Fanny Lewald-Stahr, Meine Lebensgeschichte. 1861—1863.

[3]) Bei der Vorbereitung der Herausgabe des „Briefwechsels des Großherzogs Carl August mit Goethe 1776—1828". Leipzig 1863.

kann nur Wurzel auf dem Bewußtsein fassen, daß Goethe durch das große Beispiel seiner Selbsterziehung einen magischen Einfluß auf alle Seelen äußern muß, die streben, den Zweck des Lebens siegreich aus dem Leben davonzutragen.

18.

Weimar, 13. Dezember 1864.

Zunächst und vor allem empfangen Sie die Korrespondenz meines Großvaters mit Goethe — ich sage „zunächst", denn die Erfüllung eines gegebenen Wortes muß „vor allem" stattfinden.

Dann lassen Sie mich gestehen, daß ich Ihren Roman[1]) noch nicht gelesen habe, weil hierzu Ruhe gehört. Wenn ich aber dieselbe seit Ostende[2]) hatte, mußte sie der Arbeit gehören. Ich hoffe und glaube aber, daß ich nun — um mit Goethe zu reden — „dieses Gute mir gönnen kann".

Dingelstedt hat mir noch nichts von Ihrem Stück[3]) gesagt; sehr aber billige ich seinen deshalb bei Ihnen getanen Schritt, und mit gespanntem Interesse erwarte ich den Zeitpunkt, es kennen zu lernen.

Sie noch leidend zu wissen, beunruhigt mich, denn es widerstrebt sozusagen Ihrer ganzen Natur. Möge es Ihnen bald wieder so gehen, daß Sie Ihrer selbst sich wieder erfreuen können.

19.

Wartburg, 22. Mai 1865.

Zeilen Ihrer Hand bedurfte und bedarf es nicht erst, in mir Ihr Andenken frisch zu erhalten. Den Beweis kann ich durch die Tat führen: ich legte soeben den zweiten Band Ihres Romans beiseite, um Ihren Brief von dem 18. zu erbrechen. Daß ich jetzt erst in dem zweiten Band bin, werden Sie mir nicht übelnehmen, denn ich will Ihr Werk durchlesen, nicht überlesen. Dieses selbst aber, Ihr Werk, fesselt und beschäftigt mich so sehr, daß ich nur Schritt für Schritt gehen kann, gehen will. Bis jetzt sagt es mir nur Wahres, und zwar auf eine Art, daß es mir vorkommen könnte, als hörte ich wechselsweise bald einen Arzt, bald einen Beichtvater sprechen.

An diese Eindrücke reihen sich seltsam passend die, von welchen Ihr Brief mir der Überbringer ist. Ihres Anteils an so manchem Kummer, den die letztverflossene Zeit für mich gehabt, denke ich noch aufrichtig; sehr richtig fassen Sie ihn, diesen Kummer, in den drei Ereignissen zusammen, die von Ihnen berührt werden. Vor wenig Stunden erst trennte ich mich von dem schwergeprüften Elternpaar[4]) und schreibe diese Zeilen noch tiefbewegt von dem

---

[1]) „Von Geschlecht zu Geschlecht", zunächst im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" erschienen.

[2]) In Ostende hatte der Großherzog in den Monaten August und September die Kur gebraucht und war dort einige Zeit mit dem Ehepaar Lewald-Stahr zusammen gewesen.

[3]) Es handelt sich um die Bearbeitung eines italienischen Dramas des Paolo Ferrari, den Stahr in Mailand kennen gelernt hatte, für die deutsche Bühne.

[4]) Dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland. Bezieht sich auf den am 12. April 1865 in Nizza erfolgten Tod des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland.

Empfundenen, hoch oben auf meiner Terrasse, während fernhin Gewitter über das weite Land hinziehen und Blitze zucken über Gipfel und Tiefen, — ein Bild des Lebens! — Das Geschick Gutzkows[1]) hat etwas furchtbar Tragisches; Sie werden sich meine Empfindung denken können! Vielleicht werden Sie dies nicht richtig vermögen bezüglich des Abbés[2]). Als Dichterin haben Sie vollkommen recht — vielleicht wenigstens —, den Lebensschluß in Rom passend, daher schön zu finden; ich sage es selbst, weil ich wenigstens den dichterischen Sinn tief empfinde und weiß, was Rom empfinden läßt, aber dieses alles übertönt weit die Klage um einen Abschluß eines solchen Wirkens, was an so bedeutend Geleistetes so viel Versprechendes zu binden versprach und auch binden konnte! Daß Sie und Professor Stahr, den ich herzlich grüße, dorthin, nach Rom, sich begeben wollen, freut mich sehr, denn es ist ein Glück für Sie beide; ich freue mich dessen wie an der Schilderung des Familienglückes, die Sie mir entwerfen. Gott erhalte es Ihnen beiden. — Von Gf. Kalkreuth[3]) habe ich Gottlob befriedigende Nachrichten, doch wird er noch langer Schonung bedürfen. Der Ägyptiolog[4]) soll mir bestens empfohlen sein.

Ein Gewitterhauch zieht über das Blatt und droht es mir zu entführen, lassen Sie mich eilend es Ihnen senden in alter Erinnerung.

20.

Weimar, 23. Dezember 1866.

Sehr aufrichtig danke ich Ihnen für Ihren Brief aus Rom, datiert vom 23. v. M. Ihr Aufenthalt daselbst war mir ebenso unbekannt wie die Krankheit Ihres Gatten, so daß ich jetzt, wo ich beides zugleich erfahre, dreifach Ihnen beiden Glück wünschen kann, einmal daß Ihr Gatte genesen, sodann daß Sie die Angst um ihn durchkämpft haben, endlich daß Sie beide in Rom sich befinden. Immer betrachte ich es als ein besonderes Glück, wenn eine strebsame Seele sich in der Umgebung entfalten kann, welche auf sie von förderndem und zugleich von wohltuendem Einfluß ist. Sie nun genießen jetzt beide das Glück; möge es Ihnen reich und ungetrübt blühen. Sie wünschen mir dort zu begegnen und verpflichten mich durch diese Liebenswürdigkeit zu derjenigen besonderen Erkenntlichkeit, die man da zollt, und zwar so gern, wo und weil man sich verstanden fühlt. Wie so gern folgte ich Ihrem Wunsch! Jedoch, wer regiert, dient. In dieser gewaltigen Zeit fühlt sich die Wahrheit dieses Axioms eben mehr als je und so kann mein Geist allein Ihren Bitten folgen. Auch Sie indes sehen ein Blatt — und nicht das unbedeutendste — der Weltgeschichte vor Ihren Augen dort, in der ewigen

---

[1]) Gutzkow hatte von 1861—1864 in Weimar gelebt als Generalsekretär der Schiller-Stiftung. Er machte 1865 einen Selbstmordversuch, der aber nicht tödlich verlief, und verbrachte dann längere Zeit in einer Nervenanstalt. Gest. 16. Dezember 1878.

[2]) Liszt, seit 1861 in Rom, empfing hier in diesem Jahre (1865) die bischöflichen Weihen als Weltgeistlicher.

[3]) Direktor der vom Großherzog in Weimar errichteten Kunstschule.

[4]) Dr. Georg Ebers, damals in Jena habilitiert.

Stadt sich wenden[1]). Diese aber, die ewige Roma, und vielleicht noch mehr ihre passendste aller Umgebungen, die gräberdurchzogene, schweigsame Campagna, hat so Ungeheures erlebt, daß sie, an das Außerordentlichste gewöhnt, vom Leben ermüdet, wie das höchste Greisenalter von nichts mehr erschüttert werden kann. So geben Sie denn nur meinen eignen Gefühlen Worte, wenn Sie den Blick hinab vom Pincio schildern, wie Ihre Feder es nur kann, und hiemit das lebhafte Bild beenden, was Sie von den jetzigen römischen Zuständen entwerfen. Ich bin sehr gespannt, welches die Folgen desselben sein werden, und begrüße ahnend in diesen eine neue und bessere Zeit.

Mit großem Interesse auch las ich, was Sie über Liszt mir schreiben, dessen Abwesenheit von hier mir ein fortwährender und immer neuer Kummer ist. Sagen Sie es ihm nur; mir aber sagen Sie, ob er in dem Hafen vor Anker liegt, wo man sein Schiff verläßt, oder in dem, wo man zur neuen Fahrt es ausbessert. Bringe Ihre geübte Feder mir bald Worte der Erinnerung und Schilderung aus Rom — mit Sehen, Hören, Lernen wird man dort nie fertig.

21.

Weimar, 15. Februar 1867.

Die Nachricht der Herstellung Ihres Gatten, die Sie mir selbst durch Ihre Zeilen vom 6. d. M. bringen, ist mir deshalb eine doppelt willkommene, welches Ihnen dankend auszusprechen ich mich beeile. Sagen Sie Professor Stahr, wie ich mich freute, daß Gott Ihnen weggeholfen hätte über die schwere Krankheit und das Glück Sie beide genießen ließe, unter den sympathischen und wundersam wirkenden Eindrücken Roms die Wiederkehr der Lebenskraft zu empfinden.

Daß neben diesem ewigen Zauber dortiger Eindrücke die ewige Krankheit dortiger Mißstände Ihren Geist umschleicht, wundert uns beide nicht, da wir eben Rom kennen. Daß dort viel Boden ist, der in moralischer wie physischer Hinsicht zu bessern sei, ist auch mir Gewißheit; für die Menschheit müssen wir diese Besserung auch wünschen, für die Kunst schwerlich, weil ein verfallenes Haus malerischer ist als meist ein wohl und fest gebautes. So ist die Campagna in ihrer Einsamkeit, die so stolz die Ewige umgibt, als sagte sie, die Campagna: „So Großes und vieles hab ich erlebt, daß ich nichts mehr würdig finde, von mir erlebt zu werden," die schönste, weil passendste Umgebung für Rom, die ich auf dem Erdenrund für eine Stadt kenne. Wie nun die Zukunft dieser letzteren, die Zukunft Roms, sich gestalten werde, wer kann es voraussagen?! Die Frage ist ja doch eine doppelte, eine moralische und eine politische für die katholische Welt. Vor allem sollte man sie sich selbst überlassen, denn sie scheint mir eine von denen, die durch sich selbst am besten Lösung finden dürften.

[1]) Die Krisis in der römischen Frage, welche durch die Räumung Roms durch die Franzosen und den Freischarenzug Garibaldis gegen Rom herbeigeführt wurde.

Ganz richtig hat man Ihnen den Herzog von Sermoneta[1]) als den geistreichsten Mann der römischen Gesellschaft genannt. Man hätte Ihnen auch ihn als den bedeutendsten — neben dem Kardinal Antonelli — bezeichnen sollen. Eng befreundet mit ihm seit Jahren und in fortwährendem Verkehr, kenne ich den Herzog sehr genau und liebe und schätze ihn innig. Umsonst aber würde ich für irgend jemanden bei ihm um den Schlüssel seiner Wohnung bitten, denn seitdem Blindheit das vielgeprüfte Leben des Herzogs fast zum Märtyrertum steigerte, ist er vollkommen unzugänglich für die Außenwelt geworden. Der Prinz von Teano, sein Sohn, dessen geheimnisvolle Locke[2]) ich seit seiner frühen Kindheit kenne, ist für Musik begeistert, seine Schwester Donna Ersilia Gräfin Lovatelli sehr begabt und sorgfältig gebildet. Sollten Sie diesen beiden begegnen, so geben Sie ihnen meinen Freundesgruß.

Ihre Äußerungen über Liszt sind mir sehr merkwürdig, und verbunden mit andern, die mir erst kürzlich ein langjähriger Bewohner Roms brachte, lüften sie mir den Schleier etwas. Sie schrieben mir einmal, „das Leben sei so wunderbar, daß man gar nichts zu erfinden, sondern nur zu zeigen habe wie es sei," und Sie haben recht — dies Leben, Liszts Leben, ist ein Beweis hiervon.

Ihr „Von Geschlecht zu Geschlecht" ist denn, jenem Grundsatz gemäß, von Anfang bis zu Ende eine schöne Form für diese Wahrheit. Sie sind in diesem Werk sich gleich geblieben vom ersten bis zum letzten Federzug; vollkommene Natürlichkeit ist die glückliche Färbung in Darstellung wie in Entwicklung, und der beste Stil ehrt Ihre Feder. Dies mein Urteil.

Sehr interessiert haben mich Ihre Nachrichten über Storys[3]) Tätigkeit. Würde er sich wohl verstehen, mir Photographien seiner Werke zu senden? Es ist seine Tendenz eine kühne, sie ist eine berechtigte in jedem Fall, sie wird eine siegreiche, wenn er nicht über das Realistische das Ideal vergißt.

„Agrippina"[4]) las ich noch nicht, weil ich überhaupt mich fürchte, vielerlei zu lesen, eben weil ich gern viel lese. Doch werde ich trachten, Stahrs Werk einzuschalten in den sorgfältig gehegten Kreis meiner geistigen Nahrungsquellen.

Doch eine entschwindet mir für diesen Brief — die Zeit. Lassen Sie mich noch den Rest derselben benutzen Ihnen Glück nnd freudige Tätigkeit wünschend.

22.

Weimar, Januar 1868.

Sie schreiben mir unterm 3. Dezember einen sehr inhaltreichen, sehr interessanten Brief, für den ich Ihnen — wenn auch spät — meinen herzlichsten

[1]) Michelangelo Caëtani, Herzog von Sermoneta (geb. 1804, gest. 1882), ausgezeichneter Dante-Forscher, 1848 Polizeiminister Pius' IX. Seit 1865 erblindet. — Seine Tochter Ersilia (geb. 1840), verwitwete Gräfin Caëtani-Lovatelli, hat sich als Schriftstellerin auf archäologischem Gebiete einen Namen gemacht und ist auch durch ihren Briefwechsel mit Gregorovius bekannt (herausgegeben von E. Münz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896).

[2]) Ein Büschel weißen Stirnhaars über schwarzem Haupthaar.

[3]) W. W. Story (geb. 1819), in Rom lebend, amerikanischer Bildhauer und Schriftsteller.

[4]) Adolph Stahr, Bilder aus dem Altertum. — Agrippine, die Mutter Neros.

Dank ausspreche. Das Bewußtsein, daß die geistige, religiöse Freiheit errungen und nicht mehr zu verlieren ist, gehört mit zu den wohltuendsten Überzeugungen, die man, Gott Lob und Dank, in dieser ernsten Zeit von einer Epoche in die andre hinübernehmen kann. An dieses alles möge sich das schließen, was Sie sehr richtig über die Folgen der Vermischung mit nichtpreußischen Elementen sagen. Die Konsolidierung ganz Deutschlands ist entschieden die Zukunft des Vaterlandes, ebensosehr wie der Ausdruck der Gesamtbedürfnisse derselben in einem Parlamente die Arena finden würde. Dabei freut es mich, daß Ihnen meine Zuversicht willkommen ist.

An die Betrachtungen des Ganzen reihen Sie diejenigen einzelnen Vorfälle und Zustände, die höchst merkwürdig sind. So jene unerhörten Vorgänge in Aachen[1]), von denen ich bedaure, daß kein Zeitungsblatt sie in ihrem Umfange darlegte, so jener italienische Brief, von dem Sie mir einen Auszug gaben, der, tief ergreifend, die neuesten Ereignisse in Italien schildert, von welchen noch so viele Toren glauben, es wäre nun wieder alles herrlich beim alten! Nicht genug kann ich Ihnen für all diese Mitteilungen danken, von denen ich nur bedaure, daß nicht auch Sie den Genuß haben können — so, wie ich ihn habe —, dieselben durch Ihre Feder geschildert zu bekommen.

Die Töchter Ihres Gatten, den ich herzlich grüße, werden indes von den Konzerten berichtet haben, in denen wir sie zu hören die Freude hatten, und mein Konsul in Lille wird berichtet haben, daß die Rettungsmedaille meine ihm wohlberechtigte wie wohlerworbene Anerkennung brachte[2]).

Ihnen und Ihrem Gatten aber bringe dies Blatt noch schließlich meine herzlichen und besten Wünsche bei Gelegenheit des Jahreswechsels. Sie wissen, wie gut dies meint Ihr C. A.

23.

Weimar, 3. Februar 1870.

Ich sehe Sie in der eigentümlichen Lage, wie ein Arzt in Anspruch genommen zu werden[3]), nachdem Sie sich bemühten, Ihren Nebenmenschen zu nützen, und wohl begreife ich, wie sehr diese Folge Ihres Bestrebens Sie ermüden muß. Noch mehr aber erkenne ich in derselben für Sie die Möglichkeit, sich durch das im Leben nicht oft zu begegnende Glück der Überzeugung über die Behelligungen zu erheben: wirklich nützen zu können, ja, genützt zu haben. Dabei blüht Ihnen, der scharf beobachtenden Schriftstellerin, noch ein unschätzbarer Vorteil: die wichtigsten psychologischen Studien machen zu können, wenn-

[1]) Demonstrationen der Geistlichkeit und der katholischen Bevölkerung gegen naturwissenschaftliche Vorträge Karl Vogts.

[2]) In Anlaß der Errettung eines sechsjährigen Kindes vom Tode durch Ertrinken, worüber französische Zeitungen berichtet hatten. Alwin Stahr, der älteste Sohn Adolph Stahrs, war großherzoglich sächsischer Konsul in Lille, wo er als Kaufmann angesessen war. Die beiden Töchter Stahrs leben als angesehene Musiklehrerinnen — in früheren Jahren durch Liszts Umgang und Förderung ausgezeichnet — noch heute in Weimar.

[3]) In ihren Bestrebungen für die Frauenfrage. Im Jahre 1870 erschien in Berlin Fanny Lewalds Schrift „Für und wider die Frauen. Vierzehn Briefe". Diese Bestrebungen hatte sie schon früher in ihrer „Lebensgeschichte" (1861—1863) und in den „Osterbriefen für die Frauen". Berlin 1863, vertreten.

gleich diese nicht ganz ohne Monotonie bleiben dürften. Schreiben Sie mir doch bereits von dem immer wiederkehrenden Glauben der ratbedürftigen Frauenseelen, daß ein besonderes Arkanum bei Ihnen am meisten verborgen liegen müsse. So ganz unrecht haben jene Seelen übrigens nicht, denn „arbeiten und nicht müde werden" ist in der Tat ein Wundermittel. Wir praktizieren denn dies beide, und ich freue mich, wenn Bekannte Ihnen dies von mir beweisen.

Daß, bei solchen Ansichten, Grundsätzen, solcher Tätigkeit, Ihnen die eben erschienenen Unterhaltungen Goethes und Müllers[1]) willkommen sein würden, war ich im voraus dermaßen überzeugt, daß — ich gestehe es — ich von Ihnen eine Äußerung in der Kürze erwartete, wie die ist, die mir Ihr Brief bringt. Jawohl: ein Erzieher und Auferbauer, dies ist Goethe und wird es bleiben für jeden Menschen, der wahrhaft leben will, also arbeiten, kämpfen und sich vervollkommnen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich das Buch immer wieder zur Hand nehme, so werden Sie es mir glauben. Dabei finde ich gar nicht, daß die Beweise, daß auch er, Goethe, litt und schwer zu kämpfen hatte, das wohltuende seines Beispiels störten; nur um so menschlicher fühlt man sich geleitet.

Sie sprechen von einer Novelle, die Sie zu Weihnachten schrieben[2]). Wenn ich Sie bitte, mir dieselbe zu senden, so vergibt dies Ihre Güte gewiß den Ihnen wohlbekannten Gesinnungen meiner Ergebenheit.

24.

Berlin, 17. Juni 1871[3]).

Mit Freude und nicht ohne Rührung habe ich Ihre Zeilen von gestern gelesen; um so herzlicher danke ich Ihnen für dieselben. Daß Sie meiner gedenken würden in dieser gewaltigen Zeit, wußte ich, weil ich's fühlte; daß Sie mir den Beweis davon geben, tut meinem Herzen wohl.

Gottes Allmacht und Barmherzigkeit hat sich so wunderbar an dem Vaterlande bewiesen, daß man fast zu schwach sich fühlt, genug zu danken!

Ja, „vorwärts!" das rufe auch ich! Gebe uns Gott die richtige Einsicht und Kraft, die große Aufgabe vor der Geschichte zu erfüllen: das Reich auszubauen und ihm richtig zu dienen. Ich habe dazu sehr guten Mut, bitte Sie, Professor Stahr von mir zu grüßen, und bleibe

Ihr dankbarer Carl Alexander.

25.

Weimar, 19. Februar 1873.

Daß Sie und Ihr Gatte Weimar besuchten, während ich abwesend von da war, beklage ich in mehr als einer Hinsicht. Ich hätte nächst der Freude Ihrer Gesellschaft diejenige genossen, manches Projekt Ihnen beiden mit-

[1]) „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller". Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. Zweite, stark vermehrte Auflage, Stuttgart 1898.

[2]) Nella. Eine Weihnachtsgeschichte. Berlin 1870.

[3]) Der 16. Juni war der Tag des Einzuges der aus dem Kriege gegen Frankreich heimkehrenden siegreichen Truppen in Berlin.

zuteilen, jenes z. B., das Kriegsdenkmal[1]) zwischen dem Monument Carl Augusts, das den Platz vor der Bibliothek und dem Ständehause zieren soll, und dem Schloß zu errichten, indem die sehr häßlichen, in einer Art Karikatur griechischen Stils ausgeführten Bogenhallen etwas Besserem Raum zu geben haben. Lassen Sie das nächste Mal mir den Zeitpunkt Ihres Kommens wissen, daß ich nachhole, was Sie versäumt haben.

Sie geben in Ihrem Urteil über die Veröffentlichung Ludmilla Assings[2]) meinen eigensten Gefühlen Ausdruck. Diese Muse der Indiskretion läßt der Vermutung Raum, daß es ihr nicht um Verherrlichung derjenigen Persönlichkeiten zu tun ist, deren Nachlaß sie veröffentlicht, sondern um das Gegenteil. Wenigstens wird man nicht behaupten können, daß Humboldt, daß Varnhagen, daß in jedem Falle Pückler höher in der öffentlichen Meinung gestiegen wären, seitdem die zarte Hand jener Publizistin die zurückgelassenen Papiere jener Männer veröffentlichte. Daß letzterer — Pückler — überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, nach seinem Tode jene sonderbare Visitenkarte abzugeben, die er im Auftrage Frl. Assing überließ — wenn dies wahr ist — ist ihm allerdings nicht unähnlich, doch gehört der Auftrag entschieden zu denen, welche man besser nicht erfüllt. Nun es geschehen, bleibt Ihnen wie mir nur übrig, zu beklagen, einen Geist in schlechtem und falschem Lichte sich zeigen zu sehen, den wir in gutem kannten und in wahrem genossen haben.

Sehr richtig beurteilen Sie die Frage, ob eine Biographie jener von uns beiden so gekannten wie erkannten liebenswürdigen Fr. v. G.[3]) versucht werden sollte. Ihr weiblicher wie Schriftstellertakt läßt es Ihnen mit Recht richtig erscheinen, davon abzusehen. — Die Indiskretion und der Realismus sind zwei wunderliche und charakteristische Zeichen der Gegenwart, und diese, verbunden mit dem Schmutz der Spekulation, verdienten auf der Bühne wie im Roman einen Geist zu finden, der sie geißelt, wie ich mich freue, daß der letztere Schaden in Ihrem Landtage aufgedeckt wird[4]).

---

[1]) Das Kriegsdenkmal Robert Härtels, das demnächst seine Aufstellung auf dem Watzdorfplatz fand.

[2]) Ludmilla Assing, Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Pückler Muskau. Hamburg 1873, schloß sich den früheren Veröffentlichungen Ludmilla Assings: „Briefe Alexander von Humboldts an Varnhagen von Ense". Leipzig 1860, und „Tagebücher Varnhagen von Enses". Leipzig 1861—1871, an. — In Briefen Alexander von Humboldts an Varnhagen waren auch Briefe des Großherzogs Carl Alexander unfreundlich glossiert worden. Der Großherzog schrieb ohne weitere Bemerkung auf das Buch: „Nachdem ich dieses Buch durchgelesen, habe ich es der Großherzoglichen Bibliothek geschenkt." — P. von Bojanowski, Großherzog Carl Alexander von Sachsen. Sonderabdruck aus der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung". München 1901. S. 11.

[3]) Frau Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch, August von Goethes Witwe, gestorben in Weimar am 26. Oktober 1872. Mit Frau von Goethe hatten Fanny Lewald und Stahr während ihres Aufenthaltes in Rom in den Jahren 1845 und 1846 in nahen Beziehungen gestanden.

[4]) Durch die Laskerschen Enthüllungen.

26.

Schloß Heinrichau bei Münsterberg, 29. Dezember 1873.

Ihr Brief von dem 21. hat mich in Weimar gesucht und heute morgen hier, hinter diesen alten Zisterziensermauern, tief in Schlesien, angetroffen. Es ging diesem Brief, wie es uns beiden — Ihnen wie mir — diesen Sommer erging: wir verfehlten uns. Ich suchte nach Ihnen und Ihrem Gatten in Baden, als ich zum 30. September hinkam, und erfuhr Ihre Abreise, und Sie hatten mich wahrscheinlich in Weimar zu sehen beabsichtigt, während ich in Eisenach weilte. Zum Glück, die Gedanken und Gesinnungen — und beides bleibt doch die Hauptsache — verfehlen sich nicht. Ihr eben erhaltener Brief beweist es. Meine Antwort wird diesem Beweis nicht widersprechen.

Bedürfen tun wir eben alle drei, denke ich, keines Beweises nach fünfundzwanzigjähriger Bekanntschaft, wie Sie es so gütig, gestatten Sie mir, zu sagen: so freundschaftlich, hervorheben, und wie ich es, Sie beide glauben es mir, herzlich erwidere. Um so mehr habe ich denn auch den Eindruck begrüßt, den die Briefe von und an Charlotte von Schiller[1]) Ihnen in der Charakteristik meiner Mutter wie meiner Tante, der Prinzessin Caroline[2]), gaben. Sie ist eine ganz richtige, wenn Sie die Einfachheit derselben hervorheben, schon weil das Erhabene immer einfach ist. Diesem Eindruck würden Sie auch immer, bei allen Handlungen beider engbefreundeten Frauen, bei jeder der zahlreichen Spuren ihres wohltuenden Lebens begegnen. Was dies Werk selbst betrifft, so ist es mir lange nicht mehr zu Gesichte gekommen; allein gern will ich es wieder hineinziehen in den Kreis meiner Lektüre, in der fortwährend, weil grundsätzlich, diese Beispiel fördernde und bildende Art der klassischen weimarischen Epoche durch etwas vertreten ist — und vor allem durch Goethe. Sollten Sie sich übrigens für die so anziehende Persönlichkeit meiner Tante besonders interessieren, so wird sie sich Ihnen vorzüglich noch aus dem Briefwechsel ihrer Erzieherin mit ihrem Bruder (Briefwechsel Knebels mit seiner Schwester)[3]) entwickeln, der trotz des Unbedeutenden, was er enthält, doch zu lesen der Mühe wert ist, wäre es auch nur, weil er jenes Bild entsteigen läßt. Damals allerdings war man einfacher als jetzt — die erhaltenen Sanktuarien Goethes, Schillers wie der Herzogin Amalie beweisen dies genügend[4]). Dürfte man diesen Beweis auch dafür gelten lassen, daß man

---

[1]) „Charlotte von Schiller und ihre Freunde". Herausgegeben von Ludwig Urlichs. Stuttgart 1860—1865. Der Briefwechsel mit der Prinzessin Caroline befindet sich Bd. I, S. 535—710.

[2]) Prinzessin Caroline Luise, geb. 18. Juli 1786, Tochter Carl Augusts, die spätere, am 20. Januar 1816 verstorbene Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Unter dem Titel „Eine weimarische Prinzessin" hat Stahr ein Lebensbild der Prinzessin Caroline gegeben. — Adolph Stahr, Aus dem alten Weimar. Berlin 1875. S. 17 ff. Die Prinzessin Caroline war die Mutter der Herzogin Helene von Orleans.

[3]) Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858.

[4]) Wie Goethes und Schillers Wohnräume in den von ihnen besessenen Häusern in Weimar, sind auch diejenigen der Herzogin Anna Amalia im sog. Wittumspalais in Weimar und im Schloß zu Tiefurt unverändert erhalten geblieben.

damals Größeres auf dem Gebiete des Geistes wirkte, so würden Sie noch mehr recht haben, als Sie in diesem Kapitel „Luxus" beanspruchen können. Doch in der Tat: Sie bedürfen dieses „Mehr" kaum, denn die Faktas sprechen für Ihre Ansicht. Wie Sie habe ich denn auch die „Krache" in Wien und Berlin keineswegs als ein Unglück betrachtet; wir wollen nur wünschen und sorgen, daß die Lehre, die eine gütige Gottheit uns gibt, richtig benutzt werde, und Berlin hat hierin vor allem das Beispiel zu geben.

Noch sah ich nicht vollendet das Siegesdenkmal — im vorigen März war es noch weit zurück. Ein Volksdenkmal dem Volke deutlich zu machen, ist allerdings für ein Gouvernement Pflicht, für die Kunst eine würdige Sorge. Die Photographien und Abbildungen, an die allein mein Urteil bisher sich halten konnte, ließen mir die Säulenbasis zu durchlüftet, zu leicht für das Ganze, die Viktoria sehr groß erscheinen. Doch wie anders erscheint vielleicht es mir in Wirklichkeit. Letztere aber wird mir die angenehmste sein, wenn sie mich wieder in Ihre Gesellschaft zurückbringt und in die Professor Stahrs.

27.

Wilhelmsthal, 15. September 1874.

Endlich ist es mir möglich, Ihnen die Inlage[1]) zurückzusenden. Eine durch Pflichten mir aufgenötigte, in der letzten Zeit ununterbrochene Zentrifugalität zwang mich, so lange mit diesen Blättern zu warten. Ich bitte, dieselben Ihrem Gatten mit meinem herzlichen Danke zurückzustellen. Daß ich das mir Anvertraute mit Interesse gelesen, bedarf keiner Versicherung, das Urteil über Fr. von Stein wohl aber einer Berichtigung. Aus Gründen, die ich besser mündlich als schriftlich angeben kann, bleibt mir nämlich kein Zweifel darüber übrig, daß Fr. von Stein Goethen sich nie als Geliebte vollständig hingegeben hat. Weil eben sie dies nicht getan, glaubte sie ein Recht zu haben, den Rückkehrenden so hart zu beurteilen, dem man es endlich doch nicht übelnehmen konnte, daß er des platonischen Verhältnisses müde war. Wenn man aus Briefen einen Menschen beurteilen kann, so habe ich nie Fr. von Stein aus den zahlreichen ungedruckten Briefen, die ich von ihr gelesen, als eine bedeutende Persönlichkeit zu erkennen vermocht, nie aber habe ich von den vielen Menschen, die mir von Fr. von Stein erzählten, je eine Bestätigung jenes Gerüchtes gehört, dem zufolge sie sich gänzlich ihrem berühmten Freund hingegeben hätte; im Gegenteil ist dies immer bestimmt geleugnet worden.

28.

Schloß Wartburg, 5. Mai 1876.

Aus der Seele — recht aus der Seele haben Sie mir in dem Briefe gesprochen, der vor einem paar Stunden, heute morgen, mich hier oben erreichte.

[1]) Feuilletonartikel Stahrs in der „Nationalzeitung" über Frau von Stein. Als besondere Abhandlung in Adolph Stahrs „Aus dem alten Weimar". Berlin 1875. S. 98 ff. — Die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Goethe und Frau von Stein von seiten des Großherzogs deckt sich — im Gegensatz zu der Stahrschen Auffassung — auch mit derjenigen Erich Schmidts in den „Charakteristiken". Berlin 1886. S. 303 ff. Erich Schmidt beruft sich auch auf das Urteil Schillers.

Eine freie Stunde benutze ich sofort, Ihnen für jene Worte zu danken. Dankt es sich doch am besten durch Übereinstimmung. Überein stimmen wir aber über Goethen, und daß wir dies tun, beweist aufs neue die vortreffliche Kritik, welche die letzte Seite Ihres Briefes über unsern größten Dichter und Lebensphilosophen enthält. Daß er auch letzteres ist, lehrt das Leben jedem Menschen, der dem Werte des Lebens gemäß zu leben strebt. Ich begreife, daß man für Schiller schwärmt, — zu leben begreife ich nur mit Goethe. In dieser Epoche gerade, selbst noch in dieser Nacht, auf einsamem Pirschhause im Walde, bin ich von dieser Wahrheit mehr denn je durchdrungen, indem ich den „Faust" einmal wieder ganz durchlese, um mich auf die Vorstellungen vorzubereiten. Zu der Generalprobe des zweiten Teiles eile ich in einer Stunde nach Weimar zurück; nach der Generalprobe des ersten Teiles kam ich hierher und fühlte mich ergriffen von den Eindrücken wie noch nie von einem theatralischen Ereignis. Ob viele andre Zuhörer es sein werden, ob der gewagte Versuch sich wiederholend über andre Bühnen schreiten und zu dem höchsten Zweck, zu der Bildung der Menschheit, beitragen wird — es ist möglich, doch ich will nicht prophezeien, da ich es nicht kann. Mächtig und aus dem Gewohnten hinauswirkend wird dies Unternehmen aber sein. Die Musik ist dabei sehr harmonisch und passend. Sie ist — gestatten Sie mir den Ausdruck — sehr adjectif gehalten, und dies ist richtig[1]). — Das Zurückgreifen zu der Vergangenheit für die Bühne ist zum Teil ein Armutszeugnis für die Gegenwart. In Weimar geschieht es, weil wir in dieser ganzen Theatersaison das Ankunftsjubiläum Goethes noch feiern[2]). Deshalb werden alle Stücke Goethes, auch die „Faust"-Vorstellungen, nochmals wiederholt. Könnten Sie mit Ihrem Gatten zu Pfingsten kommen, so würden Sie die ganze Reihenfolge sehen, die sehr merkwürdig ist. — Die Humboldtsche Korrespondenz[3]) habe ich nun zu lesen begonnen. Ich kann diese nur sehr langsam lesen und bin plötzlich durch unabweisliche Angelegenheiten in andre Kreise gezogen worden. Ich habe aber eine immer wachsende Furcht, zuviel Vielerlei auf einmal vorzunehmen. Mein Gruß an Professor Stahr besteht in den herzlichen Wünschen zu seiner baldigen Wiederherstellung. Dazu sollten Sie sich nach dem Süden zu gehen entscheiden, wenigstens südlich. Gott sei mit Ihnen!

29.

Weimar, 5. Januar 1877.

Ganz recht haben Sie, sich auf Ihre eigene Überzeugung in bezug auf mich zu stützen. Mit dieser, durch diese Versicherung danke ich Ihnen für Ihre glückwünschenden, vertrauensvollen Zeilen von dem 29. Dezember v. J. Ich glaube, daß diese mir Glück bringen werden, denn ich glaube an die Kraft

---

[1]) Von Eduard Lassen, einem der bedeutendsten Jünger Liszts, noch lange dem hervorragenden Vertreter der Lisztschen Traditionen in Weimar. Gestorben 15. Januar 1904.

[2]) Goethes Ankunft in Weimar 7. November 1775.

[3]) Briefwechsel Goethes mit den Brüdern von Humboldt (1795—1832). Herausgegeben von F. J. Bratanek. Leipzig 1876.

herzlicher Gesinnungen. Glauben Sie auch den meinen, wenn ich Ihnen wünsche, daß Gott in seiner Gnade Sie erleuchten möge, seine Prüfung einzuflechten in die fernere Lebensaufgabe[1]).

Grimms Werk[2]) kenne ich noch nicht. Goethe braucht ein jeder, der wahrhaft sich zu bilden strebt. Kein Wunder also, daß man über ihn so verschiedene Urteile hört, denn jeder legt ihn sich aus, wie er kann — und wie er selbst ist. Das subjektive Urteil ist meist das Spiegelbild des Urteilenden. Daß Goethe wahrhaft geliebt hat, beweisen die Früchte seiner Leiden, doch wußte er schließlich immer Maß zu halten. Und da das die wenigsten in unserer Zeit verstehen noch wollen, glauben sie nicht dem Quell, aus dem Goethe schöpfte.

Ich werde eine schmerzliche Freude empfinden, Sie wiederzusehen. Doch nicht im Vorübereilen kann ich dies. Deshalb mein Vermeiden jedes Besuches bei meinen neuesten, so kurzen Aufenthalten im Kreis meiner Familie in Berlin.

Die Großherzogin dankt herzlich für Ihren Gruß, dem ich den meinigen wiederholend anschließe.

30.

Wartburg, 1. November 1877.

Mit wahrer Befriedigung erkannte ich schon aus dem Umschlag Ihres Briefes vom 26 v. M. den römischen Stempel; mit noch größerer sehe ich aus dem Inhalt Ihrer Zeilen, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, diesen Winter in Rom zu bleiben. In jedem großen Kummer liegt immer ein Stück Krankheit. Um ersteren in das Leben einflechten zu können, muß man letztere zu behandeln wissen. Dies tun Sie durch den gewählten Winteraufenthalt. Er wird Ihre physischen Kräfte mit Gottes Hilfe wiederherstellen, und Sie werden sodann mit erneuter Geistesfrische tätig sein können. In diesem inneren Ausgleichen und Bauen liegt die ganze Kunst des Lebens. Keinen Ort aber kenne ich, der dies mehr begünstigt als gerade Rom. Ach, wie so gerne folgte ich meiner Sehnsucht dorthin! Wenn gute Wünsche, also wahre, weil herzlichgemeinte, helfen können, so wird es sich an Ihnen beweisen. Sie erhöhen meine Sehnsucht, indem Sie mir die Versicherung geben, daß Rom nicht durch die Neuzeit so verändert sei, um die alte Zeit zurückstehen zu machen. Ich hatte das Gegenteil gehört. Nun aber sprechen Sie von gewaschenen Bett-

---

[1]) Stahr war am 3. Oktober 1876 in Wiesbaden gestorben. Aus dem Brief vom 29. Dezember sei folgendes hierher gesetzt: „Stahr und ich haben nie aufgehört, es Ihnen von Herzensgrund zu danken, wie Sie uns Ihren Beistand unaufgefordert, mit verständnisvoller Großmut in den Zeiten angeboten haben, in denen er sein Leben zum Zweck seiner Verbindung mit mir umzugestalten hatte, und glücklicherweise haben Sie jenen warmherzigen Anteil an uns nicht zu bereuen gehabt. Einundzwanzig Jahre einer idealischen Ehe sind uns zuteil geworden — und meines Mannes Kinder und seine noch lebende erste Frau sind mir nahe als wäre es anders nie gewesen. Haben Sie Dank dafür, daß Sie damals an uns geglaubt haben, mein gnädiger Herr! Und lassen Sie mir die Zuversicht — jetzt, wo ich am Ende des letzten Jahres, das ich mit Stahr verlebt, in mir überschaue, was mir noch bleibt — daß ich auch Ihre Gunst in die Zukunft mit hinübernehme, die noch vor mir liegen mag."

[2]) Herman Grimm, Vorlesungen über Goethe.

tüchern und Lumpen, die noch wie sonst aus den Fenstern hängen, und beruhigt sehe ich mich in Gedanken schon in Rom. Einstweilen bin ich hier, in diesem mir so sympathischen Ort, wo ich zwar nicht die Vorteile Roms genieße, aber eine vortreffliche Luft, eine harmonische Umgebung und die nötige Ruhe zur Sammlung und Arbeit.

31.

Weimar, 20. Januar 1878.

Wenn ich Ihnen sage, daß der Brief, welchen ich gestern von Ihnen erhielt — er ist vom 15. d. M. —, und der mir zunächst Ihre Glückwünsche zum neuen Jahre übermittelt, mich ebensosehr rührt wie erfreut und interessiert, so werden Sie leicht die Herzlichkeit meines Dankes erkennen, den ich Ihnen heute ausspreche. Ich kann Ihnen aber nicht danken, ohne nicht auch Ihnen Gutes zu wünschen, also ein solches, das Ihnen wahrhaft wohltut, — also zunächst die vollständige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit, sodann Freude am Schaffen und den Beweis, daß Ihr Schaffen gelinge. Gott möge diese Wünsche segnen, wie ich hoffe, daß er diejenigen segnen möge, welche Sie so freundschaftlich mir entgegenbringen.

Vedero Napoli con piacere
Ma con pensiero in Roma etc. —

singt ein italienisches Lied. Das ist die richtigste Antwort, die ich Ihnen auf Ihre Erinnerung sagen kann, welche Sie daran denken läßt, mir von Rom zu erzählen, weil Sie wissen, daß ich so gern dort bin. Etwas von mir ist denn auch immer daselbst. Sie werden es daher natürlich finden, daß ich Sie um die Zusendung Ihrer Briefe an die „Kölnische Zeitung" bitte. — Indessen schreiben Sie mir einen solchen, der sehr merkwürdig ist. An Ihrem Leben betätigt sich aufs neue die Erfahrung, die ich schon so oft gemacht habe: daß ausgezeichnete Persönlichkeiten oft in solche Verhältnisse und Beziehungen kommen, die ihrer bevorzugten Individualität entsprechen. Die Aufzeichnung der hervorragenden Gestalten der jetzigen italienischen Geschichte schon, sodann die Erwähnung der außerordentlichen Ereignisse, deren Sie Zeuge in der „Ewigen" waren, beweisen meine Ansicht, und so erscheint es mir fast selbstverständlich, daß Sie auch bei dieſem Ereignis zugegen sein mußten[1]). Ihr voriger Brief sprach mir bereits von Ihrer Erwartung, aufs neue etwas Großes in Rom zu erleben. Nun tritt es ein, wenn es auch nicht das erwartete Konklave ist. Der Eindruck dieses Ereignisses im Quirinal ist, aus der Ferne betrachtet, ein sehr mächtiger, und zwar, wie mir scheint, einer von denen, wo die Sache selbst nur einen Vorwand, eine Gelegenheit abgibt, die Meinung zu äußern. Bis jetzt sehe ich Einigkeit in der nationalen Äußerung; da ich Italien sehr liebe, wünsche ich um so mehr, daß diese Einigkeit des Ausdrucks auf Einheit der Nation schließen lasse. Um so peinlicher ist mir daher die Wahrnehmung, welche Sie gemacht, und welche Ihnen mit Recht in der Schamlosigkeit der Sittenlosigkeit eine aufsteigende Gefahr erkennen läßt.

[1]) Am 9. Januar 1878 war König Viktor Emanuel gestorben.

Ich will gern dem Klima hierbei etwas zugute halten, allein Ihre Bibelzitationen sind ebenso richtig als Ihre Ansicht berechtigt: in solchem Gebaren liegt die größte Gefahr für die Nation. Eine Nation ist immer in Gefahr, welche nicht ihre Ehre in der Sittlichkeit sucht, sondern nach äußerem Schein strebt. Wohin dies führt, sehen wir in Frankreich genügend. Allein mir scheint die zunehmende Bildung in Italien nicht umsonst zu wirken, und so glaube ich, was ich hoffe: an eine Kräftigung und Erstarkung der Nation. Würden Sie nicht daran denken, eine Reihe von historischen Beobachtungen über die verschiedenen von Ihnen in Italien erlebten Zeiten und von Ihnen gekannten dortigen Persönlichkeiten zu schildern? Ihr Geist und Ihre Feder würden dies vortrefflich können! Mir ist der Gedanke heute gekommen, als ich Ihren Brief ein zweites Mal las. Ich teilte letzteren meiner Frau mit, die mich mit ihren herzlichen Grüßen für Sie beauftragt. Sie ist im Begriff — wenn die noch zwischen Frieden und Fortsetzung des Krieges[1]) schwebenden Verhältnisse es erlauben —, zu unserer ältesten Tochter nach Konstantinopel zu reisen. Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie mich Ihnen noch einmal herzlich danken. Ach, wie viel lieber sagte ich dies Ihnen mündlich!

32.

Weimar, 22. Februar 1878.

Daß wahre Dichter auch wahre Propheten sind, kommt vor. Daß sie es in dem Maße wie Sie, selten. Als Sie nach Rom reisten, erwähnten Sie mir gegenüber der Erwartung — richtiger gesagt: der Möglichkeit — eines Thronwechsels im Vatikan. Und was haben Sie nun erlebt[2])? Ihr Brief vom 13. d. M. fand mich im Begriff, Sie zu bitten, mir den Eindruck zu schildern, den die rasch aufeinander in Rom folgenden Ereignisse auf Sie gemacht haben mußten, — ich sehnte mich, in Ihrem unabhängigen Geist die Tatsachen sich spiegeln zu sehen, von denen die Welt erfüllt ist. Da kam Ihre Güte mir zuvor. Ermessen Sie meinen Dank. Sie zuerst waren es, die mich bestimmt benachrichtigte, daß der Tod des Papstes mit ebensoviel Gleichgültigkeit begegnet wurde, als innige Trauer der Widerhall des Todes des Königs war. Ob diese letztere *ihm allein* nur galt, ob sie nicht der möglichen Zukunft auch geweiht, Sie müssen mir das sagen. Nun hat diese Zukunft in überraschender Schnelligkeit einen neuen Statthalter Christi auf Petri Stuhl erhoben; *noch* ist er nicht so klug gewesen — wie Sie richtig den zu wagenden Schritt bezeichnen —, hinauszufahren in der alten Karosse in die ewige Stadt. Wird er diese Lüge des Gefängnisses fortsetzen? Wird er den Widerspruch mit dem Vorgänger durch das Aufgeben der künstlichen Fesseln wagen? Und dann — wird er neben dem mit dem Fluch der Kirche beladenen Landesherrn leben, in ein und derselben Residenz? Oder wird er zur Aussöhnung mit den fluchbeladenen Autoritäten schreiten, vor deren Forum

---

[1]) Der russisch-türkische Krieg, der am 3. März 1878 durch den Frieden von St. Stefano beendet ward.

[2]) Am 7. Februar 1878 war Papst Pius IX. gestorben.

er und die Seinigen als Bürger dieses Staats gehören, — Autoritäten, die sich wenigstens ebensosehr vor ihm zu beugen haben? Welch eine Verheißung! Und die Nation — was sagt diese dazu? So könnte ich Seiten mit Fragen beschreiben, die aneinander sich reihen in ununterbrochen konsequenter Folge. Doch deren bedarf es nicht, denn Sie ahnen, Sie kennen sie alle.

Indessen schreitet die große Wandlung im Osten weiter fort und bringt — wie das Auge des Bergsteigers beim Erklimmen immer neue Gipfel emporsteigen sieht im Hochgebirge — immer neue Probleme hervor.

Sie nehmen so herzlichen Anteil an meiner Familie, daß ich nicht erst Ihnen zu erklären brauche, wie bange es mir oft war und ist, mein Kind und meine Frau inmitten des sich verengenden Zentrums zu wissen, das schon so oft die Arena der Weltlose war[1]). Meine Hoffnung ist in Gott. Er wird es gnädig fügen!

Noch habe ich die Artikel[2]) nicht gelesen, die Sie so gut waren mir zu senden. Ich bin nicht gewohnt, Ihre Werke flüchtig anzusehen. Ich brauche also Zeit, und diese gebricht mir jetzt vollständig. Empfangen Sie indessen meinen herzlichen Dank!

33.

Belvedere, 27. Juni 1878.

Ich habe Ihren so bedeutungsreichen Brief, meine verehrte Frau, aus Bern von dem 9. d. M. wiederholt gelesen und immer mit erneutem Interesse. Nun empfangen Sie meinen Dank, der ein sehr herzlicher ist, wenn auch nur durch wenige Worte ausgedrückt. Gesinnungen wie diejenigen, welche ich Ihnen bewahre, bedürfen dieser nicht; Beurteilungen aber wie diejenigen, welche Sie von mir wünschen, verlangen deren zuviel, als daß ich sie einem Briefe anvertrauen möchte. Sie kennen mich aber glücklicherweise zu lange und zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß ich wohl fühle, was Sie bewegt, und daß meine durch die neuesten Ereignisse tief erschütterte Seele eben deshalb dies zu sagen berechtigt ist. Gott hat uns durch das doppelte Attentat auf den Kaiser[3]) eine schwere Prüfung erfahren lassen, aber auch ebensosehr seinen Beistand. Er wird auch ferner beweisen, daß seine Hilfe nicht fehlt, wo der Glaube an ihn und die dementsprechende gewissenhafte Tätigkeit besteht. Möge hierdurch bei der Erziehung — wie Sie so richtig bemerken — das Gefühl der zu erfüllenden Pflichten, nicht bloß der zu genießenden Rechte, entwickelt werden! — Ich werde der Kaiserin Ihre Teilnahme nicht vorenthalten. Gebe Gott, daß ihre Gesundheit nicht unter so viel Schreck und Sorge noch mehr leide!

Ihre treue Erinnerung an mein Regierungsjubiläum[4]) rührt mich, wie Ihre gütige Beurteilung mir von hohem Wert ist. Das Leben lehrt, daß es

---

[1]) Die Großherzogin war zum Besuch bei ihrer Tochter, der Prinzessin Reuß, in Konstantinopel, wo Prinz Reuß damals deutscher Botschafter war.

[2]) Briefe aus Rom, vier Feuilletons der „Kölnischen Zeitung".

[3]) Das Hödelsche Attentat hatte am 11. Mai, das Nobilingsche am 2. Juni 1878 stattgefunden.

[4]) Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs fand am 8. Juli 1878 statt.

doch am meisten auf den redlichen Willen ankommt, das Gelingen aber Gott anheimsteht.

Von Herzen wünsche ich Ihnen das beste Gelingen Ihrer Kur in dem mir so lieben und für mich an Erinnerungen so reichen Ragaz, wohin ich Ihrem Wunsche gemäß diese Zeilen richte.

34.

Biarritz, 25. Oktober 1879.

Aus Ihrem Brief aus Berlin von dem 19., für den ich Ihnen meinen herzlichsten Dank ausspreche, ersehe ich mit Freude, daß es Ihnen, Gottlob, gut geht, und mit einigem Erstaunen, daß Sie unschlüssig sind, ob Sie den Winter in Berlin einem in Rom vorziehen sollen. Hieraus werden Sie ohne Mühe entnehmen, welchen Rat ich geben würde, stünde mir ein solcher zu. Dementsprechend freue ich mich, daß Sie diesen Sommer benutzten, sich neue Horizonte und mithin neue Interessen zu sichern[1]). Von den mir genannten Städten kenne ich Kopenhagen nicht, Kiel so gut wie nicht, Lübeck genug, um zu bedauern, es nicht besser zu kennen, denn dort knüpft sich an vielbedeutende Repräsentanten merkwürdiger Vergangenheit eine bemerkenswerte Gegenwart, die eine glückliche Zukunft möglich macht. Der Gemeinsinn der Stadt, welcher das Schöne, das ihm überkommen, achtet und bewahrt und dadurch sich selber ehrt, ist ein lehrreiches Beispiel für unser Reich. Wenn jeder Staat und jeder bedeutende Ort und jede Familie, welche Kunst mit Industrie verbindende Schätze besitzt, das Bedeutende des Überkommenen durch Veröffentlichung von Verzeichnissen bekannt machen wollte, und wenn photographische Nachbildungen sich hiermit verbinden ließen, so würde man — ich sage es voraus — erstaunen über das Bedeutende, was von dem Vaterland verborgen wird, ohne es weder zu kennen noch immer kennen zu wollen. In meinem Land habe ich mit einem dahin zielenden Versuch begonnen. Bemerken muß ich übrigens, daß das Aufstapeln einer Menge Gegenstände an einem Ort nicht meiner Ansicht entspricht, weil eine Menge Objekte ihren größten Wert verlieren, wenn sie dem historischen Rahmen entrückt sind, dem sie angehören. Die so leichten Verbindungsmittel in Deutschland würden es möglich machen, daß der Lernende und Kunstliebhaber mit dem Katalog in der Hand leicht die bezeichneten Örtlichkeiten besuchen könnte. Welche Folgen aber für die Kunst, für die Industrie, für den Gemeinsinn, ja, die Liebe zum Vaterlande eine solche Pflege haben würde, ist unberechenbar. Jeder sollte mit dabei helfen!

Diese Gedanken[2]) sende ich Ihnen freundschaftlich von dem Ufer des Meerbusens von Biscaya, umrauscht von den Fluten des Atlantischen Ozeans.

[1]) Fanny Lewald-Stahr hatte eine Reise nach Holstein und Dänemark gemacht, deren Eindrücke später in einem Buch „Vom Sund zum Posilipp. Briefe aus den Jahren 1879—1881." Berlin 1883, niedergelegt sind.

[2]) Dieselben haben inzwischen teilweise Verwirklichung gefunden durch die auf Anregung des Reichskanzlers in den meisten deutschen Staaten veranstalteten Werke über die in denselben vorhandenen Bau- und Kunstdenkmäler, in welchen auch bewegliche in öffentlichem und Privatbesitz befindliche Gegenstände der Kunst und Kunstindustrie berücksichtigt sind. Für die thüringischen Staaten: „Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens". Im Auftrage der Regierung herausgegeben von Professor Dr. P. Lehfeldt. Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach: 1888—1892.

35.

Weimar, 19. Februar 1881.

Vielfältigen Dank, meine verehrte Gönnerin, habe ich Ihnen für Ihren Brief und für die Sendung zu sagen, von welchen Ihre Zeilen die Begleiterinnen waren. Vor allem aber danke ich Ihnen für die so freundschaftliche Absicht, mir Ihr Bildnis[1]) zu bestimmen, denn Sie wußten, welche Freude Sie mir bereiten würden. Mit der Versicherung, daß Ihnen diese Absicht gelungen, vollständig gelungen, danke ich Ihnen am richtigsten. Daß also mein Dank auch der herzlichste ist, wissen Sie, um so mehr Sie sich dies selbst sagen müssen. Ihr Bildnis ist sehr gelungen; sein Ausdruck ist ernster, als ich bei Ihnen gewohnt bin, aber er stört nicht die Ähnlichkeit, und diese ist tadellos. Sie haben recht gehabt, den Wunsch Liszts zu erfüllen; er hatte recht, ihn zu hegen; der Künstler ist der Ehre wert, die Sie ihm antaten, als Sie ihm zu seiner Arbeit saßen. — Diejenige Medaille, welche das Bild Liszts[2]) darstellt, halte ich für sehr gut: als Arbeit, als Ähnlichkeit, als Geschmack. Ich lobe die Arbeit an dem Bildnis des Papstes, ich vermag aber ein gleiches nicht an der Rückseite der Medaille zu tun. Malerisch kann ich nämlich mir die Gruppe der Figuren mit dem Hintergrunde auf einem Gemälde, selbst auf einem Relief denken. Auf einer Medaille ist das Malerische nicht an seiner Stelle. Hier muß Konzentration, mit Deutlichkeit durch Schönheit verbunden, die Grundbedingung sein. Die Medaillen des Cinquecento drücken aus, was und wie ich's meine. Eine Dame, welche Rom längere Zeit bewohnte, sagte mir gestern abend, der Papst selbst habe diese Zusammenstellung bedungen. Das erklärt manches. Hätte der Künstler freie Hand gehabt, würde es, nach meiner schwachen Meinung, genügt haben, den Heiland vor den knieenden, schlüsselempfangenden Leo XIII. zu stellen. — Sagen Sie mir nun, bitte, wie ich dem Künstler zu danken habe. Da Sie in seinem Auftrage mir die Medaillen senden, wage ich Sie um die Übermittlung meines mündlichen Dankes zunächst zu bitten. Dann möchte ich einen schriftlichen Dank direkt folgen lassen; was aber dann diesem? Je mehr man jemanden schätzt, je individueller muß der Dank sein, den man ihm schuldet. Nur Sie können mir hier raten. — Ach — könnte ich mündlich diesen Rat mir holen! Dieser Seufzer sagt alles, was ich schreiben könnte. Sie werden ihn am besten auch auslegen können.

36.

Weimar, 20. März 1883.

Sie wissen es wohl — Sie haben sich nicht geirrt: Sie haben ihn behalten[3])! Er aber dankt Ihnen, und das von Herzen, für so freundschaftliche

[1]) Ein von dem 1882 verstorbenen Bildhauer und Modelleur Herrmann Wittig in Rom ausgeführtes Medaillonbildnis. Von demselben Künstler sind auch die beiden weiter erwähnten Medaillen.

[2]) Angefertigt aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages.

[3]) Auf einen Brief vom 18. März 1883, in dem es heißt: „Ich las neulich in meinen alten Briefen an Stahr die Schilderung des Abends, an welchem Sie die Gnade hatten, mich im Jahre 1848 im „Erbprinzen" zum ersten Male aufzusuchen. Sie ist voll Freude über Ihre

Gesinnungen. Erhalten Sie mir diese — darum bitte ich! Entnehmen Sie nun aus dem Gefühlten die Wärme meiner Glückwünsche für Sie! Möge Gottes Gnade in dem neuen Lebensjahre Ihnen Gesundheit und Freude am Schaffen erhalten! Den Beweis von letzterem, den sie so gütig sind mir zu senden[1]), habe ich soeben und mit rechter Freude gelesen, denn er birgt Wahrheit in schöner Form, und der Humor hat das Paar kopuliert. Und nun lassen Sie mich noch ein paar Worte hinzufügen: sonst, in den Zeiten, aus denen wir müssen das „Stilvolle" entlehnen, also bis zum 17., ja 18. Jahrhundert, baute man von innen nach außen; jetzt geschieht es umgekehrt: man baut von außen nach innen. Sonst war die Einrichtung der Ausdruck der charaktervollen Zeit; jetzt sucht sie nach einem Charakter — die Einrichtung —, weil die Zeit selbst keinen Charakter hat. Dabei ist dieses Charakterlose der Einrichtungen, dieser Mangel an Naturwüchsigem doch sehr charakteristisch für die Zeit, wie der Realismus in der Kunst, der zur Apotheose des absolut Häßlichen treibt. Es ließe sich darüber noch viel sagen, ich wage aber nicht, und noch dazu einem Autor wie Sie gegenüber, Ihnen die Zeit zu rauben, um so weniger, als Sie vortrefflich gesagt, was Sie so richtig erkannt haben. Von besonderer Wichtigkeit dabei ist das, was Sie über die Notwendigkeit sagen, den Unbemittelten müsse die Verbindung der Kunst mit der Industrie zugunsten kommen — nicht minder als den Reichen. Das ist eine Aufgabe für unsere hiesigen Industriellen, der ich meine Aufmerksamkeit widmen will. Ist etwas gelungen, erbitte ich mir Ihr Urteil hier, an Ort und Stelle. Einstweilen und immer bleibe ich hier wie überall

Ihr Ihnen von Herzen angehöriger Carl Alexander.

37.

Belvedere, 23. Juni 1885.

Empfangen Sie sogleich, verehrte Freundin, meinen doppelten Dank für Ihre soeben in meine Hände gelangten Briefe, für diesen im allgemeinen, für Ihre Glückwünsche im besonderen. Letztere aber von einem so klaren Geist ausgesprochen zu bekommen, wie der Ihrige es ist, erscheint mir von guter Vorbedeutung, die Gott segnen möge!

Und diese Vorbedeutung trifft mich zu einer Epoche, wo, wie Sie teils erfahren, teils sich gesagt haben werden, besondere und ernste Pflichten durch das Testament des letzten Enkels Goethes[2]) an mich herangetreten sind, Pflichten,

Warmherzigkeit, über Ihre Liebe für das Große und Schöne — und schließt mit den Worten: ‚Ich hoffe, den behalte ich!' Verzeihen Sie diesen für die größte Vertraulichkeit geschriebenen Ausdruck um des woltuenden Gedankens willen, daß diese Hoffnung sich bewahrheitet hat durch Ihre Gunst. Eine Frau, die, wie ich, nur noch wenig Tage von der Vollendung ihrer zweiundsiebzig Jahre fern ist, der erlaubt man schon etwas, und da Sie mir wohlwollend geblieben sind von 1848 bis auf diese Stunde, so erhalten Sie mir dies Glück auch ferner, so kurz oder lang es mir vergönnt sein mag, mich desselben zu erfreuen."

[1]) Über „stilvolle Wohnungen".

[2]) Walter von Goethe war am 15. April 1885 gestorben. In seinem am 24. September 1883 errichteten Testament hatte er dem weimarischen Staat „den gesamten Immobiliarbesitz, sowie die aus dem Nachlaß des Großvaters herrührenden, im Goethe-Hause verwahrten Sammlungen

die allmählich ihrer Natur nach zu wachsen haben werden, denn sie beziehen sich nicht bloß auf mein Land, nicht bloß auf Deutschland, sondern auf die ganze gebildete Welt. Daß die Großherzogin sich dieser Pflichtbedeutung auch vollkommen bewußt ist, werden Sie mir glauben, und wird sie, so Gott will, durch Verwaltung des ihr zugefallenen Erbteils beweisen [1]). Deshalb können Sie auch überzeugt sein, daß die Würde des hohen Namens, dem jenes Archiv entstammt, stets gewahrt und bewahrt bleiben wird. Wie nötig dies gegenüber der Neugierde und Kritik der Welt, richtiger gesagt: der Alltäglichkeit derselben, ist, werde ich Ihnen nicht zu erklären brauchen.

Ich aber brauche die Überzeugung zu gewinnen, daß Sie sich sorgfältig diesen Sommer gönnen, was Ihre Gesundheit erfordert. Es nicht getan zu haben, zog die Katastrophe herbei, die meinem Neffen [2]) das Leben, der Armee einen tüchtigen Heerführer kostete, dessen Armeebefehl Sie so richtig hervorheben. Gönnen Sie also meinen Bitten Erhörung als Beweis der Fortdauer Ihrer Freundschaft in dem neuen Lebensjahre Ihres ergebenen C. A.

38.

Wilhelmsthal, 6. August 1886.

Sie haben aufs neue bewiesen, daß Verständnis des Herzens das wohltuendste sei. Sehr bewegt hat mich Ihr Brief, denn er berührt mit so wahren Worten den Kummer, der mich jetzt erfüllt [3]), daß ich — könnte ich ihm Ausdruck geben — keinen andern wählen möchte als den, in welchen Sie Ihre Teilnahme kleiden. Seien Sie auf das herzlichste für diese gedankt. Recht haben Sie, wenn Ihnen in Liszt der Mensch noch höher als der Künstler stand, so unerreicht auch dieser war und bleiben wird. Um so mehr können Sie beurteilen, was ich verlor, der ich freundschaftlich mit ihm verbunden war. Richtig angewandt daher ist das Wort Shakespeares, das Sie in richtigem Seelenverständnis zu wählen verstanden, um zu beleuchten, wie Liszt aufzufassen sei. Und wenn ich die Worte hinzufüge, die von Goethe in den Mund Euphorions gelegt werden:

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schauen,

so bezeichne ich in Wahrheit den Genius, der in ihm, in Liszt, wirkte und, unsern Augen für jetzt entrückt, fortwirkt, denn unsterblich ist die himmlische Kraft wie ihr Gewand: die Seele.

Die meinige ist indes schwer gedrückt. Gott möge um so mehr die guten Wünsche in Erfüllung gehen lassen, welche Sie tröstend mir sandten.

---

von Bildern, Medaillen, Mineralien und Kunstwerken aller Art, ebenso alles, was in dem von dem Großvater benutzten Vorzimmer, Studierstube und Schlafzimmer sich befindet", nebst einem Kapital von 10000 Thalern zur Instandhaltung und der Großherzogin Sophie das Goethe-Archiv, enthaltend alle großväterlichen Aktenstücke u. s. w., vermacht.

[1]) Die Gründung und Ausstattung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar legt davon Zeugnis ab.

[2]) Prinz Friedrich Carl von Preußen war am 15. Juni 1885 gestorben.

[3]) Liszt war am 31. Juli 1886 in Bayreuth gestorben.

39.

Weimar, 24. März 1888.

Mit wahrer Rührung habe ich Ihren Brief von gestern gelesen und möchte Ihnen so recht danken, wie ich es fühle, und weiß nicht die Worte zu finden. So ein ähnliches Gefühl hielt mich ab, Sie diesmal zu besuchen[1]), — und so blieb ich fern, das erste Mal seit so manchem Jahre. Aber nicht mit dem Herzen blieb ich Ihnen fern — das fühlen Sie —, aber ich empfinde immer eine Art Scheu, mich im Kummer zu zeigen, — den aber hatte ich und den habe ich. Doch mit oder ohne Kummer wünsche ich Ihnen nicht weniger aufrichtig ein von Gott gesegnetes neues Lebensjahr; ja, fast möchte ich sagen können: ich wünsche es noch lebhafter als bisher, denn ich fühle mich durch Ihren Brief Ihnen noch näher verbunden. Sein Inhalt spricht so wahr das aus, was ich empfinde, daß ich kaum etwas hinzuzufügen hätte. Es muß eben ertragen werden, und der feste Glaube hilft auch dazu. Er läßt mir die feste Überzeugung, daß der Allweise und Allbarmherzige gewiß alles zum Besten leiten wird, wenn wir diese Prüfung nur richtig und mutig bestehen. Auf das Ganze und Große muß der Geist blicken, wenn das Einzelne schwer zu ertragen, fast unerträglich scheint. Letzteres aber, unerträglich, müßte die jetzige Lage erscheinen, wollte man sich nicht über dieselbe erheben und nicht auf die Zukunft blicken. Meine arme Schwester ist mir und uns allen eine wahre Hilfe und Trost geworden in ihrer Glaubenstreue, ihrem Eifer der Pflichterfüllung und ihrer Würde des inneren Gleichgewichtes. Ihre schwergeprüfte Tochter ist ihr ebenbürtiges Kind, das ich fast am meisten beklage. Sie würden, hätten Sie den Blick des armen jetzigen Kaisers gesehen, der so traurig redet, während das gesprochene Wort seinem Munde versagt bleibt, sich wie gebannt fühlen. Das sind so einzelne Züge aus dieser Tragödie, die langsam daherzieht wie das schwere Gewitter am Himmel.

Ich bin hierher zurückgekehrt, als meine öffentlichen wie privaten Pflichten bei meiner Familie jetzt beendet waren. Ich arbeite an mir wieder, das Gleichgewicht zu erringen, das in diesen Wochen mehr als einmal erschüttert ward. Gott wird gewiß weiterhelfen.

Mit Freude begrüße ich heute die erste warme Frühlingsluft. Möge sie Ihnen wohltun und Ihnen bald völlige Genesung bringen. Würden Sie nicht in unseren Bergen Stärkung finden?! Ihre Zusendungen werde ich wieder mit neuer Dankbarkeit aufnehmen als das, was diese Sendung ist: ein neuer Beweis Ihrer Güte, verehrte Freundin, für

Ihren stets dankbar ergebenen Carl Alexander.

40.

Weimar, 10. Februar 1889.

Mit Freuden habe ich Ihren Brief, meine verehrte Freundin, begrüßt, mit wahrer Rührung gelesen, und lassen Sie mich herzlichst Ihnen für denselben danken. Unter den Mitteln zu helfen ist wohl, Freude zu bereiten, eines der sichersten.

[1]) Bei Anwesenheit des Großherzogs in Berlin nach dem am 9. März 1888 erfolgten Tode Kaiser Wilhelms I.

Nun sagen Sie mir, daß dieses mir bei Ihnen gelungen[1]); da können Sie sich denken, wie sehr ich dafür erkenntlich sein muß, daß Sie es mir sagen, um so mehr ich längst weiß, daß nur die Wahrheit über Ihre Lippen kommt. Gottlob, daß auch Ihre fortschreitende Besserung Wahrheit ist. Ich hoffe zu Gott, daß Sie mich von gänzlicher Wiederherstellung bald benachrichtigen. Als ich Ihren Brief erhielt, wollte ich schreiben, Sie zu fragen, wie es Ihnen seit diesen acht Tagen gehe. Doch noch eine andre Ursache ließ mich zur Feder greifen. Nachdem ich Sie neulich verlassen, überbrachte ich der Kaiserin, meiner Schwester, das, was Sie für J. M. mir gesagt hatten. Sie beauftragte mich, „Ihnen herzlich zu danken und zu versichern, daß sie mit größter Aufmerksamkeit wie aufrichtigem Interesse Ihrer Tätigkeit folgte". Dies mündlich Ihnen zu sagen, hatte ich mir vorgenommen, kam aber nicht gleich zur Ausführung. Da trat schließlich die ernste Nachricht von der Katastrophe in Meyerling[2]) hinzu. Seitdem, hier, die Kunde von den nun bestätigten Einzelheiten! Diese aber bilden eine neue Katastrophe schlimmster Art, denn die Seele empört sich nun, wo sie sich nur entsetzt hatte. Noch nie habe ich so verstehen lernen als jetzt, was der Ausdruck sagen wolle „unter dem Banne stehen". Dies empfinde ich nach all diesem. Noch wird es mir schwer es in das aufzunehmen, womit man eben im Leben rechnen muß. — Wie ein Friedensgruß ist mir das Gedicht[3]) erschienen, das Sie so gütig gewesen sind für mich abzuschreiben. Es muß eine wahrhaft schöne Seele sein, die so fühlen, so sich ausdrücken kann. Und so muß sich ein eigentümlicher Zauber von selbst ergeben, den sie um sich verbreiten soll, und den auch Sie zu kennen scheinen. — Daß Sie die Absicht hegen, Ihre hohen Gaben aufs neue in den Kampf gegen Geschmacksverirrung und Verderben richten zu wollen, die durch Romane wie Bühne verbreitet werden, in dieser unsrer Zeit, begrüße ich mit wahrer Freude[4]), zunächst als einen Beweis, und zwar den besten, Ihrer wiederkehrenden Gesundheit und sodann, weil es eine Tat sein wird, die nur gute Früchte bringen kann. Gut gewählt ist hiezu in jedem Fall auch der Zeitpunkt, denn was man jetzt in der Kunst den Realismus nennt, nimmt Proportionen und Formen an, die furchtbar sind, und verdrängt und verdeckt werden die Begriffe der Wahrheit, der Schönheit, der Pflicht. Mit Schaudern denke ich hierbei, unwillkürlich, an die Katastrophe in Meyerling. So lassen Sie mich im voraus Ihre wieder aufzunehmende Tätigkeit begrüßen und mit verdoppeltem Eifer Sie bitten: mit geduldiger Sorgfalt sich pflegen zu wollen und pflegen zu lassen. Wie gern täte ich letzteres selbst! Gönnen Sie mir, meiner alten Freundschaft, die

[1]) Der Großherzog hatte Fanny Lewald-Stahr in den letzten Tagen des Januar 1889 in ihrer Wohnung in Berlin besucht; es war ihre letzte persönliche Begegnung.

[2]) Dem Tode des Kronprinzen Rudolf von Österreich am 30. Januar 1889.

[3]) Ein Gedicht der neunundachtzigjährigen Frau Hedwig von Olfers, geb. von Stägemann: „Des Alters Leiden". Die Gedichte der Frau von Olfers (gest. 11. Dezember 1891), wurden nach ihrem Tode (Berlin 1892) herausgegeben.

[4]) In dem Brief Fanny Lewalds an den Großherzog vom 7. Februar 1889 heißt es am Schluß: „Ich habe über den unseligen Einfluß der Unsittlichkeit auf der Bühne und im Feuilletonroman — gegen Ibsen, der mir ein Grauen ist — unsäglich viel auf dem Herzen, aber ich kann noch nicht weiter."

Eitelkeit, zu glauben, daß diese armen Zeilen ein wenig Pflege für Sie sind und daß diese Pflege gut anschlägt.

41.

Weimar, 27. April 1889.

Soeben, meine verehrte Freundin und Gönnerin, soeben habe ich Ihren Brief von dem 23. gelesen, und nun freue ich mich über denselben, wie ich auch des wiederkehrenden Frühlings nach langem Winter mich freue. Mit diesem Urteil – richtiger gesagt: durch dasselbe — lassen Sie sich herzlichst von mir gedankt sein. Und wenn Sie in Sonnenschein und warmer Frühlingsluft der wiederkehrenden Kräfte sich freuen, so denken Sie meiner, der sich indessen des Beweises dieser Wiederbelebung der Kräfte freut, von welcher Ihr Brief mir den Beweis bringt. Ich aber hoffe und glaube das Beste für Sie und alle, die mit mir Ihr Bestes wünschen, und denke zu Gott, er wird alles sehr gut wieder wenden. Dies aber zu sagen, eile ich, denn ich finde, daß Goethe recht hat, wenn er sagt:

Du im Leben nichts verschiebe,
Sei dein Leben Tat um Tat,
Und dein Streben sei in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Die morgende Ankunft des Kaisers läßt mich diesen Rat befolgen, denn zwischen Empfangen, Auerhahnjagen und Eisenbahnfahren läßt sich nicht vernünftige Briefe schreiben. Die erwarten Sie aber doch von mir, obgleich bei meinen Besuchen bei Ihnen Sie gewohnt sind, daß ich meist vom Hundertsten ins Tausendste komme. So streicht denn die Zeit immer hin und gibt dem Berliner Aufenthalt immer wieder das Gepräge des Gehetztseins, das ich nirgends in der Welt so wie dort empfinde. Ich befürchte, daß der Kaiser mir recht geben wird, bereits aus eigner Erfahrung; sein guter Wille, die Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, läßt es mich vermuten. Sie scheinen Ihren Wahlspruch „Arbeiten und nicht müde werden" ihm angezaubert zu haben. — Wir beendigen indes einen tätigen Winter, um uns einem wahrscheinlich etwas unruhigen Sommer zu nähern. Von der eben abgehaltenen Shakespeare-Gesellschaft werde ich Ihnen die bemerkenswerte Rede senden, die der Direktor des Goethe-Archivs[1]) über „Shakespeares Einfluß auf die goldene Zeit der deutschen Literatur" gehalten hat. Die große Vereinigung der Goethe-Gesellschaft steht uns bevor, und tätig unermüdet hebt man die Schätze ihres Archivs. Von manchem Zweckmäßigen und Schönen in Land und Städten berichte ich, als Neuentstandenem, mündlich, so Gott will. Jetzt bitte ich mich empfehlen zu dürfen, denn zwar nicht mein Jäger, aber die Zeit klopft an meine Tür und ruft mich zur Morgenarbeit. Ich aber küsse Ihnen die Hände und wünsche herzlich, daß Sie vom Besseren zum Guten fortschreiten.

Nachschrift: Ich werde mich Ihres Auftrages bei meiner Frau entledigen. Wir leben stets in wechselnder Sorge um den König, ihren Bruder[2]).

[1]) Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan in Weimar, Direktor des Goethe-Archivs (demnächst Goethe-Schiller-Archivs) seit 1887.

[2]) König Wilhelm III. der Niederlande war seit längerer Zeit leidend und starb am 3. November 1890.

42.

Belvedere, 4. Juli 1889[1]).

Ihr gestern erhaltener Brief vom 2. d. M., meine verehrte Freundin, gibt mir den mich sehr erfreuenden Beweis, daß es mit Ihnen wieder besser geht. Denn wenn die Möglichkeit der Tätigkeit wieder eintritt, ist auch Besserung vorhanden. Gottlob, daß dem so ist! Daß die für uns — leider — ungewohnte, lang andauernde Wärme Sie schwächen und angreifen würde, ist ganz natürlich und Ihr Arzt ein vernünftiger Mann, wenn er Ihnen Luftveränderung vorschlägt; ich möchte gleiches Lob verdienen und Ihnen Wald- und Gebirgsluft empfehlen. Sie scheinen mir dabei an Thüringen zu denken und wünschen es bequem zu genießen. Ganz Thüringen ist jetzt, was man mit dem süddeutschen Ausdruck „Sommerfrische" bezeichnet. Selbst Eisenach macht hierauf Ansprüche und besetzt Tal wie Höhen mit zu vermietenden Villen. Ich nenne die gleichen Ansprüche von Ilmenau, das sehr gesunde Luft auch bietet, von Berka bei Weimar. Liebenstein ist das größte der Thüringer Bäder, ich glaube, auch das älteste, — bei allen finden Sie gute Luft, spazierbare Wege und eine Verpflegung, die dann am besten ist, wenn man durch eigne Dienerschaft oder Umgebung sie übernehmen läßt. Da Sie gewiß von Bedienung begleitet werden, bin ich über letzteren Punkt beruhigt. Selbstverständlich müßte die Ihnen gewohnte Pflege Ihnen gesichert bleiben. Benachrichtigen Sie mich über Ihre Reiseentschlüsse. Ich selbst denke den 8. d. M., so Gott will, meinen Aufenthalt in Wilhelmsthal bei Eisenach zu nehmen, also mitten zwischen thüringischen Bergen. Vielleicht gelingt es mir dann, auf irgendeinem thüringischen Gebirgsgipfel, unter irgendeiner Tanne Ihnen zu erzählen, daß man in Weimar doppelt tätig ist, seitdem das großartige Geschenk des Enkels Schillers[2]), das Archiv seines Großvaters, dies mit dem Goethes verbunden hat. Doppelte Pflichten treten an uns mithin heran, und verdoppelte Tätigkeit ist unser Losungswort, um so mehr sich auch die Ansprüche an Weimar damit verdoppeln. Das wäre ungefähr die Vorrede zu unsrer nächsten Unterhaltung, so Gott will. Einstweilen erbitte ich mir für Sie selbst die Elastizität Ihres reichen Geistes, die das Zeichen des energischen Willens ist, und für mich die Fortdauer Ihrer Güte.

---

[1]) Es ist dies der letzte Brief des Großherzogs; Frau Fanny Lewald-Stahr starb am 5. August 1889 im Hotel Bellevue in Dresden, wo sie zur Erholung mit schon sehr geschwächten Kräften sich aufhielt, und ward in Wiesbaden an der Seite ihres Gatten bestattet. — Die Briefe Fanny Lewalds an den Großherzog befinden sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, zum Teil schon bei Lebzeiten des Großherzogs dorthin überwiesen, zum Teil später an das Archiv abgegeben. Für die Zeit von 1848—1883 sind sie dort ziemlich vollständig beisammen, aus der späteren Zeit lückenhaft.

[2]) Des im Juli 1891 in Weimar verstorbenen Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Balkanwirren und ihre Gründe.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Europa ist daran gewöhnt, mit jedem herannahenden Sommer Unruhen auf der Balkanhalbinsel zu erwarten, und empfindet eine daraus erwachsende Unsicherheit der allgemeinen Lage. Einseitig wird die Schuld daran in Mängeln der türkischen Verwaltung gesucht, während die wahren Ursachen in den ethnographischen Verhältnissen und in der geschichtlichen Vergangenheit liegen. Alle christlichen Balkanvölker werden durch diese Gewalten in den Kampf um die mittleren Balkanländer, die pelagonische Ebene und das Vardarbecken getrieben."

„Pella, die alte Hauptstadt Philipps[1]) und Alexanders, erscheint den Griechen wie die erste Etappe zwischen der Stadt des Themistokles und der des Constantin. In Ochrida träumen die Bulgaren die heilige Stadt ihres Apostels Clemens, die gewaltige Feste ihrer Zaren Samuel und Simeon, und den Sitz des bulgarischen Exarchats, das bis zum 18. Jahrhundert unabhängig vom Patriarchate bestand. Üsküb zeigt den Serben die Mauern Stephan Duschans, die Ebene, wo der Held vor fünf Jahrhunderten als König der Serben, der Griechen, der Bulgaren und Albanier gekrönt wurde"[2]). Unerwähnt bleiben dabei die Rumänen, die hier als Kutzowalachen[3]) bezeichnet werden, und deren historische Rechte vermutlich älter als die der Bulgaren und Serben sind, deren Volkszahl aber die gewöhnlichen Annahmen bei weitem übertrifft. Endlich — last not least — kommen die Herren des Landes, die mohammedanischen Eroberer, in Betracht, die sich wieder aus mancherlei Volkssplittern zusammensetzen und deren Bedeutung gemeinhin ebenso unterschätzt wird als die des walachischen Elements.

Alle haben an dem schönen Lande ihr Anrecht, und so lehrt der erste Blick, daß politische Gerechtigkeit in Mazedonien nahezu als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint.

---

[1]) Heute Ala Kilisja in der Ebene von Jenidje Vardar.

[2]) Victor Bérard, La Turquie et l'Hellénisme contemporain. Paris 1893.

[3]) Die „hinkenden", „falschen" Walachen.

Die gegenwärtige bulgarische Erhebung ist, ebenso wie der griechische Grenzkonflikt von 1886 und der Krieg von 1897, eine mittelbare Folge des schwächlichen Verhaltens der Pforte bei der Losreißung Ostrumeliens im Jahre 1885. Der Friede von San Stefano hatte 1878 bekanntlich ein Großbulgarien geschaffen, welches, außer dem heutigen Fürstentum mit Ostrumelien, ganz Mazedonien umspannte[1]). Die Grenze sollte sich von der heutigen Südspitze Serbiens westlich zum Pindus hinüberziehen, Üsküb sowie das ganze Becken des Sees von Ochrida, Göridje (Gortscha), Kastoria und Vodena einschließen, um, südlich an Jenidje Vardar vorüber, den unteren Vardar zu erreichen. Weiterhin sollte Saloniki mit der Halbinsel Chalcidice der Pforte verbleiben, Bulgarien aber westlich von Kawala das Ägäische Meer berühren. Auch von Thracien sollte nur der östliche Teil noch der direkten Herrschaft des Sultans angehören. Ignatiews gewalttätige Hand war beim Entwurf dieser Grenzlinie nicht allein über das Widerstreben der Besiegten, sondern auch über die Ansprüche der andern eingesessenen Nationalitäten ohne Skrupel hinweggefahren. Der Berliner Kongreß berichtigte sie indes und schränkte die bulgarische Herrschaft auf das bescheidene Maß ein, in dem das Fürstentum dann bis 1885 verharrte. Aber der Gedanke an das einmal fast schon zur Wirklichkeit gewordene Großbulgarien erfüllt seit jenen Tagen Phantasie und Herz aller bulgarischen Patrioten.

Die Losreißung Ostrumeliens am 18. September 1885 war der erste Schritt, das ersehnte Ziel ohne russische Hilfe zu erreichen, und die Pforte ließ ihn geschehen. Wer damals in Konstantinopel zu mutigem Einschreiten und einer kraftvollen Verteidigung der Rechte des Großherrn riet, konnte sicher sein, als kurzsichtiger Politiker mitleidig belächelt zu werden. Der wirkliche Zusammenhang der Dinge erschien der orientalischen Klugheit viel zu einfach, um den Glauben daran aufkommen zu lassen. Es war die Überzeugung nicht auszurotten, daß hinter dem Putsch von Philippopel sich ein abgekartetes Spiel der Großmächte verberge. Bei der Kaiser-Zusammenkunft in Skiernewice sollte alles vereinbart worden sein und Bismarck, den man damals selbst im Orient als den geheimen Leiter aller diplomatischen Fäden Europas ansah, auch die Unabhängigkeitserklärung Ostrumeliens nicht nur gutgeheißen, sondern sogar vorbereitet haben.

Alle Gründe gegen diesen für unsern Verstand leicht erkennbaren Trugschluß blieben wirkungslos. Unstreitig hat der Orientale einen dem Westeuropäer weit überlegenen Spürsinn für geheime Vorgänge. Der Geist der Intrige ist das Erbteil des byzantinischen Reiches, und es ist nicht zu leugnen, daß jeder orientalische Hof- oder Staatsmann uns darin weit überlegen ist. In anscheinend ganz harmlosen Vorgängen, bei denen wir nichts Außergewöhnliches vermuten, erkennt er schnell das geheime Wirken persönlicher Interessen heraus. Wir müssen es uns gefallen lassen, unsrer Leichtgläubigkeit und Arglosigkeit halber gar oft bespöttelt zu werden. Und dennoch führt die orientalische Geistesfeinheit am Ende meist nur zu einem negativen

[1]) Zum Auffinden der Ortsbezeichnungen genügt jeder gute Handatlas.

Ergebnis; sie überschlägt sich in ihrer Logik, strebt nach dem Erreichbaren nicht, weil es nahe liegt, und greift fehl im Haschen nach Zielen, die sich am Ende als ein Hirngespinst erweisen.

Es hat damals in Konstantinopel nicht an Warnern gefehlt, welche voraussagten, daß die gelassene Duldung der ostrumelischen Revolte die Frage nach der Herstellung Großbulgariens in den Grenzen des Friedens von San Stefano wieder eröffne, daß die übrigen christlichen Völker der Balkanhalbinsel Kompensationen verlangen würden, und daß eine neue Ära von Kämpfen um den Rest des Besitzes auf europäischem Boden für die Pforte hereinbrechen müsse. Auch ich darf mich dazu rechnen, soweit mein geringer Einfluß reichte — aber auch meine Stimme verhallte ungehört.

Noch ein Jahr nach dem Verluste von Ostrumelien hielten Diplomaten und Staatsmänner an der Vorstellung fest, daß dieser Verlust im Grunde genommen ein großer Gewinn gewesen sei, weil das Reich mit dem Aufgeben der ohnehin unhaltbar gewordenen Provinz einem gefährlichen Attentate auf seine Integrität aus dem Wege gegangen sei. Das großherrliche Iradé, das 1886 eine Reform der Armee an Haupt und Gliedern verordnete, begann mit dem ehrlich gemeinten Satze: „Nachdem die ostrumelischen Angelegenheiten durch die Weisheit des Padischah auf eine so ehrenvolle und vorteilhafte Art beendet worden sind u. s. w." Trotz des griechischen Anschlages auf die Südgrenze im Jahre 1886 sah es auch lange Zeit hindurch so aus, als solle die optimistische Anschauung recht behalten und die Ruhe fortdauern.

Doch der Schein trog. Im Grunde genommen ist die Bewegung nie mehr ganz zur Ruhe gekommen. An örtlichen Unruhen kleineren Umfanges fehlte es in Mazedonien fast niemals. Wenn sie im vorigen Jahre sich im großen Stile erneuerten, so hat dies seine besonderen politischen Ursachen. Bulgarien ist so weit erstarkt, daß man dort hofft, nötigenfalls einen Kampf gegen die Pforte auch ohne fremde Hilfe aufnehmen zu können. Der griechische Krieg hat das Selbstgefühl der Bulgaren eher gesteigert als erschüttert. Ihrer Aufmerksamkeit ist es, trotz des Sieges der türkischen Armee, nicht entgangen, daß innerhalb derselben mancher alte Mißstand noch nicht gehoben ist. Zudem hat die Demütigung Griechenlands und der sichtbare Beweis seiner militärischen Ohnmacht dem griechischen Element unter türkischer Herrschaft den Rückhalt genommen. Dieses steht dem bulgarischen mindestens ebenso feindlich gegenüber als das mohammedanische, und es läßt sich von nun ab ein schwächerer Widerstand von demselben erwarten als ehedem.

Endlich wollen wir nicht vergessen, daß auch persönliche Einflüsse ihre Rolle gespielt haben. Schilderhebungen bedürfen der Männer, die zur Führung geeignet und geneigt sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Solche Männer hatte die Bewegung in Boris Sarafow und Genossen gefunden. So schien denn der Augenblick gekommen, den nie vergessenen Traum zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Es ist notwendig, sich diesen Zusammenhang klarzumachen, um nicht der Täuschung zu unterliegen, als handle es sich in Mazedonien um eine Volks-

erhebung, welche durch den unerträglich gewordenen Druck der ottomanischen Herrschaft zur Notwendigkeit geworden sei. Die Bewegung ist eine von nationalem Ehrgeiz geborene und von außen in das Land hineingetragene.

Vor zehn Jahren habe ich Mazedonien zweimal durchstreift, das eine Mal als einfacher Tourist, das andre Mal in dienstlicher Sendung als türkischer Pascha. Ich hätte damals sicherlich einiges von der Gärung wahrnehmen müssen, wenn sie wirklich im Volke geherrscht hätte. Das Land, zumal die vorzugsweise bulgarisch bevölkerte Hochebene von Monastir, das alte Pelagonien, lag friedlich da und erfreute sich eines verhältnismäßig blühenden Zustandes. Der Ackerbau war auf höherer Stufe als sonst irgendwo im Reiche; er zeigte schon die ersten Spuren regelrechter Feldwirtschaft, bestimmte Abgrenzungen und, was stets ein Merkmal fortschreitender Bodenkultur ist, den Beginn künstlichen Futterbaues. Die Dörfer stachen recht vorteilhaft gegen anatolische und thrakische Ortschaften ab. Zehn Jahre sind viel für das Abendland, ein Zeitraum, in dem sich der Zustand einer Provinz bei uns recht wesentlich verändern kann; sie bedeuten aber wenig für den Orient, in dem sich alle Wandlungen, vornehmlich unter dem patriarchalischen Szepter der Osmanenherrschaft, nur langsam vollziehen. Es wird vor Beginn der letzten Unruhen kaum anders ausgesehen haben als damals. Erst das Erscheinen der bulgarischen Komiteebanden und die Gegenmaßregeln der in ihrer Geduld arg geprüften türkischen Truppen haben das Unglück über das schöne Mazedonien hereinbrechen lassen.

Die in Europa so weit verbreitete Ansicht, als handle es sich um eine fast ausschließlich von Bulgaren bewohnte Provinz, die unter einer Fremdherrschaft schmachtet, ist eine doppelt irrige. Die Bulgaren bilden im Aufstandsgebiete nicht einmal das stärkste unter den verschiedenen Bevölkerungselementen, geschweige denn eine erdrückende Majorität[1]). Sodann wurden sie schon aus Scheu vor einem Konflikte mit Rußland von der türkischen Regierung und ihren Behörden in neueren Zeiten stets bevorzugt. Gelitten

[1]) Das Ergebnis der letzten amtlichen Feststellung der Einwohnerzahl in den der ottomanischen Herrschaft unmittelbar unterworfenen Provinzen (ohne Konstantinopel und den dazugehörigen Sandjak Čataldža) ist, kurz gefaßt, folgendes:

Vilayet	Mohammedaner	Griechen	Bulgaren
Saloniti	443 814	277 477	90 478
Monastir	286 976	253 854	176 344
Kossowo (Üsküb)	427 872	29 813	307 669
Edirne (Adrianopel) . . .	506 335	288 419	116 504
Janina	225 417	286 290	—
Schkodra (Skutari)	78 600	5 913	—
	1 969 014	1 141 766	690 995

In der Einwohnerzahl der Griechen sind die Kutzo-Walachen mit eingerechnet, nach der, mir kürzlich durch einen jungen rumänischen Gelehrten aus Saloniki zugegangenen Aufstellung 210 787 Seelen. In dieser fehlt aber noch eine Reihe von Flecken und Dörfern, über die genaue Nachrichten nicht vorlagen.

haben sie jedenfalls ungleich weniger als die übrigen Nationalitäten, zumal als das niedere mohammedanische Volk, das nirgend einen Rückhalt findet, während der Christ seine Priester, die fremden Konsuln und die Diplomaten in Konstantinopel für sich hat.

Wenn von dem Rechte auf Mazedonien die Rede ist, werden die jetzigen Herren des Landes meist ganz mit Stillschweigen übergangen, und doch müßte man sie an erster Stelle nennen; denn sie sind im Besitz und noch zahlreich genug, um herrschen zu dürfen.

Der Türke ist kein Freund der Statistik. Mit einer vornehmen Nichtachtung sieht er auf die Agitationsmittel herab, welche die ihm unterworfenen Völkerschaften anwenden, um ihrem Anspruch auf eine bessere Zukunft Nachdruck zu geben. Er ist nicht gewöhnt, zur Öffentlichkeit zu sprechen, und läßt mit nachlässigem Gleichmut die Verbreiter unrichtiger Anschauungen gewähren. Diese Nichtachtung hat üble Früchte getragen. Dafür ein Beispiel. Auf allen älteren Karten, in allen geographischen Verzeichnissen der Balkanhalbinsel liest man fast nur slawische Ortsnamen. Die türkischen bilden eine verschwindende Minderheit. Selbst die erste Ausgabe der österreichischen Karte im Maßstabe 1 : 300 000 litt noch an diesem Mangel, der sich auf die natürlichste Art erklärt. Die mit den Aufnahmen beauftragten Topographen mögen naturgemäß den südslawischen Nationalitäten Österreichs angehört oder wenigstens deren Idiome beherrscht haben. So sind die meisten ihrer Informationen wohl aus nicht-mohammedanischen Quellen geflossen. In übertriebener Ängstlichkeit halten die türkischen Behörden mit dem Material zurück, über das sie selbst verfügen. Der türkische Generalstab übersetzte sogar die österreichische Karte ohne Ergänzung, nur um der Verantwortung für eine eigene Arbeit zu entgehen. Selbst die unter meiner Leitung von 1887 ab aufgenommene Karte im Maßstabe 1 : 210 000 ist erst in neuester Zeit in Druck gelegt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. So konnte sich eine Unterschätzung des mohammedanischen Elements einbürgern, die nur schwer auszurotten sein wird.

Wie bedeutend diese war, stellte sich deutlich heraus, als nach der Reorganisation der Armee mit Hilfe der provinzialen Militärbehörden eine neue Landwehrbezirkseinteilung für das ganze Reich bearbeitet wurde. Da tauchten die Orte mit mohammedanischen Namen plötzlich zwischen den slawischen und griechischen in einer Zahl auf, die in vielen Bezirken geradezu überraschend war. Schon die türkische Eroberung fand verwandte Völker und selbst Mohammedaner auf der Halbinsel vor. Es waren die ins byzantinische Reich eingewanderten Völkersplitter oder angesiedelte Kriegsgefangene. Meisterhaft verstand es dieser unvergleichliche Beamtenstaat, sein durch die unaufhörlichen Kriege und inneren Unruhen entvölkertes Gebiet immer wieder durch Siedlungen mit Menschen zu füllen.

1894 durchzog ich den Bezirk der „Koniari" in dem weiten Talbecken des mittleren Indje Karassu (Bistritza) bei Serfidje, um von Saloniki zur griechischen Grenze zu gelangen. Auffallend unterschied sich der Menschenschlag dort von den Umwohnern. Es waren große Gestalten, meist mit

blondem oder rötlichem Haar, ernstem Aussehen und etwas mürrischem Wesen, sehr zurückhaltend und namentlich streng in der Abschließung der Frauen. Sie sollen vom Sultan Bajazet hier angesiedelt worden sein. Wahrscheinlicher aber ist die Lesart, welche in ihnen die Nachkommen seldschukischer Kriegsgefangener sucht, die einst von den byzantinischen Kaisern hierher verwiesen wurden, wie später von den Sultanen polnische Kriegsgefangene, die noch heute slawisch sprechen, aber fanatische Muselmanen geworden sind, in das Rhodopegebirge. Ich hatte damals mit einer Abteilung von Generalstabsoffizieren Studien zur Verteidigung der griechischen Grenze zu betreiben, und wir stellten die Kräfte fest, die sich im Falle eines großen Krieges an Ort und Stelle zur Abwehr Griechenlands aufbringen ließen. Da ermittelten wir, daß allein die türkischen Großgrundbesitzer dieser Gegend außer den zur Armee gesendeten Rekruten noch sechs Bairaks[1]) von je 600 Mann zu sammeln vermöchten. Dies in einem verhältnismäßig kleinen Landstriche.

Solcher Gruppen gibt es verschiedene. Türkische Stämme aus Zentralasien kamen über die Donau oder durch Kleinasien und wurden von den Kaisern in Mazedonien, ihrer westlichen Militärgrenze seßhaft gemacht. So wiederholte sich der Prozeß, den das fruchtbare Land schon einmal in ähnlicher Art während der nachalexandrinischen Epoche durchgemacht hatte, nachdem der große Eroberungszug gen Asien es zuvor entvölkerte. Anna Comnena[2]) spricht von türkischen Kolonien in der Ebene von Ochrida. Konstantin X. verwendete die ins Reich eingebrochenen Uzen als Kolonisten auf den mazedonischen Staatsdomänen. Ebenso erging es mit den Petschenegen und Kumanen zu Kaiser Alexios' Zeit. Daher fand die große türkische Invasion im 14. Jahrhundert schon eine Anzahl stammverwandter Avantgarden vor, und mit ihr begann ein ausgedehntes System der Anlage von Militärkolonien, welche vielfach noch in den Dorfnamen wiederzuerkennen sind. Dann gründeten die Sultane Murad I. (Hudavendighiar), Bajazet und Murad II., die ersten Eroberer auf europäischer Seite, im ganzen Lande Feudalherrschaften, die sie ihren Getreuen verliehen. Noch heute ist die Masse des Grund und Bodens in Händen der mohammedanischen Paschas, Beys und Aghas. Die meisten Dörfer in den Ebenen von Jenidje Vardar und Monastir haben ihr Herrenhaus, ihren Konak, der sich weithin sichtbar über die niedrigen Hütten der Kleinpächter und Arbeiter erhebt. Zurückgebliebene Janitscharen, in späteren Zeiten die aus dem Dienste geschiedenen Soldaten, Flüchtlinge der abgetretenen Provinzen haben die alte Einwanderung immer aufs neue gestärkt und das mohammedanische Element trotz der Verluste auf der ehemaligen Höhe erhalten. In den Städten mehrte sich die türkische Bevölkerung noch durch zahlreiche Beamte.

Freilich sind dabei die Begriffe mohammedanisch und türkisch identifiziert, was wissenschaftlich nicht richtig ist, denn unter den Mohammedanern mischen

[1]) Bairak = die Fahne, der um die Fahne geschartе Stamm, das Bataillon.

[2]) Tochter des Kaisers Alexios, die über dessen Zeit schrieb, eine wichtige Quelle für die Geschichte des ersten Kreuzzuges.

sich die verschiedensten Rassen: Griechen, Slawen, Albanier, turkestanische Völkersplitter, einzelne Tscherkessen, selbst spanische Juden, die zu Salonik in nicht geringer Zahl sich zur Religion der Herren des Landes bekannten. Der praktischen Bedeutung nach aber kommen die beiden Begriffe überein; denn der Islam hat, mit der wunderbaren Macht, die er auf die Gemüter ausübt, aus allen diesen Nationalitäten eine durch das gemeinsame Interesse an der Herrschaft engverbundene Masse gebildet, die jetzt mit der türkischen Oberhoheit stehen und fallen muß.

Von kleinen Distrikten abgesehen lebt die mohammedanische Bevölkerung in Mazedonien nirgends völlig unvermischt. Überall bedurften die Grundherren der Verwalter und Landarbeiter, welche sie in den Bulgaren, und der Händler oder Handwerker, welche sie in den Griechen fanden. Aber es lassen sich doch in dem durch den Frieden von San Stefano für Bulgarien beanspruchten Gebiete breite Striche feststellen, wo der Islam so überwiegt, daß er der Einheitlichkeit nahekommt. Das ist vor allem der Süden vom unteren Vardar an durch die Ebene von Jenidje über Vodena und Karaferia nach Westen bis zum Pindus hin und bis zum Karassu bei Serfidje (Servia). Selbst darüber hinaus nach Elassona, nahe an der griechischen Grenze, ist alles türkisch. Im Norden ist es das Gebiet von Üsküb, Kalkandelen, Dibre (Diwra), in das die mohammedanischen Albanier aus ihren Bergen mehr und mehr hinabsteigen.

Es ist mir aus Mangel an Unterlagen nicht möglich, gerade für die islamitische Bevölkerung genaue Zahlen zu geben, aber man wird nicht fehlgreifen, wenn man auf dem Gebiete, das zu beiden Seiten des Vardar als bulgarisch reklamiert wird, mindestens eine Million Mohammedaner annimmt.

Nicht minder als die Mohammedaner sind die Griechen mit der Depossedierung bedroht, und man versteht, wenn sie den gegenwärtigen Gang der Dinge mit den bittersten Empfindungen verfolgen. Der Türke ist an Verluste gewöhnt. Der Grieche betrachtete sich seit dem großen Befreiungskampfe als den rechtmäßigen Erben der osmanischen Herrschaft und als das Sonntagskind der Zukunft. Lange hatte er sich mit dem Türken gleichsam in das Reich geteilt. Christ und Grieche galten ehedem auf der Balkanhalbinsel als ebenso gleichbedeutend wie Mohammedaner und Türke. Die übrigen Nationalitäten, sagt Victor Bérard scherzend, seien eine europäische Erfindung. Tatsächlich haben die europäischen Forscher der Welt die Unterscheidungen erst geläufig gemacht.

Die frühesten Unabhängigkeitsbestrebungen der Bulgaren richteten sich bekanntlich auch nicht gegen die türkischen Oberherren, sondern gegen die orthodoxe Kirche und ihren stolzen Klerus, der die ganze Rajah zu hellenisieren trachtete und sie als sein rechtmäßiges Eigentum ansah. Der empfindlichste Schlag für den Hellenismus war die Anerkennung eines unabhängigen bulgarischen Exarchats durch den Firman des Sultans Abdul Aziz vom 10. März 1870. Kirchlich vom Patriarchate von nun an unabhängig, betonte das bulgarische Element seine Nationalität auf der ganzen Balkanhalbinsel schärfer. Mazedonien

hatte selbst den Bulgaren bis in die letzten sechziger Jahre hinein noch für griechisch gegolten. Jetzt begann es bulgarisch zu werden und bis weit in die hellenische Welt nach Süden überzugreifen. Griechen sollte es angeblich nur noch an den Abhängen des thessalischen Olymp und an der Mündung des Karassu in den Golf von Saloniki, in dieser Stadt und in Seres geben. Das war auch alles, was General Ignatiew dem Hellenismus im Friedensschlusse von San Stefano zusprach.

Griechische Heißsporne dagegen behaupten, daß das ganze Land bis hinauf zur Linie Struga-Katschanik oder wenigstens doch bis Struga-Köprülü (bulgarisch Veleschd) am Vardar griechisch sei. Wie könnte es auch anders mit dem Vaterlande Philipps und Alexanders stehen! Tatsächlich ist das Griechentum im ganzen Süden neben den Mohammedanern am stärksten vertreten, und die wirkliche Grenze dieses Gebietes kann durch eine gebrochene Linie bezeichnet werden, die bei Gortscha am Pindus beginnt, ihre gen Norden gewendete Spitze bei Monastir findet und von dort südlich über Vodena zum Vardar geht. Das beste Kampfmittel der Hellenen sind ihre Schulen und ein glühendes Nationalgefühl, das sich selbst den hellenisierten Slawen Mazedoniens mitgeteilt hat.

Im Dorfe Chortatschkioy, das auf der Höhe des Chortatschberges (griechisch Chortatsie) im Norden der Chalcidischen Halbinsel liegt, traf ich bei einem Ausfluge von Salonik her Männer, die nicht nur von unverkennbar slawischem Typus waren, sondern auch die charakteristisch russische Tracht, den vorn schräg über die Brust geschlossenen Überrock trugen, wie die Kosaken ihn noch heute tragen, und die ich darum fragte, ob sie Slawen seien. Die Annahme lag bei der Nähe der russischen Klöster auf dem Berge Athos nicht fern. „Wir sind Hellenen," erhielt ich indes mit merkbarer Indignation zur Antwort, und „ich bin Hellene," wird man sicher von jedem Anhänger des Griechentums nach wenigen Minuten der Unterhaltung zu hören bekommen.

Der Drang nach unsterblichem Ruhme füllt jedes Hellenenherz, und man muß anerkennen, daß er meist einen lobenswerten Ausdruck in der Stiftung gemeinnütziger Anstalten findet. Es gibt auch im griechischen Volke von heute Männer genug, die ein Leben lang arbeiten, um ein Vermögen zu erwerben, das sie am Ende zum Wohle ihrer Vaterstadt opfern. So fand ich 1894 im Städtchen Siatista ein Gymnasium mit Progymnasium und einer elementaren Vorschule, versehen mit allen Lehrmitteln, einer ansehnlichen Bibliothek, die unter anderm auch eine gut gewählte deutsche Abteilung enthielt, und ausgestattet mit den nötigen Kapitalien zum Unterhalt — gegründet von einem einzigen reich gewordenen Bürger der Stadt. Und dies Beispiel steht keineswegs vereinzelt da. Die griechischen Handelsherren von Alexandrien, Kairo und Marseille spenden gewaltige Summen für solche Zwecke. So ist denn auch ganz Mazedonien mit einem Netz griechischer Schulen überspannt, deren Viktor Bérard[1]) im Jahre 1893 nicht weniger als 333 mit über 18000 Schülern und Schülerinnen zählte.

[1]) La Turquie et l'Hellénisme contemporain, p. 229.

Auch in den bulgarischen Ortschaften trifft man fast überall ein griechisches Viertel an, und es beherbergt ohne Zweifel den geistig regeren Teil der Einwohnerschaft. Freilich fehlt dem Griechentum die straffe Disziplin der bulgarischen Agitation. Die Konsuln aus dem Königreich, durch deren Hände die Geldspenden fließen, die Priester, die vom Patriarchat in Byzanz abhängen, und denen die Aufsicht in den Schulen gebührt, die Wortführer der Gemeinden an Ort und Stelle sind nicht immer einig. Diese Uneinigkeit und die kriegerische Schwäche des Königreichs lähmen zurzeit die Kraft des Hellenismus, aber ein Anrecht auf Mazedonien hat er trotzdem, und dieses darf nicht unbeachtet bleiben. Heute schließt er sich eng an die bedrohte türkische Herrschaft an.

Einen Bruchteil im heutigen Hellenismus, der wahrscheinlich weit stärker ist, als man in der wissenschaftlichen Welt vermutet, bilden die Kutzo-Walachen. Sie haben noch später als die Bulgaren begonnen, sich von der großen Masse der „Rum" — der Griechen — loszulösen, die ehemals einheitlich erschien. Ihr unermüdlicher Agitator Apostolo Margariti, der geschworene Feind der Griechen, hat in ihnen das Bewußtsein der eigenen Nationalität wachgerufen. Seine Wirksamkeit fällt hauptsächlich in die achtziger und neunziger Jahre.

Sie werden für die Nachkommen der alten römischen Kolonisten oder für italienische Flüchtlinge gehalten, die ihre Heimat vor den Barbaren verließen. Aber sie werden auch als ein alt-thracisches Urvolk bezeichnet, das von den Römern lateinisiert worden sei. Selbst schreiben sie sich gern pelasgische Abstammung zu. Ich lernte sie im Frühsommer 1893 kennen, als ich sie in Mazedonien gerade zu der Zeit auf meinem Wege antraf, da sie in großen Scharen aus den heißen Ebenen mit ihren Herden in die Berge ziehen. Menschen, Erwachsene und Kinder, Pferde, Esel, Ziegen, Maultiere, Kühe, Ochsen, Schafe, alles wanderte in buntem Durcheinander den blauen Gebirgsketten am Horizonte zu oder lagerte an der Straße. Auf den ersten Blick erkannte man eine gesonderte Nationalität. Eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Zigeunern war unverkennbar. Auffallend und von allem verschieden, was man sonst in jenen Gegenden sieht, ist die Tracht der Frauen. Auf den ersten Blick konnte man im Zweifel sein, ob man Mann oder Weib vor sich habe. Zu einer Art Haube geformt, schlangen sich dicke, dunkle Tücher ums Haar, mit ihren Enden zur Seite tief herabhängend. Platte, dicke Röcke fallen, ohne Taille, von den Schultern, vorn und hinten glatt, bis zum Knie hinab. Oft vertritt ein roter oder bunter Schal die Stelle der Schürze. Bunte Strümpfe und Sandalen hüllen die Füße ein. Die Männer sind von mittlerer, die Frauen durchweg von kleiner Statur, alle sehr brünett, mit lebhaftem, recht intelligentem Gesichtsausdruck. Man wird in der Tat an italienische Bilder erinnert. Das niedere Volk besteht fast durchweg aus solchen Hirten, die immer noch eine Art Nomadenleben führen. Wenigstens haben sie alle zwei Wohnsitze, den einen in der Ebene, wie in der Campagna von Salonik und in Thessalien um Larissa, und den andern im Hochgebirge. In der Regel brechen sie am

St. Georgstage, dem 5. Mai, dem Chidreles[1]) der Türken, zu den Hochmatten auf, die sich nach der Schneeschmelze mit saftigem Grün bedecken, und zu St. Demeter, dem 7. November, wenn's oben unwirtlich wird, steigen sie von dort wieder hinab. Sie besitzen, wie im Ländchen Zagora, nördlich von Janina, große Alpendörfer, die im Winter nahezu leer stehen.

Allein, die Walachen sind keineswegs nur Hirten; sie durchdringen auch die höheren Schichten der vor kurzem noch einheitlich als hellenisch angesehenen Gesellschaft. Lange haben sie sich selbst für Hellenen gehalten; heute, da sie zum Bewußtsein ihrer eigenen Nationalität gekommen sind, reklamieren sie zahlreiche der großen Namen des griechischen Freiheitskampfes für sich. Unter den reichen Griechen im Auslande befindet sich eine beträchtliche Zahl hellenisierter Walachen. Vor der slawischen Völkerflut, die sie von ihren Stammesgenossen an der Donau trennte, sind sie hauptsächlich in den Pindus zurückgewichen; dort bilden sie in den Städten die Mehrheit der Wohlhabenden. Bis zum Kap Matapan hinab und selbst nach Kreta hinüber reichen die walachischen Kolonien. Mezzowo auf der Scheide zwischen Thessalien und Epirus kann als die Hauptstadt dieser südlichen Gruppe des walachischen Volkes gelten. Ich fand dort 1894 bei dem Chef der Munizipalität, einem walachischen Notabeln, gastfreie Aufnahme und war erstaunt über die vielen Spuren antiker Kultur, die mir in der Ausstattung des Hauses, in dem ganzen Dasein der Familie entgegentraten. Diese unterhielt überdies mehrfache Verbindungen im Westen und auch nach Deutschland hinein. Sehr lebendig ist das Interesse, das heute der Geschichte des Volkes von allen seinen gebildeten Gliedern entgegengebracht wird. Die Erinnerung wird erweckt an die etwas sagenhafte große Walachenherrschaft, die im 6. Jahrhundert n. Chr. von der Donau bis hinab nach Lamia gereicht haben soll, und von der noch der israelitische Reisende Benjamin von Toledo berichtet. Er nennt Lamia[2]) die südlichste Stadt der Walachen: „Dort ist es, wo man in die Walachei eintritt, ein Land, dessen Bewohner den Namen Walachen tragen. Geschickt wie die Ziegen steigen sie von den Bergen in die griechischen Ebenen hinab, um zu plündern und Beute zu machen." Als die andre große Periode ihres Volkes sehen sie diejenige des zweiten bulgarischen Reiches an, das sie, nicht ganz ohne Recht, ein walachisches nennen; denn die Herrscher, die Zaren Peter, Asen und Jowan, gehörten ihrem Stamme an. Es war nur von kurzer Dauer, dehnte sich aber machtvoll fast über die ganze Halbinsel aus. Ihm unterlag auch das lateinische Kaiserreich von Byzanz. Es hatte nicht verstanden, das damals noch lateinisierte Volkselement zu gewinnen und als Bundesgenossen gegen das Griechentum zu benutzen.

Die Bestrebungen der mazedonischen Walachen, ihre Nationalität wieder kräftiger hervorzuheben, finden heute einen Rückhalt in Rumänien, zumal in der Hauptstadt Bukarest. Die Rumänen erkennen sie als Stammesgenossen an, und die Regierung des Königreichs tut außerordentlich viel für walachische

[1]) Eigentlich Chidir Iliâs, von den Europäern in „Kidrilis" umgewandelt.
[2]) Türkisch: Zeitun im nördlichen Griechenland.

Schulen, die sich in neuerer Zeit über ganz Mazedonien ausdehnen. Eine der jüngsten Schöpfungen ist die walachische Handelsschule zu Saloniki, die in lebhaftem Aufblühen ist, und deren Zöglinge eine besondere Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft, stillschweigend aber auch zur Kräftigung des eigenen Volkstums bilden. Rumänische Sprache und Literatur werden eifrig gepflegt; alle gebildeten Walachen sprechen zudem französisch und türkisch. Sie sind in dieser Hinsicht den Griechen überlegen, die es meist verschmähen, sich das Türkische anzueignen. Das bringt jenen den Vorteil, daß sie in den höheren Regionen des türkischen Beamtentums verhältnismäßig stärker vertreten sind und den größeren Einfluß besitzen.

In kluger Selbstbeschränkung verzichten sie auf alle Träume von nationaler Unabhängigkeit, an die ja auch nur bei einem unmittelbaren geographischen Zusammenhange mit Rumänien zu denken wäre. Im Gegenteil sind sie mit vollem Bewußtsein ergebene Anhänger der Pforte, die in ihnen bei richtiger Behandlung eine kräftige Stütze für die eigene Herrschaft finden könnte. Im griechischen Kriege boten sie dem Sultan die Gestellung von 10 000 Freiwilligen[1]) an, was dieser aber dankend ablehnte.

Die türkische Regierung hat bisher diese fleißigen und intelligenten Untertanen in ihren Bestrebungen gewähren lassen, woran der Einwirkung der weisen und maßvollen Politik König Karols ein großes Verdienst zukommt.

Kirchlich sind sie der orthodoxen Geistlichkeit unterstellt, und ihre Klagen über deren Stolz und Tyrannei sollen ähnlich sein wie ehedem die der Bulgaren. Eine kleine römisch-katholische Gemeinde bestand vor Zeiten bei Gortscha im Pindus, und eine Hinneigung zum Lateinertum macht sich noch in Spuren geltend. Als ich von dem Bergdorfe Perivolia im Pindus durch das Waldgebirge nach Grebena (Grevena) hinabritt, geleitete mich ein walachischer Priester, der mir, als er im Gespräch allmählich vertraulicher wurde, erst erzählte, daß er Apostolo Margariti, den großen Agitator, kenne, und dann heimlich hinzusetzte, er sei auch in Rom gewesen und habe den heiligen Vater gesehen.

Am nächsten fühlen die Walachen sich den Albanern stehend, wozu die Annahme von der gemeinsamen pelasgischen Abstammung beitragen mag. Beide Völker mischen sich auch örtlich am meisten in den Hochregionen des Pindus. Ihre gemeinsamen Interessen sind vertreten durch das in Bukarest erscheinende Blatt Shkipetari, „der Albaner", das die Interessen der „rechtmäßigen Erben" der Balkanhalbinsel gegen die Furie des Panslawismus in heftigen Artikeln verficht. Eine völlige Vereinigung des walachischen und albanischen Volkselementes würde in der Tat wohl die stärkste Gruppe unter den Bewerbern um die Herrschaft in Mazedonien bilden.

Den Albaniern fehlt die religiöse Einheit. Die Tosken im Süden sind teils

[1]) Ein gleiches taten übrigens auch die spanischen Juden von Saloniki, ein Beweis, daß die nicht-mohammedanische Bevölkerung der türkischen Regierung keineswegs durchweg in feindlicher Gesinnung gegenübersteht.

mohammedanisch, teils orthodox, das mittlere Albanien ist mohammedanisch, und der Norden besitzt, wenn er auch nicht durchweg christlich ist, starke römisch-katholische Stämme, darunter den vornehmsten und kriegerischsten von allen, die Miriditen. Sie bilden noch heute unter ihrem Fürstengeschlechte der Bib Doda eine Art von Staat im Staate. Aber die Religion ist bei ihnen nicht die erste Triebfeder. Die nationale Zusammengehörigkeit steht ihnen höher. Ein albanisches Wort sagt: „Gott schuf die Nationen vor den Religionen," — ein andres: „Wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube."

Einer meiner Geschichtslehrer begann seinen Vortrag über das merkwürdige Bergvolk etwa mit den Worten: „Als die ersten Splitter der indogermanischen Völkerfamilie von Asien nach Europa hinüberzogen, da saßen die albanischen Großen schon in ihren heutigen Sitzen." Sie sind bekanntlich Autochthonen und für den Forscher wohl der interessanteste Stamm auf der ganzen Halbinsel. Zersplittert unter sich in zahlreiche Clans, vereinigen sie sich doch nach außen durch ein mächtiges Nationalgefühl. Dieses aber findet einen starken Rückhalt in dem scharf ausgeprägten persönlichen Empfinden. Die Ehre und die Unantastbarkeit der Person, nach den Auffassungen des Volkes, stehen den Albaniern obenan. Sie sind keineswegs, wie man es in Europa gemeinhin annimmt, Raufbolde und Händelsucher. Im Gegenteil, der Albaner geht dem Streit gern aus dem Wege; denn wenn es dazu kommt, so fordert sein Ehrenkodex auch vollen Ernst, und dieser heischt Blut. Über alles geht ihnen der Ruf des Mutigen, den ihre Volkslieder feiern.

Ihre letzten Erhebungen gegen die Pforte beweisen nicht etwa den Wunsch eines Abfalls vom türkischen Reiche. Ihre Unzufriedenheit galt der Nachgiebigkeit der türkischen Regierung gegen Rußland und gegen die Balkanslawen. Jede den Bulgaren gemachte Konzession empfindet der Albaner als eine Beleidigung der Hoheit des Reiches, und sein Zorn richtet sich vor allem gegen das frivole Treiben der Komiteebanden.

Ihr Widerstand gegen die türkischen Truppen war auch bisher noch kein ernster, und an der Unterdrückung der letzten Unruhen hat die Überredung sicherlich ebensoviel Teil als die Gewalt. Die Wahl des letzten Oberbefehlshabers der gegen die Albaner in Bewegung gesetzten Truppen, des Marschalls Ömer Ruschdi Pascha, eines konzilianten, sehr bedächtigen Mannes, beweist, daß Sultan Abdul Hamid II. auch das Element der Versöhnung bei der Beruhigung des Aufruhrs eine starke Rolle spielen lassen wollte.

Eine bulgarische Herrschaft in Mazedonien würde in ihnen einen unversöhnlichen Gegner finden, den völlig zu überwinden vor ihnen weder Alexander dem Großen noch Mehmet dem Eroberer gelang. Alle Versuche der Bulgaren, die Albaner für sich zu gewinnen, sind bisher erfolglos geblieben.

Auch die Serben haben Anspruch auf Mazedonien erhoben. Als ich 1893 Monastir besuchte, war die serbische Agitation dort ziemlich lebhaft. Die Wände meines Gastzimmers schmückten Bilder der Regenten, der hervorragenden Staatsmänner Serbiens und des jungen, unglücklichen Königs, der kürzlich erst

seinen Staatsstreich ausgeführt, sich vor der Zeit an die Spitze der Regierungsgeschäfte gestellt hatte, und von dem man damals Großes erwartete.

Eine der ethnographischen Theorien über die Balkanvölker behauptet, daß die Bulgaren Mazedoniens eigentlich Serben seien[1]). Sie nimmt auch die historische Tradition für sich in Anspruch und berichtet, daß die Balkanhalbinsel beim Erscheinen der Bulgaren im 7. Jahrhundert n. Chr. Geburt im wesentlichen serbisch gewesen sei. Die Eroberer, an sich von geringer Zahl, hätten sich die große serbische Masse des Volkes zu assimilieren verstanden und die irrtümliche Auffassung von dem Vorhandensein eines großen bulgarischen Stammes erzeugt.

Endlich verweist die Tradition der Serben auf Stephan Duschan, ihren großen König und Nationalhelden, der 1346 zum Zaren der Serben, Griechen, Bulgaren und Albaner gekrönt wurde, und dessen Reich von der Drau bis nach Morea hinab, vom Adriatischen Meere bis zum Isker und nach Kavala reichte. Dieser gewaltige Kriegsheld war in der Tat die letzte große christliche Herrscherfigur auf der Balkanhalbinsel, ehe die islamitische Sturmflut hereinbrach. Ein scheinbares Recht besteht wohl, das Erbe nach deren Zurücktreten jetzt wieder für Stephan Duschans Volk in Anspruch zu nehmen. Aber es hat keinen realen Boden. Das mazedonische Landvolk, soweit es nicht griechisch, walachisch oder mohammedanisch ist, nennt sich bulgarisch.

Die serbische Propaganda in Mazedonien ist auch neuerdings still geworden. Sie hat sich auf Altserbien, den südlich an das Königreich stoßenden Landstrich, zurückgezogen. Dort kämpft sie gegen das vorwärtsdrängende albanische Element. Diese Selbstbeschränkung entspringt ohne Zweifel einem Gefühl der Entmutigung, das aus den trostlosen inneren Zuständen des Landes hervorgeht und zum Teil wohl auch noch eine Folge des unglücklichen Vorstoßes ist, den Serbien 1885 gegen Bulgarien unternahm, um seine Hegemonie unter den christlichen Balkanstaaten zu behaupten. In Serbien war es nicht unvergessen, daß das Volk einst das erste war, das sich gegen die türkische Herrschaft erhob und unter schweren Kämpfen seine Freiheit errang. Es griff auch 1876, mit Montenegro vereint, vor den andern zu den Waffen zum letzten großen Befreiungskriege, dessen Früchte dann vor allem Bulgarien erntete.

Aber es hat, ebenso wie Griechenland, seine kriegerische Rüstung unter der Entwicklung hyperliberaler politischer Institutionen vernachlässigt, und für junge, noch im Kampfe um die Erlangung ihrer natürlichen Ausdehnungsgrenzen stehende Staaten ist dies der schwerste Irrtum, den sie begehen können, und der sich bitter an ihrer Zukunft rächt.

Bulgarien besitzt ohne Zweifel die meiste Aussicht auf eine bedeutende Zukunft unter den christlichen Balkanvölkern; denn es hat mit größtem Ernste und einer lobenswerten Ausdauer an seiner militärischen Erstarkung gearbeitet. Heute verfügt das Fürstentum über ein schlagfertiges Heer, das im Kriegs-

[1]) Gopčević, Mazedonien und Altserbien. Wien, Seidl. 1889.

falle an 300000 Mann unter Waffen stellt, die modern ausgebildet und ausgerüstet sind.

Darum ist in Mazedonien auch seine Propaganda die wirksamste.

Sie kann sich nicht darauf stützen, daß das bulgarische Volkselement alle andern schon so weit überwiege, daß seine Obherrschaft eine natürliche sei. Auch nicht die Unerträglichkeit der herrschenden Zustände, gerade für die bulgarische Bevölkerung, kann siegreich in den Kampf geführt werden. Die Bewegung kam, wie schon dargelegt ist, von außen.

Die historische Tradition fehlt nicht. Zweimal schon herrschten bulgarische Fürsten über Mazedonien. Einmal geschah es, als Zar Simeon, des ersten christlichen Bulgarenfürsten Michael tatkräftiger Sohn, gegen das Ende des 9. Jahrhunderts das Land bis zu den albanischen Gebirgen hin eroberte. Aber dieses erste Großbulgarien war nur von geringer Dauer. Es zerfiel nach seinem Tode in ein Westbulgarien mit der Hauptstadt Ochrida und Ostbulgarien mit der Hauptstadt Preslav. Dieses ward schon 971 von der mit wunderbarer Elastizität sich immer wieder erhebenden Macht der Byzantiner unter Kaiser Johannes Tzimiskes erobert und zur Provinz des rhomäischen Reiches gemacht. Dasselbe Los traf Westbulgarien wenig später durch Kaiser Basilius, den Bulgarentöter (Bulgaroktonos). Nie hat das bulgarische Volk einen furchtbareren Feind besessen als diesen merkwürdigen Fürsten, der in der Geschichte von Byzanz die Erscheinung wiederholt, daß sinkende Reiche spät noch einmal Gewaltmenschen zu erzeugen pflegen, die mit furchtbarer Energie das Volk emporreißen und für kurze Zeit zum ehemaligen Glanze zurückführen. Es war eine Römernatur alten Stils, nur den Geschäften des Staates und des Krieges lebend. An der Ausführung seines Planes, die dem Reiche im Nordwesten noch drohende Bulgarengefahr durch Vernichtung des kriegerischen Volkes für immer zu beseitigen, wurde er lange durch die Unruhen in den asiatischen Provinzen und die Bedrohung seiner Besitzungen in Italien von seiten der Araber gehindert. Er zog den Krieg gegen den kaum minder bedeutenden Zaren Samuel entscheidungslos hin, bis er endlich den Vernichtungsfeldzug 1014 beginnen konnte. Am 29. Juli jenes Jahres kam es bei dem heutigen Demirhissar am Strymon (Struma) auf der Grenze zwischen Thracien und Mazedonien zur großen Entscheidungsschlacht, in der Zar Samuel vollständig geschlagen wurde. Eine entsetzliche Rachetat folgte dem Siege. Basilius ließ 15000 Kriegsgefangene blenden und nur auf 100 von ihnen je einen Einäugigen schonen, welche den Trauerzug dem nach Prilip geflüchteten Zaren zuführen mußten. Samuel starb vor Entsetzen über den harmvollen Anblick, und sein Reich fiel in des Siegers Gewalt, wenn auch der Widerstand sich noch einige Jahre lang hinzog. Die Zarin Maria übergab dem siegreichen Kaiser 1018 die Schlüssel ihrer Hauptstadt Ochrida und den reichen bulgarischen Kronschatz[1]).

Auch das zweite bulgarisch-mazedonische Königreich von 1186, das die Walachen den Bulgaren streitig machten, war nicht von langer Dauer, wenn

[1]) Hertzberg, Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches. Berlin 1883.

es auch unter Asen II. (1218—41) fast die alten Grenzen noch einmal erreichte. Es fiel den Byzantinern, den epirotitischen Despoten und griechischen Teilfürsten, der Rest in Donaubulgarien endlich den türkischen Eroberern zur Beute. —

Neben dieser Tradition darf die griechische, die auf Philipp und Alexander verweist, die walachische, welche das römische Erbteil für sich in Anspruch nimmt, und die serbische, die auf Stephan Duschan zurückgeht, nicht minder aber die der türkischen Eroberer wohl bestehen.

Die Grenzbestimmungen des Friedens von San Stephano werden in ihrer Berechtigung noch durch den Umstand erschüttert, daß sie von der Pforte nicht in Anerkenntnis natürlicher Bedingungen, sondern unter dem Eindruck des Schrecks und der Bedrohung der Hauptstadt angenommen wurden. Ein Umstand, der, wenig beachtet, dabei eine große Rolle spielte, war die Überfüllung von Konstantinopel nicht nur durch die geschlagenen Truppen, sondern auch durch Freiwillige und große Scharen flüchtender mohammedanischer Einwohner aus den Balkanprovinzen. Dieser Zustand machte Sultan Abdul Hamid II. für seinen Thron besorgt. Auch den Kaisern von Byzanz waren Aufstände in den Straßen der Hauptstadt stets gefährlicher geworden als die Überschwemmung der Provinzen durch den Feind. Dies und die stille Hoffnung auf die unausbleibliche Intervention Englands erleichterten den übereilten Abschluß.

So mögen die Bulgaren Mazedoniens wohl im Hinblick auf das kräftige Emporstreben und die Erstarkung des Fürstentums kühne Hoffnungen für die Zukunft hegen; für jetzt aber ist das mazedonische Problem noch nicht gelöst. Ihr natürliches Übergewicht über die andern Nationalitäten ist selbst in der Pelagonischen Ebene von Monastir, wo sie am dichtesten beisammen wohnen, kein so großes, daß sich daraus ein selbstverständliches Recht auf Herrschaft herleiten ließe. Es ist viel geringer, als Europa meint. Noch immer kann Victor Bérards Endurteil gelten, mit dem er das Ergebnis seiner mazedonischen Forschungen gewissermaßen abschließt: „En Macédoine la justice la plus vraie se confond avec le droit le plus strict: seul le maintien du Turc peut assurer le respect de ces grands principes de races et de nationalités, que l'on invoque pour le chasser“ [1]).

Die Aufgabe der türkischen Regierung in Mazedonien ist eine außerordentlich schwierige. Ja, die gerechte Verwaltung dieser bunt bevölkerten Provinz bietet vielleicht überhaupt das verwickeltste Problem, welches auf europäischem Boden einem administrativen Genie gestellt werden kann.

Welch ein Gemisch der Nationalitäten und Religionen, die sich miteinander nicht einmal decken, im Lande herrscht, wird diese kurze Skizze haben erkennen lassen. Auch dem gewissenhaften Forscher ist es nicht leicht, sich darin zurechtzufinden. Jede der einen Nationalität gemachte Konzession, welche diese meist

[1]) Victor Bérard, La Turquie et l'Hellénisme contemporain. p. 289.

noch nicht einmal befriedigt, sieht die andre als eine arge Benachteiligung für sich selber an. Was die Geistlichkeit der einen Konfession als unwiderlegliches Recht beansprucht, hält die der andern für eine arge Verletzung ihrer Kirche. Die Schlichtung der aus kanonischen Streitigkeiten hervorgehenden Rechtsfragen erfordert eigentlich, daß jeder dazu berufene Beamte ein Gottesgelehrter sei. Nun kommt die Verschwommenheit in der Unterscheidung der Nationalitäten hinzu, welche eine tiefgründige ethnographische Kenntnis erfordert. Selbstbeschränkung in bezug auf die eigenen Wünsche ist im Orient eine wenig gekannte Tugend. Der Politiker macht es wie der Kaufmann und fordert viel, um zu erhalten, was sich am Ende erhaschen läßt. Die tief eingewurzelte Neigung zur Intrigue ist nicht bloß in staats- und hofmännischen Kreisen eingebürgert; sie ist ein ganz allgemein verbreitetes Leiden. Die Finanznot des Staates, die Ebbe in den meisten Kassen der Verwaltung erhöhen die Schwierigkeit der Lage.

Trotz alledem hat es die türkische Verwaltung immer noch trefflich verstanden, das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Beherrschten zu erhalten und einen großen, allgemeinen Ausbruch des Rassenhasses zu verhüten.

Das Talent des türkischen Beamtentums, schwierige Fragen dilatorisch zu behandeln, welches den Europäer oft schier zur Verzweiflung bringt, hat doch das Gute, die anfangs scharf aufeinanderplatzenden Gegensätze allmählich zu mildern und den Ausgleich anzubahnen. Das kommt zurzeit in Mazedonien dem Frieden zustatten. Eine Korrespondenz aus Saloniki, welche die Tätigkeit des Generalinspekteurs Hilmi Pascha schildert, sagt kürzlich[1]): „Seinen unermüdlichen Mitarbeitern“ — den europäischen Kommissaren — „wird bei der Vertiefung in das Material (der täglich einlaufenden Vorschläge, Berichte, Wünsche, Bitten, Klagen und Beschwerden) zur Evidenz klar, daß man billigerweise in Mazedonien keinen andern Herrn sich wünschen kann als den Türken; denn er ist ehrlich, hat keinen Hintergedanken, schließt sein Land bedingungslos dem Europäer auf, läßt diesem Zeit und Muße, sich einzuarbeiten, und belästigt ihn nicht. Wie anders würde es unter einem bulgarischen oder serbischen Regime“ — wir können hinzufügen: auch unter einem griechischen — „ausschauen, wo Egoismus und Unduldsamkeit die Leitmotive aller Hoffnungen und Handlungen wären und der Freiheit des Handels und Wandels andrer Nationalitäten keine Stätte bliebe!“

Auch der Anflug von Jovialität, der den meisten höheren türkischen Beamten eigen ist, trägt viel zur Milderung der Gegensätze und Konflikte bei. Unstreitig ist unter osmanischem Zepter am meisten Gewähr für die selbständige Entwicklung jeder der wetteifernden christlichen Nationalitäten gegeben, bis endlich eine von ihnen das entscheidende, aber damit zugleich auch versöhnende Übergewicht erlangt oder sie sich friedlich gegeneinander abgrenzen.

Nur eine Gefahr besteht für die Neuordnung der Dinge; das ist die

[1]) Saloniki 11. März, im „Tag“, Morgenausgabe vom 15. März 1904.

Neigung der Zentralregierung in Konstantinopel, starr an Formen zu hängen, die sie als Attribute ihrer Souveränetät auch unter Nichtachtung der tatsächlichen Verhältnisse und des materiellen Wertes der Dinge glaubt aufrechterhalten zu müssen.

Als England sich zu einem Vertrage über die Räumung Ägyptens mit der Pforte herbeigelassen hatte, den die Königin bestätigte, während der Sultan hinterdrein, entgegen dem diplomatischen Brauch, die Ratifikation verweigerte, erschien Kiamil Pascha, der Großvezier, bei dem englischen Botschafter und suchte das Ungewöhnliche zu entschuldigen: „Wir haben geglaubt, unsere Rechte unbedingt und ungeschmälert aufrechterhalten zu sollen."

„Gut," war die kurze Antwort Sir William Whites, in dem etwas vom Bismarckschen Geiste lag, „damit bin auch ich zufrieden. Sie behalten Ihre Rechte, und wir behalten Ägypten!"

Oft habe ich in letzter Zeit an dieses Wort denken müssen.

Was die Stärke der Pforte, genau wie ehedem des byzantinischen Reiches, bildet, das zähe Festhalten an der formellen Anerkennung ihrer Hoheitsrechte, ist zugleich ihre Schwäche. Sie hat ihm schon viele und schwere Opfer gebracht, weil sie sich durchaus nicht entschließen konnte, sich zu rechter Zeit einigen Zwang anzutun. Darin waren die Byzantiner realistischer geartet; ihnen stand die materielle Wiedererstarkung des Reiches nach jeder Erschütterung an erster Stelle.

Im Dezember 1876 verwarf die Pforte die Forderung der Großmächte, zwei autonome Provinzen mit Tirnowa und Sofia als Hauptstädten und unter christlichen Gouverneuren zu bilden, um 1878 beide endgültig zu verlieren. Möge diese Erinnerung als Warnung dienen. Mazedonien kann ihr erhalten bleiben, wenn sie mit Ruhe und Ernst die verheißenen Maßnahmen zur Ordnung der Verhältnisse durchführt. An den Kräften dazu fehlt es ihr weder im hohen Beamtentume noch in ihrem Offizierkorps. Beide besitzen gründlich europäisch gebildete und human gesinnte Männer genug. Es kommt nur darauf an, sie in Ruhe wirken zu lassen. Hilmi Pascha, der Generalinspekteur, ist eine ausgezeichnete Persönlichkeit, ganz geeignet, des Berges von Schwierigkeiten Herr zu werden, der sich ihm entgegentürmt. Zwei Dinge sind aber auch ihm unentbehrlich dabei: das unerschütterliche Vertrauen seines Großherrn und die Geduld der treibenden Großmächte.

Im Handumdrehen läßt sich ein Chaos nicht ordnen.

Die leitenden Staatsmänner Englands.

Von

Felix Salomon.

II. Lord Rosebery und der englische Liberalismus.

1. Lord Roseberys Anfänge und die Entwicklung des Liberalismus bis zu seinem Eintritte in das öffentliche Leben.

Die Roseberys stammen aus Schottland. Als Gründer ihrer Familie wird Mitte des 16. Jahrhunderts Duncan Primrose genannt, ein Landedelmann zu Culroß in Perthshire zu Zeiten der katholischen Maria. Die Quellen der Familiengeschichte fließen so weit reichlich genug, um uns ein ungefähres Bild des Emporkommens der Angehörigen zu geben, ohne daß sich dabei etwas besonders Charakteristisches beobachten ließe. Die Landedelleute Schottlands und Englands — die Gentry — sind in den folgenden Jahrhunderten als Stand in die höchsten Sphären von Gesellschaft und Staat aufgerückt, so daß ein großer Teil der heutigen britischen Hocharistokratie aus dieser Gentry oder aus deren Mischung mit bürgerlichen Elementen hervorgegangen ist; das Gelingen der Vorfahren von Rosebery hat keine Ausnahme gebildet. Allerdings kam nicht jeder vorwärts, und es gehörte mancherlei dazu, um nicht zurückzubleiben: gesundes Blut, persönliche Fähigkeiten, materielle Mittel und das Glück als Begleiter. An keiner dieser Bedingungen hat es den Primrose gefehlt. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts teilte sich die Familie in zwei Zweige; als Vertreter des einen erhielt 1651 Sir Archibald durch König Karl II. die Baronetwürde. Sein Sohn, der zur rechten Zeit das Stuartsche Lager verlassen hatte, wurde von Königin Anna zum Viscount Primrose von Carrington in Midlothian erhoben. Dieser Zweig starb 1741 aus, worauf Güter und Titel an den jüngeren Zweig der Primrose von Dalmeny fielen; es ist ein Vertreter dieses andern, jüngeren Zweiges gewesen, der ebenfalls unter Königin Anna in Anerkennung besonderer Verdienste 1703 zum ersten Earl of Rosebery kreiert worden ist. Er hat sich diese Verdienste um das Zustandekommen der schottischen Union erworben. Der Name Rosebery soll

von dem Stammgute der Gemahlin des Earl gewählt worden sein, der Erbtochter eines Landedelmanns in Yorkshire. Die Familie Rosebery vereinigte also das Erbteil aller Primrose und zählte nun an Ansehen wie an Reichtum zu den ersten des Landes. Eine weitere Erhöhung ist noch dem vierten Earl zuteil geworden, dem Großvater des jetzigen Staatsmannes; ihm wurde 1828 die Pairswürde des Vereinigten Königreiches verliehen. Seitdem hat die Familie einen Sitz im Oberhause. Lord Roseberys Vater starb zu Lebzeiten des Großvaters, zu jung noch, um sich zur Geltung bringen zu können; aus seiner Ehe mit Lady Catharine Stanhope ist der gegenwärtige Lord Rosebery 1847 in London geboren[1]).

Lord Rosebery war also durch Traditionen der Familie auf eine Betätigung in der Öffentlichkeit hingewiesen. Um sich betätigen zu können, fand er alles vor, was das Leben äußerlich leicht machen konnte, wozu er dann noch, soweit wir es zu erkennen vermögen, besondere Familiengaben übernahm. Vor anderm die Erbschaft einer bestimmten Parteistellung, indem die Roseberys seit dem Großvater zu eifrigen Liberalen zählten; der Großvater hatte an den Debatten über die erste Reformbill zugunsten der Bill Anteil genommen. Und weiter: eine ausgesprochene Neigung für Wissenschaft und Literatur. Schon der erste Earl hatte sich eine große Bibliothek angelegt; der Großvater stand in persönlichen engen Beziehungen zu verschiedensten Gelehrten, Gesellschaften und Instituten. Der Vater hatte schriftstellerische Fähigkeiten; eine Flugschrift, die wir von ihm kennen, ist allerdings mehr in den Dienst politischer liberaler Interessen gestellt; sie wandte sich an den Mittelstand und forderte diesen auf, sich für all seine neuen Verantwortlichkeiten durch Betreiben gymnastischer Übungen körperlich frisch zu erhalten. Die gelehrten und schöngeistigen Interessen in Roseberys Elternhause hat aber auch die Mutter zu pflegen verstanden, über deren reiche Gaben der preußische Gesandte von Bunsen berichtet hat. Was Lord Rosebery spezifisch Schottisches als Mitgift erhalten haben mag, ist wohl die für den Ausländer am schwersten zu beantwortende Frage; er hat selbst wiederholt Schilderungen des schottischen Wesens gegeben, und in diesen mögen sich manche Züge einer Selbstcharakteristik finden. So hat er von dem leidenschaftlichen Temperamente seiner Rasse gesprochen, der Unbeugsamkeit ihres Charakters und von einem Intellekte, von dem das Volk sage, daß er etwas von den Attributen des granitnen Bodens besitze, auf dem die Schotten lebten.

Über seine Jugendzeit muß rasch hinweggegangen werden, weil wir sehr wenig darüber wissen, wie überhaupt Lord Roseberys bisherige Lebens-

[1]) Literatur: Arthur Wallace, Lord Rosebery. His words and His work. London 1894. — Lord Rosebery's Speeches (1874—1896). London 1896. — Lord Rosebery, Appreciations and Adresses, edited by Charles Glake. London 1899. — Thomas F. G. Coates, Lord Rosebery. His Life and Speeches. London 1900. — The Foreign Policy of Lord Rosebery. Two Chapters in Recent Politics 1886 and 1892—1895 with extracts from Lord Rosebery's Speeches. London 1901. — J. A. Hammerton, Lord Rosebery Imperialist. London 1901. — National Policy, A Speech delivered at Chesterfield December 16, 1901 by Lord Rosebery. Authorised Edition with Prefatory note. London 1902.

beschreibungen infolge der ihm eigenen persönlichen Zurückhaltung höchst mager ausgefallen sind. Und das Wenige, was berichtet wird, ist noch dazu wenig bezeichnend: er wurde ganz im Stile andrer junger Aristokratensöhne auf der Schule von Eton und der Universität Oxford unterrichtet und ergänzte das Gelernte auf Reisen, die ihn nach dem Kontinent führten. Ein persönliches Gepräge tragen nur zwei uns gemeldete Tatsachen: bereits als Jüngling hat er auf einer seiner Reisen sich am Grabe Napoleons als dessen Verehrer bekannt, und so wird es uns verständlich, wieso er in einem jüngst erschienenen Werke [1]) zum Verteidiger des Andenkens des französischen Imperators geworden ist; es handelt sich um eine Jugendliebe. Besonders aber interessiert es, zu hören, daß er unmittelbar nach Erscheinen von Stanhopes Pitt-Biographie (1861—62) die Bekanntschaft mit Pitt machte, der von allen historischen Größen ihn am meisten fesselt, und der für ihn als Vorbild eine Rolle spielt. Das nächste biographische Datum ist das Jahr 1868; es eröffnet für Lord Rosebery mit dem Hinscheiden des Großvaters die Pforten des Oberhauses. Dann verlassen uns unsre Quellen so gut wie ganz, bis daß im Jahre 1871 der junge Peer seine Jungfernrede hält; die Zwischenzeit wurde — so lesen wir — durch Sport und Vergnügen, durch Studien und wiederholte Reisen ausgefüllt.

Diese knappen Angaben vermögen wir aber doch in etwas zu ergänzen, und zwar durch Rückschlüsse aus Späterem; und sie lassen uns erkennen, daß gerade diese Jahre etwa von der Oxforder Studienzeit an von fundamentaler Bedeutung für Lord Rosebery gewesen sind, denn hier hat er, der bald hiernach als fertiger Mann in die Öffentlichkeit tritt, die Grundlagen seines Wissens legen und die Richtung seiner Interessen gewinnen müssen. Es wird ihm trotz seiner Jugend möglich geworden sein, da er schon als vierzehnjähriger Knabe durch eine seltene Auffassungsgabe aufgefallen ist.

Und so hat er denn, wie die Fülle seiner Zitate bekundet, vor allem sehr viel gelesen; Rousseau, Burke, Tocqueville, John Stuart Mill, um nur die bezeichnendsten Autoren zu nennen. Aber auch im praktischen Leben hat er sich umgesehen, sowohl in England, besonders in London, wie auch im Auslande, und zwar mit der Absicht, die sozialen Fragen zu studieren. Dieses Studium wurde zum eigentlichen Zweck seiner Reisen durch Frankreich, Holland, die Schweiz, Amerika und auch durch unsre deutsche Heimat. Später bedauerte er nur, daß er nicht seine praktische Lehrzeit auch noch auf das Handelsfach erstreckt hätte, dessen Kenntnis für jeden Staatsmann so nützlich sei. Und war er mit diesem Wissen ausgerüstet, so ist er an die Beurteilung der englischen Zustände getreten — ein Denkprozeß, der in seinen Ergebnissen zu einem zentralen Vorgange in seinem Leben geworden ist; denn er hat die Auseinandersetzung gebracht, die aus dem Sprossen einer liberalen Familie einen innerlich überzeugten Liberalen gemacht hat. Diese Auseinandersetzung führte ihn zu einer Stellungnahme zu dem innersten Wesen des Liberalismus: zu all den Ideen, Leistungen, Forderungen, welche den Liberalismus zu dem hatten werden lassen, was er bei Lord Roseberys Eintritt darstellte. Darum tun

[1]) Napoleon's last phase (St. Helena). London 1900.

wir gut, auch uns gleich hier den englischen Liberalismus in seiner historischen Entwicklung und in seinem Wesen vor Augen zu führen; hiernach wird es sich abschätzen lassen, ob und was Lord Rosebery im Verlaufe seiner politischen Wirksamkeit Persönliches und Eignes hinzugebracht hat.

Der englische Liberalismus tritt zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit ähnlichen Forderungen auf wie der kontinentale: er befürwortet die politische Emanzipation des Mittelstandes, wünscht die Entfernung von Klassenprivilegien und schreibt auf sein Banner das Postulat der Gleichberechtigung. Es sollen alle Individuen das gleiche Recht haben, sich gemäß ihrer Eigenart in der staatsbürgerlichen Gesellschaft zur Geltung zu bringen; dementsprechend sollen Staats- und Gesellschaftsordnung umgestaltet werden. Die Macht des Staates über den einzelnen soll auf das äußerste eingeengt werden, besonders in wirtschaftlichen Dingen, darum, weil in dem „laisser faire“ die beste Bürgschaft für die Realisierung der Gleichberechtigung gesehen wird. Die staatsbürgerliche Gesellschaft soll gegründet werden auf die Grundpfeiler des Sondereigentums und der freien Konkurrenz. Aber es ist auch ein charakteristischer Unterschied zwischen englischem und kontinentalem Liberalismus zu konstatieren: die Temperatur des englischen ist sehr viel kühler; es fehlt ihm der ideale Schwung und die Wärme, ohne die wir uns einen echten Liberalen aus der Jugendzeit unseres Liberalismus nicht denken können. Eine Erklärung dieser Erscheinung mag, von andern Gründen abgesehen, darin gefunden werden, daß, während unsere Liberalen ein neues Werk begannen mit dem Hoffen und Sehnen von Pfadfindern, die englischen Liberalen nur an ein seit längerem bereits begonnenes Werk anknüpften. Denn in England hatte schon im 17. Jahrhundert die Emanzipationsbewegung der Gesellschaft von staatlichem Zwange eingesetzt; die Aristokraten zusammen mit dem Großhandelsstande und der Großkaufmannschaft hatten die parlamentarische Parteiherrschaft zur Einführung gebracht. Der Whiggismus — so hieß die Vereinigung dieser sozialen Elemente zu einer politischen Partei — war ein Vorläufer des Liberalismus. Die Whigs als Inhaber der Macht gingen dann im Verlaufe des 18. Jahrhunderts darauf aus, die staatliche Leitung ihren Klasseninteressen dienstbar zu machen und die hinter ihnen emporkommenden Gesellschaftsschichten von der Teilnahme an der Macht auszuschließen; da erhob sich in der Epoche der französischen Revolution, wie Lord Rosebery einmal mit Recht bemerkt hat, der Liberalismus im *Gegensatz* gegen den Whiggismus. Trotzdem haben Whiggismus und Liberalismus Berührungspunkte behalten, entsprechend der Verwandtschaft ihrer Bestrebungen, einer Verwandtschaft insofern, als, wie gesagt, der Liberalismus die vom Whiggismus begonnene Emanzipationsbewegung der Gesellschaft für den modernen Mittelstand weiterführte. Im Bereiche der Idee war es der Philosoph Edmund Burke, der die Brücke zwischen whiggistischer und liberaler Doktrin schlug, indem er einerseits für die Aufrechterhaltung der bestehenden aristokratischen Verfassung die Lanze brach, aber anderseits mit Einführung sittlicher Maßstäbe in die Politik zu

Verwaltungsreformen anregte und mit Erfassung der im Staate nebeneinander lebenden Individuen als einer sittlichen Gemeinschaft Keime legte, aus denen ein verinnerlichter Liberalismus erwachsen ist. Ein bemerkenswerter Vertreter aus der Frühzeit des Liberalismus war Charles James Fox, der bekannte große Gegner von Pitt: Aristokrat, überzeugt, daß die Aristokratie das Schwergewicht im Staate behaupten müsse, Schüler Burkes, aber zugleich Anwalt einer parlamentarischen Reform unter dem Einflusse französischer Revolutionsideale. Wie war das alles anders als bei uns, wo eine abstrakte Doktrin zu ersetzen hatte, was an Erfahrungen im parlamentarischen Leben und an der Fundamentierung für eine liberale Partei mangelte! Die Parlamentsreform blieb in England das hauptsächliche Ziel des Liberalismus bis zur Bewilligung der Bill von 1832, welche, ohne die Aristokratie zu entthronen, den Mittelstand mit heranzog. Erst danach haben die Liberalen mit Aussicht auf Erfolg sich weiteres vornehmen können.

Wir kennen bereits das Thema, das sich ihnen stellte: die gesamten Einrichtungen des Landes, entsprechend den vor sich gegangenen Wandlungen in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, umzuändern. Sie haben es in der Weise in Angriff genommen, daß sie nach der politischen Reform eine Reform des Verwaltungsapparates einleiteten; die Hauptleistungen wurden eine Reform des Armenwesens und der Erlaß einer Städteordnung. Beides Maßnahmen von hoher prinzipieller Bedeutung; denn die neuen Vorkehrungen zur Linderung der Armut beseitigten das altaristokratische selfgovernment, und mit der Gesundung des Städtewesens schwanden die Herde einer Korruption, die es den Aristokraten ermöglicht hatten, Einfluß auf die städtischen Wahlen auszuüben: erst jetzt wurde der Bürger Herr im Hause. Und zugleich waren es Maßnahmen von dauerndem Werte; Armengesetz und Städteordnung sind von kompetenter Seite als die beiden großen Tragpfeiler der modernen inneren Verwaltung Englands bezeichnet worden, insofern sie Verwaltungsgrundsätze zur Einführung brachten, die allmählich in allen Ressorts Nachahmung fanden[1]). Nach diesem kraftvollen Anlaufe ist aber der Reformeifer rasch erlahmt gewesen; man müßte erst den Erfolg der neuen Einrichtungen abwarten, hieß es, bevor man weiterginge. Nur um nicht reaktionär zu erscheinen, wurde noch hier und da bessernd zur Hand gegangen, aber es war Stückwerk, was man verrichtete. Im Grunde war es die Kompromißnatur dieses halb aristokratischen, halb bürgerlichen Liberalismus, die hemmend wirkte. Was war die Folge? Daß dieser ältere Liberalismus sich überlebte, und daß neue Richtungen sichtbar wurden, deren Vertreter die Erbschaft der liberalen Partei anzutreten begehrten. Zwei von diesen Richtungen seien hervorgehoben.

Die eine ging auf eine stärkere Betonung der Sonderinteressen des Mittelstandes, die andre faßte unter neuen Gesichtspunkten das Wohl der Gesamtheit, besonders aber der unteren Klassen ins Auge. In den Kreisen des Mittelstandes prägte sich das sogenannte „Manchestertum" aus, ein sozialpolitisches

[1]) Josef Redlich, Englische Lokalverwaltung. Leipzig 1901.

Programm von Großindustriellen, deren Zentrale die Stadt Manchester geworden war. Die Hauptsache sei, die wirtschaftliche Freiheit ganz durchzuführen, ohne Rücksicht auf die aristokratischen Agrarier, aber auch ohne Eingriffe in das wirtschaftliche Getriebe, um etwa die Lohnverhältnisse der Arbeiter zu regeln. Die volle Entfesselung des Kapitals und ein steigender Reichtum der Arbeitgeber würden auch den Arbeitern ganz von selbst zustatten kommen und deren Lebenslage bessern helfen. In dieser Atmosphäre kamen Typen zur Ausbildung, wie sie Dickens in seinen Romanen zeichnet: jene Middleclassmen, welche, stolz, sich aus eigner Kraft emporgearbeitet zu haben, alles Geschehen nach £ und sh. beurteilten und dem brutalsten Egoismus Raum gaben. Die andre Richtung, welche den Liberalismus abzulösen strebte, war der Radikalismus, in den verschiedensten Schattierungen auftretend bis zum revolutionären Chartismus; der Lehrmeister dieser ganzen Generation von Radikalen aber war (der schon in Chamberlains Lebenslaufe erwähnte) Jeremias Bentham. Er ersetzte als erster, was den Liberalen, nachdem von ihnen das Notwendigste erledigt war, am meisten fehlte: eine die Gesamtheit der Lebensverhältnisse umfassende neue Doktrin; eine Doktrin unter dem Gesichtswinkel der Bedürfnisse des einzelnen. Bentham schuf als theoretischen Ausgangspunkt seiner Deduktionen den Utilitarianismus, das heißt: die Nützlichkeitslehre; sie lieferte ihm die Maßstäbe, mittelst deren er, ohne historisches und organisches Wachstum zu berücksichtigen, rein verstandesmäßig das radikale Reformprogramm ausgebildet hat. Als eine Entdeckung in der moralischen Welt, welche den größten Entdeckungen in den Naturwissenschaften gleichzustellen sei, pries er seine Erkenntnis, daß der Zweck aller Moral und Gesetzgebung nichts andres sei als die Herbeiführung des größtmöglichen Nutzens für die größtmögliche Zahl. In Wahrheit kein philosophisch neuer Gedanke; neu in der Tat aber war die Verwendung des Nützlichkeitsprinzips als kritischer Methode gegenüber den herrschenden Zuständen auf allen Gebieten; eine Kritik, die dann zur Wiederaufnahme durchgreifender Reformen anspornte. Benthams positive Vorschläge fanden praktische Verwertung bei einer Revision des Gerichtswesens, des Gefängniswesens, des Armenwesens und bei weiterer Umbildung der inneren Verwaltung. Neben das Utilitätsprinzip stellte Bentham noch ein zweites leitendes Dogma für die Wissenschaft vom Staatsrechte: das Prinzip, daß nach allgemeiner Menschenart die Selbstsucht in jedem Individuum die stärkste Triebkraft seiner Handlungen bilde. Beiden Prinzipien wünschte er in der Verfassungsform des Landes Rechnung getragen zu sehen; es empfahl sich ihm als Verfassung auf wissenschaftlicher Grundlage eine solche, die das Motiv der Selbstsucht dadurch unschädlich machte, daß sie dieses letztere durch entsprechende Einrichtungen zwänge, zum wirksamsten Förderer des größtmöglichen allgemeinen Nutzens zu werden. Dies wäre nur möglich, wenn nicht eine gegen die Masse des Volkes geschlossene Minorität herrschte, sondern wenn alle herrschten, indem dadurch das Selbstinteresse jedes einzelnen (insoweit es nicht mit dem aller andern übereinstimme), durch das Selbstinteresse aller übrigen gehemmt würde. Auf diese Weise gelangte Bentham dazu, als logische Folge seiner Philosophie die Notwendigkeit einer demokratischen Verfassung auf-

zuweisen. Die moderne repräsentative Demokratie in Verfassung wie in Verwaltung bezeichnet das Endziel des radikalen Reformprogrammes.

Manchestertum und Benthamismus fanden auch wieder eine Ablösung und diese leitet in die Epoche des modernen Liberalismus über. Hier begegnen uns die beiden Männer, welche, soweit es sich beurteilen läßt, vor allen andern das politische Programm Lord Roseberys beeinflußt haben: William Ewart Gladstone und John Stuart Mill.

Gladstone stand zur Zeit, wo Lord Rosebery mit Verständnis in die Welt zu blicken begann, im Zenit seiner Laufbahn; war es doch sein großes Ministerium, das von 1868—1874 währte[1]). Aber tätig war er schon seit vielen Jahrzehnten, und zwar so, daß er erst in langer, merkwürdiger Evolution zu dem wurde, was er damals darstellte. Eine seltene Persönlichkeit! Den wunderbaren Reichtum ihres Innenlebens uns erschlossen zu haben, gehört zu den schönsten Verdiensten der jüngst erschienenen Biographie aus der Feder von John Morley, dem Freunde und Parteigenossen[2]). Die Grundkraft seines Wesens war der christliche Glaube. Die Wurzel seiner Staatsanschauung ging auf Burke zurück; dieser lehrte ihn den Staat als sittlichen Organismus begreifen. Als erste politische Aufgabe hatte sich ihm da die Pflege der Religion, als des Urgrundes alles Schaffens, auch für das Heil des Staates empfohlen; darum befürwortete er die intensivste Einwirkung der Kirche auf den Staat. Allein auf diese Weise würden sich gesündere Grundsätze Bahn brechen, eine gesündere Moral in allen Gesellschaftsklassen, und darin sah er die Vorbedingung für die Besserung jeglicher Übelstände. Der Staat müßte sich seiner selbst wieder bewußt werden und seine Zwecke mit dem göttlichen Willen in Einklang bringen. Aber Gladstones Weg führte nicht zum Ziele; die Verbindung von Staat und Kirche, auf die er baute, ließ sich, so, wie er es sich dachte, nicht aufrechterhalten; seit dieser Erkenntnis trat eine Metamorphose seines Wesens ein. Aus einem nach außen hin orthodoxen Kirchenmann wurde in immer schärferen Umrissen der liberale Staatsmann, der für den Liberalismus noch mehr bedeutet hat als Disraeli für den Konservatismus. Gladstone ist nicht nur der Reorganisator, sondern der Begründer der modernen liberalen Partei geworden. Als solcher schöpfte er nach wie vor den Born seiner Kraft aus der Religion. Er blieb dabei, daß nichts wichtiger wäre, als bessere Lebensgrundsätze zu verbreiten; er meinte, daß zwischen privater und staatlicher Moral keine Kluft zu sein brauchte; aber er verzichtete auf die Mitwirkung und den Zwang der Staatskirche und bezeichnete als Endziel des Liberalismus, ein sittlich und religiös erzogenes Volk auf sich selbst zu stellen. Damit es auf sich selbst ruhen und sich nach dem Maße seiner Fähigkeiten betätigen könnte, müßte der Staat die Wege ebnen, und daß es geschähe, wäre Aufgabe der liberalen Partei. Mit der politischen Gleichberechtigung der Staatsbürger und der Abwehr der Klassen-

---

[1]) Nach Gladstones Tode durfte ich mich in dieser Zeitschrift bereits einmal über Gladstone äußern. (1898, Bd. LXXXXVII, S. 30 ff.)

[2]) John Morley, The Life of William Ewart Gladstone. London 1903.

herrschaft wäre nicht genug getan; der Staat müßte sich auch die Erweckung, Entfaltung, Hebung aller im Volke lebenden Kräfte angelegen sein lassen, die Stärkung der Tatkraft und des Unternehmungsgeistes; in dieser Richtung wollte er das große Werk der Emanzipation der Gesellschaft zu Ende geführt wissen. Mit solchem Programme würde der Liberalismus auch aufhören, wie er es zuletzt getan, ein Klasseninteresse zu vertreten; er würde zu einem Sammelpunkt für alle Schichten der Bevölkerung werden. Entsprechend diesen Bestrebungen entwickelte sich Gladstones Arbeitsgebiet. Alles, was er vornahm: seine Wirtschaftspolitik, seine Finanzpolitik, seine irische Politik, seine Wahlreformen, seine Reform des Volksschulunterrichts und andres mehr, alles entsprang dem gleichen Beweggrunde, ein freies Spiel der Kräfte unter gerechten Bedingungen zu ermöglichen und anzuregen. Benthams Doktrin fertigte er scharf ab: das Christentum lehre, daß der Kopf durch das Herz erhoben werden müsse, aber der Benthamismus behaupte, daß das Herz durch den Kopf zu verbessern sei.

John Stuart Mill erfreute sich in den sechziger Jahren als Philosoph des größten Ansehens; er errang es sich durch die philosophische Auseinandersetzung mit dem Benthamismus. Er ging von der Erkenntnis aus, daß der Benthamismus für die Mehrzahl zum überwundenen Standpunkte wurde, weil die Zeitprobleme andre geworden waren. Das demokratische Verfassungsideal war der Erfüllung nahe, ohne daß die Begleiterscheinungen nur günstige waren. Daher regten sich mancherorts Zweifel an dem absoluten Werte demokratischer Herrschaftsformen; der französische Denker Alexis de Tocqueville stellte die Frage als Problem und lehrte es in neuer Weise behandeln. Das Emporkommen der Demokratie, führte er in seinem Werke über die „Demokratie in Amerika" aus, sei an sich weder ein Gut noch ein Übel; es beruhe auf einem geschichtlichen Prozesse, mit dem man sich abzufinden hätte. Was man tun könnte, wäre, Vorsorge zu treffen, um den Prozeß in heilsame Bahnen zu lenken, wobei der Eigenart der Verhältnisse in den verschiedenen Ländern und der Sonderart der Bevölkerungen Rechnung zu tragen wäre. Tocqueville wirkte stark auf Mill ein und half ihn bestimmen, sich von der abstrakten Denkart Benthams abzuwenden, um anstatt dessen analysierend, beobachtend, vergleichend zu verfahren. Das Ergebnis war, daß Mill in seiner utilitarischen Lehre das Schwergewicht nicht mehr auf das gleiche legte wie Bentham. Es traten für ihn die Organisationen in Verfassung und Verwaltung in die zweite Reihe; in die erste Reihe trat das Verlangen nach Ausbildung der englischen Persönlichkeit, so, wie sie beschaffen sein müßte, um die Demokratie zum Segen werden zu lassen. Was da nottat, war die Ausbildung zu der Fähigkeit, eine persönliche, politische wie allgemeine Verantwortlichkeit zu tragen. Hier hätte die Erziehung einzusetzen, eine Erziehung im weitesten Sinne, für die Mill die Normen geben wollte. Unter dem Gesichtswinkel der Erziehung beurteilte Mill dann den Wert der Staatsformen; er empfahl die Zuendeführung des Repräsentativsystems, weil dieses wie kein andres erziehlich wirkte. Nicht aber nur in der Verfassung wollte er es durchgeführt sehen, sondern auch in der Verwaltung. Er empfahl Lokalparlamente; der

allergrößte Wert solcher Körperschaften würde sein, das Volk zur Teilnahme an der höchsten Regierungsgewalt befähigt zu machen mittelst der Erfahrungen, welche am besten im engeren und engsten Kreise des öffentlichen Lebens erworben würden.

Das waren Vorgänge und Gedankenreihen aus Vergangenheit und Gegenwart des Liberalismus, die Lord Rosebery beschäftigt haben müssen, bevor er in die Öffentlichkeit hervorgetreten ist.

2. Lord Roseberys öffentliche Tätigkeit bis zur Übernahme eines höheren Amtes.

Es ist der Zeitraum, der die Jahre von 1871—1885 umfaßt. Daraus ergibt sich, daß Lord Rosebery unter Gladstones großem Ministerium amtlich nicht tätig gewesen ist. In Gladstones zweitem Ministerium (1880—1885) übernahm er einen Posten, aber nur einen untergeordneten, das Unterstaatssekretariat im Ministerium des Innern, das er zwei Jahre innehatte, ohne einen Einfluß auf die große Politik auszuüben. Wie bekundete er in dieser Zeit seine Parteistellung? Wir hören ihn im Oberhause sprechen, indessen ist aus dem Inhalte seiner damals gehaltenen Reden nicht vieles zu vermerken; es lohnt sich darum nicht, genauere Kenntnis von ihnen zu nehmen, weil sie fast alle nichts als ein Reflex der Ansichten Gladstones waren und auch nicht mehr zu sein beanspruchten. Den Ton der Gefolgschaft Gladstones schlug gleich seine Jungfernrede an, mit der er im Februar 1871 bei Eröffnung der Parlamentssession zur Unterstützung der Thronrede in die Debatte eingriff; er war dazu aufgefordert worden, so daß vermutlich schon von hier an persönliche Beziehungen zwischen ihm und Gladstone geknüpft sein werden. Er billigte die Regierungspolitik während des deutsch-französischen Krieges und machte mit diplomatischer Gewandtheit Verbeugungen vor uns wie vor den Franzosen, ohne das Geheimnis der eigentlichen Sympathien der Regierung zu enthüllen. Selbständig zeigte er sich in den folgenden Sessionen vornehmlich, wo es sich um lokale schottische Angelegenheiten handelte. Als die Angriffe gegen Beaconsfield begannen, nahm auch er das Wort; er bekundete eine große Schärfe in der Opposition, war aber in der Wahl seiner Angriffspunkte nicht immer glücklich. Selbstverständlich verdammte er die Orientpolitik der Konservativen, aber er überzeugte wenige durch seinen Widerspruch gegen die Krönung der Königin zur Kaiserin von Indien. Die Titulatur, meinte er, wäre überflüssig und unweise, denn indem man an der äußeren Form der Monarchie rühre, rühre man gewissermaßen auch an ihrem Geiste und an ihrer Würde. Von der Wärme und Tiefe seiner Verehrung für Gladstone legte er zum erstenmal öffentlich Zeugnis ab, als im Herbst 1879 vor den Neuwahlen, die Beaconsfields Sturz entschieden, Gladstone einen Wahlfeldzug in seinem Wahlkreise in Midlothian in Szene setzte; da lud Lord Rosebery den greisen Kämpfer ein, in seinem Stammsitze Dalmeny nahe Edinburgh sein Hauptquartier aufzuschlagen und stand dem Feldherrn als Adjutant mit tätiger Sympathie zur Seite. Ein Schreiben Gladstones an Rosebery nach gewonnener Schlacht zeugt von hoher Schätzung der ihm zuteil

gewordenen Unterstützung und von herzlicher Dankbarkeit[1]). In Gladstones zweitem Ministerium ist Lord Rosebery dennoch im Hintergrunde geblieben, so daß dieser Zeitraum an Tatsächlichem wenig enthält. Bergen diese Jahre gleichwohl einen bemerkenswerten Inhalt, so ist es, weil wir den aufstrebenden Lord Rosebery weder im Oberhause noch im Verkehr mit Ministern finden, sondern anderswo aufzusuchen haben: er tritt uns in der reichen Zahl seiner, meist in Umgebung von Gelehrten gehaltenen Gelegenheitsreden entgegen, die ihm eine Stellung in der Öffentlichkeit geschaffen haben, längst bevor er Minister geworden. Und es ist kein Zufall, daß wir ihn hier entdecken. Es ist der belesene, weitgereiste, welterfahrene Mann, den es treibt, das Wort zu ergreifen, aber es ist nicht nur dieser; Lord Rosebery führt sich auf diesem ihm sympathischen Wege als Berater im Geiste von Gladstone und Mill ein, um auf die Erziehung des Volkes im weitesten Sinne einzuwirken, auf dessen Hebung, und um die Besitzenden für dieses Werk sozialer Eintracht zu gewinnen. Der Inhalt seiner Reden ist kaum zu umschreiben; einige Stellen aus ihnen im Wortlaute geben am besten einen ungefähren Begriff von seiner Wirksamkeit.

Im November 1871 erhielt er von der philosophischen Gesellschaft in Edinburgh die Aufforderung, zu Beginn ihrer Session die Eröffnungsadresse zu lesen. Er wählte als Thema „Die Union Englands und Schottlands"; die Rede ist später als Schrift gedruckt worden. Nach den historischen Ausführungen, welche die segensreichen Folgen der Union für beide Länder betonten, gab der Redner einen Ausblick auf die Erfordernisse der Gegenwart:

So groß diese Union ist, so bleibt eine noch größere übrig. Wir gegenwärtig Lebenden müssen, wenn wir unsern Anspruch an das Leben behaupten wollen, die Union aller Gesellschaftsklassen herstellen, ohne welche die Macht ein Phantom und die Freiheit eine Posse ist. In unsern Tagen blicken der Reiche und der Arme sich über keinen unüberschreitbaren Abgrund an, denn es gibt auch keinen Schoß Abrahams von ruhiger Glückseligkeit in dieser Welt. Eine machtlose Monarchie, eine isolierte Aristokratie, ein intelligentes und emporstrebendes Volk bilden zusammen nicht die Bedingungen konstitutioneller Dauerhaftigkeit. Unsre Aufgabe ist, dem Herzen des Gemeinwesens einen vollen, gesunden Pulsschlag wiederzugeben. Es ist eine große Aufgabe, die Aufgabe jedes einzelnen wie die der Staatsmänner, eine Aufgabe, die keinem von uns fremd, die vielmehr uns allen zugehörig ist, und die jeder an seiner Stelle fördern kann. Jeder von uns: Kaufmann und Lehrling, Herr und Diener, Kapitalist und Handwerker, Prediger und Laie, wir alle sind berufen, uns an dieser erhabensten aller Aufgaben zu beteiligen: die Harmonie zwischen Mensch und Mensch wiederherzustellen oder zu schaffen; nicht die Unterschiede ins Auge zu fassen, welche Zufall oder Notwendigkeit zwischen den verschiedenen Klassen hervorgerufen hat, sondern die gemeinsamen Sympathien, die der gesamten Menschheit zugrunde liegen und sie verbinden.

Ein andres Mal — es war drei Jahre später — wurde ihm der Auftrag zuteil, den Vorsitz der „Social Science Institution" in Glasgow zu übernehmen. Seine sozialen Interessen und Studien waren inzwischen bekannt geworden; er hatte sich auch schon praktisch betätigt als Mitbegründer der

[1]) Morley, Bd. II, S. 613 ff.

„Social and Political Education League“ und des „Artisans Technical Institute“; das brachte ihm diesen Ruf ein. Als Vorsitzender hielt er eine längere, ganz besonders charakteristische Ansprache. Im Beginn billigte er die Wahl des Kongreßortes:

Wir hätten in der Tat keinen anregenderen Schauplatz für unsern Kongreß wählen können oder einen, wo die Sozialwissenschaften geschätzter zu sein hätten. Denn hier haben wir ein durch die Anstrengungen einer ausgedehnten Arbeiterbevölkerung rasch herbeigeführtes, großes materielles Ergebnis vor uns; und sicherlich entgeht es niemandem, der die Arbeiten des Kongresses und seine Funktionen betrachtet, daß die vitalste und ständige Frage, die vor ihm liegt, das Wohlbefinden unsrer Arbeiterklassen ist; die vitalste Frage, weil von ihrer geeigneten Lösung die kommerzielle Suprematie, die politische Solidarität, ja, die Existenz unsres Reiches selbst abhängen. Meiner Meinung nach hat eine Körperschaft wie die unsrige keine direkteren oder wichtigeren Pflichten als den Versuch, die Lage der Nation durch Mittel zu heben, welche das Parlament anzuwenden unfähig oder unwillig ist. Hier haben wir ein unbegrenztes Feld der Wirksamkeit. Das Parlament kann dem Arbeiter eine Stimme geben; es kann ihm kein komfortables Heim verschaffen. Auch kann es nicht die vielen Veranstaltungen prüfen oder darlegen, die ihm angegeben werden können, um vorwärtszukommen, seine Fähigkeiten zu steigern und seine Genüsse zu vermehren. All das liegt innerhalb unsres Gebietes; es ist ein Werk, das unberechenbar wichtiger ist als die große Masse unsrer parlamentarischen Gesetzgebung. In diesem Lande umgibt uns ein großes Aggregat menschlicher Wesen, eine gärende, arbeitende, berußte Bevölkerung, Kinder der Mühsal, die Glasgow zu dem gemacht haben, was es ist, und die allein es fördern und erhalten können — keine bloßen Produktionsmaschinen, sondern Vertreter der Intelligenz, von gemischter Nationalität und mannigfacher Sinnesweise. Sie (meine Herren) können nicht durch gemeinsame Gefühle oder gleichartige Interessen an sie appellieren: sie sind da als eine dunkle, gewaltige Macht, ähnlich den zyklopischen Bewohnern des Ätna. Ich muß ehrlich meine Überzeugung bekennen (obgleich dies denjenigen, welche sehen, wie groß die Zahl der Personen ist, die die arbeitenden Klassen zu vertreten und zu verstehen behaupten, gewagt erscheinen mag, während andre eine selbstverständliche Tatsache darin erblicken werden), daß diese große arbeitende Bevölkerung sich selbst, ihre Bedürfnisse, ihren Glauben und ihre Interessen vielen von uns nicht hinreichend verständlich gemacht hat. Wäre dies nicht so, wie käme es dann, daß die mit ihrer Lage verknüpften Probleme so geringe Fortschritte zur Lösung gemacht haben? Wie kommt es, daß jede politische Partei mit gleicher Gewißheit und unumwunden behauptet, die Sympathie und das Vertrauen der Arbeiter zu besitzen? Wie kommt es, daß, wenn die arbeitende Klasse ihre Stimme über irgend eine Frage hören läßt, sie ertönt wie Donner aus heiterer Luft? Ich selbst halte mich für keine Ausnahme von der Regel; aus eben diesem Grunde aber kann ich mir keine interessanteren Gegenstände denken als diejenigen, welche die Wohlfahrt unsrer arbeitenden Klassen betreffen. Der Augenblick ist so geeignet wie der Platz für die Erörterung dieser vitalen und nationalen Fragen. In Zeiten wie diesen, hoher Löhne, allgemeinen Friedens, des Verschontseins von heftiger politischer Zwietracht, scheint oft das Wohlbefinden der arbeitenden Klassen gesichert und zieht nicht immer die Aufmerksamkeit der Staatsmänner auf sich. Es ist indessen gerade dann möglich, Maßnahmen zu treffen, ohne Eifersucht auf der einen Seite und Mißtrauen auf der andern zu erwecken, welche dieses Wohlbefinden in weniger guten Zeiten zu sichern imstande sind.

Was empfiehlt Rosebery nun, um die Lage der arbeitenden Klassen zu heben? Nach einer Kritik dessen, was gesetzgebende Körperschaften und

Regierungen in andern Ländern und Zeiten für die Arbeiter getan hätten, gibt er seine Ansicht in folgenden Worten wieder:

Nach allem können wir nur zu dem abgedroschenen Schlusse kommen, daß das einzige Heilmittel für diesen Stand der Dinge Erziehung ist, eine vermenschlichende Erziehung. Es ist dies kein besonders glänzender oder origineller Ausspruch, aber strenge Wahrheit ist selten glänzend oder originell. Es findet sich eine prächtige Stelle in de Tocqueville, welche darauf hinweist, daß Wissen die Waffe der Demokratie sei; daß jede intellektuelle Erfindung, jede Entwicklung der Wissenschaften eine neue Kraftquelle für das Volk sei; daß Denkvermögen und Beredsamkeit und Einbildungskraft, die göttlichen Gaben, die keine Klassengrenze kennen, selbst wenn sie den Feinden der Sache des Volkes zuteil werden, ihm dennoch dienen durch Erhöhung der angestammten Größe des Menschen, und daß die Literatur die beste Rüstkammer sei, offen allerdings für alle, aber in der die Armen, die keine andre haben, immer ihre Waffen finden können. Das sind die Grundzüge der Erziehung, die jedermann wiedererkennt, wenngleich einige bekennen mögen, daß sie sie fürchten.

Er schließt dann eine Reihe von Beispielen an, um zu beweisen, wie das Wohlbefinden der Arbeiter in verschiedenen Staaten im Verhältnis zu ihrem Bildungsgrade stände, und fragt, worauf er mit seinem Berichte all solcher Tatsachen hinauswolle:

Auf einen sehr einfachen Vorschlag. Ich kann nicht glauben, daß je eine klarere Notwendigkeit irgend einer Regierung oder irgend einem Lande vorgelegen hat als die uns auferlegte gebieterische Pflicht, eine direkte und zwangsweise Erziehung einzuführen.

Den Einwand, daß hier ein Eingriff in die persönliche Freiheit vorliege, weist er mit den Worten von Macaulays Schuljungen zurück, daß auch ein Schutzmann, eine Steuer, eine Eisenbahn, alles das direkte Eingriffe in die persönliche Freiheit bedeuteten. Darauf fährt er fort:

Ich würde nicht einem jeden genugsam bekannte Tatsachen angeführt haben, wenn es nicht offenbar notwendig gewesen wäre, einen selbstverständlichen Satz zu beweisen, daß in diesen Tagen Wissen Kraft ist und unmittelbare Kraft, und daß die Erziehung in überraschendster Weise die abgetane Lehre vom Gleichgewicht der Macht wieder in das Leben gerufen hat. Es scheint sicher, daß diese unglückselige Doktrin, welche . . . nur verwandt wurde, um Ströme von Blut hervorzurufen, bestätigt wird in bezug auf erzogene oder unerzogene Nationen. Wir heben Heere mit großen Mühen und Ausgaben aus, in welchen die jährlichen Desertionen etwas weniger als 6000 betragen; wir ermüden nie, Eisenpanzer zu schmieden, um Kanonaden zu widerstehen, denen wir nie zu begegnen erwarten; wir fertigen eine Artillerie an, von der wir hoffen, daß sie lieber außer Gebrauch gesetzt als gebraucht werde; wir legen Steuerlasten für all das auf, und wir vernachlässigen in unbesonnener Weise den wahren Hebel des Reiches. Ich wage, an die Hand zu geben, daß ein Kongreß der Sozialwissenschaften kein angemesseneres Feld hat, als der Regierung diese ihren Theorien so wesensverwandte friedliche Methode der Suprematie aufzudrängen, und daß keine des Namens würdige Regierung vor einem Eingriffe in diese heiligen Freiheiten des Untertans zurückschrecken sollte.

Und wie sollte die Erziehung ausfallen? Rosebery verlangt eine Facherziehung von doppelter Beschaffenheit: Einmal in ökonomischen Grundsätzen. Dann gäbe es noch eine zweite Art von Fachausbildung, der sie bedürften:

Jedermann hat Anspruch darauf, daß er in stand gesetzt werde, eine allgemeine Erziehung zu erhalten, die ihn befähigt, ein guter Bürger zu werden. Hierauf muß der Staat wie auf eine moralische Pflicht sehen. Aber jenseits der Pflicht liegt die Zweckmäßigkeit. Hat ein Staat, nachdem er seine Pflicht getan, Zeit, die Zweckmäßigkeit zu berücksichtigen . . ., so sollte er überlegen, ob es in unsern Tagen, da die Daseinsform des Wohlstandes der Handel ist und die Daseinsform des Handels die Rivalität, nicht gut wäre, durch besondere Vorbereitung die Produzenten für die Produktion geeignet zu machen und die Verteiler für die Verteilung. Der Mangel dieser Fachausbildung ist das wesentliche Erfordernis für unsre Industrie, ohne die gewisse natürliche Vorteile, die der angelsächsischen Rasse eigen sein sollen, uns nichts helfen werden im Kampfe um die Handelsvorherrschaft.

In all den folgenden rednerischen Leistungen findet sich die gleiche erziehliche Tendenz wieder und gibt den Ansprachen ihr besonderes Gepräge. In der Eröffnungsrede für die „School of Science and Art“ in Falkirk spricht er den Wunsch aus, daß jede Stadt von 40 000 Einwohnern eine öffentliche Bibliothek und ein Museum haben möge. In seiner Rektoratsrede in Aberdeen findet sich der Satz:

Die exekutiven und legislativen Gewalten sind nur ein Teil des Lebens der Nation. Sie hängen beide von dem Charakter der Nation selbst ab, und die Nation muß diesen Charakter in vollem Maße von ihrer unterrichteten Klasse entnehmen.

Rousseaus Lehre von dem Schädlichen der Bildung sei völlig von den Deutschen dieser Generation zerstört worden.

Von höchstem Schwunge war Roseberys Edinburgher Rektoratsrede erfüllt, in der er als Thema stellte: „Was ist Patriotismus?“, um mit seinen Idealen an seine schottischen Landsleute zu appellieren. Mit dem Worte „Patriotismus“ würde viel Mißbrauch getrieben; er selbst stellt folgende Definition auf: „Patriotismus ist die Selbstachtung der Rasse.“ Es wäre gut für das Reich, daß die schottische Rasse sich ihre Eigenheiten bewahrte; für die Schotten aber käme es darauf an, für ihre Eigenheiten die rechte Verwendung zu finden. Und welche Verwendung?

Was wir nötig haben, ist nicht die passive Erinnerung an die Vergangenheit, obwohl die Vergangenheit nie vergessen werden sollte; es ist nicht der bloße Umlauf altehrwürdiger Schibboleths, obgleich wir auch diese nicht mißachten dürfen; es ist nicht, daß wir den schottischen Überwurf zum Hochzeitskleide machen, ohne das niemand willkommen ist, wenngleich wir den Überwurf genügsam lieben mögen; nicht so ist Schottland gemacht worden, noch wird es so aufrechterhalten werden können. Der Geist, dessen wir, ich will nicht sagen, bedürfen, denn er ist vorhanden, sondern der Geist, den wir entwickelt zu sehen wünschen, ist ein verständiger Stolz auf dieses unser Land und eine Besorgnis, es in der einen oder andern Weise durch alle in unsrer Gewalt befindlichen Mittel mehr und mehr unsres Stolzes wertzumachen. Laßt uns siegen im Wettlaufe um das internationale Wohlbefinden und den internationalen Wohlstand. Laßt uns eine auserlesenere, besser erzogene, besser einquartierte und besser ernährte Rasse haben als sie irgendwo existiert; bessere Schulen, bessere Universitäten, bessere Gerichtshöfe, ja, und bessere Kirchen. In einem Worte: laßt unser Richtmaß ein höheres sein, nicht im Jargon des Unterrichtsdepartements, sondern in der Anerkennung der Menschheit. Das Richtmaß der Menschheit ist kein so erhabenes, als daß nicht ein edleres gedacht und erreicht werden könnte.

Wie hätte nun der Mann, der so viel daran setzte, andre zu bilden und zu erziehen, nicht an sich selbst weiterarbeiten sollen, und auch nicht nur an seinem Wissen, sondern an seiner Persönlichkeit? Auf einem Gebiete verfolgen wir ihn am deutlichsten, auf dem seiner historischen Studien, die später einen konkreten Abschluß in seiner Monographie über Pitt gefunden haben[1]); denn daß solche Studien für ihn nicht Selbstzweck waren, ist aus verschiedentlichsten Äußerungen zu entnehmen. Die Geschichte, sagt er, sei das Schatzhaus edler Vorbilder und glänzender Inspirationen; im besonderen diene das Studium von Biographien dazu, daß der Studierende eine genaue Schätzung seiner selbst erhalte. *Ihn* inspirierte Pitt; an diesem maß er sich; an seinem Wesen wird er Willenskraft und Charakter gestärkt haben. Pitt als *Mensch* zog ihn in solchem Grade an, daß wir in der Art des Auftretens von Lord Rosebery Anklänge an diesen finden; Pitt als Politiker und Ahnherr des reformierenden Konservatismus blieb ihm fern. So begreift es sich, daß wir in dem Büchlein über Pitt vieles und Gutes über Pitts Handeln hören, aber nicht das geringste über Pitts politisches Denken; sympathisiert Lord Rosebery in seinem Denken doch viel mehr mit Burke, während sich mit Pitts politischer Doktrin Lord Beaconsfield verstanden haben würde.

Wie weit es Lord Rosebery inmitten dieser Beschäftigungen in den staatlichen Dienst gezogen haben mag, entzieht sich unsrer Beurteilung. Jedenfalls nahte die Stunde, die ihn in den Vordergrund gebracht hat.

3. Lord Rosebery als Staatssekretär, als Premierminister und als Hort der liberalen Opposition.

Von 1885 an steht Lord Rosebery in den vordersten Reihen: von Ende 1885 bis August 1886 als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Gladstones drittem Ministerium, vom August 1892 bis März 1893 in gleicher Stellung in Gladstones letztem Ministerium. Nach Gladstones endgültigem Rücktritt im März 1893 erreicht er die oberste Höhe und wird Premierminister. Er bleibt dann vom März 1893 bis Juni 1895 an der Spitze des britischen Staatswesens; aber auch nach dem Sturze seiner Partei gehört er zu den leitenden Persönlichkeiten als einer der markantesten und selbständigsten Politiker im Lager der Opposition. Denn er entwickelt sich seit 1885 zu solch einem Politiker teils in weiterer Verarbeitung des ihm von Gladstone und Mill Gebotenen, teils im Ausbau des Liberalismus nach eignen Ideen. Ein Überblick über diesen ganzen Zeitraum soll sein *staatsmännisches* Streben und Wirken erkennen lassen.

Abseits von seinem Gesamtplane liegt die Tätigkeit, die er im Auswärtigen Amte verrichtet hat; hier hat er sich amtlich zum erstenmal selbständig betätigt. Er sprach später von seiner intensiven Liebe für diesen Posten; er liebte ihn, offenbar weil er etwas aus ihm zu machen verstand.

[1]) Pitt by Lord Rosebery. (Twelve English Statesmen.) London 1891.

Dauernde Spuren wünschte er mit der Prägung des Grundsatzes zu hinterlassen, den er als erster liberaler Minister vertrat, daß die auswärtige Politik von den Einflüssen der Parteipolitik befreit werden müßte. Er stellte als Leitsätze auf: In der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten sei eine Kontinuität zu wahren; je weniger der Staatssekretär ein nicht-politischer Beamter wäre, desto besser wäre es für das Land; er sollte nach Möglichkeit sprechen als Wortführer der geeinten Nation ohne Unterschied der Partei. Demgemäß schlug er eine Tonart an, wie man sie bei liberalen Ministerien nicht gewöhnt war; das Gespenst des Krieges soll nach Äußerungen von ihm unter seinen Verwaltungen mehrmals am Horizonte erschienen sein. Die Einzelheiten gehören noch nicht der Geschichte an; nur sei an Lord Roseberys Vertrag mit Japan vom 16. Juli 1894 erinnert, als Vorstufe zu dem heute vielerörterten englisch-japanischen Bündnis. Sein folgendes Wirken steht in einem inneren Zusammenhange, der sich aus den Motivierungen seiner Handlungen erkennen läßt. Sein Grundmotiv bleibt die Erziehung des Volkes. Die Massen geistig und physisch zu heben, ist seine demokratische Tendenz. Gering schätzt er die Bedeutung von Staat und Regierung. Bis zu einem gewissen Punkte würden die Nationen allerdings von ihren Regierungen beeinflußt, aber nach einem gewissen Punkte wären die Regierungen nichts als die gelegentlichen Emanationen der Nation selbst; die Geschicke der Nationen würden durch Ursachen gestaltet, welche von den Regierungen unabhängig wären. Man spreche so oft vom Staate, als wenn dieser die wohltätige Fee wäre; er wäre nichts als die Nation unter einem andern Namen. Die Staatseinrichtungen will er so weitergebildet wissen, daß jeder mit Hand anzulegen vermag. Er preist in historischem Rückblick die Einführung des self-government; wäre das Volk Großbritanniens — sagt er 1882 — in diesem Augenblick besser, glücklicher und reicher als seine europäischen Nachbarn, so verdanke es dies vornehmlich dem langen Genusse des self-government, welches es befähigte, zu wissen, was es brauchte, und es zu erlangen. Als Ausbau des self-government befürwortet er die Einrichtung von Grafschaftsräten, wie sie der radikal-konservative Bund zur Einführung bringt; seiner Sympathie für die neuen Organe kann er nicht deutlicher Ausdruck geben als damit, daß er die Wahl eines Ersten Vorsitzenden des Londoner Grafschaftsrates annimmt und dieses Amt jahrelang bekleidet (1889—1892). Und hoch schätzt er die Tätigkeit an solcher Stelle ein; in nicht entfernter Zukunft werde jeder, den es treibe, für das Allgemeinwohl tätig zu sein, die munizipale Arbeit der parlamentarischen vorziehen. Die Grafschaftsräte würden, mit der Zunahme sozialer Probleme wachsend, an Macht gewinnen, die ihnen das Parlament abzutreten hätte. Er sieht für sich bereits in seinem Sitze im Grafschaftsrate einen Ersatz dafür, daß er nicht im Unterhause tätig sein kann. Aber die Einrichtung von Grafschaftsräten allein genügt nicht; es bleibt noch mehr zu tun übrig. Im Hinblick auf die Zukunft der Verfassung erhebt er die Forderung: ein Mann, eine Stimme. Im Hinblick auf die Zukunft der Verwaltung vertritt er die Ansicht, daß systematisch vorgegangen werden müßte, um alle lokalen Angelegenheiten an Lokalbehörden zu überweisen.

Je mehr ich von unserm politischen Systeme sehe, desto mehr bin ich davon überzeugt, daß in einem ausgedehnten Devolutionsverfahren unter Reichskontrolle das Geheimnis des künftigen Betriebes unsres Reiches liegt. — Das Parlament wird sich mit den sozialen Fragen zu befassen haben, nicht durch Zentralisation, sondern durch Dezentralisation. — Und er fährt fort: In dem gleichen Grundsatze werden wir die Lösung vieler, wenn nicht aller unsrer inneren Schwierigkeiten finden; in erster Reihe steht in dieser Hinsicht die Sache Irlands.

So heftet er denn das Wort „Dezentralisation" auch auf das Banner seiner Reichspolitik; er verkündet geradezu:

Ich glaube, daß die Aufrechterhaltung dieses Reiches abhängt nicht von der Zentralisation, sondern von der Dezentralisation, und daß, wenn Sie einmal diesen Pfad zu betreten beginnen, Sie unter gleichen Bedingungen Genugtuung an Schottland und vielleicht an Wales zu geben haben werden.

Zunächst wird er aus dieser Erwägung zum eifrigsten Verteidiger der Gladstoneschen Home-Rule-Politik; es handle sich, bemerkt er hierzu, um den Kampf für Einigkeit und Freiheit gegen Zentralisation und Zwang. Nichts sei törichter als die Anklage, daß die Liberalen das Reich zu zerstückeln wünschten, weil sie die irische Union zu lösen beabsichtigten. Nein, sie wünschten die Einigkeit zu stärken und zu festigen, denn ein festeres Band als ein gesetzgeberischer Akt seien Sympathie und Zuneigung, abgesehen davon, daß dafür gesorgt wäre, daß nach Erteilung von Home-Rule das Reichsparlament eine Suprematie über Irland bewahre. Was aber tun, wenn in der gesetzgebenden Körperschaft das Oberhaus Schwierigkeiten bereitet? — Da antwortet Lord Rosebery, daß das Land seinen gesetzgeberischen Einrichtungen entwachsen sei, während das Geheimnis seiner Erfolge in der Vergangenheit darin bestanden habe, daß das Wachstum des Landes mit dem seiner Institutionen im Einklange blieb. Er denkt nun nicht daran, das Oberhaus aufzuheben, weil vieles für den Stand zweier Kammern spräche, aber er will es reformieren, um auch in ihm ein freieres Spiel der Kräfte zu ermöglichen. Er schlägt vor, es anders zusammenzusetzen, damit es aufhöre, ein Anhängsel der konservativen Partei zu sein, und will vor allem die Erblichkeit der Sitze abgeschafft wissen, die eine Erblichkeit der Fähigkeiten und Tugenden voraussetze, die nicht existiere. Weil ihm diese Oberhausreform unentbehrlich erscheint, um das übrige durchzusetzen, so begreift es sich, daß er in Bradford (Juli 1895) bemerkte

Ich möchte sagen, daß durch mein ganzes politisches Leben hindurch das die Frage war, welcher ich die *größte* Bedeutung beigemessen habe.

So weit haben wir Lord Roseberys Liberalismus vor uns, wie er alles in allem noch Gladstone zugesagt hat, so verschieden auch in manchem die Triebfedern beider Staatsmänner waren. Ihrer sachlichen Übereinstimmung entsprach ihre gegenseitige Schätzung. Lord Rosebery versicherte, nach Ausgang von Gladstones drittem Ministerium, daß er zu denen gehörte, die zu Gladstone ein fast unbegrenztes Vertrauen hätten, und Gladstone erteilte Lord Rosebery inmitten der Home-Rule-Agitation den höchsten Ruhmestitel: er bezeichnete ihn als den Mann der Zukunft für die liberale Partei. In

einer Hinsicht hat Lord Rosebery nun aber noch — und das ist der letzte Teil seines Programmes — in merklichem Hinausgehen über Gladstones Traditionen dem Liberalismus eine ganz neue Richtung gewiesen: in bezug auf die imperialistische Bewegung. Er wird vermutlich seinen Platz in der Geschichte der liberalen Partei erhalten, je nachdem es sich als möglich erweisen wird oder nicht, diese Richtung im Einklange mit seinen andern Postulaten aufrechtzuerhalten.

Die Kolonialpolitik Gladstones und seiner liberalen Vorgänger wird unrichtig beurteilt, wenn man sie mit derjenigen der Manchestermänner identifiziert, die von dem Kolonialbesitze wenig mehr wissen wollten, weil die Kolonien nach Aufhebung des Bevormundungssystems nichts mehr einbrachten. Auch Gladstone hatte stets ein Herz für das Reich, und seine Erwiderung an die Imperialisten hat eine Berechtigung, daß er mit Erteilung des colonial self-government die Zuneigung der Kolonisten für das Mutterland besser gewahrt hätte, als wenn er wider ihren Willen die Kolonialregierung von Downing-Street aus beibehalten hätte (Rede in Leeds am 8. Oktober 1888). Aber für folgendes ging ihm der Sinn ab: für die Konsolidation und den Zusammenschluß des Reiches wie auch für eine Ausdehnung der kolonialen Territorien anders als durch eine spontane Expansion britischer Kolonisten. Eine Besitznahme neuer Gebiete im Namen des Reiches, um alten Besitzstand abzurunden und um der Besitzergreifung europäischer Rivalen zuvorzukommen, ist ihm allezeit höchst unsympathisch geblieben. Von dieser Haltung weicht Lord Rosebery ab. Schon 1874 (gelegentlich des Kongresses in Glasgow) stellt sich ihm die Frage, welches die besten Mittel seien, um die Interessen des vereinigten Königreiches und der Kolonien enger aneinanderzuschließen; damals beantwortet er sie noch im Geiste Gladstones:

> Ich meine, daß das hauptsächliche Mittel das ist, Kolonisten auszusenden, die würdig sind des Landes, das sie verlassen, und der Bestimmung, die sie suchen.

Aber bald danach wird die Wegscheide sichtbar. Zuerst wohl bei der Transvaalpolitik im Jahre 1882, als er die Abmachungen mit den Boeren direkt mißbilligt; dann hat er 1884 zu den Mitbegründern der „Imperial Federation League“ gehört. Von einer Reise nach den Kolonien kehrt er heim als leidenschaftlicher Vertreter der Idee eines imperialistischen Bundes und versichert als solcher, so lose und unbestimmt wie bisher dürften die Beziehungen auf die Länge der Zeit nicht bleiben. Welche Maßnahmen faßt da die Liga ins Auge? Einen Wehrbund, der die Kolonien zu den Kosten der Verteidigung des Reiches heranzieht, um ihnen dafür eine verfassungsmäßig anerkannte Stimme in den Reichsangelegenheiten, besonders in der auswärtigen Politik, zu sichern. Aus Vertretern des Mutterlandes und der Kolonien soll ein Reichsbundesrat (den Chamberlain in seinem Plane übernimmt) gebildet werden. Nichts will die Liga wissen von einem Nährbunde, einem Zollvereine; aber auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht entfernt sich Lord Rosebery in etwas von der bisherigen Free-Trade-Passivität. Er ist für eine Politik des Fair-Trade in der ganzen Welt, das heißt für eine

Politik des billigen Entgegenkommens aller Völker gegeneinander, je nach den besonderen Bedürfnissen der einzelnen Welthandelsgebiete. Den Zusammentritt von Kolonialkonferenzen (seit 1887) begrüßt er mit freudiger Genugtuung als Anfang einer „Imperial Federation"; er wünscht, daß sie periodisch sich wiederholen, und daß alle künftigen Anregungen von ihnen ausgehen. Diesen Bestrebungen schließt sich seine offene Absage an die Little Englanders an in einer charakteristischen Rede auf dem Bankett des Royal Colonial Institute (1. März 1893):

Seit 1868 ist das Reich in sprungweisem Wachstum. Das ist vielleicht nicht ein Prozeß, den jeder mit ungemischter Genugtuung beobachtet. Es gibt zwei Schulen, die mit einiger Sorge das Wachstum unsres Reiches betrachten. Die eine besteht aus jenen Nationen, welche etwas spät auf den Schauplatz treten und finden, daß Großbritannien einige der besten Gebiete bereits abgesteckt hat. Jenen Nationen möchte ich sagen, daß sie sich erinnern sollten, daß unsre Kolonien, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, im Werte von Wiesengründen (at prairie value) in Besitz genommen wurden, und daß *wir* aus ihnen gemacht haben, was sie sind . . . Aber es gibt noch einen andern Grund, aus dem die Ausdehnung unsres Reiches stark angegriffen wird, und der Angriff kommt von einer uns näher gelegenen Seite. Man sagt, daß unser Reich bereits groß genug sei und keiner Ausdehnung bedürfe. Das würde wahr genug sein, wenn die Welt elastisch wäre, aber unglücklicherweise ist sie nicht elastisch, und wir sind augenblicklich dabei . . . Ansprüche für die *Zukunft* darzutun. Wir haben in Betracht zu ziehen, nicht was wir jetzt gebrauchen, sondern was wir in Zukunft gebrauchen werden. Wir haben in Betracht zu ziehen, welches Land entweder von uns oder von einer andern Nation entwickelt werden muß, und wir haben uns zu erinnern, daß es einen Bestandteil unsrer Verantwortlichkeit und unsrer Erbschaft bildet, Sorge zu tragen, daß die Welt, soweit sie von uns geformt werden kann, den angelsächsischen und keinen andern Charakter erhalte . . . Wir haben über das Geschwätz der Rednerbühne hinaus die Zukunft der Rasse in das Auge zu fassen, deren Vertrauensmänner wir gegenwärtig sind, und wir würden meiner Meinung nach in hohem Maße in der uns auferlegten Aufgabe versagen, wenn wir vor Verantwortlichkeiten zurückschrecken und es ablehnen würden, unsern Anteil zu nehmen bei einer Teilung der Welt, die nicht *wir* aufgezwungen haben, sondern die uns aufgezwungen worden ist.

Das sind rein imperialistische Klänge, in die allerdings gelegentlich auch wieder liberale Töne eindringen.

„Das britische Reich" — äußert er ein andres Mal — „ist kein zentralisiertes Reich; es hängt nicht von einem einzigen Autokraten oder einem einzigen Parlamente ab, sondern ist eine ausgedehnte Sammlung von Gemeinschaften . . . Einige Reiche haben auf Waffen geruht und andre auf Verfassungen; es ist der Stolz des britischen Reiches, daß es auf *Männern* ruht."

Wie weit hat nun Lord Rosebery sich durchgesetzt? Es läßt sich noch nicht beurteilen, welche von den Keimen, die er versenkt hat, auf fruchtbaren Boden gefallen sind, und welche Saaten aus ihnen hervorgehen werden; vorläufig sehen wir nur, daß er äußerlich Fiasko gemacht hat. Denn von seinen Hauptforderungen ist nichts in Erfüllung gegangen: weder Home-Rule noch die Oberhausreform; und auch die imperialistische Bewegung geriet unter seiner Leitung in eine Sackgasse. Das Programm des radikal-konservativen Bundes erwies sich als zeitgemäßer und zugkräftiger; ein guter

Teil der einst liberalen Aristokraten gesellte sich auf Grund desselben zu den liberalen Unionisten, und den Arbeitermassen wird Chamberlains Argumentation plausibler gewesen sein. Das Ministerium Rosebery bot demnach nichts weniger als ein glänzendes Bild; persönliche Reibungen und der Umstand, daß Lord Rosebery nicht im Unterhause selbst die Leitung übernehmen konnte, machten ihm seine Stellung erst gar unleidlich[1]); es ist wie ein Aufatmen gewesen, als er sie niederlegen konnte. Seitdem übernimmt er die Mission, den Liberalismus auf eine fruchtbarere Herrschaftsperiode vorzubereiten, und wie hat er diese Mission bisher erfüllt?

Er weist darauf hin, daß die liberale Partei vor anderm daran gehen müsse, die Eintracht innerhalb ihrer Reihen wiederherzustellen, und alles, was liberal im Lande denke, um sich zu sammeln:

Denn das kann ich Ihnen als eine absolute Maxime sagen, daß eine geeinte Partei hinter einem untergeordneten Führer wirksamer ist als eine gespaltene Partei unter dem besten Führer der Welt.

Weiter soll der Liberalismus als solcher sein Programm entsprechend demjenigen von Lord Rosebery erweitern:

Ich glaube, daß, wenn der alte liberale Geist vereinigt würde mit dem neuen imperialistischen Geiste, endgültig und namentlich, wie ich glaube, daß es wesentlich im Denken der Nation der Fall ist, so würde die liberale Partei sogleich das verlorene Übergewicht wiedergewinnen und eine Zukunft haben, die mit den reichsten Traditionen der Vergangenheit wetteifern würde.

Dann erklärt er jenes Moment, das den Auseinanderfall der Partei im Jahre 1885 verursachte, für beseitigt; er kündigt das Bündnis mit den Iren, weil diese sich im Boerenkriege auf die Seite der Gegner des Reiches gestellt hätten. Von dem Zugeständnis eines unabhängigen Parlaments darf nicht die Rede sein. Im übrigen verzichtet er auf die Neuaufstellung eines ausführlicheren grundsätzlichen Programms, weil der Sache des Liberalismus besser gedient würde mit der Konzentration auf praktische Reformen als mit einer Summe von Vorschlägen, die man auszuführen nicht in der Lage sei. Das Motto der praktischen Reformarbeit, zu der er anregt, ist: Wirksamkeit! All die Behörden, die während des Krieges versagt haben, sollen, um leistungsfähig zu werden, einer furchtlosen Reform unterzogen werden. Als Vorbild empfiehlt er Deutschland, das unendlich wissenschaftlicher und unverdrossener strebsam sei als England. Chamberlains großem Plane gegenüber verhält er sich ablehnend, wenngleich er zugibt, daß auch er nicht zu denen gehöre, die den Freihandel als eine Art von Bergpredigt und als Bestimmung der göttlichen Vorsehung ansähen. Er hält den Zollbund sachlich für schädlich, ohne daß er allerdings bisher angegeben hätte, wie er sich angesichts der Haltung der Kolonien die Lösung der Schwierigkeiten denkt. Sein „liberaler Imperialismus" liebt nicht die scharfen Formulierungen.

[1]) Über die Leiden eines Premierministers äußert er sich in einer Besprechung der Thursfieldschen Peel-Publikation: Sir Robert Peel (reproduced from the Anglo-Saxon Review) London 1899.

Was ist Imperialismus? Imperialismus, gesunder Imperialismus, unterschieden von dem, was ich den wilden Imperialismus (wild-cat Imperialism) nennen möchte, ist nichts als das — ein weiterer Patriotismus.

Ob dieser Liberalismus und sein Gedeihen — auf diese Überlegung werden wir zuletzt hingewiesen — vorteilhafter für uns Deutsche sein würde als die Herrschaft des radikal-konservativen Bundes? Wer will die Frage beantworten? Was wir klar vor Augen sehen — und auch das ist lehrreich genug — ist die Tatsache, daß der Liberalismus Roseberys und der Konservativismus Chamberlains, trotz ihrer in der Natur des Parteiwesens liegenden verschiedenen Wirksamkeit, in etwas auf gleiche Bestrebungen hinausgeführt werden: auf einen gleichen Grad sozialen Empfindens für alles Angelsächsische und patriotischer Bereitwilligkeit für das Reich. Da liegt denn wohl — was auch die Zukunft bringen möge — in der Pflege eben derselben Eigenschaften seitens unsrer Parteien zu gunsten unsrer Interessen die beste Fürsorge gegen die Gefahr, daß unser Wohl in Berührung mit englischen Parteiströmungen geschmälert wird.

Japan im Lichte seiner bildenden Kunst.

Betrachtungen eines Laien.

Von

A. von Janson.

II. Die Bildhauerkunst.

Die alten Shinto-Tempel enthalten keinerlei Bildwerke, und man nimmt an, daß die Bildhauerei überhaupt erst durch den Buddhismus nach Japan gekommen ist. Allerdings hat man in der unmittelbaren Umgebung von Gräbern Menschen und Tiere in höchst primitiver Weise darstellende Figuren von Stein und Ton aus sehr alter Zeit gefunden; indessen liegen keine Anzeichen vor, daß dies der Anfang einer selbständigen Entwicklung gewesen sei.

Wieder von Nara ausgehend, wo buddhistische Kunst und Kultur sich zuerst konzentrierten, finden wir in dem dort 1896 eröffneten Museum eine Reihe von religiösen alten Bildwerken, die entweder aus China oder Korea eingeführt oder solchen Vorbildern unmittelbar nachgebildet sind. Entsprechende Schätze wurden ein Jahr später im Museum zu Kyoto und auch im Ueno-Museum in Tokyo zusammengebracht, das allerdings für Bildhauerei am wenigsten bietet. Diese Sammlungen entstanden, als man sich darauf besann, welcher Barbarismus in dem Bildersturm lag, der mit der Wiedererhebung des Shintoismus Hand in Hand ging. Die Gleichgültigkeit der Regierung verwandelte sich in liebevolle Fürsorge für die alte Kunst; man rettete, was noch zu retten war, inventarisierte und sicherte auch Klostereigentum in den Museen.

Zwischen den zahlreichen Götter- und Heiligenbildern des buddhistischen Kreises, deren Abhängigkeit von einem Muster sofort in die Augen fällt, nimmt man in Nara zwei mit trockenem Lack auf Holz gearbeitete und bemalte Figuren sitzender Priester wahr, angeblich Selbstporträts der Künstler, nämlich des Priesters Gien und des Gyogi Bosatsu[1]). Beide, von äußerster

[1]) Bosatsu (Sanskrit: Bodhisatva) ist ein heiliger Mann und Schüler Buddhas, der einst ein Buddha zu werden anstrebt.

Natürlichkeit, frei von allem Schematischen, bekunden eine großartige Naturauffassung und Fähigkeit zu scharfer Charakteristik; jedenfalls haben die beiden heiligen Männer nicht gestrebt, sich zu verschönern. Die Entstehung dieser Bildwerke wird auf einen Tempelwettstreit zurückgeführt. Nun lebte der buddhistische Abt Gyogi Bosatsu von 670—749 und war ein geborener Koreaner; ihm werden außer Holzschnitzarbeiten auch technische Erfindungen, z. B. die der Töpferscheibe, zugeschrieben, was doch wohl nur besagt, daß er sie aus Korea mitbrachte. Sein Wirken fällt mit der Übersiedlung des Hofes nach Nara und dem Aufblühen des Buddhismus dortselbst zusammen, dessen Anfänge in Japan allerdings bis ins Ende des sechsten Jahrhunderts zurückgehen. Wir lernen hieraus, daß mit der buddhistischen, in dogmatische Bande gefesselten Kunst auch eine profane, ganz naturalistische ihren Einzug hielt. Da es an einer Förderung der Bildhauerei durch öffentliche Denkmäler fehlte, deren erstes etwa vor zwölf Jahren errichtet wurde, so blieb auch dieser Zweig auf das Kloster beschränkt und fand demnächst in der Kleinkunst und im Kunstgewerbe seine Hauptentwicklung.

Die religiöse Bildhauerei hielt naturgemäß an überlieferten Formen fest, und in ihr sind am meisten die verschiedenen einwirkenden älteren Elemente Persiens, Griechenlands und Indiens, sowie Chinas und Koreas wiederzuerkennen; indessen hat es den Anschein, als habe hier eine Art Rückbildung und Veredlung unter Abstreifung chinesischer Verzerrungen stattgefunden, was sich zum Teil aus dem unleugbaren Natursinn und angeborenen Geschmack der Japaner erklärt, zum Teil aus dem Umstande, daß die Verkündiger der neuen Religion vielleicht einzelne rein gräko-buddhistische Bildwerke mitbrachten, wie ja auch festgestellt ist, daß gerade zur Zeit der Anfertigung des großen Buddha in Nara Priester unmittelbar aus Indien und Siam eingetroffen waren. Das griechische Element ist vor allem im Faltenwurf der Gewandung zu erkennen, die, der östlichen Landessitte zuwider, einen großen Teil der Brust freiläßt. Besonders auffallend ist der griechische Gewandtypus in einer Reihe stehender Holzstatuen von Mondoshi im Museum zu Nara, Buddhaschüler darstellend. Dasselbe gilt von einem dort befindlichen Bildnis des Richiren, das dem kaiserlichen Prinzen und zeitweise Regenten Shotoku Taischi (572—621) zugeschrieben wird, sowie von einer entzückenden Kinderstatue, die als „kaiserlicher Prinz Shotoku im Alter von zwei Jahren" bezeichnet ist. Die Köpfe jener Heiligen sind fast gar nicht individualisiert, und noch weniger diejenigen der verschiedenen Buddhas. Das Gesicht weicht vom ostasiatischen Typus ab, und nicht selten deutet ein kleiner, gelockter Schnurrbart geradezu auf das indische Fürstenoriginal hin. Derselbe Kopf wiederholt sich nicht nur bei den Bosatsus, sondern auch — einschließlich jenes Schnurrbarts — bei der Göttin der Gnade, Kwannon, der man erst in neuerer Zeit einen mehr madonnenhaften Ausdruck zu geben bestrebt ist. Übrigens gleicht auch ihr Körper fast einem männlichen, und in der Tat war Kwannon ursprünglich als Gott und nicht als Göttin anzusehen. Das durch die altchinesische und die koreanisch-japanische Kunst gehende Festhalten an dem der japanischen Landesgewohnheit nicht entsprechenden Schnurrbart ist um so merkwürdiger,

als er in Indien selbst unter dem griechischen Einfluß der Gandhara-Schule verschwand und nur noch für Darstellungen des Prinzen Gautama vor gewonnener Erkenntnis verblieb. Der Unterschied der einzelnen Gestalten besteht eigentlich nur darin, ob sie auf einer riesigen Lotusblume sitzen oder stehen, in der Haltung der Hände, in einzelnen unterscheidenden Attributen und dem Wechsel zwischen dem runden Heiligenschein und dem den ganzen Körper umgebenden in Form der christlichen Mandorla. Der Schädel Buddhas hat einen eigenartigen, hohe Weisheit bedeutenden Auswuchs und ist mit geringelten Locken besetzt; die Augen sind niedergeschlagen, und auf dem Antlitz lagert der Ausdruck einer unzerstörbaren Ruhe. Der indische Kanon hat für den Gautama Çakyamuni[1]) 32 „große" und 80 „kleine Schönheitszeichen" festgestellt, die mit unsern Begriffen von Schönheit nichts zu tun haben. Bei einer in allen Einzelheiten so begrenzten Kunst und bei unendlicher Wiederholung desselben Gegenstandes mußte der ursprünglich kontemplative Ausdruck zu einem völlig gleichgültigen werden, was ja mit der landläufigen Auffassung von dem zu erreichenden höchsten Seligkeitszustande übereinzustimmen scheint. So roh ist aber die Lehre selbst keineswegs; nach derjenigen des südlichen Zweiges des Buddhismus besteht nämlich die erste und niedrigste Stufe der Meditation (Dhyana) in der Befreiung von Sinnlichkeit und Sünde, wobei aber noch ein Zustand der Freude und des Glücks, entstanden aus dem Leben in der Einsamkeit, doch voll von Betrachtung und Forschung, herrscht, während die vierte und höchste Stufe folgendermaßen beschrieben wird: „Die vierte Dhyanastufe ist die Reinheit in Gleichmut und Erinnerung, ohne Sorge und ohne Freude, nachdem die vorhergegangene Freude und Sorge aufgehoben sind durch die Beseitigung dessen, was Freude macht, und nach Beseitigung dessen, was Kummer bereitet"[2]). In Japan herrscht nun allerdings nicht die Lehre des südlichen, sondern die des nördlichen Zweiges (Sanskrit „Mahayama", japanisch „Daijo"), indessen liegt der wesentliche Unterschied beider Lehren nicht in der Definition der in letzterer von vier auf fünf vermehrten Dhyanas. Als kennzeichnend möge eine Stelle aus einer auf dem Standpunkt des Mahayama stehenden, in japanischer und englischer Sprache verfaßten Schrift[3]), dienen, die in der „Fünften National-Industrieausstellung" zu Osaka durch einen buddhistischen Mönch in derselben Weise, wie es bei uns mit christlichen Traktätchen geschieht, an Europäer verteilt wurde:

In den heiligen Büchern wird Buddhas Persönlichkeit von verschiedenen Gesichtspunkten behandelt. Die Hauptpunkte sind zwei: Unzerstörbarkeit und ewige Glückseligkeit; die erstere ist der Gegensatz zu dem von „Ursache und Bedingung" regierten Zustande, die letztere zu Wechsel und Leid, die der Welt eigen sind. Wir können uns nicht selbst von Leid und Wechsel lösen, weil wir auf Erden geboren sind und von unreinen Handlungen herstammen. Der Buddha, der

[1]) D. h. aus dem Geschlechte der Çakya.

[2]) Nach „Buddhistische Kunst in Indien". Von Albert Grünwedel. Berlin, W. Spemann. 1900.

[3]) The light of Buddha by S. Kuroda. Published by Dairoku-Kyoku-Kyomusho. Osaka, Japan. 36th Year of Mij. 1903.

sich schon selbst von diesen Banden befreite, hat das Nirvana erreicht, in dem er ruhig und glücklich lebt. Er ist ewig, weil er ein für allemal die ewige Wahrheit erreicht hat und sie für immer sein eigen ist. In der Tat war er sowohl veränderlich als vergänglich, denn als geschichtlicher Buddha starb er in seinem achtzigsten Jahre. Solange wir ihn von diesem Gesichtspunkte betrachten, sind wir natürlich geneigt, zu sagen, daß er keinen Anspruch auf unsre Verehrung hat. Wenn wir indessen an Buddha nur als geschichtliche Persönlichkeit denken, ist unser Gesichtspunkt einseitig, und man kann von uns nicht sagen, daß wir das Wesen Buddhas berührt haben. Der Buddha, den wir verehren, ist der, der die Ewigkeit, Unzerstörbarkeit und unfaßbare Größe hat. Man darf nicht annehmen, daß wir uns gestatten, von dem geschichtlichen Buddha als der Verehrung unwürdig zu sprechen. Der Punkt, auf den wir eure Aufmerksamkeit lenken möchten, ist, daß wir die wahre Natur Buddhas in der geschichtlichen Persönlichkeit erkennen. In andern Worten: der geschichtliche Buddha ist die Vereinigung zweier Charaktere, eines übernatürlichen und eines natürlichen. Aus diesem Grunde erweisen wir auch dem geschichtlichen Buddha Ehre.

Dieser Teil der rein philosophisch gehaltenen Schrift könnte fast einer christlichen Abhandlung entnommen sein. Um so mehr wirkt es wie der triviale Schluß eines schwungvoll begonnenen Heineschen Gedichtes, wenn als Kernpunkt der Mahayana-Lehre enthüllt wird, daß es zur Erlangung der buddhistischen Seligkeit vollkommen genügt, den Namen des Buddha Amitabha inbrünstig zu wiederholen. Das führt uns zu einer der am häufigsten dargestellten Formen des Buddha, nämlich des Amitabha, wie der Sanskritname ist, japanisch Amida, äußerlich gekennzeichnet durch die im Schoß liegenden, mit den Daumen und daran geschlossenen Fingern sich berührenden Hände. Die Erklärung dieser Gottheit ist nicht leicht. Die Mahayana-Lehre nimmt nämlich entsprechend den fünf Stadien des Dhyana über dem niederen Götterhimmel noch fünf Dhyani-Himmel an, entsprechend den fünf menschlichen Buddhas, von denen vier, immer dasselbe lehrend, in großen Perioden aufeinander gefolgt sind, zuletzt Gautama, und deren fünfter Maitreya noch folgen soll, als Messias das Bestehen der gegenwärtigen Welt abschließend. In jedem dieser Himmel thront ein mystisches Gegenbild, gewissermaßen der spiritus rector des betreffenden Buddha, nebst einem Nachfolger, Dhyanibadhisatva. Das Gegenbild Gautamas ist Amitabha, der Ausfluß des Lichts. Der Volksglaube hat dieser Gottheit einen besonderen Grad des Wohlwollens vindiziert; sie ist gegenwärtig neben der Kwannon, der Göttin der Gnade, die populärste, was sich bereits aus der alleinseligmachenden Gebetsformel der herrschenden Lehre erklärt. Für den, der sie wörtlich nimmt, ist es überaus leicht, die Seligkeit zu erringen, wenn auch zweifellos ursprünglich ein tieferer Sinn damit verbunden ist, der vielleicht bis zu einem gewissen Grade an die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben anklingt. Die bekannteste Darstellung des Amida ist der sogenannte große Daibutsu zu Kamakura, ein Bildwerk, das durch seinen Ausdruck in der buddhistischen Bildnerei vielleicht einzig dasteht. Die Großartigkeit der Auffassung und das gewaltig Monumentale werden auf jeden Beschauer wirken, so daß man geneigt ist, ihn überhaupt den größten Kunstwerken der Erde beizugesellen. Es liegt nahe, einen Vergleich mit den Bestrebungen der christlichen Kunst zur Darstellung des Erlösers zu ziehen; aber das Wesen der Darzustellenden ist doch, trotz zahlreicher und naher Berührungspunkte, schließlich ungemein verschieden gedacht, und dem entspricht auch ein vollkommen abweichender Weg, den in beiden

Fällen die Kunst genommen hat, bezeichnend auch für den grundsätzlichen Unterschied westlicher und östlicher Lebensauffassung. Auf der einen Seite der Mensch gewordene Sohn Gottes, in Dürftigkeit geboren, in und mit dem Volke lebend, lehrend und zur Erlösung der Menschheit in einen qualvollen und erniedrigenden Tod gehend — auf der andern Seite der Fürstensohn, der dem Wohlleben entflieht, um in freiwilliger Armut in der Einsamkeit durch Nachdenken zur Wahrheit zu gelangen, gleichfalls lehrend und in hohem Alter in das Nirvana eingehend, d. h. eines natürlichen Todes sterbend; dort eine Lehre der Selbstverleugnung und Liebe, verbunden mit dem Glauben an einen lebendigen Gott, der auch des einzelnen Schicksal leitet, und an ein bewußtes Fortleben nach dem Tode — hier gleichfalls eine Lehre des Mitleids und der Liebe zu jedem lebenden Wesen, aber ursprünglich ohne einen Gott und ohne Unsterblichkeit der Seele, keine grobsinnliche Seelenwanderung wie die des Brahmanismus und des buddhistischen Volksglaubens, sondern ein Entstehen neuer Existenzen aus den Elementen der in demselben Augenblick aufgelösten alten, als höchster Lohn schließlich das Eingehen zum Nirvana, d. h. Ausklingen und Aufhören, und für einzelne, die sich zu besonderer Vollkommenheit durchgerungen haben, die Erreichung der Stufe eines Bodhisatva oder gar Buddha — und doch selbst die Existenz im Dhyanihimmel nur die Glückseligkeit der Resignation; dort tätiges Leben — hier Beschaulichkeit, und in diesen Stichworten die Gegensätze der Völker. Es liegt auf der Hand, wie anders so verschiedene Auffassungen die Kunst beeinflussen mußten.

Gewiß war auch die altchristliche Kunst lange Zeit eine völlig gebundene; sie griff zuerst — gewissermaßen ratlos — nach antiken Formen und verschmähte, bei dem Unvermögen, Christus persönlich darzustellen, nicht, ihn durch heidnische Gottheiten zu symbolisieren; erst allmählich, in Anlehnung an klassische Vorbilder, schuf sie sich eine starre, jeder Individualität entbehrende Idealgestalt. Nach verschiedenen schwächeren Bestrebungen durchbrach der große Giotto, eigentlich schon vorher Cavallini, den Bann, und es entstand nun ein unentwegtes oder doch immer wieder aufgenommenes und selbst heute in unsrer indifferenten Zeit nicht ganz ruhendes Streben nach der Schaffung einer Gestalt des Erlösers, wie sie dessen Wesen zu entsprechen schien. Je nach dem Können und auch nach dem kirchlichen Standpunkt des Betreffenden waren diese Darstellungen mehr oder weniger individualisiert; man kann aber wohl sagen, daß das Streben nach Individualisierung ein zunehmendes war und namentlich heute in Übereinstimmung mit der gesamten Lebensauffassung im Vordergrunde steht. Damit sind wir zu einem der schärfsten Gegensätze zwischen Westen und Osten, zwischen Europa und Asien gelangt, einem Gegensatz, der insofern sich beständig gesteigert hatte, als das Streben, die Geltung des Individuums zu betonen, bei uns immer mehr zugenommen hat, während in dem gesamten Asien bis vor nicht langer Zeit alles beim alten geblieben ist. Trotz vieler Modernisierungsausschreitungen und der Hinneigung zu amerikanischen Sitten, an denen die Jugend des neuen Japan Geschmack gefunden hat, weil der äußerste Gegensatz zu dem bisher Bestehenden einen unwiderstehlichen Reiz ausübte, steht nach japanischer Anschauung auch heute die Familie noch immer hoch über

dem Individuum; die ganze Moral beruht auf dieser Anschauung und auf der damit zusammenhängenden Verehrung der Vorfahren. Noch heute werfen ernst zu nehmende japanische Schriftsteller die nicht immer richtig verstandene Stellung des Individuums in Europa uns als eine inferiore und eigentlich unmoralische Auffassung vor. Unter diesen Umständen ist es leicht verständlich, wenn die bildende Kunst von einer Individualisierung Buddhas und des zugehörigen Götter- und Heiligenkreises überhaupt so gut wie Abstand genommen hat. Zum mindesten sind die von japanischen Kunstgelehrten behaupteten Bestrebungen und Erfolge auf diesem Gebiet[1]) für ein europäisches Laienauge kaum wahrnehmbar. In der christlichen Kunst wird der Heiland nicht nur von den verschiedenen Künstlern anders aufgefaßt, sondern auch derselbe Künstler stellt ihn bald als spielendes Kind, bald als Lehrer in voller Manneskraft, bald als den „Schmerzensmann", unter Qualen sterbend, auferstehend und schließlich als Weltrichter dar. Auf indischen Reliefs können wir wohl auch die Geburt Gautamas und Szenen aus seinem weltlichen Leben dargestellt sehen, dann Wunder, die er später übte und schließlich sein Nirwana; selbst eine Veränderung des Typus seit dem Beginn seines heiligen Lebenswandels ist wahrzunehmen. Damit schließt aber das Persönliche ab, und auch die rein menschlichen und individuellen Züge scheinen nicht nach Japan übertragen worden zu sein, weil sie mit der Lehre eigentlich nichts zu tun hatten und das persönliche Interesse, das der Indier an dem historischen Landsmann nahm, in weiter Ferne fehlte. Außerdem ist in Japan aber auch die monumentale erzählende Darstellungsweise, als welche sich das Relief charakterisiert, höchst selten und auf Holzschnitzereien beschränkt. Am charakteristischsten ist es vielleicht, daß der Kopf eines in das Nirwana eingehenden Buddha sich von dem eines auf der Lotusblume stehenden oder sitzenden nicht unterscheidet, und daß selbst die Figur mehr eine umgelegte stehende als eine liegende ist; diese Darstellung des Nirwana ist übrigens nicht spezifisch japanisch, sondern bereits indisch. Der einzige mir bekannte Fall, in dem ein großes Empfinden, eine tiefe Auffassung der Religion in ein japanisches Kultusbild, auch ohne hervortretende menschliche Individualisierung, gelegt erscheint, in dem also der Bildhauer sich eine entsprechende Aufgabe gestellt hat wie die christlichen Künstler, ist jener Amida zu Kamakura. Die in der vorgeschriebenen Haltung auf einer Lotusblume sitzende Kolossalstatue von Bronze von fast fünfzig englischen Fuß Höhe ist aus einzelnen Gußstücken zusammengesetzt. Zum Glück ist der sie umgebende, nach Ausweis der übriggebliebenen Grundsteine höchst enge Holztempel schon vor langer Zeit abgebrannt, so daß man das Bildwerk inmitten einer herrlichen Natur ungeschmälert im hellen Sonnenlicht sieht. Unwillkürlich hemmt man seinen Schritt auf dem gewundenen Wege, wenn zwischen den Bäumen der Koloß mit dem rätselhaften Antlitz auftaucht. Zuerst glaubt man nur Ruhe — nicht die Ruhe des Toten, auch nicht des

[1]) Das bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung 1900 von der japanischen Ausstellungskommission veröffentlichte, sehr wertvolle Prachtwerk „Histoire de l'art du Japon" behauptet das Vorhandensein entschiedenerer Abwandlungen, als es mir zu erkennen vergönnt war.

Schlafenden, nein, die des wachend sich gegen die Außenwelt Verschließenden — in dem leicht nach vorn gebeugten Antlitz mit den scheinbar geschlossenen Augen wahrzunehmen; aber ein merkwürdig hoheitsvoller, fast mitleidiger Zug umspielt den Mund, und wenn man ganz nahe herantritt, erkennt man, daß die Augen doch geöffnet sind und unter den tief herabhängenden Lidern nach unten schauen. Was wollte der Künstler hineinlegen? Vielleicht: „Müht euch nicht umsonst, ihr armseligen Menschen auf Erden, um die Lösung der euch ewig verschlossenen Rätsel!" Ein andrer mag andres in diesem Antlitz lesen — etwas Großes ist es jedenfalls und anscheinend mehr noch als der abgeklärte Zustand des Dhyanihimmels[1]).

Das Bildnis stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, unmittelbar vor der Zeit des Giotto und Dante. Indessen während jene großen Männer fruchtbringend wirkten und eine Grundlage schufen, ohne die schwerlich die „Renaissance" möglich gewesen wäre, ist hier von einer Weiterwirkung des ungenannten Künstlers nichts zu spüren. Bezeichnend aber ist es doch, daß das prachtvolle Buddhabildnis gerade zu jener Zeit in Kamakura entstanden ist. Dieser Ort war die Residenz der ersten Shogune aus der Familie der Minamoto, während der machtlose Mikado in Kyoto residierte, nachdem Nara als Hauptstadt aufgegeben war. Die Nachfolger des ersten Shoguns Yoritomo verfielen in weichliches Leben, und die eigentliche Machtausübung ging für ein Jahrhundert auf die sogenannten „Regenten" der Hojo-Familie über, so daß drei Herrscher nebeneinander bestanden, von denen nur einer Gewalt hatte. Naturgemäß hatte der Hof in Kamakura seinen eigenen Kunstkreis, und unter der Herrschaft des Kriegers Yoritomo, mit der das feudale Zeitalter Japans beginnt, kam ein kräftigeres und realistischeres Element in die Kunst. Nun ist aber der „große Daibutsu", wie jener Amida im Volksmunde heißt, erst ein halbes Jahrhundert nach jenem Shogun, zur Zeit seiner schwachen Nachfolger entstanden — auch der Höhepunkt griechischer und römischer Kunst fällt nicht mit dem der politischen Macht zusammen.

Die übrigen Buddha-Darstellungen in Holz, aus zusammengefügtem getriebenem Blech oder in Bronzeguß, sowie die verschiedenen Bosatsus (Bodhisatvas) erscheinen dem Laien recht eintönig, so sehr sie für den Gelehrten, der den griechischen, indischen, tibetanischen, chinesischen und koreanischen Elementen nachforscht, oder den Deuter der Handhaltung (Mudra) und der verschiedenen Attribute von Interesse sein mögen.

Die ältesten in Japan hergestellten Bildwerke sind noch höchst unfrei und von unvollkommener Technik; die Verbindung zweier getriebener Platten von Messingblech zu einer Statue vermehrt den Eindruck des Steifen und Unbehilflichen. Das nach Angabe der Priester älteste in Japan hergestellte plastische Bildnis des Gautama ist in Bronze gegossen und befindet sich im Horyugi-Kloster bei Nara. Nach einer Inschrift ist es 623 n. Chr. hergestellt, und zwar

[1]) Hans Haas sieht in seiner hochbedeutenden „Geschichte des Christentums in Japan" den unübertroffenen künstlerischen Ausdruck der resignierten Stimmung der Zen-Sekte, die man die Quäker des japanischen Buddhismus genannt hat. (Supplement der „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens". Tokyo 1902.)

in Erfüllung eines Gelübdes des zwei Jahre vorher verstorbenen Shotoku, der selbst viel Besseres zu schaffen verstand als dies des Lebens entbehrende, unsympathische Werk des Shibakuro.

Das riesige, bereits bei Gelegenheit der Schilderung des Todaiji-Tempels erwähnte Buddhabild ist 749 n. Chr. angefertigt; der französische Kunsthistoriker Gonse[1]) gibt ihm, abgesehen von dem aus späterer Zeit datierenden, sehr häßlichen Kopf, auch künstlerisch den Vorrang vor dem in Kamakura; die Dunkelheit des Raumes macht es schwer, das zu erkennen; auch vermag ich mich des Eindrucks einer unverhältnismäßigen Größe der Hände nicht zu erwehren. Geradezu abschreckend wirkt ein andres Kolossalwerk, ein aus dem zwölften Jahrhundert stammender riesiger Buddhakopf von Holz im Daibutsu-den in Kyoto. Am abstoßendsten aber erscheinen uns die Kwannon-Statuen mit elf Köpfen, darunter sogar ein Pferdekopf, und zahlreichen Armen. Die überzähligen Köpfe sind noch in diskreter Weise ganz klein, wie Teile der Frisur des Hauptkopfes, dargestellt; die ohne Rücksicht auf Anatomie (gleich den Flügeln antiker Genien und christlicher Engel) angefügten vielen Arme, die allerdings auch bei Buddhadarstellungen vorkommen, geben dem Ganzen etwas Insektenhaftes. 1001 derartige vergoldete Statuen sind in dem einem Exerzierschuppen gleichenden Tempel San-ju-san-gen-do in Kyoto vereint. Sie tragen außerdem noch kleinere Bilder derselben Göttin auf dem Haupt oder in den Händen, so daß die Gesamtzahl auf 33333 steigt. Der Anblick ist im höchsten Grade unerfreulich; man glaubt eine Sammlung riesiger Käfer zu sehen, — auch der Gedanke, daß alle diese zahllosen Arme Gnade spenden sollen, ist ein Zuviel des Guten. Ich muß aber feststellen, daß solche Scheußlichkeiten doch eine Ausnahme sind und daß im Gegensatz zu China der Eindruck der japanischen Tempel im großen und ganzen ein würdiger ist. Das gilt sogar von der Riesenstatue der Kwannon in Kamakura, die man leider in dunkelm Raum nur durch Beleuchtung der einzelnen Teile durch Laternen mühsam erkennen kann.

Ich bin weit entfernt davon, hier einen Abriß japanisch-buddhistischer Mythologie geben zu wollen, muß aber doch noch andre Gottheiten erwähnen, deren Gestalten in ausgesprochenem Gegensatz zu denen des eigentlichen Buddhakreises mit ihrem ruhigen und milden Ausdruck und ihren den alten gräko-indischen Vorbildern entsprechenden Gesichtsformen stehen. Während bei diesen die Augen ziemlich horizontal gestellt sind, hat das japanische Schönheitsideal schräg gestellte Augen, und beim Manne drücken hochgezogene äußere Augenwinkel und starke, hochgeschwungene Augenbrauen das Heldenhafte aus; Augenstellung und Augenbrauen gelten als bezeichnend für den Charakter; aus diesem Grunde rasiert auch der Schauspieler nicht allein den Bart und zur besseren Anpassung der verschiedenen Perücken das Haupt, sondern auch die Augenbrauen, um sie je nach Bedarf malen zu können. Auch die buddhistischen Engel (Tennin), die bald ohne, bald mit Flügeln, mitunter mit einem langen Federschwanz erscheinen und sich, den christlichen Engeln gleich, vornehmlich mit Musik

[1]) L'art Japonais par Louis Gonse.

beschäftigen, zeigen den Schönheitstypus japanischer Frauen auch in bezug auf die Augen, obwohl sie ebenfalls aus Indien stammen. Sie werden hauptsächlich als Wandgemälde oder in durchbrochenen Holzreliefs (Ramma) in den Tempeln dargestellt. Nach japanischer Anschauung sind außer jener Stellung der Augen und Augenbrauen eingekniffene Lippen, heruntergezogene Mundwinkel Zeichen der Kraft. Treten dazu noch hervorquellende Augäpfel, so entsteht der abscheuliche und zugleich lächerliche Typus des Höllenrichters Emma-o. Er ist der äußerste Gegensatz zum liebenswürdigen Jizo, der sich in der Unterwelt als getreuer Eckart der armen Seelen der Kinder annimmt; sein freundlicher Mönchskopf, der an einen von Fra Angelico da Fiesole gemalten Dominikanermönch erinnert, pflegt fast horizontal gestellte Augen, natürlich geformte Augenbrauen und einen kleinen, runden Mund zu haben.

Den „heldenhaften" Ausdruck, nach japanischem Begriff, tragen auch die zu Tempelwächtern unter dem Namen Ni-o heruntergekommenen indischen Götter Brahma und Indra. Der unangenehme Eindruck ihrer bemalten, großen Holzstatuen in den Tempeltoren wird dadurch gesteigert, daß die ihnen gezollte Verehrung sich merkwürdigerweise im Anspucken äußert; wenn nämlich die gekauten Papierschnitzel, auf die die Gläubigen ihre Wünsche aufgezeichnet haben, an dem Gotte haften bleiben, darf auf Erhörung gerechnet werden. Dennoch und trotz der Übertreibung ihrer Muskulatur haben diese Bildwerke Bedeutung für die Kunst, weil überhaupt Bewegung und Kraftentfaltung zum Ausdruck kommen im Gegensatz zu den in beschaulicher Ruhe dasitzenden Buddhas mit weichlichen, wenig ausgeprägten Körperformen, ja, sogar mit Füßen, die zum Gehen ungeeignet sind. Ein unendlich oft dargestellter Heiliger, Darma mit Namen, hat die Abtötung des Körperlichen gar so weit getrieben, daß ihm vom dauernden Sitzen die Füße abfielen. Da stehen denn doch einer Kunst nach unsern Begriffen jene Wüteriche an den Tempeltoren noch näher. Etwas veredelter pflegen die vier Tenno oder Welthüter, die mit grimmiger Gebärde eine Waffe schwingen, dargestellt zu werden. Der Muskelbau ist, wie man sich in Nara überzeugen kann, mitunter so vorzüglich nachgebildet, daß unmittelbares Naturstudium vorangegangen sein muß. Daß das wirklich der Fall gewesen ist, und daß dieselben priesterlichen Künstler, die die Formen des Buddha lediglich nach den Überlieferungen wiedergaben, sich gleichzeitig eingehend mit der Natur beschäftigten und sie zum Vorbild nahmen, wo die Kultusvorschriften nicht entgegenstanden, beweisen die schon erwähnten alten Holzstatuen. Sie stehen keineswegs vereinzelt da; diese naturalistische Art der Plastik ist vielmehr dauernd mit Erfolg gepflegt worden, hat aber merkwürdigerweise, abgesehen von der Kleinkunst, auch immer nur religiösen Zwecken gedient, d. h. zur Darstellung heiliger Männer für die Tempel. Ging man ausnahmsweise zum Porträt eines Herrschers über, so war auch dieses für einen geweihten Platz und für die Verehrung nach dem Tode bestimmt, wie die Sammlung von farbigen, sitzenden Figuren von Shogunen der Ashikaga-Dynastie nebst dem Bildnis des Jeyasu aus der Tokugawa-Familie (vom 14. bis 16. Jahrhundert) in dem Toji-in-Kloster in Kyoto. Das Material ist fast immer bemaltes oder mit Lack behandeltes Holz, während der Bronzeguß einem Teil

der Götterbilder vorbehalten bleibt. Es kommt indessen auch gefärbter Ton vor; in diesem Material findet sich im Museum zu Nara die sitzende Statuette eines Rakan (Jünger Buddhas), der mit seinem abgemagerten Körper lebhaft an Dürers „Schmerzensmann" erinnert. Um so krasser ist der Unterschied im Ausdruck: bei Dürer ein in edler Duldung geneigtes Haupt, hier ein in wütendem Schmerz zurückgeworfener Kopf mit weitgeöffnetem Munde. Der Name des Künstlers ist Kuratsukurino Tori oder Tori Bushi aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts, der als der älteste japanische Bildhauer von Bedeutung gilt.

Einer der berühmtesten Bildschnitzer des zwölften Jahrhunderts ist Unkei, von dem wie von Tankei das Museum zu Kyoto kostbare Schätze birgt; ein die Hand dozierend erhebender Heiliger ist von ganz außerordentlicher Lebenswahrheit. Derselbe Künstler schuf auch Götterbilder; von dem einen, einer Darstellung des Höllenrichters, erzählt die Legende, daß Unkei es erst nach seinem Tode geschnitzt habe, von jenem nach der Oberwelt beurlaubt, um ihn nach eigener Anschauung treu wiederzugeben.

Dem eigentlichen Götterkreise nicht ebenbürtig sind die sogenannten „sieben Glücksgötter", mit Ausnahme der liebenswürdigen Benten mehr komische als ehrwürdige Gestalten und in der Tat für die Künstler eine Quelle nie versiegenden Humors. Ehrfurchtslos werden ihnen allerlei Torheiten und Abenteuer zugemutet, wie bei uns etwa den typischen Gestalten der alten „Fliegenden Blätter" und des „Kladderadatsch". Sie gehören daher hauptsächlich in das Gebiet der Kleinkunst und der Karikatur [1]).

Bei dem hervorragenden Natursinn der Japaner liegt es nahe, daß sie sich in der Darstellung von Tieren und Pflanzen auszeichnen, was vornehmlich im gefärbten oder vergoldeten Holzrelief der oberen Innenwände (Ramma) der Tempel und Schlösser, sowie in den Schnitzereien an den Toren und den die Tempelhöfe umschließenden Galerien zutage tritt. Den Höhepunkt bildet auch in dieser Beziehung Nikko, doch kann man auch an andern Orten geradezu wunderbare Arbeiten sehen, in denen Blumen und Vögel in vollendet charakteristischer, lebensvoller und graziöser Weise wiedergegeben sind. Neben der Ramma sind es Torsäulen, die oft hervorragende Reliefs, namentlich Drachen, zeigen.

Aber auch einzelne Tiere in annähernd lebensgroßem Maßstabe sind als Tempelweihgeschenke Gegenstand der Darstellung geworden. Abgesehen von den Füchsen aus Stein und Ton vor den zahllosen Inari-Heiligtümern und den aus China übernommenen stilisierten Löwen- (oder Hunde-?) Paaren mit offenem und geschlossenem Maul sind es vornehmlich Pferde und Stiere; zum Shinto-Tempel Kitana Tenjin in Kyoto führt eine aus solchen Tieren und Steinlaternen gebildete Doppelreihe; das Material ist teils Bronze, teils Basalt oder ein bunter, marmorähnlicher Stein. Infolge der geringen Eignung des Steinmaterials sind diese Arbeiten ziemlich plump. In der prachtvollen

[1]) Netto und Wagner in ihrem „Japanischen Humor" beschäftigen sich eingehend mit ihnen.

Kryptomerienallee des Waldes von Nara, die zum Tempel Kasuga no Miya leitet, sieht man einen liegenden, wasserspeienden Hirsch, der an die besten derartigen Arbeiten in unsern Rokokoparks erinnert.

Im übrigen ist Stein in Japan ein ungewöhnliches Material für die Bildhauerkunst, und die zahlreichen kleinen Steinbilder des Gottes Jizo auf den Friedhöfen können keinen Anspruch auf die Bewertung als Kunstwerk machen.

Die vielen Votivlaternen von Stein oder Bronze vor den Tempeln wie die steinernen Zierlaternen in den Gärten gehören eigentlich mehr der Architektur als der Skulptur an, sind aber Zeichen eines ausgeprägten Formensinnes.

Mitunter, wenn auch nicht allzu oft haben die Tempelbrunnen Gelegenheit zur Ausführung hervorragender Kunstwerke in Bronze geboten; ein Lotosblatt, aus dem das Wasser überquillt, oder ein glaubhaft lebensvoll gearbeiteter Drache, der Wasser speit, pflegen die Motive zu sein.

Die Bildhauerei im großen Stil diente demnach dem Kultus und blieb in den Händen der Priester oder doch unter ihrer Leitung; in profane Hände ging eigentlich nur die mehr dem Kunstgewerbe angehörige Kleinkunst über, die sich zu hoher Blüte entfaltete. Bescheidene Künstler lebten mit der diesem Volke eignen Anspruchslosigkeit bei geringen Einkünften, aber sorgenfrei an den Höfen des Mikado, des Shogun, der Daimios oder andrer großer Herren und hatten Muße, ein kleines Kunstwerk in einem langen Zeitraum auszuführen, der zur mikroskopisch treuen Wiedergabe der Einzelheiten der Natur erforderlich ist. Dieser Treue im Kleinen stand die wunderbare Naturauffassung und Charakteristik gleich, wenn es sich um Tiere und Pflanzen handelte. Dazu kam eine Fülle origineller Einfälle, die an die köstlichen „Croquis“ Chodowieckis am Rande seiner ersten Abdrücke erinnern, und ein großartiger Humor. Vor allem sind es die sogenannten Netzukes, zum Festhalten von Tabakstaschen, Pfeifen oder Medizinbüchsen im Gürtel bestimmte Knöpfe, die in Holz, Knochen oder Elfenbein die merkwürdigsten und kunstvollsten Gestalten annehmen; nicht selten zeigen sie auch erhabene Metallarbeit. Dann gehören die Schnitzereien auf Pfeifenfutteralen hierher und die oft höchst künstlerisch ausgeführten Metallreliefs an den verschiedenen Teilen des Schwerts, namentlich an der Tsuba (Stichblatt).

Halb zum Tempel, halb zum Hausgerät gehörig sind die Vasen und Räuchergefäße von Bronze und Porzellan, die infolge ihrer schönen Form oder der sie schmückenden plastischen Darstellungen dem Bereich der Bildhauerei zuzuweisen sind. Einzelne alte Vasen lassen sich auf Persien zurückführen. Stilisierte Tiere spielen, namentlich als Räuchergefäße, eine große Rolle. Besonderer Liebe erfreut sich die schlafende Katze, von der der Japaner, um ihre Lebenswahrheit zu charakterisieren, gern sagt: „Wecke sie nicht auf!“ In der Darstellung der Schildkröten brachte es Seïmin im 18. Jahrhundert zur höchsten Virtuosität. So entstand schließlich ein ausgeprägtes Spezialistentum.

Auch die aus verschiedenem Material angefertigten Masken sind hier zu erwähnen. Sie dienten religiösen wie Hofzeremonien und dem Theater und

zeigen neben einfachen Verzerrungen eine außerordentliche Beherrschung des Ausdrucks, den Höhepunkt vielleicht im Komischen, für das der Japaner einen ausgeprägten Sinn hat.

So war der Zustand der japanischen Bildhauerei, seit Jahrhunderten im wesentlichen feststehend, als die neue Zeit mit bisher unerhörten Anforderungen an sie herantrat. Wie die Religion, blieb, abgesehen von dem zeitweisen Zurücktreten des Buddhismus, auch die religiöse Kunst unberührt; um so entscheidendere Wandlungen aber wurden der Profankunst zugemutet. Sie hatte im großen Stil bisher gar nicht bestanden, und doch wurden ihr von Staats wegen sofort große Aufgaben gestellt. Menschen waren bisher nur nachgebildet worden, wenn sie durch eine gewisse Heiligkeit darauf Anspruch hatten oder als Herrscher nach ihrem Tode Verehrungsobjekte geworden waren; immer aber waren diese Darstellungen für geheiligte Innenräume bestimmt. Mit der schnellen Modernisierung regte sich auch das Bedürfnis, die Helden Japans, wie in Europa, durch Denkmäler zu feiern, und im Jahre 1892 wurde in Tokyo auf einem großen, freien Platze, hinter dem ein Jahr später der Kriegergedächtnistempel Shokonsha entstand, die erste Bildsäule errichtet. Sie ist eine Schöpfung Okuma Ujihiros und stellt den Feldherrn Omura Masujiro dar, einen Hauptkämpfer für die Wiederherstellung der Gewalt des Mikado und als Vizekriegsminister Mitorganisator der neuen Armee. Man kann sich vorstellen, wie außerordentlich schwer die Aufgabe war, die dem in Rom ausgebildeten Künstler hier erwuchs. Er hatte einen noch nicht dagewesenen Auftrag zu erfüllen und seinen Landsleuten etwas ihren Begriffen bisher ganz Fremdes vorzuführen. Es handelte sich um einen Repräsentanten des Anbruchs der neuen Zeit, der zugleich noch ein echter Japaner alter Art war. Zudem sollte ein so neuartiges Gebilde in japanischer Umgebung stehen — das Denkmal war zwar auf freiem Platze, aber inmitten einer langen Doppelreihe von Steinlaternen geplant und zu seinem Hintergrunde ein Shintotempel bestimmt. Ich möchte näher darauf eingehen, wie dieses überaus schwierige Problem gelöst wurde. Auf einem von liegenden eroberten Geschützen umgebenen Quaderunterbau, der ein von Bogen und Pfeilen gebildetes Eisengitter trägt, erheben sich drei sich verjüngende sechseckige Steinsockel übereinander, darauf mit einfacher runder Basis ein hoher Zylinder von Bronze mit umfangreicher Inschrift. Der Feldherr, in altjapanischer Tracht, die beiden Schwerter des Edelmanns im Gürtel, steht in trotziger Haltung da, in der linken Hand einen modernen Feldstecher, wie der Leiter einer Schlacht. Der Kopf ist sehr charakteristisch; in der ganzen Gestalt liegt ein ausgesprochenes Kraftgefühl und der Ausdruck des Zielbewußten. Das alles würde noch mehr zur Geltung kommen, wenn die Figur für ihre Größe nicht etwas zu hoch gestellt wäre. Nur für eine Einzelheit ist dieser Umstand günstig, und zwar, daß eine gewaltige Übertreibung, die schon zu bissiger Karikatur Anlaß gegeben hat, nicht noch mehr hervortritt, nämlich die geradezu ungeheuerliche Größe der Augenbrauen; der Künstler ist hier in die alte Auffassung von der Bewertung der Augenbrauenstärke für das Maß männlicher Kraft und Tapferkeit zurückgefallen. Trotzdem und trotz der mangelnden Harmonie zwischen Sockel und Bildwerk darf das

Ganze als eine unter diesen schwierigen Verhältnissen anerkennenswerte Leistung und als glücklicher Anfang bezeichnet werden.

Sieben Jahre später erhielt Tokyo ein zweites Denkmal, das einen andern Paladin des Mikado, den tapferen Saigo Takomori, darstellt. Von dem Professor an der dortigen Kunstschule Takamura Koun geschaffen, erhielt es im Ueno-Park, wo die letzten Anhänger des Shogun besiegt wurden, seinen Platz. Dem Herrscher göttlicher Abstammung in Treue ergeben, schlug Saigo allen Widerstand gegen diesen nieder; Legitimist, begeisterter Patriot und durch und durch Altjapaner, sah er alles Unheil, das während der letzten Zeit der Herrschaft der Shogune über sein Vaterland gekommen war, im Eindringen der Fremden; von der Wiederaufrichtung der Gewalt des Mikados schien ihm die Wiedergeburt alten Wesens unter Auslöschung jedes fremden Einflusses untrennbar und unter diesem Zeichen war auch in der Tat ursprünglich die Restauration erfolgt. Die neue Gewalt aber hatte sich mit richtiger Erkenntnis bald überzeugt, daß ihr und des Landes gedeihliches Bestehen in der bisherigen Abgeschlossenheit auf die Dauer nicht möglich sei; man lenkte daher in die entgegengesetzte Bahn ein und begann unumwunden den großen Schritt der Europäisierung. Der Gesichtskreis Saigos war nicht weit genug, das zu fassen, und mißverstandene Vaterlandsliebe siegte bei ihm über die Untertanentreue: er regte den sogenannten Satsuma-Aufstand an, unterlag und machte seinem Leben durch Harakiri ein Ende. Die großen früheren Verdienste des außerordentlich volkstümlichen Helden bewogen den Mikado später, sich nur dieser und seines tragischen Endes zu erinnern, sein Andenken und seine Familie zu rehabilitieren und ihm am Schauplatze seines Ruhmes ein Denkmal zu setzen. Die Urteile über dieses sind höchst ungünstig; auch Adolf Fischer[1]) spricht sich ganz abfällig darüber aus; ich vermag dem jedoch nicht so völlig beizustimmen. Saigo war nämlich ein Mann von ungewöhnlich schwerfälliger Figur und großer Leibesstärke, daher auch als schlechter Reiter bekannt, und noch heute erzählt man, wie er sich bei einer Truppenschau ohne ersichtlichen Grund vom Pferde getrennt hat. Solche Gestalt ist ein unglücklicher Vorwurf für einen Bildhauer; vielleicht hat dieser sich allzusehr an die Natur gehalten; auch fehlt es der Figur an Leben. Ausgezeichnet kommt dagegen in dem ungeheuren Stiergenick und dem mächtigen, zwischen breiten Schultern auf kurzem Halse thronenden Kopf mit gewölbter Stirn, sowie im Blick das Starre, Unbeugsame und Beschränkte zum Ausdruck. Aber es fehlt jeder Versuch der Veredlung, überhaupt alles, was andeuten könnte, daß wir es mit einem tragischen Helden zu tun haben. Er ist auch nicht als Feldherr dargestellt, sondern wohl als Jäger; darauf scheint wenigstens der leichte Anzug, das kurze Schwert und der japanischer Tierdarstellung leider nicht würdige, kleine Hund an der Leine hinzudeuten.

Ich habe diese beiden Denkmäler so ausführlich beschrieben, um zu erläutern, welche Schwierigkeiten dem Künstler auf diesem Gebiete in Japan entgegenstehen. Seitdem hat sich die Zahl der öffentlichen Standbilder in Tokyo und

[1]) Adolf Fischer, Wandlungen im Kunstleben Japans. Berlin, B. Behr (E. Bock). 1900.

auch an andern Orten vermehrt; sie sind alten und neuen Helden errichtet worden; man sieht sogar zwei Reiterstandbilder. Fortschritte sind nicht zu verkennen, sehr erwärmt wird man aber noch nicht von diesen Leistungen. Es sieht fast aus, als wenn die Künstler sich selbst noch nicht genügend für ihre Aufgabe zu begeistern vermöchten, als wenn es ihnen noch nicht gelänge, eine heldenhafte und ausdrucksvolle menschliche Gestalt vor ihre Seele zu zaubern. Bei der Darstellung neuerer Persönlichkeiten herrscht ein sehr äußerlicher Realismus vor; Helden aus alter Zeit verfallen, wie das ja auch anderwärts vorkommt, allzu leicht dem Schicksal konventioneller, glatter Behandlung oder einer unschönen Archaisierung, wie das gegenwärtig den Donjon des Osaka-Kastells auf einem provisorischen Holzsockel krönende Standbild des großen Machthabers und Erbauers jener Feste, Hideyoshi.

Ganz wie bei uns spielen die Kriegerdenkmäler eine große Rolle, und zwar in allen Arten, von rohen oder behauenen Steinblöcken in altgewohnter Form bis zur modernen Gruppe mit der Fahne auf reliefgeschmücktem Sockel (in Kumamoto). Eine besondere Vorliebe scheint für die Nachbildung von Waffen und Geschossen in riesiger Größe zu bestehen, vom Bajonett bis zum Torpedo, wie ja auch vor den Tempeln wirkliche Granaten als Weihgeschenke aufgestellt werden. Sinnvoll mag das sein, aber nicht schön, und man ist geneigt, über die Einwirkung solcher Motive auf den japanischen Formensinn sehr pessimistisch zu urteilen, wenn man dabei noch einen ebenso häßlichen wie unmöglichen Adler sieht, wie in Nagoya, obwohl schwerlich in einem andern Lande die Kunst der naturgetreuen und charakteristischen Darstellung von Raubvögeln eine solche Höhe erreicht hat.

Die nicht-offizielle Bildhauerei, wenn ich mich so ausdrücken darf, bevorzugt offenbar noch kleinere Maße und als Material Holz und Elfenbein, ohne den Bronzeguß und die Terrakotta zu vernachlässigen. Sie neigt schon zum Kunstgewerbe hinüber und wählt mit Vorliebe Gegenstände, die sich zur Aufstellung in einem Zimmer eignen. Der Kunstpavillon der vorjährigen Industrieausstellung in Osaka enthielt nur wenige, aber recht ansprechende Skulpturen dieser Art, Genreszenen, wie mit Kindern spielende Frauen, und Tierdarstellungen; dergleichen liegt dem japanischen Kunstgefühl viel näher, als das Großartige und Heroische. Vielleicht ist es verhängnisvoll für die weitere Entwicklung, daß das, was über die eigentliche Kleinkunst (z. B. die Netzuke) hinausgeht, weniger Interesse bei den Japanern als bei den Fremden findet, und daß die Künstler, die hier ebensowenig mit Glücksgütern gesegnet zu sein pflegen wie bei uns, aus praktischen Gründen die Neigung der Fremden — zum nicht unerheblichen Teil „Globetrotters“ aus Amerika — berücksichtigen müssen. Man sieht daher in erster Linie Sachen, die im Handel „gehen“, gewerbsmäßig dargestellt, mehr oder weniger dasselbe Modell wiederholt: Geishas, alte Krieger, gekreuzigte Verbrecher (!), Rickshahkulis und Tiere. Die Kriegerfiguren sind ziemlich mannigfaltig und bekunden den europäischen Einfluß ausnahmsweise in günstiger Weise durch offensichtliches Verständnis für die Anatomie.

Ein eigenartiger Zweig der Skulptur, der höchst untergeordneten Zwecken dient, nämlich den Darstellungen in Schaubuden und Gärten im Sinne unsrer

Wachsfigurenkabinetts, bedarf der Erwähnung, weil er für das tatsächliche Können auf diesem Gebiete bezeichnender erscheint als die Denkmäler und auf den einzigen aussichtsvollen Weg für die Kunst hinweist: auf das Ausgehen von der nationalen Grundlage. Man sieht hier häufig Szenen aus Japans Heldensagen oder alten, volkstümlichen Erzählungen in höchst dramatischer Weise durch Figuren mit Köpfen, Armen und Beinen von Papiermaché dargestellt, während die Körper nur aus bekleideten Holzgerüsten bestehen. Genau wie im japanischen Theater treten übertriebenes Pathos, lebhafte Bewegung und eine traditionelle Mimik in den Vordergrund; den Krieger konnte man sich z. B. gar nicht anders vorstellen als dauernd ein seiner Würde entsprechendes Gesicht mit heruntergezogenen Mundwinkeln schneidend. Aber selbst in diesen Übertreibungen muß doch Wahrheit gelegen haben, sonst wäre ihre noch heute andauernde Volkstümlichkeit unerklärlich, und auch der Europäer wird sich der Wirkung dieser plastischen Darstellungen ebensowenig entziehen können wie der der Leistungen der hochbeanlagten japanischen Schauspieler. Wie außerordentlich das Geschick ist, mit geringen und anscheinend ungeeigneten Mitteln große Effekte zu erzielen, sieht man, wenn man im Mai die in märchenhafter Blütenpracht stehenden Azaleengärten in Okubo bei Tokyo besucht. Zur größeren Anziehung des Publikums ist in ihnen nicht allein der Kegel der Fusijama mit seinem schneeigen Gipfel durch blühende Azaleen dargestellt, sondern man nimmt auch in offenen Buden und Grotten Gruppen wie die beschriebenen wahr, nur mit dem Unterschiede, daß die Bekleidung der Figuren nicht durch Stoff, sondern durch grüne Blätter und Blüten gebildet wird. Das bei diesen Szenen oft fließende Blut wird durch purpurrote Blumen höchst natürlich wiedergegeben.

Ich möchte nicht mißverstanden sein, als erachtete ich theatralische Übertreibungen für das erstrebenswerte Ziel japanischer Bildnerei; ich wollte nur darauf hinweisen, welcher Sinn für Plastik im Volke steckt, und wie gern es an das anknüpft, was ihm aus alter Überlieferung lieb ist, während die europäische Kunst ihm ein verschlossenes Buch ohne jeden Schlüssel zum mindesten noch lange bleiben wird.

Was der alten japanischen Plastik, auch der naturalistischen, gefehlt hat, ist ein systematisches Studium des Nackten, obwohl man von jeher in Japan mehr nackte Körper gesehen hat als im modernen Europa. Verhüllt auch die japanische Tracht den Körper mehr als die unsrige, so gab doch in älterer Zeit das gemeinsame Baden und der Mangel an Scheu, sich gelegentlich auch unbekleidet zu zeigen, hinreichende Gelegenheit, den menschlichen Bau kennen zu lernen. In der raschen Übergangszeit, die so manches Mißverständnis mit sich bringen mußte, versuchte man das Volk polizeilich zu falscher Prüderie zu erziehen, was der Entwicklung der Kunst nicht förderlich sein konnte. Trotzdem kann der Künstler auch heute, ohne einen Aktsaal zu betreten, in Fischerdörfern die wunderbarsten Studien an nur mit einer Binde bekleideten, prächtigen männlichen Körpern machen, und auch der Kurumaja (der Kuli, der die Kuruma oder Jinrikscha genannte, die Droschke vertretende, zweirädrige Karre zieht) läßt im Sommer recht viel von seinem Körper sehen. Neu scheint es, daß auch

nackte Frauenkörper, wenngleich nur im kleinsten Maßstabe, in Elfenbein nachgebildet werden.

Die Kunstschule in Tokyo besitzt auch eine Abteilung für Bildhauerei in vier Jahrgängen und einem Vorbereitungskurs. Neben der Schnitzerei in verschiedenartigem Material wird das Modellieren in Ton nach dem Leben gefördert, und zu den Lehrgegenständen gehört auch Anatomie. Möge dieser Anstalt vergönnt sein, im Studium unmittelbar nach der Natur, vor allem nach dem menschlichen Körper, auf nationaler Grundlage weiterzubauen. Auch hierbei werden die Japaner nicht vergessen, daß sie Japaner sind. Das Schönheitsideal eines Volkes muß sich an die eigne Körpergestalt anlehnen, und eine japanische Venus darf, wenn sie ein echtes Kunstwerk sein soll, der Venus von Milo nicht gleichen, auch wenn diese, wie es in der Tat der Fall ist, sich als Muster im Modellsaal jener Kunstschule aufgestellt findet. Daß die Fähigkeit, nach der Natur zu arbeiten, in der Nation steckt, hat sie durch ihre alten Werke naturalistischer Kunst zur Genüge bewiesen. Der Blick des Japaners für die Natur ist ein ungemein offener, und er vermag, wie namentlich seine Malerei bekundet, lebende Wesen in der Bewegung richtiger zu sehen als wir; das zeigen Darstellungen lebhaft bewegter Tiere, deren überraschende Richtigkeit uns erst durch die Momentphotographie klar geworden ist. Solche Fähigkeit muß schließlich auch der Plastik zugute kommen, wenn sie über die bisherigen engen Grenzen hinausgeht. Ein andrer eminenter Vorzug der japanischen Künstler ist, daß sie über einer charakteristischen Gesamtauffassung, und ohne diese zu beeinträchtigen, nie die sorgsamste Ausführung vergessen haben. Sie sind groß im Kleinen, und es wäre sehr zu bedauern, wenn sie in blinder Nachahmung der modernen europäischen Neigung zur Darstellung in großen Zügen, die unter Umständen nichts als anspruchsvolle Pseudo-Genialität, ein Mantel für geringe Arbeitslust und mangelndes Können ist, sich verleiten lassen wollten, von einer besonderen Begabung und angeborenen Fertigkeit ungenügenden Gebrauch zu machen.

Streiflichter auf militärische Zeitfragen.

Von

Polemarchos.

Der Offiziermangel.

Es ist wohl jedem, der sich für unser Heer interessiert, bekannt, daß im Laufe der letzten Jahre die Zahl der jungen Leute, die mit der Absicht, Offiziere zu werden, in die Armee eintreten, sich wesentlich vermindert hat, so daß heute schon bei der Infanterie von einem recht fühlbaren Mangel an Offizieren gesprochen werden muß.

Da die oberen Stellen, einschließlich der Kompagniechefs, selbstverständlich alle nach dem Etat besetzt sein müssen, so bleibt der Fehlbetrag ausschließlich bei den Leutnants. Etatsmäßig müßten für jede Kompagnie 1 Oberleutnant und 2 Leutnants vorhanden sein. Das macht beim Regiment zu 3 Bataillonen einschließlich 4 Adjutanten, 40, bei dem zu 2 Bataillonen, einschließlich 3 Adjutanten, 27 Offiziere. Legt man diesen Betrachtungen die letzte Rangliste der preußischen Armee und des württembergischen (XIII.) Armeekorps, die am 6. Mai 1903 abgeschlossen ist, zugrunde, so fehlen in diesen 18 Armeekorps im ganzen 550 Leutnants bei der Infanterie. Bei den Jägern ist ein kleiner Überschuß. Auch die Kavallerie, Feld- und Fußartillerie sowie die Pioniere stehen bedeutend besser. Da die Verhältnisse in Bayern und Sachsen kaum günstiger liegen, so ergibt sich nach dem Stande vom Mai v. J., 3 bayerische und 2 sächsische Armeekorps mitberechnet, ein Fehlbetrag von etwa 660 Leutnants. Seit dem vergangenen Frühjahr muß sich das Verhältnis noch verschlechtert haben, denn der Zugang hat den Abgang in den oberen Stellen nicht ausgeglichen, obgleich das Tempo in der Verabschiedung bedeutend langsamer geworden ist. Wir werden binnen kurzem mit rund 800 fehlenden Leutnants zu rechnen haben.

Einen Überschuß hat die Gardeinfanterie zu verzeichnen. Abzüglich sämtlicher Prinzen, die im 1. Garderegiment stehen, bleiben etwa 60 Offiziere über den Etat auf 31 Infanteriebataillone. Außerdem weisen aber nur noch 17 Regimenter in den genannten 18 Armeekorps einen Überschuß auf. Es sind zwei Regimenter mit 6, eins mit 5, drei mit 4, zwei mit 3, vier mit 2 und fünf mit 1 Offizier über den Etat vorhanden. Dagegen fehlen in einzelnen

Regimentern bis zu 11 Offizieren. Es sind auch keineswegs nur die in kleinen Garnisonen an der Ost- und Westgrenze stehenden Regimenter, die erheblichen Mangel aufweisen; wir finden solche in Hamburg, Bremen, Altona, Stuttgart, Metz, Köln mit 7—10 fehlenden Offizieren. Diese Zahlen geben zu denken.

Nun muß man berücksichtigen, daß bei den Regimentern mit 3 Bataillonen noch im Durchschnitt 8, bei den kleinen Regimentern etwa 5 Offiziere abgehen, die als Regiments-, Bataillons- und Bezirksadjutanten, zur Kriegsakademie, zu Kadettenanstalten und Kriegsschulen, zur Schießschule, Turnanstalt u. s. w. abkommandiert sind. Der Rest bildet die Zahl der für den eigentlichen Frontdienst bei den Kompagnien übrig bleibenden Offiziere. Es ist leicht einzusehen, daß dieser Dienst unter solchen Verhältnissen den Kompagniechef wie seine Offiziere überbürdet. Jeder allzu straff gespannte Bogen bricht mit der Zeit. Kein Wunder, wenn Überreizung und Nervosität zunehmen, oder wenn da und dort die Beaufsichtigung der Unteroffiziere nachläßt und Mißhandlungen vorkommen. Es ist leicht, zu verlangen, daß diese gänzlich aus der Armee verschwinden sollen. Jeder Einsichtige wird zugeben, daß es in einem so großen Organismus wie die deutsche Armee nicht möglich ist, Mißgriffe einzelner ganz auszurotten. Man braucht die Soldatenmißhandlungen noch nicht zu entschuldigen, man kann dennoch den schwierigen Verhältnissen Rechnung tragen, und es ist zweifellos allzu hart geurteilt, wenn, wie jüngst im Reichstage geschehen, einfach gefordert wird: „Wer Mißhandlungen duldet, der muß fliegen, und zwar ohne Pension." Solche Reden klingen ja sehr menschenfreundlich und sind ungemein volkstümlich, aber es sind billige Brombeeren. Gewiß hat der Kriegsminister vollkommen recht, wenn er sagt, daß ein Vorgesetzter, unter dem *systematische* Mißhandlungen und Quälereien vorkommen, dafür unter allen Umständen verantwortlich gemacht werden muß. Aber man muß auch mit menschlichen Fehlern und Schwächen rechnen. Es kann einem Unteroffizier gegenüber einem renitenten Manne wohl einmal die Galle überlaufen, und wir verdanken heute der Sozialdemokratie eine große Anzahl solcher Renitenten mehr als früher. Wenn dann der Unteroffizier, der sich von früh bis abends, Tag für Tag, mit einem solchen Menschen ärgert, ihn einmal in der Aufwallung des Zornes ohrfeigt, so kann das die gewissenhafteste Aufsicht nicht verhindern. Viel leichter aber können solche Dinge vorkommen, wenn die Aufsichtsführenden überbürdet sind. Aus solchen einzelnen Fällen dem Offizier einen Vorwurf machen zu wollen, ist einfach unbillig.

Viel ernster noch als in Friedenszeiten sind aber die Schwierigkeiten, die einem Regiment, dem so viele Offiziere fehlen, *im Mobilmachungsfall* erwachsen. Bekanntlich haben die Regimenter bei der Mobilmachung noch eine beträchtliche Anzahl von aktiven Offizieren an Neuformationen, Landwehrtruppen u. s. w. abzugeben. Der Ersatz, den sie dafür an Offizieren und Vizefeldwebeln des Beurlaubtenstandes erhalten, kann diesen Abgang wohl der Zahl, aber nicht dem Wert nach decken, denn ohne die Tapferkeit und Intelligenz dieses Ersatzes zu unterschätzen, muß doch gesagt werden, daß es ihnen an praktischer

Erfahrung fehlt, und daß dies bei den heutigen schwierigen Gefechtsverhältnissen viel schwerer wiegt als 1870, wo die Abgaben von Berufsoffizieren an die Neuformationen zudem noch geringer waren wie heute. Selbstverständlich geht bei jeder Kompagnie auch eine beträchtliche Anzahl von aktiven Unteroffizieren für denselben Zweck ab und wird durch Reserveunteroffiziere ersetzt, die sich erst wieder die nötige Sicherheit im Dienst erwerben müssen.

Der bekannte und mit Recht hochgeschätzte Militärschriftsteller Major a. D. Kunz bringt in seiner jüngsten Veröffentlichung über die Schlacht bei Wörth[1]) den geschilderten Übelstand an der Hand eines Beispieles zur Sprache. Das 6. preußische Regiment hatte 1870 bei der Mobilmachung an aktiven Offizieren 2 Majors, 6 Hauptleute, 7 Premierleutnants und 12 Sekondleutnants abgeben müssen und als Ersatz 5 Reserve-, 6 Landwehroffiziere und 20 Vizefeldwebel der Reserve erhalten. Es blieb bei jeder Kompagnie, außer dem Kompagnieführer, ein Leutnant der Linie; bei einer fehlte auch dieser. Der Verlust des Regiments in der Schlacht bei Wörth betrug 2 Stabsoffiziere, 4 Hauptleute, 9 Leutnants und 2 Fähnriche des aktiven und 5 Leutnants, 8 Vizefeldwebel des beurlaubten Standes. Nach der Schlacht mußten 2 Hauptleute Bataillone führen; zur Führung der 12 Kompagnien blieben noch 1 Hauptmann, 5 Premierleutnants, 3 Sekondleutnants der Linie und 3 Leutnants des beurlaubten Standes; 2 Reserveoffiziere mußten zu stellvertretenden Bataillonsadjutanten ernannt werden. Sämtliche Züge wurden von Unteroffizieren geführt. In der Schlacht bei Sedan hatte das Regiment nochmals starke Verluste, doch zählte es noch immer fast 1600 Mann; die Kompagnien hatten also noch annähernd Friedensstärke. An Führern waren dafür noch vorhanden: ein vom 46. Regiment abkommandierter Stabsoffizier als Kommandeur, 3 Premierleutnants als Bataillonskommandeure, 2 Reserveoffiziere und 2 Vizefeldwebel als Adjutanten; die Kompagnien führten: 4 Sekondleutnants der Linie, 2 der Reserve und 6 Vizefeldwebel. Als Zugführer waren noch 5 Vizefeldwebel vorhanden, sonst nur Unteroffiziere. Dieses Beispiel zeigt eine von Anfang an ganz ungenügende Stellenbesetzung. Wenn kriegsstarke Kompagnien von 250 Mann mit nur zwei diensterfahrenen Offizieren ins Feld rücken, so ist das fraglos ein Mißverhältnis. Außer dem Kompagnieführer nur noch ein aktiver, oft auch ganz blutjunger Leutnant! Major Kunz fragt mit Recht: „Was wird aus einer Kompagnie, wenn diese beiden erfahrenen Offiziere außer Gefecht gesetzt worden sind?“ und antwortet: „Erbarmungslos ein Schützenbrei! Was nützen hier zwanzig Vizefeldwebel, denen bei aller Tapferkeit doch die erforderliche Sicherheit im Dienste abgehen muß?“

In solchen Verhältnissen liegt eine sehr ernste Gefahr. Man frage doch einmal unsere Reserve- und Landwehroffiziere, selbst die älteren, die schon mehrmals als Offiziere geübt haben, ob sie sich so ganz sicher fühlen, gleich in der ersten Schlacht unter den heutigen schwierigen

[1]) Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Von Kunz, Major a. D. Siebzehntes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Verhältnissen und ohne diensterfahrene Stützen das Gefecht einer Kompagnie zu leiten? Es wird recht wenige geben, die rückhaltlos mit „Ja" antworten! Ob wir je wieder einen so glücklichen Krieg wie 1870 führen werden, in dem wir keine einzige große Schlacht verloren haben, ist immerhin fraglich. Nun nehme man einmal an, daß eine große Entscheidungsschlacht verloren geht und die Regimenter ähnlich wie das sechste 1870 mit Offizieren besetzt waren und ebensolche Verluste erlitten haben. Wird ein Offizier oder Vizefeldwebel der Reserve imstande sein, eine Kompagnie von 130 Mann bei der in solchen Umständen unfehlbar eintretenden mangelhaften Verpflegung, in gedrückter Stimmung und unter schwierigen Rückzugsverhältnissen in Ordnung zu halten und sie gar taktisch richtig im Gefechte zu leiten? Sicherlich unter zwanzig kaum einer! Vor dem Feinde ist die Persönlichkeit alles. Nur absolut sicheres Auftreten garantiert den Erfolg.

Zahlen beweisen! Die Frage gewinnt noch ein andres Ansehen, wenn wir die Verhältnisse bei der französischen Armee 1870 mit den unsrigen vergleichen. Während ein deutsches Bataillon 1000 Mann stark war, zählte ein französisches nur 700; dabei besaß es 20 Linienoffiziere! Es kam also auf 35 Mann und bei den Turkoregimentern sogar auf 26 Mann ein Berufsoffizier! Das in der Schlacht bei Wörth 2890 Mann starke 6. preußische Regiment hatte 29 Linienoffiziere, also auf 100 Mann einen. Dabei hatte ein französisches Bataillon nur 200—250 Reservisten, ein deutsches 550. Und trotz dieser günstigen Führerverhältnisse befand sich die Armee Mac Mahons nach der Schlacht bei Wörth in völliger Auflösung und war gänzlich unfähig, zunächst eine zweite Schlacht zu liefern. Das geben selbst die in dieser Beziehung gewiß nicht übertreibenden französischen Kriegsgeschichtschreiber und das erst jetzt erscheinende offizielle französische Generalstabswerk einstimmig zu. Nichts ist gefährlicher als Selbstüberschätzung! Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit der Armee sind wir nicht berechtigt, anzunehmen, daß unsre Mannschaften nach schweren Verlusten ohne die nötige Anzahl erfahrener der Situation gewachsener Offiziere besser zusammenhalten werden als die ihrem inneren Gehalt nach vorzügliche kaiserliche Armee von 1870. Unser heißes Ringen in den Augustschlachten und bei Sedan, die Ströme von Blut, die es uns kostete, diese Armee niederzukämpfen, beweisen ihre Tüchtigkeit zur Genüge. Dazu tritt noch ein Umstand. Man braucht noch lange nicht in übertriebener Furcht vor der Sozialdemokratie zu leben und sie keineswegs zu überschätzen, um dennoch zuzugeben, daß ihr Einfluß nicht ganz spurlos am Heere vorübergegangen ist. 1870 war das noch nicht der Fall. Ich bin fest überzeugt, daß die sozialdemokratisch angesteckten Reservisten, wenn sie bei einer Mobilmachung erst wieder in der Uniform stecken, der Führung keinerlei Schwierigkeiten bereiten werden. Es ist ein eigen Ding um den Klang des Kalbfells! Sie werden ihm willig folgen, schon aus alter Gewohnheit, und namentlich weil ihnen keine Hetzreden mehr gehalten werden. Sie werden auch tapfer ihre Pflicht tun, solange es vorwärts geht, denn das Beispiel andrer reißt mit. Aber mit der Königstreue ist es auch ein eigen Ding! Wird der Wille,

die im Fahneneid übernommenen Pflichten zu erfüllen, bei den „waschechten Sozialdemokraten", die in Verachtung der Vaterlandsliebe und Religion großgezogen sind, auch vorhalten, alle die Widerwärtigkeiten eines Rückzuges zu ertragen. Wird dies auch dann noch der Fall sein, wenn die Führung der Truppe nicht mehr in sicheren Händen liegt, die schon an und für sich die Erhaltung der Disziplin gewährleisten? Wie soll ein junger Vizefeldwebel der Reserve eine Kompagnie meistern, in der, je nach dem Ersatzbezirk, solche zweifelhaften Elemente vielleicht die Hälfte bilden? Und nicht nur in Ordnung halten soll er sie, sondern auch noch dazu begeistern, unter schwierigen Verhältnissen ihr Leben freudig aufs neue einzusetzen! Major Kunz bemängelt die ungenügende Stellenbesetzung mit Berufsoffizieren bei den Feldtruppen und die zu starke „Verwässerung" dieser Truppen mit Reservisten. Er beklagt, daß wir unter dem Banne der „Zahlenwut" stehen, mit andern Worten: daß wir zu viele Neuformationen gleich beim Beginn der Mobilmachung in die Feldarmee einstellen. Seine Warnung verdient jedenfalls Beachtung. Entweder, so folgert er, müssen wir danach streben, die Zahl unserer Linienoffiziere bedeutend zu vermehren, oder wir müssen die Stärke der sofort ins Feld rückenden Armee vermindern, um nicht an Qualität das einzubüßen, was wir an Quantität gewinnen. Nicht die Masse der Truppen verleiht den Sieg, sondern ihre Tüchtigkeit. Das zeigt der Krieg gegen die Heere der französischen Republik.

Das wünschenswerte ist selbstverständlich, die Feldarmee von Anfang an so stark als möglich zu machen. Dazu ist es aber notwendig, daß wir alles aufbieten, unsre Berufsoffiziere zu vermehren. Die Möglichkeit, wie dies vielleicht zu erreichen ist, soll weiter unten erörtert werden. Ist aber eine ganz beträchtliche Vermehrung des aktiven Offizierstandes nicht möglich, dann würde für den Anfang eine kleinere, den Erfolg mehr verbürgende Feldarmee vorzuziehen sein, die weniger mit Reservisten „verwässert", aber um so stärker mit Berufsoffizieren besetzt wäre. Auch die Neuformationen werden trotz der starken Abgaben der Linienregimenter nur den notdürftigen Bestand an Berufsoffizieren aufweisen. Major Kunz bezweifelt darum, daß sie in den ersten Schlachten eine besonders glänzende Rolle spielen werden; sie könnten leicht des nötigen Haltes entbehren. Wir haben sie 1870 nicht sofort in erster Linie verwendet. Er rät, sie wie damals zunächst als Festungsbesatzungstruppen und als Etappentruppen zu bestimmen, wo sie sich schnell festeren Halt und erhöhte Kriegstüchtigkeit aneignen werden, und sie dann erst ins Feld zu schicken. Dies alles immer unter der Voraussetzung, daß wir nicht über mehr Berufsoffiziere verfügen. Besser dann, die älteren Jahrgänge der Reservisten nicht sofort in die Feldtruppen einstellen und die Zahl der Ersatzbataillone erhöhen oder verdoppeln. Für diese bleibt uns eine genügende Anzahl inaktiver, nicht mehr felddienstfähiger Offiziere, die ein vorzügliches Lehrpersonal abgeben, auch für Offiziere und Vizefeldwebel der Reserve. Dann würden diese Ersatztruppenteile ein brauchbares Reservoir bilden, aus dem die Feldarmee nach den ersten Verlusten mit inzwischen gut

ausgebildeten Führern und Mannschaften ergänzt werden könnte. Alle inaktiven Offiziere, die den Anstrengungen des Krieges noch irgend gewachsen sind, müßten selbstverständlich der Feldarmee zugeteilt werden, um dort die Zahl der diensterfahrenen Offiziere zu erhöhen.

Vier tüchtige, erprobte Zugführer müßten in einer mobilen Kompagnie mindestens vorhanden sein, außer einem geeigneten Stellvertreter für den Kompagniechef, wenn diese Kompagnie nicht nach der ersten Schlacht in ihrem Gefechtswerte sehr beeinträchtigt sein soll. Es ist deshalb von verschiedenen Seiten der Vorschlag gemacht worden, durch Vermehrung der Offizierdienst tuenden Vizefeldwebel der Linie dem Mangel an geeigneten Zugführern abzuhelfen. Auch Major Kunz berührt diesen Punkt und er hat zweifellos recht, wenn er sagt, daß diese Vizefeldwebel in ihrer langen Dienstzeit den Dienst sehr gut erlernen und sich zu Zugführern ebenso vorzüglich eignen wie zur Entlastung der Offiziere in einzelnen Dienstzweigen der Friedensausbildung. Er schlägt vor, ihre Zahl zu vermehren, ihnen eine geschmackvolle Uniform zu geben, die ihre Würde als Offiziersdiensttuer wirkungsvoll zum Ausdruck bringt, ihr Gehalt zu erhöhen und ihre soziale Stellung zu verbessern. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß wir in der Truppe genügendes Material haben, einen solchen Vorschlag auszuführen, und daß gewiß jeder Kompagnieführer ganz zufrieden wäre, wenn er im Mobilmachungsfalle außer über einen Linienoffizier über drei solcher Vizefeldwebel verfügte. Ich möchte aber noch einen Schritt weitergehen und, wenn auch mit einigen Modifikationen, einen Vorschlag aufnehmen, den Hauptmann a. D. Clausen in seiner Broschüre „Stillgestanden" gemacht hat. Warum sollen wir aus dem vorhandenen Material und unter starker Betonung der Verbesserung der sozialen Stellung nicht eine Zwischenklasse zwischen Offizier und Unteroffizier schaffen, wie sie die Marine in der Klasse der Deckoffiziere und die Artillerie in den Feuerwerk- und Zeugoffizieren schon längst besitzt? Dazu würden sich auch Persönlichkeiten bereitfinden, die bei der heutigen sozialen Stellung des Unteroffiziers sich überhaupt nicht zur Kapitulation entschließen. Mag man diese Leute dann „Feldwebelleutnants" nennen — eine Bezeichnung, die ja in andrer Organisation schon besteht. Selbstverständlich müßten sie in jeder Weise über den Feldwebeln und Vizefeldwebeln stehen, was durch eine von den Offizieren nur wenig abweichende Uniform äußerlich erkennbar sein müßte. Außerdem wären sie im Gehalt etwa den Leutnants gleichzustellen. Die hierfür geeigneten Persönlichkeiten müßten, nachdem sie als Vizefeldwebel zwei Jahre praktischen Dienst getan haben, auf besonderer Schule, ähnlich der Oberfeuerwerkerschule, einen etwa einjährigen Lehrkursus absolvieren und könnten dann zu Feldwebelleutnants befördert werden. An Stelle des Aufrückens bis zum Hauptmann, wie dies bei den Zeug- und Feuerwerksoffizieren geschieht, müßte eine entsprechend gute Zivilversorgung treten. Ihre Dienstzeit bei der Truppe müßte aber wo möglich länger als 12 Jahre dauern. Ich bin überzeugt, daß sich eine genügende Zahl solcher Feldwebelleutnants innerhalb einiger Jahre bei der Infanterie heranbilden ließe, um für jede Kompagnie mindestens zwei

davon zur Verfügung zu haben, die als vorzügliche Kräfte für die Friedensausbildung wie für den Krieg sehr geeignet wären, dem Offiziermangel wenigstens teilweise und wirksam abzuhelfen.

Wollen wir nun den Ursachen dieses Offiziermangels selbst nähertreten, so sind verschiedene Gründe dafür geltendgemacht worden, daß sich seit einigen Jahren bedeutend weniger geeignete junge Leute zur Annahme als Junker melden, und daß auch der Zugang zum Kadettenkorps nachgelassen hat. Diese Gründe mögen hier kurz aufgezählt und erörtert, dabei aber auch den Mitteln nachgespürt werden, die vielleicht den Mangel auszugleichen vermöchten. Ich muß vorausschicken, daß wirksame Abhilfe nicht ohne Mehrkosten zu schaffen sein wird, wie ja auch schon die Ausführung des Vorschlags mit den Feldwebelleutnants solche verursachen würde. Wer davor zurückschreckt, dem muß ins Gedächtnis gerufen werden, daß ein in jeder Beziehung ausreichendes Offizierkorps die erste Lebensfrage für die Armee ist, und daß übertriebene Sparsamkeit in dieser Richtung sich einmal bitter rächen könnte. In der Stunde der Gefahr können uns die schönsten Reichstagsreden das etwa Fehlende nicht hervorzaubern.

Es muß zunächst hervorgehoben werden, daß gerade die Kreise, aus denen sich unser Offizierkorps bisher vorzugsweise ergänzt hat, die alten Offizier- und Beamtenfamilien, deren traditionelle Gesinnung und Hingabe für König und Vaterland stets den besten und zuverlässigsten Offiziersatz gewährleisten werden, seit neuerer Zeit ihre Söhne häufiger andern Berufsarten zuführen, als dies früher der Fall war. Dagegen ergänzen sich die Offizierkorps allmählich mehr aus den Kreisen unsrer reichen Industriellen und Kaufleute. Ich bin weit entfernt, den dorther stammenden Aspiranten die Befähigung zum Offizier absprechen zu wollen oder zu verlangen, daß ihnen die Möglichkeit des Eintritts in das Offizierkorps irgendwie verkümmert oder versperrt werden soll. Aber es ist selbstverständlich, daß sie von Hause aus mehr an materielles Wohlleben gewöhnt und seltener dazu erzogen sind, sich die Erfüllung eines Wunsches zu versagen. Die Folgen davon sind unfehlbar geringere Neigung zur Selbstzucht, mehr Nachgiebigkeit gegen das eigene Ich. Ausnahmen sind überall vorhanden, sie seien auch hier ohne weiteres zugegeben, bestätigen aber bekanntlich nur die Regel.

Der steigende Wohlstand hat den Luxus im gesamten Leben unsres Volkes und in allen Bevölkerungsklassen gesteigert. Der Sohn einer begüterten Familie wird leichter zu der Auffassung neigen, daß materielles Wohlleben und glänzendes Auftreten nach außen „den Mann ausmachen“. Die alten Offizier- und Beamtenfamilien sind nicht in der Lage, ihre Einnahmen zu vermehren, wie die handel- und gewerbetreibenden Stände; im Gegenteil: sehr häufig haben sich ihre Einkünfte aus dem meist bescheidenen Vermögen infolge der Entwertung des Geldes vermindert. Sie können ihren Söhnen keine größeren Zulagen geben als früher. Die Sorge manches Vaters, daß ein noch nicht gefestigter Charakter leicht der Versuchung unterliegen könne, das Beispiel der mehr bemittelten Kameraden nachzuahmen, ist nicht un-

berechtigt. Dieselbe Sorge hat auch schon manchen Regimentskommandeur veranlaßt, gerade sehr vermögliche junge Leute, die sich zum Eintritt als Junker meldeten, abzuweisen, weil ihre Mittel in gar zu grellem Kontraste zu denen der Mehrzahl seiner jungen Offiziere standen. Wer will's ihm verdenken? Gewiß kann nicht behauptet werden, daß der Luxus in der Armee schon allgemein sei. Dennoch ist er nicht völlig hinwegzuleugnen. Auch der heutige Offizier ist ein Kind seiner Zeit. Wie soll er sich den allgemein gesteigerten Lebensanforderungen ganz entziehen? Da und dort wird auch der Luxus durch Frauen, die aus reichbegüterten Familien stammen, in die Offizierkorps hineingetragen. Die heutige Geselligkeit hat vielfach einen Anstrich angenommen, der treffend als „eine einzige große Lüge" bezeichnet wurde. Wie viele Angehörige andrer Kreise gehen hierin heute über ihre Verhältnisse, weil sie aus falscher Scham glauben, sich nicht ausschließen zu können! Ich verweise in dieser Hinsicht auf die wohl allgemein bekannten Ausführungen des Generals der Infanterie v. d. Goltz in der „Deutschen Revue". Auch die in der Presse wie im Reichstage ausgiebig erörterten häufigen Neuerungen und Änderungen an den Uniformen sollen, so wurde behauptet, wenig bemittelte, sparsame Väter abschrecken, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen. Das ist sicherlich übertrieben. Leugnen läßt sich jedoch nicht, daß der Aufwand für Uniformen größer geworden ist, und daß die früheren bescheidenen Beiträge zur Kleiderkasse nicht mehr recht zu seiner Deckung ausreichen wollen. Die allmählich eintretende Erweiterung des Kleiderschrankes hat aber auch die Ansprüche in bezug auf die Zivilgarderobe des Leutnants zum Teil ungünstig beeinflußt. Früher genügte ein Zivilanzug für Urlaubsreisen; allenfalls trat ein Jagdzivil hinzu. Heute halten manche junge Offiziere den Besitz von Frack, Smoking und Tennisanzug für unbedingt notwendig.

Solche Übertreibungen bilden glücklicherweise noch lange nicht die Regel. Wir haben unter den höheren Offizieren noch genug Leute der „alten Schule", die Auswüchsen mit Nachdruck entgegentreten, und von einem allgemeinen Luxus im Heere zu reden, ist, wie ich schon angedeutet habe, kein Grund. Man sehe doch nur einmal die Lebensführung unsrer übrigen Jugend etwas näher an, der jungen Kaufleute, der Korpsstudenten, der Referendare! Jeder Unparteiische wird zugeben müssen, daß der Aufwand der meisten Offizierkorps dahinter weit zurücksteht. Ja, ich behaupte: die Mehrzahl der gewöhnlichen Arbeiter lebt heute materiell üppiger als der Durchschnitt unsrer jungen Offiziere. Noch herrscht bei einem guten Teil von ihnen jene hohe Auffassung von ihrem Stande, die einst York sagen ließ: „Wenn einen Subalternoffizier hungert, so muß er sein Patent lesen und sich an der Phrase ergötzen, daß er alle Prärogativen seines Standes genieße." Der Leutnant, der abends zu Hause sitzt bei Kantinenwurst oder selbstgekochten Pellkartoffeln mit Salz und trotzdem bei jedem offiziellen Anlaß genau so mitmacht wie seine besser gestellten Kameraden, ist, Gott sei Dank, noch lange nicht ausgestorben. Wohl stammt er meistens aus dem wegen seiner „Einseitigkeit" so vielfach angefeindeten Kadettenkorps. Unter diesen Offizieren sind noch heute nicht wenige, die mit einem ganz bescheidenen Zuschuß von Hause oder mit der sogenannten

„Königszulage“ von 20 Mark monatlich auskommen. Dazu gehört aber eine Erziehung zur Anspruchslosigkeit von Jugend auf und vor allem — Charakter, der sich bekanntlich nur da bildet, wo Selbstzucht und Entsagung geübt werden. Diese Art von Offizieren muß der Armee in möglichst großer Anzahl erhalten bleiben; aus ihnen sind ein Gneisenau, York, Moltke, Roon, Steinmetz, Fransecky und viele andre hervorgegangen! Weichliche Naturen werden in ernsten Zeiten unfehlbar versagen! Darum ist es notwendig, daß die goldenen Worte, die unser alter Heldenkaiser in den Einführungsbestimmungen zu der Verordnung über die Ehrengerichte vom 2. Mai 1874 aussprach, dem Nachwuchs des Offizierkorps häufiger denn je ins Gedächtnis gerufen werden: „Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur daß die kriegerische Tüchtigkeit durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich führen würde.“ Darum darf die Zahl solcher Offiziere, die geeignet sein könnten, den Luxus wirklich und dauernd in die Armee zu tragen, nicht zunehmen, und Elemente, von denen dies zu befürchten ist, müssen ihr ferngehalten werden. Von dieser Auffassung ihrer Pflichten werden sich unsre Regimentskommandeure nicht abbringen lassen. Durch eigenes Beispiel werden sie auf Vereinfachung der Sitten wirken und fordern, daß die Bemittelteren sich den Verhältnissen der Allgemeinheit anpassen. Unter allen Umständen muß es den nicht begüterten Familien, die von altersher den Hauptersatz des Offizierkorps gestellt haben, ermöglicht bleiben, dies auch ferner tun zu können. Die Tradition ist hier kein leerer Schall. Mit ihr steht und fällt unser Offizierkorps.

Ein andrer, nach meiner Meinung bisher zu wenig beachteter Umstand ist, daß mancher Vater seinen Sohn, der als Fahnenjunker einzutreten wünscht, aus Mangel an persönlichen Beziehungen einfach nirgends anbringt. Der junge Mann meldet sich bei irgend einem Regiment, in das er gern eintreten möchte. Der Kommandeur weist ihn ab, weil er die Familie nicht kennt, und weil er deshalb die nötige Gewähr für den Aspiranten vermißt. Da der Regimentskommandeur für die angenommenen Junker die Verantwortung trägt, kann ihm dies Verfahren kein Mensch verargen. Der Versuch wird bei einem andern Regimente wiederholt. Die erste Frage lautet, ob sich der junge Mann schon anderswo gemeldet habe. Ihre Bejahung veranlaßt diesen Kommandeur, den Aspiranten ebenfalls abzuweisen, was auch ihm aus dem schon angegebenen Grunde nicht verdacht werden kann. So liegt auf dem unglücklichen Aspiranten ein ganz unverschuldeter Makel, und weitere Anmeldungen haben natürlich dasselbe Ergebnis. Ich habe von Fällen erfahren, in denen ein Vater mit seinem Sohne auf die geschilderte Weise von Regiment

zu Regiment hausieren ging und schließlich die Flinte ärgerlich ins Korn warf. So können tüchtige Kräfte dem Offizierstand verloren gehen. Es müßte deshalb eine Zentralbehörde, am besten wohl das Kriegsministerium, die Anmeldungen solcher Offizieraspiranten entgegennehmen. Sie wäre leichter als die Truppenteile in der Lage, die nötigen Erkundigungen über den Anwärter und seine Familie einzuziehen, und könnte dann den Regimentern, die Ersatz suchen und kein Angebot haben, solche Aspiranten zuweisen.

Der triftigste Grund des heutigen Mangels an Offizieren liegt aber zweifellos in den schlechten Aussichten des Infanterieoffiziers gegenüber den andern Waffen. Die Infanterie, die Hauptwaffe, der doch nun einmal in allen Kämpfen das härteste Stück Arbeit bleibt, ist in dieser Beziehung heutzutage das Stiefkind der Armee. Bei der Kavallerie sind jetzt Oberstleutnants, die am 10. September 1897 Major wurden, und die, je nachdem ihre Karriere durch Verwendung in besonderen Stellungen beschleunigt wurde oder nicht, seit 1872 bis 1874 Offiziere sind, schon in Regimentskommandeurstellung. Bei der Feldartillerie sind sogar die jüngsten Regimentskommandeure Majors vom 10. September 1898. Sie sind seit 1872—1875 Offiziere. Bei der Fußartillerie sind sämtliche, beim Pionierkorps ein Teil der Oberstleutnants in Regimentskommandeurstellung. Bei der Infanterie dagegen beziehen alle Oberstleutnants bis jetzt noch das Gehalt des Bataillonskommandeurs. Ein Teil der am 18. Mai 1901 Oberstleutnant gewordenen ist jetzt zu Regimentskommandeuren befördert und damit pekuniär endlich den Feldartilleriemajors von 1897 und denen der Kavallerie von 1898 gleichgestellt. Sie sind aber Offiziere seit 1870/72, also drei bis fünf Jahre länger als die jüngsten Regimentskommandeure bei der Kavallerie und Feldartillerie. Die Infanteriemajors von 1897 und 1898 werden auf das Regimentskommandeurgehalt noch vier bis fünf Jahre warten müssen. Der Unterschied der jährlichen Einkünfte beträgt bei einem Servisort erster Klasse etwa 2500 Mark. Diese schreiende Ungerechtigkeit besteht schon seit einer Reihe von Jahren. Seit ebenso lange schon erhält aber auch jeder Oberstleutnant der Infanterie, der verabschiedet wird, nur die Pension als Bataillonskommandeur, während der vier bis fünf Jahre weniger dienende Major der Kavallerie oder Feldartillerie beim Abschied die Pension als Regimentskommandeur empfängt; bei dreißig Dienstjahren ist dies ein Unterschied von 1366 Mark Jahrespension.

Die Regierung hat schon im vorigen Jahr die entsprechende Erhöhung der Oberstleutnantsgehälter beantragt. Der Reichstag hat sie abgelehnt. Beim diesjährigen Militäretat forderte die Regierungsvorlage wieder die Erhöhung des Gehaltes der Oberstleutnants auf 7200 Mark an Stelle der seitherigen 5850 Mark und den gleichen Servisbezug wie der Regimentskommandeur, also immer noch 600 Mark Gehalt und noch die 200 Mark Wohnungsgeldzuschuß weniger als dieser. Der Reichstag wird, nach der Abstimmung in zweiter Lesung zu schließen, an Stelle der beantragten Gehaltserhöhung von 1350 Mark nur 1150 Mark bewilligen und den Servisbezug des Regimentskommandeurs

ganz streichen. Damit bleiben die Jahreseinkünfte, wieder die erste Servisklasse zugrunde gelegt, um etwas mehr als 1000 Mark und der Pensionssatz bei dreißig Dienstjahren um über 400 Mark hinter dem der fünf Jahre jüngeren Kameraden in den andern Waffen zurück. Die Gründe sind schwer verständlich. Die ganze Ersparnis, die durch den Abstrich erreicht wird, beträgt bei 180 Oberstleutnants kaum 70000 Mark jährlich. Ist es des Deutschen Reiches würdig, mit solcher geringen Summe zu kargen, wo es gilt, ein seit Jahren bestehendes Unrecht endlich gut zu machen? Zur Erhöhung der Dienstfreudigkeit tragen derartige Dinge nicht bei, und besonders anlockend werden sie auch nicht auf den Offiziersatz wirken!

Aber es werden eingreifendere Änderungen beim Offizierkorps der Infanterie nötig werden, wenn die Verhältnisse sich nicht immer ungünstiger gestalten sollen. Es muß eine Entlastung bei der Truppe eintreten, sonst sind die Anforderungen der Ausbildung infolge der zweijährigen Dienstzeit auf die Dauer nicht zu erfüllen. Eine Vermehrung nur in den Leutnantsstellen kann hier allein auch nicht abhelfen. Die im höchsten Grade überbürdeten Kompagniechefs haben zum Überfluß noch allerlei Nebenämter zu versehen, als Mitglieder der Bekleidungs-, Menage-, Kantinenkommission u. s. w. Es ist vorgeschlagen worden, für die Besorgung aller dieser Geschäfte in jedem Bataillon eine fünfte Hauptmannsstelle und in jedem Regimente eine weitere Majorsstelle mit dem Gehalt des Bataillonskommandeurs zu schaffen. Die Zahl der aggregierten Majors, die nur Hauptmannsgehalt beziehen, könnte vielleicht dafür um etwas eingeschränkt werden. Ähnliche Einrichtungen bestehen zum Teil schon seit geraumer Zeit in andern Armeen, und sie sind insbesondere mit Rücksicht auf die Mobilmachung dringend geboten. Die in diesen Stellen befindlichen Offiziere könnten dann sämtlich bei Neuformationen Verwendung finden, und die bereits erörterten beängstigend starken Abgaben der Regimenter an Hauptleuten würde wesentlich eingeschränkt. Der dritte Vorteil der Einrichtung wäre, daß das Avancementsverhältnis bei der Infanterie sich merklich verbessern würde, und dies ist nach meiner Ansicht die einzige wirksame Maßregel, den Zulauf an geeigneten Offizieraspiranten wieder zu erhöhen.

Das in Vorbereitung befindliche neue Pensionsgesetz, das die unteren Dienstgrade besser stellen soll, kann in Verbindung mit den andern vorgeschlagenen Maßnahmen ebenfalls von günstiger Wirkung sein. Doch darf man sich von ihm allein kaum eine solche versprechen. Es leuchtet wohl ein, daß lediglich die Aussichten auf eine günstigere Versorgung niemand reizen werden, einen Beruf zu ergreifen, wenn dieser nicht an und für sich lockend erscheint.

Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, daß die unerhörte und gradezu niederträchtige Hetze, die sich seit geraumer Zeit gegen das gesamte deutsche Offizierkorps in der Literatur und Presse, sowie im Reichstag und in öffentlichen Versammlungen breitmacht, ebenfalls nicht dazu beiträgt, die Freudig-

keit für den Stand zu erhöhen und den Zulauf zu steigern. Noch nie ist ein Stand in Deutschland derartig mit Schmutz beworfen worden wie heute der Offizierstand. Wenn jeder ehemalige Einjährige und jeder entlassene Offizier seine unreifen Urteile oder tendenziös entstellten Schilderungen dem sensationslüsternen Publikum in Romanform als wahrheitsgetreue Kulturbilder vortäuschen darf, wenn Witzblätter gewisser Richtung einen Stand, auf den die Nation bisher stolz war, täglich in der unflätigsten Weise beschimpfen dürfen, so sind das Zustände, die diesen Stand schwer schädigen müssen. Das traurige an der Sache ist der Umstand, daß Tausende und Abertausende, die der guten Gesellschaft angehören, diese Schandliteratur kaufen und lesen nur um des sensationellen Kitzels willen. Sie verhelfen ihr dadurch erst zu dem kolossalen Absatz, der als gutes Geschäft immer neue literarische Biedermänner anlockt, dem solche Kost liebenden Publikum auch einmal „spanisch zu kommen". Würden diese Erzeugnisse nicht reißend gekauft, sie verschwänden bald vom Büchermarkt.

Es sind vorzügliche Schriften zur Widerlegung und Abwehr erschienen; sie werden leider kaum beachtet[1]). Der größte Teil der anständigen Presse hat die Machwerke von Bilse, Krafft und Schlicht-Baudissin verurteilt; um so mehr wird Beyerlein unbegreiflicherweise verteidigt. Es ist ja nicht zu bestreiten, daß sein „Jena oder Sedan", was Stil und Aufbau anbelangt, himmelhoch über den Produkten der andern steht, daß er gewandt und fesselnd schreibt; aber gerade deshalb ist sein Buch um so bedauerlicher. Ich weiß nicht, welcher politischen Richtung Herr Beyerlein angehört, aber das muß ohne weiteres zugegeben werden, daß er, wenn er überzeugtester Anhänger Bebels wäre, die Geschäfte der Sozialdemokratie nicht besser hätte besorgen können. Ich will seine redliche Absicht nicht bestreiten und, so schwer es glaubhaft ist, annehmen, daß das Motto über seinem Buche: „Der deutschen Armee gewidmet" ehrlich gemeint sei, — aber er hat die Mehrzahl der Offiziere und Unteroffiziere dieser Armee, unverdientermaßen, in einer ganz unwürdigen Weise geschildert, indem er Spezialfälle, die da und dort gewiß einmal vorkommen können, verallgemeinert und ganz unmögliche Dinge dazu phantasiert hat. Er hat ein Zerrbild geschaffen, wie es der überzeugteste Sozialdemokrat, der ärgste Gegner der Armee nicht besser vermocht hätte. Und wenn er wirklich die redliche Absicht hatte, Mißstände aufzudecken, weshalb übertreibt er in so grellen Farben, weshalb bringt er eine solche gehäufte Fuhre Schmutz zusammen, ohne auch nur mit einem Wort zu sagen, wie diese Mißstände zu bessern sind? Leider haben sich durch seine gewandte Mache selbst hervorragende Literaturkritiker bestechen lassen; sie übersahen alle die psychologischen Unmöglichkeiten, die hier aufeinander gehäuft sind. Ich führe als Beispiele hierfür nur die Charakterschilderung eines Reimers, eines Falkenhain, der Offizierideale Herrn Beyerleins, an, ebenso die

[1]) Ich nenne hier nur drei der hervorragendsten: „Beyerlein, Bilse und Genossen, von Einem der auch gedient hat". — „Jena oder Sedan? Ein Wort zur Abwehr!" Beide bei E. S. Mittler & Sohn. Berlin. Preis 40 und 25 Pf. — „Nicht Jena! Sedan! Jetzt wie immer!" Von Hanns von Eberhard. Berlin, Schultz-Engelhardt.

schreienden inneren Widersprüche, die im Verhalten des Gefreiten Vogt, des Haupthelden der Geschichte, vor dem Kriegsgericht liegen. Diese Beispiele ließen sich zu Dutzenden vermehren! Ebenso wurde das gänzlich unreife und schiefe Urteil des Verfassers über Verhältnisse und Lebensgewohnheiten, in die er während eines Einjährigen-Dienstjahres gar keinen Einblick hat haben können, von der Kritik fast ausnahmslos übersehen. Man braucht nicht Offizier zu sein, ja, nicht einmal gedient zu haben, um die Verstöße gegen jede gesunde Logik in Beyerleins Roman mit Händen zu greifen, sobald man nüchtern und unbefangen liest. Grade der Umstand, daß selbst die berufene Kritik sich großenteils hat blenden lassen, macht Beyerleins Buch zu dem bei weitem gefährlichsten. Der Schaden, den es an der deutschen Volksseele angerichtet hat, ist unberechenbar.

Es wird ja kein vernünftiger Mensch an den Vorfällen in Forbach und andern Orten etwas beschönigen oder in Abrede stellen wollen, daß auch der Offizierstand unwürdige Mitglieder haben kann. Läßt sich aber daraus eine Berechtigung herleiten, diesen ganzen Stand in so hämischer und unerhörter Weise zu beschimpfen, wie es jetzt fortgesetzt geschieht? In keinem andern Lande wäre das möglich. In Frankreich, in England würde sich ein Sturm der Entrüstung erheben. Haben andre Stände nicht auch unwürdige Mitglieder aufzuweisen? Wie viele Skandalprozesse haben wir in den letzten Jahren infolge von Veruntreuungen in Börsenkreisen erlebt! Hat sich etwa irgendwo eine Stimme erhoben, die deshalb diesen Stand derart in den Kot zöge, wie es mit dem Offizierstand geschehen ist? Es wird nicht mit gleichem Maße gemessen. Warum darf das alles grade gegen den Stand geschehen, der berufen ist, das deutsche Volk wehrhaft zu erziehen, der stets bereit ist, vor allen andern Blut und Leben einzusetzen für das Vaterland, und der vor bald fünfunddreißig Jahren unter so überaus schweren Opfern die deutsche Nation zum Siege führte! Diese Männer erfüllen auch in der Friedensarbeit ihre Pflicht, so gewissenhaft wie irgendein andrer Stand. Trotzdem werden sie fortgesetzt als verbummelt, arbeitsscheu, dem Spiele, dem Trunke und weiß Gott welchen Lastern ergeben geschildert. Will man ihr Ansehen mit Gewalt untergraben lassen?

Es ist an der Zeit, daß die wahrhaft Gebildeten der Nation solchem Unwesen steuern! Sie können dies durch entschiedene Ablehnung solcher Literatur. Möchte dieser Appell nicht ungehört verhallen! Deutschlands Volk und Armee gehören zueinander; sie sind ein untrennbares Ganzes. Wer den Glauben an das Heer erschüttert, der sündigt an der Nation, der begeht Hochverrat am Vaterlande, wenn auch das Strafgesetzbuch keinen Paragraphen dagegen enthält. Möge das deutsche Volk sich endlich ermannen und den Ruf seines Heeres schützen helfen; auch hier gilt es, die heiligsten Güter zu wahren!

Aus Goethes letztem Lebensjahre.

Nach seinem Tagebuch.

Von

Dr. **Hans Gerhard Gräf.**

Von den vier Abteilungen der monumentalen Ausgabe der Werke Goethes, die „im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen" seit 1887 herausgegeben wird und in Weimar erscheint, liegt bis jetzt nur eine Abteilung vollständig vor, die dritte, welche „Goethes Tagebücher" enthält; sie umfaßt 13 Bände, denen sich als 14. ein Registerband anschließen soll. Man kann diese Abteilung vielleicht als die merkwürdigste und wichtigste der ganzen Ausgabe bezeichnen; im Gegensatz zur ersten (den „Werken" im engeren Sinne), zur zweiten (den naturwissenschaftlichen Schriften) und zur vierten (den Briefen), die sämtlich zum größeren Teil schon Bekanntes in gereinigter Form bringen, enthält die dritte fast durchaus Neues, bisher Unbekanntes; jedenfalls ist der Umfang des früher gelegentlich schon Gedruckten verschwindend gegenüber der Masse dieser 13 Bände.

Goethes Tagebücher entrollen vor dem, der sich in sie hineingelesen hat, dem dieses Meer von zumeist scheinbar trockenen Notizen und bloßen Stichworten geistig durchleuchtet und lebendig geworden ist, ein Bild von Goethes Lebensbeziehungen und Tätigkeit, so reich, so großartig, wie es uns nirgend sonst entgegentritt. Die Aufzeichnungen, mit ein paar ausgelassen lustigen Versen beginnend, reichen in nur selten unterbrochener Folge vom 15. Juni 1775, als der Sechsundzwanzigjährige mit frohen Gefährten den Züricher See befuhr, bis zum 16. März 1832, sechs Tage vor Goethes Tode, wo der fast Dreiundachtzigjährige noch einen Vermerk über sein Befinden eintragen läßt. Nur in den ersten Jahren hat Goethe die Aufzeichnungen eigenhändig geschrieben; später sind sie fast ausnahmelos diktiert.

Daß Goethe einer der fleißigsten und vielseitigsten Menschen gewesen ist, die jemals gelebt haben, ist zwar längst bekannt und oft ausgesprochen worden, seine Tagebücher aber führen uns diese Tatsache sozusagen ad oculos, in einer Weise, wie nichts andres das vermöchte: hier blicken wir unmittelbar in ein Leben, das Tag für Tag voll war bis zum Rande von Tätigkeit;

wir verfolgen die Entstehung seiner Dichtungen, seiner Arbeiten für Kunst und Wissenschaft, die Führung seiner amtlichen Geschäfte; Lektüre, Briefwechsel, persönlicher Verkehr, häusliche Angelegenheiten, Reisen, Krankheiten, Witterungsvorgänge, Zeitereignisse, alles zieht in buntem Wechsel Tag um Tag, Monat für Monat, Jahr um Jahr während mehr als eines halben Jahrhunderts an uns vorüber. Groß und mannigfaltig ist der Gewinn, den ein sorgfältiges Studium dieser Bände bringen kann.

Trotzdem wird freilich von den vier Abteilungen der Weimarer Goethe-Ausgabe die dritte immer diejenige bleiben, die am wenigsten, vielleicht gar nicht in weitere Kreise dringt. Schon ihr Kaufpreis macht das wahrscheinlich (ein gebundenes Exemplar kostet 81 Mark), aber auch der Inhalt; denn zur „Lektüre" im gewöhnlichen Sinne sind die Tagebücher ungeeignet, da sie fast nur aus Stichworten und ganz kurzen Vermerken bestehen. Längere Reflexionen und Beobachtungen, wie etwa die Tagebücher Hebbels und andrer sie enthalten, finden wir nur äußerst selten. Verhältnismäßig, ja überraschend reich an solchen ist nur der letzte, 1903 erschienene Band. Die interessantesten dieser „Maximen und Reflexionen" möchten wir im folgenden mitteilen, gleichzeitig aber versuchen, dem Fernerstehenden durch Vorführung einer kleinen Auswahl der verschiedenartigsten Notizen aus Goethes letztem Lebensjahre ein annäherndes Bild zu geben von der Mannigfaltigkeit und Bedeutung von Goethes Tagebüchern überhaupt. Man wird gewahr werden, wie oftmals ein kurzer Vermerk in seiner gedrängten Knappheit mehr enthält und den Leser mehr anregt, ihn tiefer in Goethes Wesen hineinblicken läßt als manche ausführliche Schilderung andrer, an denen wir heute keinen Mangel mehr haben.

Das letzte Lebensjahr Goethes verfloß ungestört, sanft, ebenmäßig; der Tod des einzigen Kindes (Ende 1830) blieb die letzte schwere Prüfung. Enger und enger spann der Greis sich ein in die stille Welt seiner Arbeitstube, seiner Sammlungen zur Kunst und zur Wissenschaft; das war *seine* Welt, das hieß und bedeutete aber auch eine *Welt*.

Über die politischen Ereignisse der Zeit ließ er sich wohl gelegentlich erzählen, charakteristisch aber bleibt der Vermerk vom 19. März 1831: „Geh. Rath von Müller. Ich ward mit den Weltbegebenheiten bekannt, mehr als mir lieb war, da ich bisher das Zeitungslesen streng unterlassen habe."

Der letzte Ausflug des Vielgereisten galt der Stätte seines jugendlichen Wirkens für das Gemeinwohl, Ilmenau; hierhin flüchtete er sich Ende August 1831, in Begleitung der Enkel Walther und Wolfgang, um der Weimarer Unruhe seines Geburtstages zu entgehen. Und wie es ihm in den letzten Jahren eine „teure Angelegenheit" war, „das Ende gegen den Anfang hinzubiegen", so besuchte er bei dieser Gelegenheit noch einmal das liebe Bretterhäuschen des Gickelhahns; 27. August 1831: „Friedrich [der Diener] mit den Kindern durch die Gebirge auf den Gickelhahn. Ich fuhr mit Herrn Mahr auch dahin. Die alte Inschrift ward recognoscirt:

Über allen Gipfeln ist Ruh pp.
Den 7. September 1783."

Und wie er hier, in dankbarem Rückblick auf ein langes, überreich gesegnetes Leben, in der Stille seinen letzten Geburtstag feierte — „Warte nur, balde ruhest du auch" — so verlebte er auch den denkwürdigen Tag des 7. Novembers in frommen Betrachtungen: „Für mich höchst merkwürdiger Tag, als stiller Jahresfeier meines sechsundfunfzigjährigen Wirkens in Weimar."

Aber nicht nur Goethe selbst, auch die fernen Freunde fühlten es, fremde Verehrer aus allen Teilen Deutschlands und Europas sagten es sich: Balde ruhet er auch. Und sie beeilten sich, sein Angesicht noch einmal zu sehen. Fortwährend drängten sich Besucher herbei, unmöglich war es dem Greis, alle anzunehmen, mancher mußte heimkehren, ohne das freundliche Salve auf der Schwelle überschritten zu haben.

Höchst werte Gäste waren im Januar 1831 Alexander von Humboldt, im Juli der treue Zelter und Staatsrat Schultz aus Berlin, sodann der König von Württemberg und im September die Königin von Bayern. Regelmäßig an einem bestimmten Tage der Woche erschien die Großherzogin Maria Paulowna, seltener ihr Gemahl. Ein Besuch des letzteren veranlaßt Goethe zu folgendem allerliebsten Vermerk (17. Februar 1832): „Ihro Königliche Hoheit der Großherzog in festlicher Pracht mit allen Ordenszeichen von Brillanten, an denen mich das Licht- und Farbenspiel ergötzte." Wie deutlich erkennen wir in dieser kleinen Bemerkung den scharfen Beobachter der Dinge! Und auch das ist bezeichnend für Goethe, daß er diese Beobachtung für wichtig genug hält, sie schriftlich in seinem Tagebuche niederzulegen. Und es ist hier keineswegs die Person seines allergnädigsten Herrn, des Großherzogs, die ihn dazu veranlaßt. Das scheinbar Gleichgültigste wird ad Acta genommen, falls Goethe ihm nur irgend etwas Bemerkenswertes abgewonnen hatte; so lesen wir unterm 10. April 1831: „Ein paar junge Fremde, die bei schönstem Wetter im Garten [am Haus in der Stadt] spazierten, sprach ich aus dem Fenster. Hübsche junge Leute."

Am Flügel, auf dem einige Jahre vorher der sechzehnjährige Felix Mendelssohn sich zu Goethes Entzücken in freiesten Phantasien ergangen hatte, ließ jetzt, am 1. Oktober 1831, ein noch jüngeres musikalisches Talent sich hören, Robert Schumanns spätere Gattin, Clara Wieck, zwölf Jahre alt. Goethe notiert unterm 1. Oktober: „NB. Ein sehr geschicktes Frauenzimmerchen, Pianoforte spielend, von ihrem Vater angeführt, hatte sich bei mir hören lassen. Es waren neuere Pariser Compositionen, große Fertigkeit des Vortrags verlangend, aber immer heiter, so daß man gerne folgte."

Daß der sonst so gütige, milde, im Geltenlassen von Besonderheiten Zeit seines Lebens äußerst humane Mann gegen Leute mit Brillen eine große, bis zur Unduldsamkeit gehende Abneigung hatte, ist bekannt; einen neuen Beleg dafür bietet das Tagebuch vom 22. Juni 1831: „Monsieur Hippolyte Cloquet, Docteur en Médecine, Membre de l'Académie royale de Médecine. Präsentirte sich gut und würde mir gefallen haben, wenn er nicht eine Brille auf der Nase gehabt hätte." Ein andrer Besucher erregte durch seinen Bart Goethes Mißfallen (17. Mai 1831): „Der junge Maler Preller zeigte sich.

Kranken Ansehens, durch den widerwärtigen Schnurrbart noch unglücklicher aussehend. Leider deutet mir so fratzenhaftes Äußere auf eine innere Verworrenheit. Wer sich in einer solchen unnützen Maskerade gefällt und sich zu den hergebrachten Formen nicht bequemen mag, der hat sonst was Schiefes im Kopfe; den Bayern mag's verziehen sein, dort ist's eine Art von Hofuniform." —

Am häufigsten erhielt der Alte Besuch von seinen Enkeln, die mit ihrer Mutter über seinem Haupte, in den Mansardenräumen des Hauses, wohnten, und täglich beim Großvater erschienen. Diesen Verkehr des greisen Dichters und Weisen mit seinem kleinen Nachwuchs zu beobachten — Walther war 13, Wolfgang 11, Alma 4 Jahre alt — hat einen ganz besonderen Reiz, und gerade über ihn enthält der letzte Band der „Tagebücher" eine Fülle von Notizen, durch welche die Schilderungen Eckermanns und andrer wesentlich ergänzt werden. Hier nur einige Proben[1]).

Die leidenschaftliche Neigung beider Knaben für das Theater, das sie in einem für ihr Alter überreichen Maße besuchen durften, wurde vom Großvater lächelnd und teilnahmvoll begünstigt. Zahlreiche Vermerke bezeugen das. 7. Dezember 1831: „Nach Tische Wölfchen. Dessen Theaterleidenschaft scherzhaft beschwichtigt. Besieht man es genau, so findet sich, daß das Theater das einzige eigentlich Lebendige im bürgerlichen Leben ist, welches dadurch, daß es jeden Abend in sich selbst abschließt und am nächsten sich wie ein Phönix erneut, lebhaft wirkt und seine Wirkung gleich selbst wieder aufhebt, durch eine unübersehbare Mannigfaltigkeit den Geist beschäftigt und bei Anlasse zum Denken in den Zuschauern das Urtheil aufruft, reinigt und schärft. Wölfchens Recensionen sind deßhalb sehr merkwürdig, weil er dieselben nicht anders als beurtheilend aufnimmt, anstatt daß Walther sich nach der Absicht des Dichters und Spielers zu leidenschaftlichem Antheil hinreißen läßt. Ottilie, die aus dem ‚Paria' [Trauerspiel von Michael Beer] kam ... Die Kinder kamen nach, und die Verhandlungen über jenes Stück gaben Anlaß zu obstehenden Betrachtungen." 21. Februar 1831: „Spazieren gefahren mit den Knaben, welche beide mit dem lustigsten Wetteifer ihre theatralischen Tendenzen, Theilnahme, Unternehmungen und Pläne auf das lebhafteste vortrugen, als wahrhafte Poeten sich darstellend, indem, wenn der andere sich mit Enthusiasmus erging, der eine sich in's Gähnen verlor, und wenn dieser an die Reihe kam, der andere pfiff"; 14. Februar 1831: „Walther aus dem Schauspiel ‚Heinrich der Dritte' [nach Alexandre Dumas p.]. Heiterhartnäckiger Streit der beiden Knaben über den Werth des Stücks, ein symbolisches Publicum"; 8. Januar 1831: „Wölfchen kam aus der Vorstellung von ‚Lear' noch ganz leidlich zusammengenommen"; 23. April 1831:

[1]) Sehr anmutig ist der Verkehr zwischen Großvater und Enkeln geschildert im Schlußabschnitt des Buches „Goethe ein Kinderfreund. Von Karl Muthesius. Berlin, E. S. Mittler & Sohn." Für eine neue Auflage desselben wird der inzwischen erschienene 13. Band von „Goethes Tagebüchern" reiches Material bieten; für sie sei bei dieser Gelegenheit auch auf S. 4 des Büchleins: „Goethes letzte literarische Thätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden. Von K. W. Müller. Jena 1832", aufmerksam gemacht.

„Wölfchen kam aus dem ‚Vampyr' [Oper von Marschner] ohne die mindeste Gemüthsbewegung mit ganz freiem Urtheil zurück"; 15. Dezember 1831: „Wölfchen förderte [früh] bei Licht wie diese Tage her seine Präparationen und grammatischen Aufgaben, das Ordnen der ihm verehrten Opernbüchelchen, die Abschrift seiner Theaterkritiken mit einer fast unbequem werdenden thätigen Leidenschaft"; 11. Januar 1831: „Später nöthigte mich Wölfchen mit großer Heiterkeit, ein Stück von Kotzebue anzuhören, welches er lebhaft und gehörig vortrug"; 10. März 1832: „Walther aus dem ‚Don Juan' zurückkehrend und die Melodien nachsingend."

Gelegentlich halfen die Enkel auch einmal ein Stück des Großvaters aufführen; 3. November 1831: „Die Knaben kamen aus der Probe der ‚Fischerin' und waren mit sich und den Anstalten zufrieden." Das kleine Singspiel wurde in der Komposition Max Eberweins am 6. November in den Zimmern der Schwiegertochter aufgeführt.

Mit großer Liebe verfolgt Goethe die aufkeimenden künstlerischen Tätigkeiten der Knaben. 25. November 1831: „Mittag Dr. Eckermann und Walther. Letzterer producirte singend den größten Theil von Chelards [historischer Oper] ‚Macbeth'. Es ist wundersam, wie solche eingeborne Fähigkeiten durch äußere lebhafte Anlässe sich entwickeln und steigern"; 7. Juli 1831: „Walther spielte sehr artig auf dem Piano. Wölfchen war auf seine habsüchtige Art gar neckisch"; 16. Januar 1831: „Zuletzt blieb Wolf und erzählte mir ein Mährchen, das er sich ausgedacht hatte."

Immer fanden die Kinder für ihre kleinen Liebhabereien, Anliegen, Erlebnisse volle, gütige Teilnahme beim Großvater. 18. Januar 1831: „Mittag Waltherchen, der mich von seinen Taschenspielerkünsten unterhielt"; 11. November 1831: „Mit Walther gespeist, welcher unter vielerlei Späßen seine Wünsche und Bitten anbrachte"; 21. Februar 1832: „Später Wölfchen, der mich zum Domino nöthigte, aber dabei sehr artig war"; 23. Januar 1831: „Kamen die Kinder von einer nächtlichen Eisfahrt mit Pechfackeln. Walther besonders höchst vergnügt, welches bei einem unerfreulichen Spaße man ihm gern gönnen mußte"; 27. November 1831: „Ottilie, die von Hof kam, und die Kinder gleichfalls, die sich über die Plumpsackpüffe bei etwas lebhaftem Spiel bei dem Erbgroßherzog beklagten."

Bisweilen, wenn die Mutter auswärts war, hatte der Alte wohl auch alle drei Enkel auf einmal um sich. Er versäumt nicht, gewissenhaft zu vermerken (24. November 1831): „Ottilie ging auf den Hofball. Die drei Kinder brachten den Abend bei mir zu. War ein jedes in seiner Art unterhaltend. Alma beschäftigte sich sehr artig mit Bleistift und Papier"; über diese kleine Vierjährige finden wir einmal die köstliche Notiz (31. Mai 1831): „Inzwischen war Alma einige Stunden bei mir, betrug sich sehr artig auf dem Wege einer sittlich-sozialen Kultur."

Folgender Vermerk ist besonders wertvoll, da er uns überaus deutlich zeigt, wie Goethe bemüht war, die Heranwachsenden von früh auf zur Ordnung, zur Sorgfalt und Sauberkeit auch in scheinbar Nebensächlichem anzuleiten. 13. März 1831: „Kamen die drei Kinder und waren nach ihrer Art

dienstfertig und egoistisch, auch spaßhaft. Ich suchte Ordnung zu halten, soweit es meine Zustände erlaubten. Ich schärfte ein die Unterlage beim Siegeln eines Briefes, denn es begegnet mir oft, daß schöne Bände eines Buches durch unvorsichtige heiße Siegelung gänzlich verdorben oder ein Dedikationsexemplar verschändet wird. Ebenso geht es mit Hauptstellen eines Briefes, wo gerade das bezeichnende Wort schon zum voraus zerstört ist. Die leichtsinnige Übereilung der Menschen ist gar zu groß."

Beachtenswert ist es, daß Goethes Lektüre gelegentlich durch die Enkel bestimmt wird; so liest er am 4. Januar 1832 in einem Buche über die „Gefahren des Meeres" und vermerkt dabei: „mitgetheilt von Wölfchen"; ein andermal hat Walther in Großvaters Zimmer das „Buch der Mährchen für Kindheit und Jugend" von Löhr liegen lassen, Goethe schlägt es auf, beginnt zu lesen, und die Tagebuchnotiz darüber erweitert sich zu einer förmlichen kleinen Kritik des Buches. Von der durch Wölfchen veranlaßten Iffland-Lektüre wird später noch die Rede sein.

Wenn wir auch nicht selten vermerkt finden, die Enkel seien bei ihren Besuchen in der Arbeitstube des Großvaters still und „gar artig" gewesen, z. B. unterm 14. Mai 1831: „Früh Poetisches [d. h. ‚Faust']. Wölfchen setzte sich zu mir und arbeitete gar artig und fleißig," so mag dem Greis doch manchmal auch die Lebendigkeit, das Quecksilberhafte und der Lärm der Jugend zuviel geworden sein. Und so heißt es denn auch gelegentlich (3. November 1831): „Mittag Wölfchen. Lobenswürdige, aber höchst unbequeme, unermüdete Thätigkeit des Knaben"; 21. November 1831: „Nachts [d. h. nach dem Abendessen] Ottilie, sodann die Kinder, welche ihren Singparorismus hatten." Wahrhaft rührend aber ist folgende Notiz (20. September 1831): „Mittag Wölfchen; dessen Geburtstagsdiner. Auch Dr. Eckermann. Ich war mit meinen tieferen Naturbetrachtungen beschäftigt und konnte nur freundlich sein." —

Neben den Enkeln steht deren Mutter, Goethes Schwiegertochter Ottilie, die Frau, welche dem Dichter im letzten Jahre seines Lebens am nächsten stand und am meisten um ihn war. Besonders des Abends, wenn die Augen des Greises Schonung forderten, war Ottilie ihm als Vorleserin von Neuem und Altem (unter letzterem besonders Plutarch) höchst willkommen; er selbst las ihr nur ausnahmsweise vor, so zwei Monate vor seinem Tode den ganzen zweiten Teil des „Faust". In dieser Zeit bekannte Ottilie einmal einer Freundin, daß sie sechs Stunden des Tages dem Vater widme. „Oft", sagte sie, „kann ich nicht mehr und glaube ohnmächtig zu werden vor Schwäche, doch der Gedanke, daß ich ihm nützlich, ihm notwendig bin, daß ich seine alten Tage verschönen und in der Welt zu etwas gut sein kann, dieser Gedanke gibt mir die Kräfte wieder. Neulich haben wir den Plutarch [wieder] zu lesen angefangen, und schließlich las er mir aus dem zweiten Teil des ‚Faust'; es war schön und groß, als ich aber nach elf Uhr mein Zimmer betrat, fiel ich meiner ganzen Länge nach zu Boden." Von Ottiliens körperlichen Leiden finden sich einige Spuren in Goethes Tagebuch, so am 18. Juni 1831: „Später kam Ottilie herunter. Wir machten ein Picknick von unsern Gebrechen und Leiden." Den Hauptinhalt ihrer Gespräche bildeten naturgemäß die häus-

lichen Angelegenheiten und die „Verhältnisse des Tages". Über diese, d. h. über den weimarischen sogenannten Stadtklatsch, wurde Goethe durch seine Schwiegertochter stets vollkommen auf dem Laufenden gehalten; der alte Herr in seiner läßlichen Art verschmähte keineswegs, dergleichen anzuhören; von welchem Gesichtspunkt aus das geschah, zeigt folgender Vermerk (27. Januar 1831): „Mittag Ottilie. Allen Stadtklatsch durchgearbeitet, wobei denn doch gar hübsche novellenartige Verhältnisse zum Vorschein kamen."

Wie sehr Goethe sich fortdauernd für alles Gute und Nützliche interessierte, das in Weimar entstand, wie auch geringfügige Vorfallenheiten ihn beschäftigen konnten, dafür gibt sein Tagebuch mannigfache Belege; hier nur ein paar Notizen. 24. Juni 1831: „Abends Professor Riemer. Mit demselben in die öffentliche Baumschule bei Rath Wangemann. In mehr als einem Sinne merkwürdiger Standpunkt, der von Fremden und Einheimischen mit Achtung und Ehrfurcht betreten werden sollte"; 16. Oktober 1831: „Der Zwiebelmarkt war heute wie gewöhnlich gehalten und erinnert an die Epoche von 1806" (vgl. S. 221 des obengenannten Buches von K. Muthesius). Ferner 17. Mai 1831: „Spazieren gefahren mit Ottilien um's Webicht. Jahrmarktshändel, durch die hiesigen Schuster gegen die Erfurter begonnen. Trauriger Erfolg uralter bocksbeutelischer Herkömmlichkeiten bei ganz veränderten Umständen ... Abends Ottilie, das nähere Detail der Jahrmarktshändel referirend", und 18. Mai: „Geh. Rath von Müller. Unangenehme Jahrmarktsereignisse, entsprungen aus herkömmlichem städtischen Schlendrian in bedenklichen Zeiten."

Um die Angelegenheiten des eignen Haushaltes mußte Goethe sich, nach des Sohnes vorzeitigem Tode, notgedrungen auch im kleinen weit eingehender bekümmern, als es die letzten Jahre her erforderlich war. Auch hierfür bietet das Tagebuch zahlreiche Belege. So 1. Januar 1832: „In der Haushaltung manches Förderliche, worauf mit Ernst zu beharren ist"; 30. November 1831: „Holz angekauft"; 1. Dezember: „Den Holzvorrath bedenkend, der für den Winter noch[1]) hinreicht. Von einem Buchfarther Bauer Wellenholz vortheilhaft gekauft"; 17. Dezember: „Küchenangelegenheiten im Einzelnen durchgegangen. Überlegung und Entschluß." Und noch am 1. März 1832, drei Wochen vor seinem Abscheiden, vermerkt er getreulich: „Haushaltungsrechnungen durchgesehen, in Tabellen gebracht." Besonders bemerkenswert aber ist aus dieser Kategorie folgende Notiz (10. Februar 1831): „Vulpius[2]) entließ die Köchin mit billiger Entschädigung. Von dieser Last befreit konnt' ich an bedeutende Arbeiten gehen." Was waren das für „bedeutende Arbeiten"? Nichts Geringeres als die Vollendung des „Faust", über den er zwei Tage später, am 12. Februar, notiert: „Das Hauptwerk muthig und glücklich angegriffen." Bedenken wir das recht, wie rührend, ja ergreifend wirkt dann jener Vermerk! Es ist ein neuer Beweis für die Wahrheit dessen, was Goethe einmal (in Bezug auf Schillers Briefe) an seinen Freund Heinrich Meyer schrieb: „Wie wundersam, ja mitunter traurig ist es, in welchen Zuständen, unter welchen Bedingungen die herrlichsten Produktionen entstehen!" — —

[1]) Soll wohl heißen: „noch nicht".

[2]) Rinaldo V., der Sohn von Goethes Schwager.

Von den Diensten, die Ottilie dem Schwiegervater als Vorleserin leistete, ist schon die Rede gewesen. Vieles las Goethe auch selbst, ja, seine Lektüre ist so groß, auch in dem uns hier allein beschäftigenden letzten Lebensjahre, daß wir billig staunen müssen über die ungeheure Masse des bewältigten Lesestoffes. Den Eindruck des Gelesenen finden wir nicht selten im Tagebuch mit ein paar kräftigen Strichen skizziert. Einige wenige dieser wertvollen literarischen Urteile seien hier mitgeteilt, sowie im Anschluß daran eine kleine Auswahl andrer Urteile über Menschen und Dinge, alles köstliche Perlen, wert, in den Schatz von Lebensweisheit eingefügt zu werden, den Goethe uns in der Sammlung seiner „Maximen und Reflexionen" vermacht hat. Vor diesen haben die Tagebuch-Betrachtungen einen Vorzug, den sie mit den Weisheitsprüchen in Goethes Gesprächen mit Eckermann und andern teilen: daß uns nicht wie bei jenen sozusagen gepflückte Blüten und Früchte des Denkens in reichgefüllter Schale vorgesetzt werden, sondern daß wir gleichsam die ganze Pflanze mit der Wurzel und dem umgebenden Erdreich erhalten, insofern wir stets auch die Umstände, das Erlebnis, die Lektüre, das Gespräch miterfahren, aus denen jene Gedankenblüten erzeugt oder durch die sie zur Entfaltung gebracht wurden.

Die Lektüre von Victor Hugos „Notre-Dame de Paris" bereitet Goethen „Verdruß an den Gliedermännern, die der Verfasser für Menschen gibt, sie die absurdesten Gebärden machen läßt, sie peitscht, poltert[1]), von ihnen radotirt, uns aber in Verzweiflung setzt. Es ist eine widerwärtige, unmenschliche Art von Composition" (20. Juni 1831); den zweiten Teil des Werkes war Goethe denn auch nicht imstande zu Ende zu lesen, wie er unterm 12. Oktober bei Gelegenheit der Lektüre von „La Peau de Chagrin" vermerkt. Als er die ersten Nummern der Zeitschrift „Revue de Paris" gelesen hatte, notiert er (7. Juni 1831): „Die Franzosen bleiben immer wunderlich und merkwürdig, nur muß der Deutsche nicht glauben, daß er irgend etwas gründlich für sie thun könne; sie müssen erst alles, was es auch sei, sich nach ihrer Weise zurechte machen. Ihr unseliger Respect für den Calcül bornirt sie in allen artistischen, ästhetischen, litterarischen, philosophischen, historischen, moralischen, religiösen Angelegenheiten, als wenn das alles dem unterworfen sein müßte. Sie merken gar nicht, daß sie hier auf die niederträchtigste Weise Knechte sind; in allem Übrigen, wo sie sich gehen lassen und sich ihrer Vorzüge freudig bedienen, sind sie allerliebst und einzig, man darf sie nicht aus den Augen lassen."— 21. April 1831: „Göttingische Anzeigen, Tschirner ‚Fall des Heidenthums' recensirt, ein altes abgedroschenes Mährchen, mehr in's Einzelne, Klare hervorgezogen, wodurch die Sache nicht anders wird; in den Jahrhunderten, da der Mensch außer sich nichts wie Gräuel fand, mußte er glücklich sein, daß man ihn in sich selbst zurückwies, damit er sich statt der Objecte, die man ihm genommen hatte, Scheinbilder erschuf an ihre Stelle; der Polytheismus stellte sich in drei Personen der Gottheit, einer Göttin-Mutter, den 12 Aposteln und so viel Heiligen weit zahlreicher wieder her. Pantheisten zu sein fehlte diesen

[1]) Wurde etwa „foltert" von Goethe diktiert?

Jahrhunderten die Naturanschauung, welche diese Denkweise allein begründet, und was dergleichen mehr ist." — 15. Februar 1831, bei Gelegenheit eines Gespräches über geologische Probleme: „Es ist den Männern vom Fach nicht übel zu nehmen, wenn sie sich's bequem machen. Wenn man statt des Problems ein anderes hinsetzt, so denkt die gleichgültige Menge schon, es wäre ihr geholfen. Jeder sucht sich in seinem Fach zu sichern und läßt den andern auch zu, sich mit den ihrigen zu befestigen. So habe ich mit Verwunderung in ihrem Fache sehr consequente, verständige, vortreffliche Männer gesehen, wie sie in andern Fächern das Absurdeste zugaben und nur sorgten, daß man ihre Kreise nicht störe. Auch in den Wissenschaften ist alles ethisch, die Behandlung hangt vom Charakter ab". — 19. Februar 1831: „Abends die ‚Umwälzungen der Erdrinde' von Cuvier, übersetzt von Nöggerath. Schöne Gelegenheit zu dissentiren und zu assentiren. Wir sind ja alle nur einzelne Personnagen, die nach unseren Prämissen richtig oder falsch urtheilen. Niemand ist von dem einen gewiß und vor dem andern sicher, man muß lange leben und zwischen diesen beiden zu einer Art von Sicherheit gelangen"[1]). — 16. Januar 1831: „Verschiedene Sendungen, von Düsseldorf eine Anzahl meist frömmelnder Bilder, die mich bis zum Lachen betrübten. Die Menschen versinken immer tiefer in Absurdität; es wäre jetzt Zeit für einen trefflich gebornen Künstler, wenn er als wahrhaft menschliches Kunstoriginal geboren würde und sich im Stillen hartnäckig bildete. 's ist aber kaum möglich, denn der Mensch ist immer mehr oder weniger ein Organ seiner Zeit". (Es war, als Goethe diese Zeilen schrieb, nicht nur möglich, sondern schon geschehen; nur war jenes „wahrhaft menschliche Kunstoriginal" zurzeit noch ein dreijähriges Bürschchen, Arnold Böcklin, geboren am 16. Oktober 1827). Unterm 17. Januar 1831 kommt Goethe im Tagebuch auf jene frömmelnden Bilder zurück: „Hofrath Meyer zu Tische. Betrachtungen über den frömmelnden Kunstwahnsinn im Besondern, wo es ganz unbegreiflich wird, wie ein Director dergleichen in seinem Sprengel dulden, durch Ankauf honoriren und durch Nachbildung die Kenntniß eines so gräßlichen Mißbrauchs noch über die übrige Welt verbreiten möchte." — 8. Dezember 1831: „Durch Wölfchens Veranlassung einiges Ifflandische gelesen. Ein merkwürdig wundersames Talent von Penetration in die pathologischen Winkel der bürgerlichen Gesellschaft, was Schiller von seinem hohen Standpunkt Misère nennt." Ganz blieb Goethen auch jetzt noch diese „Misère" im eigenen Leben nicht erspart, und so lesen wir unterm 9. Januar 1832 die treffende Notiz: „Der empirische Geschäftstag spielte seine Ifflandische Komödie fort." Am 14. Dezember 1831 vermerkt Goethe weiter: „Abends, in einem durch die Entfernung der Sonne in der frühen Nacht wie vor Alters deprimirten Zustand, beging ich einen Fehler, mir von Wölfchen die ersten Akte der ‚Erinnerung' [Schauspiel] von Iffland vorlesen zu lassen. Ein Stück der Art, welches Einen mitten im Sommer am längsten Tage und beim höchsten Barometerstand deprimiren müßte."

[1]) Statt „und . . . gelangen" möchte man lesen: „um . . . zu gelangen".

Die humoristisch-ärgerliche Bemerkung erinnert uns daran, in wie hohem Grade Goethe sein Leben lang von der Jahreszeit, von den Witterungsverhältnissen, insbesondere von der Höhe des Barometerstandes abhängig war; stets litt er und lebte mühsamer in den dunkeln Monaten der „Sonnenferne"; je höher die Quecksilbersäule des Barometers, je reiner, klarer, heiterer die Atmosphäre, um so fähiger fühlte sein Geist sich zu jeglicher Arbeit, und umgekehrt. Kein Wunder daher, daß er den Stand des Barometers und des Wetters täglich mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, freilich ohne im Tagebuch regelmäßig Vermerke darüber zu machen; nur abnorme Vorgänge wurden in ihm gebucht, so am 29. Oktober 1831: „NB. Hoher Barometerstand und völlig bedeckter Himmel den ganzen Tag," dann am 30: „Wenig gesunkener Barometerstand und regnerisches Wetter. Höchst leidige Unregelmäßigkeit." Unterm 19. Juni 1831 heißt es: „Die Tage waren sehr schön. Das Barometer stand 9 Linien über 27 und behauptete in dieser Höhe sein altes Recht, da[1]) in der mittleren Höhe Unsicherheit obwaltet und die alten Naturgesetze widerwärtige Ausnahmen erleiden."

Aus dieser letzteren Bemerkung spricht fast weniger der ruhige Forscher und Naturschauer als der leidenschaftliche Freund der Ordnung. Der Ordnung in allen Dingen, größten wie kleinsten. „Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen" — die Wahrheit dieses goldenen Wortes, das Mephistopheles dem Schüler ans Herz legt, wird durch Goethes Leben in großartigster Weise bestätigt. Zwar ward ihm ein außergewöhnlich langes Leben zuteil, wie viel Zeit aber „gewann" er sich noch dazu durch seine Ordnungsliebe; und wie hätte er dieses sein Leben durchführen können in seinen tausend und tausendfältigen Beziehungen ohne jene vom Vater ererbte, treu gepflegte Liebe für peinliche Ordnung. Sie war es im Verein mit seiner ungemeinen Gründlichkeit, die ihn antrieb zu jenem unablässigen Registrieren, Schematisieren, Aktenfaszikel-Anlegen, Tabellen- und Agendawesen, das vom Unverstand so oft als pedantisch verspottet wird, weil er nicht zu begreifen vermag, wie das echte „Genie" dergleichen nötig haben könne. Und so finden wir denn auch noch im Tagebuch des letzten Jahres wiederholt Vermerke wie folgende (3. Juni 1831): „Die Juni-Agenda diktiert"; 23. Juni: „Neue Agenda auf den Monat Juli"; und am 6. Januar 1832: „Ich bedachte die Agenda von Januar und notirte 21 verschiedene Besorgungen, Einleitungen und Ausfertigungen."

Und welche Fülle von Arbeiten der mannigfachsten Art wurde von dem Dreiundachtzigjährigen noch bewältigt, auch wenn wir einmal ganz absehen von der obersten Leitung aller Anstalten für Kunst und Wissenschaft in Weimar und Jena, die bis zuletzt in seinen Händen lag! Eine Hauptsorge war die Ordnung des gesamten literarischen Nachlasses, die er mit Eckermann eingehend besprach, wie mit Riemer die große Ausgabe seines Briefwechsels mit Zelter; die zahlreichen Arbeiten zur Morphologie wurden geordnet, einige naturwissenschaftliche Aufsätze geschrieben. Die letzten Bücher von „Dichtung und Wahrheit" harrten noch der Vollendung, und zu vollenden war noch

[1]) Wir würden sagen: „während".

jenes „Hauptgeschäft", jener „Hauptzweck", wie es im Tagebuch heißt: der „Faust". Die schöne und, im Zusammenhang mit dem im Tagebuch Vorhergehenden betrachtet, so rührende Notiz vom 12. Februar 1831 haben wir schon einmal angeführt: „Das Hauptwerk muthig und glücklich angegriffen." Während der folgenden Monate arbeitet Goethe, dem Frühling entgegen, unermüdlich daran fort, und am 22. Juli, vier Wochen vor dem letzten Geburtstag, kann er dem Tagebuch anvertrauen: „Das Hauptgeschäft zu Stande gebracht." Alsbald siegelt er das Manuskript ein, auf daß es, wie er einem Freunde schrieb, dereinst das „spezifische Gewicht" seines Nachlasses vermehren möge.

Die Vollendung der „Ausgabe letzter Hand" seiner Werke hatte er schon zu Anfang des Jahres 1831 mit inniger Freude erlebt; unterm 27. Januar lesen wir darüber im Tagebuch: „Die 40 Bände der Sedez-Ausgabe in einer Reihe vor mir aufgestellt zu sehen, machte mir ein dankbar anerkennendes Vergnügen. Ich hatte das zu erleben nicht gehofft." —

Das Wenige, was in diesen Zeilen angeführt werden konnte, ist nur eine kleine Probe aus dem reichen Schatze, den Goethes Tagebücher bergen; es soll zu näherem Studium dieser wichtigen Quelle für die Kenntnis von Goethes Leben und Wesen einladen. Was Karl Immermann in sein eigenes Tagebuch schrieb, als er, einige Jahre nach Goethes Tode, dessen Arbeitszimmer betreten hatte, wäre das passendste Motto gewesen für das Titelblatt der Weimarer Ausgabe von Goethes Tagebüchern: „Hierher sollte man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz."

Das Sonnenland.

Ein Märchen

von

Hans Hoffmann.

Ich komme heim aus dem Sonnenland.
Ich bin den ganzen blühenden Tag
In lauter Schönheit gegangen.
Nun fliegt's mir um Stirne und Wangen
Noch wie ein verklärter, seliger Schein. —
Sieh mir nicht so in die Augen hinein,
Sonst nimmt er dich auch gefangen!
Dann kommen wir nicht voneinander los,
Wir schauen uns an, so sehnsuchtsgroß,
Und finden aus lachendem Märchenglück
Nie mehr den Weg in das Leben zurück.

Anna Ritter.

Auf einem herrlichen Bergschlosse, das über ein köstliches Waldtal hinweg zum höheren Gebirge hinaufsah, nach der andern Seite ein gesegnetes Fruchtland überragte, saß in längst vergangenen Zeiten ein junger Graf Eckart, der weitum unter seinesgleichen als der Mächtigste und Reichste bekannt war.

Auch freute er sich seines Glanzes und liebte es sehr, sein Glück und seine Kostbarkeiten mit einem stillen Prunken vor den Leuten zu zeigen. Er sah deshalb gern Gäste, bewirtete solche mit freudiger Fülle, ließ sie teilnehmen an allem Besten, das es in seinem Bereiche zu schauen und zu schmecken gab, und hatte es am allerliebsten, wenn ihnen ein rechter Neid über so viel schöne Dinge aus den staunenden Augen sah oder gar deutlicher noch über die Zunge schlüpfte. Und an allem Neuen, das er etwa zu seinem Besitze hinzugewann, schien ihm das Beste zu fehlen, solange er nicht seine Lust am Neide der andern gebüßt hatte, gleichsam als einem prickelnden Wein zur nahrhaften Speise.

Als er nun in die Jahre kam, da er seines edlen Geschlechtes und künftiger Erben gedenken mußte, beschloß er, nach einem Weibe sich umzusehen, das seines Hochschlosses würdig und wiederum dessen schönste Zierde sein sollte. Und zu allem andern Glück hatte er das neue, ein so begnadetes Fräulein

gleich in der nächstgelegenen Burg zu finden, allwo die Herrentochter eben wie eine würzige Sommerfrucht dem Manne entgegenreifte. Sie hieß Gerhildis und galt um ihrer Schönheit und Holdseligkeit wie nicht minder um ihrer Tugend willen mit Recht bei allen Leuten als die Perle unter den Jungfrauen des Landes, und beseligt der Mann, der sie heimführen dürfte.

Graf Eckart war es, der auch dies Kleinod gewann; ihr Vater wußte seine Mannestüchtigkeit und seine Macht zu schätzen, und der Jungfrau selbst war seine stolze Gestalt und sein herrenhaftes Antlitz nicht unwillkommen. Also zog sie nach einer glänzenden Hochzeitsfeier in das Grafenschloß ein als gepriesene Herrin.

Eckart genoß dieses holdesten Besitzes mit hochgestimmter Wonne und doch eine Zeitlang in traulicher Stille. Gerhildis aber lebte ihm zur Seite in sanfter und zufriedener Treue.

Nicht allzu lange jedoch, so ergriff ihn wieder die alte Begierde, das, was er sein nannte, auch von Fremden bewundern zu lassen und sich ihres Neides im geheimen zu erfreuen. Und er hielt sein Glück nur noch für ein halbes, ehe er es solcherart vor der Welt hätte funkeln lassen. Er lud sich deshalb Gäste mehr als jemals ins Haus und stellte seine Gemahlin als ein reizendes Schaustück in ihre munteren Kreise. Da wurde getanzt und gejubelt, gespielt und gesungen, und an Essen und Trinken ließ es der Hausherr zu keiner Stunde mangeln.

Immer jedoch unter dem fröhlichen Lärmen spähte er heimlich umher, wer seinem Weibe mit Bewunderung nahte, und ob der nicht von neidischem Begehren ergriffen würde. Und sobald er so etwas merkte, wie es denn freilich schier alle Tage geschah, so schwoll ihm die Brust von stolzem Behagen, und er empfand nun erst die vollkommene Lust am Besitz ihrer Schönheit.

Nur zu bald aber pflegte sich solch wunderliches Freuen in ein Gegenteil zu wandeln. Eine zitternde Angst begann ihn zu plagen, es möchten denn doch einmal die verlangenden Blicke eines feurigen Männerauges in ihrem Herzen einen Widerhall finden. Und schon der bloße Gedanke an solch ein Unheil ließ ihn manchesmal in rasender Wut nach dem Schwertgriff fahren. Und doch konnte er's nicht lassen, sich wieder und wieder in so gefährlicher Art beneidet zu sehen. So lebte er seine Tage ruhelos hin in hastigem Wechsel von Freude und verborgener Qual.

Die Qualen freilich trank sein Herz sich aus einem leeren Becher, wie es häufig die Art der Eifersucht ist. Gerhildis schritt still und gelassen durch all den Wirbel rauschender Lust, und es gab keinen einzigen unter all jenen heimlichen Werbern, der neben ihrem Gatten ihr ein wenig hätte gelten können. Ja, anfänglich war ihr das Andringen fremder Blicke nur empfindlich und zuwider, und sie bat häufig ihren Eheherrn, ihr die Plage zu erlassen. Ihm aber blieben seine stürmischen Freuden und Leiden lieber als ihre Ruhe.

So mußte sie's ertragen lernen; und es geschah allmählich, daß sie selber sich gewöhnte und den Zoll der Bewunderung mehr und mehr hinnahm als ein Ding, das ihr gebührte, das aber als ein alltägliches und überreich gespendetes ihr keinen größeren Wert hatte als ein altbesessenes Schmuckstück.

Doch ist es die Art des irdischen Menschen, daß, wem reichlich gegeben wird, dieser bald am heftigsten nach Größerem verlange. So erwuchs in Gerhildis, der überreich begnadeten, mit der Zeit ein seltsam Begehren, dafür sie sich selbst keinen Namen wußte, eine dunkle Sehnsucht hinaus ins Weite, in eine Welt, die ihr unbekannt wäre und größere Wunder noch bergen mußte, als die ihr daheim im Behagen erblühten.

Oft stand sie jetzt stundenlang an den Zinnen des hohen Turmes, den sie früher nie erstiegen hatte, und schaute träumerisch hinaus in die leuchtende Herrlichkeit der großen Ferne, und es war ihr, als müßten dahinten in der gesegneten Tiefe, aber noch mehr auf den sonnbestrahlten Berghäuptern weit reichere Wonnen und Herzensgewinne zu erlangen sein als hier im engen Bezirk des umschlossenen Burgfriedens. Und manchmal wollte es ihr scheinen, als ob die Berge drüben ein leises Verlangen trügen, sich ihr huldigend zu neigen; und ihr selber wuchs eine tiefe Sehnsucht auf, solche Huldigung zu empfangen. In so wunderlicher Weise quoll ihr die Schönheit ins Herz, die über Höhen und Täler ergossen ist, und die damals nur sehr wenige Menschen ihrer Seele zu deuten wußten.

Und nun wanderte sie in Gedanken alle Tage weiter und weiter; und auch in einiger Nähe, die ihr doch schon der Ferne gleichkam, weil ihr Fuß nach der Sitte sie niemals betreten durfte, durchspähte sie alle Schluchten, Wälder und Winkel, glitt mit jedem Bachlauf zu Tale und klomm auf jede Kuppe, die etwa die andern um einiges überragte. Und ihre Sehnsucht ins Freie ward größer und größer; es war ihr, als trüge sie Flügel an den Schultern, doch die Schwungfedern wären ihr beschnitten und gebunden.

Die goldene Weite, in die sie sich hinausträumte, nannte sie bei sich selber das Sonnenland, weil sie es immer nur im Sonnenglanz erblickte, denn bei anderm Wetter lag es zumeist in Dünsten verborgen.

Wenn aber ihre Seele von so sehnsüchtiger Traumfahrt zurückkam, lag noch eine Weile ein Leuchten in ihren Augen wie ein Abglanz aller Schönheit, die sie draußen gesehen hatte, und ihre Lippen blühten von einem beglückten und doch leise schon wieder verlangenden Lächeln.

Und weil sie im stillen wohl fühlte, daß sie in solcher Verklärung noch viel schöner war als sonst, suchte sie dann leise ihres Gatten Blicke, daß er ihr huldigte und sich ihrer erfreute. Allein dies liebende Mühen war ganz vergeblich: er sah und verstand nicht den neuen Glanz, den ihr Angesicht strahlte; oder was er davon sah, erschien ihm als ein Fremdes, das ihm unbehaglich war und eine Scheu in ihm weckte. Er ging dann wohl verdrießlich in den Bergwald hinaus und schoß einen Rehbock oder einen Keiler.

Um diese Zeit geschah es, daß im Volke ein sonderbares Raunen über die junge Gräfin Gerhildis umherging: dieser und jener wollte ihr leibhaftig irgendwo in der Einsamkeit der Wälder oder Obstgärten begegnet sein, und alle schilderten sie ganz gleichermaßen, daß sie wie schwebend dahergewallt komme, angetan mit einem langen, weißen Gewande und einem wehenden Schleier; ihr Antlitz schön wie immer oder noch feinerer Art, nur bleicher und zarter als man sonst sie kannte, mancher holden Heiligen ähnlich. Und

die Augen hatte sie vor sich gerichtet mit einem besonderen Leuchten, als ob sie ringsum etwas Köstliches sähe, das doch niemand sonst wahrnahm, zugleich aber mit einem verschleierten Ausdruck, wie tiefverträumt und abwesenden Geistes; und sicher war, daß sie auf keinen Begegnenden acht gegeben noch deren Grüße erwidert hatte.

Auch darin waren alle der gleichen Rede, daß solche Erscheinung allemal um die tiefe Mittagsstunde geschehen sei, wenn die Hitze am mächtigsten brütet und in den stillen Laubgängen die Einsamkeit groß ist; doch sei es von ihr ausgegangen wie ein Hauch erquickender Kühle; einige meinten, daß der Schleier die herwehe. Einer und der andre hatte es wagen wollen, sie anzurufen und zu ihr zu reden; doch war ihm jeder Ton in der Kehle stecken geblieben zu eigenem Entsetzen, und solche Stummheit habe lastend noch angedauert, als die Erscheinung eine reichliche Zeit schon vorüber gewesen. Auch hatten sie alle einen Schauder empfunden, der voll tiefer Schrecken und doch von einer heimlichen Süße gewesen; nur fürchteten sie sich sehr, dies rätselhafte Regen noch einmal zu fühlen.

Solch wunderliche Kunde durchflog alle Ortschaften der Gegend; wollte jemand etwas von dem Gerede auf das Schloß selber hinauftragen, fand er ungläubige Gesichter, ja, ein höhnisches Lachen: denn dort wußte jedermann, am sichersten die Torwächter, daß die Gräfin niemals den engsten Umkreis der Burgmauern verließ, am allerwenigsten allein, ohne Frauengesellschaft. Das Gerücht aber wollte trotz alledem durchaus nicht verstummen, und immer wieder kamen Leute, die als wahrheitliebend bekannt waren, und die das gleiche Erlebnis als ihnen selber geschehen von neuem erzählten. —

Um diese Zeit kam eines Tages ein neuer Gast auf den Burghof geritten, der von jenseits des Gebirges herüberkam und dem Schloßherrn von dorther eine Begrüßung brachte. Es war ein ritterlicher Mann, doch etwas zarterer Gestalt, von Antlitz schmal und ein wenig blaß; die Augen, still und zumeist gesenkt oder im Unbestimmten ruhend, schienen doch zu glimmen von einem verhaltenen Feuer.

Graf Eckart empfing ihn wie andre Gäste, freigebig und heiter, und zeigte ihm nach der Gewohnheit den Reichtum seiner Besitztümer. Doch hatte er den stillen Ärger, daß dieser Ritter Zeno nach allem Anschein auf die Fülle der Kleinodien nicht gar so hohen Wert legte und weder rechtes Staunen noch rechten Neid seinem Wirte zur Schau gab.

Dagegen verlangte er, bald den Bergfried zu ersteigen und von dort Ausblick zu halten; es sei das sein Brauch so, sprach er mit einigem Eifer, von allen Türmen und Hochsitzen, wohin die Fahrt ihn bringe, mit Freuden ins Weite zu schauen und die Gestaltung des Landes zu erforschen. Und als ihn der Burgherr ein wenig verdrießlich die Stufen hinaufführte, erklärte der Fremde nach einigem Umschauen:

„Von allen Schätzen, die du mir gezeigt hast, ist dies Wunderbild, das sich vor uns breitet, das allerschönste."

Eckart ward böse um dieses Wort, das ihm eine Hohnrede schien, und hätte am liebsten zornig geantwortet; doch besann er sich des Gastrechts und sagte nur in gedämpftem Grollen:

„Wenn dies alles mein wäre, was deine Augen überstreichen, so wäre es freilich der Reichtum eines Königs. So aber, da dies nicht ist, was soll mir die Rede?“

Doch Zeno erwiderte: „Deinen Augen gehört, was deine Blicke erreichen. Dies leuchtende Geschmeide zu unsern Füßen ist dein bester Besitz, und es ist der einzige, den du nimmer verlieren kannst, und ob du gefesselt im Turme lägest.“

Eckart schüttelte verwundert und noch etwas unmutig das stolze Haupt; und er mußte seines Weibes gedenken, das zu seinem Verdrusse so gern auf diese Höhe stieg und gleicher Meinung wie der Fremdling zu sein schien. Zugleich aber sprach er schmunzelnd zu sich selber: „Warte nur, törichter Gast, bis du mein Bestes erblickt hast: und dann siehe zu, daß deine Augen vor Neid nicht schmerzen!“

Und er führte ihn hinab, daß er die Hausfrau in ihrem Gemache begrüße.

Als Zeno das Zimmer betrat, tat er einen Ausruf dumpfer Überraschung und blickte fast ängstlich forschend an den Wänden und am Gewölbe hin und her. Und er murmelte beklommen: „Hier war ich schon einmal, und ich weiß doch nicht, wann.“

Sobald aber die Herrin an der Hand ihres Gatten ihm entgegenschritt, ward sein Staunen viel größer und schier einem Entsetzen gleich. Und auch über das Antlitz der schönen Frau fuhr ein blasser Schein, wie von jähem Verwundern; ihre Augen taten sich größer auf und schienen eine unsichere Frage zu tun. Es war wie ein aufblitzendes Erkennen zwischen den beiden und wieder ein Nichterkennen. Und sie wußten doch, daß er nie im Leben auf dieser Seite des Gebirges gewesen war und sie niemals auf der andern. Und dann wandelte sich langsam in ihnen beiden das Fragen und Wundern in ein heimliches Freuen, als ob sie gefunden hätten, was sie lange schon suchten.

Graf Eckart sah nur des Gastes Miene, und in deren Wandlungen vermeinte er nichts andres zu erblicken als die staunende Lust an ihrer großen Schönheit, davon der Neid in seiner Seele entkeimen mußte. Und doch empfand er bei aller hochmütigen Freude darüber im tiefsten Herzen ein zitterndes Bangen wie niemals zuvor, es könne ihr Herz ihm nun dennoch verloren gehen. Er wußte nicht, woher die Angst ihm kam, aber die riß an seiner Seele, und ein Haß sprühte in ihm auf, und seine Hand zuckte am Schwertgriff.

Doch er bändigte sich schnell, und sich kurz und stolz abwendend ließ er die beiden recht geflissentlich miteinander allein, daß der Fremdling seinen Neid nähren könne auf der Weide ihrer Schönheit.

Als er abends allein mit seinem Weibe in der Kammer war, fiel sie ihm plötzlich zu Füßen und rief mit weinenden Augen:

„Laß diesen Mann nicht wieder vor mein Angesicht kommen! Mir ahnet von ihm ein Unheil. Ich sah ihn doch niemals mit Augen, denn das ist ganz unmöglich, und doch schien er mir bekannt und vertraut seit dem ersten Blicke. Und ich weiß auch, woher dies Wunder ergeht: ich habe einmal im Traume

einen Menschen erblickt, der ihm genau gleich sah, mehr als ein Zwillingsbruder dem andern. Es war ein langer Traum und hell wie das Leben; ich weiß ihn noch heute, als wäre ich eben aus ihm erwacht, und doch habe ich ihn mondelang vergessen gehabt oder vielleicht auf Jahre, so lange ist es her, daß ich ihn träumte. Ich war oben auf der Plattform des Turmes entschlummert um die heiße Mittagsstunde; da ist der Traum mir gekommen. Und als ich heute den Gast erblickte, ergriff mich eine Angst wie ein qualvoller Alpdruck, und er sah mir ins Auge, und ich fühlte, daß es ihn packte und durchbebte wie mich. Aus solchem Vorträumen aber kann, wie ich ahne, nur Unheil entsprießen. Darum bitte ich dich, Lieber, und flehe dich an: laß diesen Menschen mir nicht mehr vor Augen kommen."

Den jungen Grafen wehte es an aus ihren Worten mit einem dunkeln Grauen; doch er trotzte wider sich selbst und rang mit der Furcht und rief endlich unwirsch:

„Das ist Weibergeschwätz. Ich mag davon nichts hören. Träume, soviel du willst, aber mach davon kein Wesens. Nimmermehr kann ich einen Gast aus meinem Schlosse verweisen oder dem Antlitz der Hausfrau fernhalten um eitler Hirngespinste willen; das wäre mir eine Schande. Geh du zur Ruhe und schlafe dich vernünftig."

Da gehorchte sie bangend und mit leisem Weinen. Und auch er legte sich aufs Lager; doch er schlief sehr unruhig diese ganze Nacht.

Am andern Tage trieb Eckart das alte Spiel nach seiner Gewohnheit: er ließ den Gast seiner Gattin zur Seite und hielt sich selbst häufig abseits, jedoch unabläßig mit den Augen die beiden belauernd. Und bald freute er sich stumm über den Neid des andern, bald verzehrte er sich in der Qual seines düsteren Argwohns.

Zeno aber und Gerhildis hielten sich scheu auseinander, soviel sie konnten, und vermieden am allermeisten jeder des andern Blicke zu begegnen.

Als es gegen den Abend kam, versuchte der Gast von seinem Wirte den Abschied zu nehmen und still mit dem Knappen seines Weges zu reiten. Eckart aber stellte sich zornig an und bezichtigte ihn höhnisch kränkender Meinung, als ob ihm Wirtschaft und Ehrung hier nicht genügten.

Zeno schüttelte traurig das Haupt und sagte ein wenig zögernd:

„Herr, es ist etwas andres, eine Macht, die mich von hinnen treibt. Aber ich bitte dich herzlich: erlaß mir's, dir es zu sagen. Es ist für dich nicht kränkend, wohl aber für mich beschämend."

„Wenn es dich beschämt," rief Eckart heftig, „so ist es ein Unrecht und, des bin ich sicher, ein Unrecht an mir. Soll mich das nicht erzürnen?"

„Es ist nur ein Traum," entgegnete der Andre; „kann ein Traum auch ein Unrecht sein, der ohne unser Wollen dumpf in uns wächst?"

Der Graf fuhr staunend auf. „Ein Traum?" rief er hastig. „Den Traum will ich kennen, oder ich muß glauben, du verlachst mich mit einer Hohnrede. Ein Mann, der sich vor Träumen scheut, ist ein Narr oder ein Feigling."

„Ich bin nicht das eine und nicht das andre," sprach Zeno gelassen, „doch um dir's zu beweisen, zwingst du mich zu erzählen, was ich lieber in

kluger Verschwiegenheit bewahrt hätte. Es war auch kein Traum wie andre, es war wie waches Erleben und ist so hell geblieben bis heute, obwohl ein Jahr darüber vergangen ist. Also höre und glaube mir.

„Ich war damals in die Hand meiner Feinde gefallen, und das Lösegeld war lange Zeit nicht zu erbringen. Ich saß in meinem armseligen Kämmerlein grade unter dem Dache des höchsten Turmes, sah niemals einen Menschen, denn die Speisen wurden mir durch eine enge Klappe der Tür zugeschoben, und ich litt alle Qualen trostloser Einsamkeit. Was mein Elend verschärfte, war der weite Blick aus dem Fenster über das blühende Land und die dunkelwaldigen Kuppen und Täler des nahen Gebirges; das war, als wenn die verlorene Freiheit mit all ihrem Glücke mir immerfort hohnlachend vor die Augen gehalten würde. Und je öfter und länger ich sehnsüchtig hinausblickte, desto schöner und begehrenswerter erschien mir dies unerreichbare Land der Freiheit. In meinen schweifenden Gedanken durchwanderte ich alle Tage aufs neue jene sonnigen Gefilde und glaubte täglich besser jede Schlucht und jeden Gipfel zu kennen, die mein Fuß doch niemals betreten hatte. Und immer zauberhafter und lieblicher malte ich mir das geheimnisvolle Gebiet, und ich nannte es bei mir das Sonnenland, weil ich es mir nicht mehr anders vorstellen konnte, als von ewiger Sonne beglänzt und von ewigem Glücke. Und nach etlichen Zeiten war solch sehnsüchtiges Ausschauen mir nicht eine Qual mehr, sondern ein Trost und eine köstliche Freude. Und ich wußte, daß keine Feindestücke mich meines Sonnenlandes berauben konnte; auch wenn man mich geblendet hätte, blieb ich dafür doch sehend.

„Das merkte ich eines Tages, als ein mächtiger Nebel die ganze Gegend bedeckte; meine Blicke aber vermochte der nicht zu hindern; die drangen hindurch und sahen dahinter die lachende Sonne. Und ich wanderte dahin in dem schwebenden Glanz der sommerlichen Mittagsstunde, und mir geschah etwas Seltsames: ich fühlte auf einmal, daß ich nicht allein war, aber ich fühlte es nur, denn ich sah niemanden in der Runde und hörte auch nicht den leisesten Ton. Vielmehr lag ein ungeheures Schweigen über den schimmernden Waldbäumen, zwischen denen ich hindurchschritt.

„Manchmal meinte ich das Wehen eines weißen Schleiers zu erkennen, doch wenn ich schärfer hinsah, war es ein Streif entflatternden Nebels. Doch aber sammelte sich der wieder und nahm flüchtige Gestalt an wie ein fließendes Gewand und zog vor mir her, wie im leisen Wandeln; und immer hauchte von dorther eine Kühle mich an, die mich lieblich erquickte. Und immer wieder war jedes Gebilde zerflossen in den schimmernden Lüften.

„Mich aber zog es gewaltsam hinter dem geheimnisvollen Wesen her, und es war, als ob dieses mich führe wie einen willenlosen Knaben. Und immer tiefer kam ich ins Sonnenland, und immer köstlicher gestaltete sich sein Anblick. Fremdartige Bäume wuchsen, riesenhoch, mit weißglänzenden Blüten und goldenen Früchten zugleich übersprengt, und Rebenlaub rankte sich von Stamm zu Stamm und von Ästen zu Ästen wie schwebende Brücken für Elfenfüße.

„Und wie ich weiterschritt, wurden die Weinranken dichter und dichter und überdeckten alles, und nicht lange, so wandelte ich wie zwischen fest-

gewobenen Wänden und unter einem grünen Dache, durch das nur huschende Sonnenlichter mit heiteren Grüßen spielten. So im lieblichsten Kerker gefangen ging ich weiter und weiter, wohl eine Stunde und länger; und immer wußte ich, daß ich nicht allein war, sondern daß etwas Unfaßbares vor mir herglitt und mir immerfort eine Kühle erwirkte in aller lastenden Sonnenglut. Zuweilen aber fand sich eine Öffnung in den Wänden wie ein Fenster, und wenn ich da hinausblickte, sah ich in ein weitgestrecktes Segensland voll tausend lachender Wonnen.

„Auf einmal weitete der Laubengang sich zu einer kreisrunden, hochgewölbten Halle, deren Decke doch luftiger war und viel mehr Sonnenlicht hereinließ; trotzdem aber waltete drinnen eine heitere Kühle. Und ein duftiger Goldschimmer durchwebte den ganzen Raum.

„Indem ich starrte, bemerkte ich, daß die Gegenwand verhüllt war durch etwas wie einen tiefschwarzen Vorhang, der dennoch nichts Festes schien, sondern es war, als ob ich durch ein Loch in eine ungeheure Finsternis blickte.

„Doch in der toten Finsternis ward plötzlich ein Leben kund, ein lichtes Scheinen in ihrer Mitte, das langsam Gestalt annahm und gegliedert heranwuchs. Und es stellte sich dar als ein wunderschönes Weib, dergleichen ich niemals noch gesehen hatte; das saß an einem Brunnen, der mit leisem Rauschen aus den Steinen hervorsprudelte und weithin holde Kühlung hauchte. Die Frau hatte das herrliche Haupt zurückgelehnt an den Stamm einer Linde, und fünf andre Linden standen im Kreise umher gleich dunkelen Säulen, die zu der goldgrünen Wölbung aufstrebten. Sie trug ein weißes Gewand und darüber einen wehenden Schleier, der jetzt nach hinten zu über ihre Schultern floß und ihr Angesicht freigab.

„Ihre Glieder lagen weich und gelöst, ganz als ob sie schliefe, und so unbeweglich auch; die wundervollen Augen aber standen groß offen und blickten doch wie träumend, und als ob sie nichts sähen als etwa eine große Ferne. Mir aber schien aus diesen Augen ein mächtiges Leuchten zu quellen gleich dem Sonnenglanze über dem Sonnenland, das ich eben durchwandert hatte. Und ich wußte sogleich, daß sie es gewesen, die mich unsichtbar und unhörbar hierhergezogen hatte; zugleich aber war ich des sicher, daß sie selbst von solcher Lockung nichts wußte noch wollte.

„Ich war übernommen von höchster Seligkeit des Schauens und verlor die Gewalt über meine Augen, die gefangen in den ihren ruhten. In allen Gliedern aber hatte ich ein wonnesames Gefühl, als ob sie von wohligem Schlummer gelöst und erquickt würden.

„Wie lang ich dies Glück genossen, kann ich nicht sagen, mir wollte es eine süße Unendlichkeit scheinen.

„Am Ende hub sich aus dem großen Schweigen ein Klingen hervor, das anfangs wie ein fernes, gleich hinsummendes Glockenläuten war, doch mehr und mehr in gegliederte Töne sich formte und zuletzt zu verständlichen Worten sich fügte. Und ich merkte, daß die holdselige Frau am Brunnen sie sang, die doch die Augen jetzt geschlossen hielt und ganz aussah wie von lähmendem Schlafe gefesselt.

„Und ich verstand diese Worte:

Ich komme heim aus dem Sonnenland.
Ich bin den ganzen blühenden Tag
In lauter Schönheit gegangen.
Nun fliegt's mir um Stirne und Wangen
Noch wie ein verklärter, seliger Schein.
Sieh mir nicht so in die Augen hinein,
Sonst nimmt er dich auch gefangen;
Dann kommen wir nicht voneinander los,
Wir schauen uns an, so sehnsuchtsgroß,
Und finden aus lachendem Märchenglück
Nie mehr den Weg ins Leben zurück.

„Während sie diese seltsamen Verse sang oder richtiger halbsingend sprach, erwuchs immer mächtiger in mir eine unwiderstehliche Begierde, mich über die reizende Träumerin zu neigen und ihre lockenden Lippen zu küssen; denn ich glaubte, ich müßte in einem solchen Kusse, oder wäre es auch nur einem vollen Blicke in ihre Augen, alle Schönheit und alle Süßigkeit der Erde in einem genießen.

„Kaum aber regte ich mich ein wenig und schien vorwärtszustreben, da ging ein Zucken über ihren Leib, ein angstvolles Sträuben, und aus den weit aufgetanen Augen warf sie einen klagenden Blick zu mir hinüber, der mir mit Wonne zugleich und mit Schrecken und Schmerzen in die Seele drang. Dann schlang sie den Schleier über ihr Antlitz, und im gleichen Augenblick war der Brunnen mit den sechs Linden verschwunden, und statt ihrer sah ich in ein stilles Gemach, eine Frauenkemenate, darinnen stand eine Bahre, auf der lag starr und verblichen die holde Fee vom Brunnen.

„Bei diesem Anblick schrie ich jammernd auf; und von dem Schrei erwachte ich und merkte, daß nur ein Traum mich heimgesucht hatte. Doch ein mächtiges Grauen lag lange noch über mir, viel größer, als wenn ich wirklich ein Schrecknis erlebt hätte.

„Nun aber wisse, lieber Gastfreund: jene Frau am Brunnen trug die Züge deiner Gattin, und ihre Kemenate glich genau dem Gemache, in dem ich die Tote sah. So kann ich nicht zweifeln, daß mir dieser Traum ein Unheil bedeutet und vielleicht uns allen. Darum bitte ich dich, entlaß mich."

Als Zeno geendet, stand Graf Eckart eine Weile in finsterem Sinnen; doch plötzlich fuhr er hastig auf mit einem häßlichen Hohnlachen:

„Nun erst recht mußt du bleiben! Meinst du, ich ließe mein Weib beschimpfen durch einen Argwohn, als könnte sie auch nur mit einem Gedanken mir die Treue verletzen? Ich könnte dich jetzt schon als Beleidiger ihrer Ehre vor die Klinge fordern, doch will ich das Gastrecht wahren, solange du es nicht brichst. Dein wahnwitziges Traumbild kann ich nur dann dir verzeihen, wenn du durch dein Bleiben beweisest, daß auch für dich es Schaum war."

Da fügte sich Zeno und begab sich seufzend in seine Kammer.

Als der Hausherr in sein Schlafgemach trat, lag Gerhildis schon von tiefem Schlummer befangen; er aber saß auf seinem Bette wachend mit brennenden Augen die ganze Nacht und starrte auf die Schläferin. Und wie

der Mondschein mit vollem Lichte die Kammer durchwanderte, spähte er angstvoll auf ihrem Antlitz nach huschenden Träumen. Doch er fand keinen Widerschein irgendeines Traumlebens in den regungslosen Zügen, die so still blieben in ihrer Schönheit, als wären sie aus leuchtendem Marmor gemeißelt.

Und am Morgen erwachte sie still und blaß aus dem langen Schlafe.

An ebendiesem Morgen kam der Torwart zum Schloßherrn und fragte ihn ängstlich:

„Herr, du hast doch gestattet und befohlen, daß die Gräfin, deine Gemahlin, beim Mondschein die Burg verlasse und der fremde Gast mit ihr? Ich mußte es glauben, denn woher anders als von dir sollten sie die Schlüssel haben, da sie doch selber das Tor sich öffneten? Darum schwieg ich und ließ sie ziehen. Auch lag auf mir ein Grauen mit einer seltsamen Lähmung: denn ich sah, sie schritten beide über den Stein des Bodens ohne den leisesten Ton, und auch die Brücke gab keinen Hall unter ihren Tritten."

Der Graf gab ihm einen Backenstreich und entgegnete kurz und scharf:

„Narr oder Lügner! Tu jetzt solche Rede noch vor andern Leuten, und du bist des Todes. Von heute aber sollst du geringere Dienste tun, denn träumende Wächter kann ich nicht brauchen."

Da stahl sich der Waffenknecht verängstigt beiseite.

Eckart versank aber doch eine Zeitlang in befangenes Brüten; und danach nahm er den Knappen seines Gastes ein wenig abseits und fragte besorglich:

„Hat dein Herr heute nacht gute Ruhe gehabt?"

„Nicht daß ich anders wüßte," versetzte der Mann; „ich ruhte wie sonst in der Kammer vor seiner Tür und vernahm keinen Ton als von Zeit zu Zeit ein geruhsames Schnarchen. Er ist noch in der Jugend, da der Schlaf ein treuer Gast ist."

Nun ging der Graf beruhigt seines Weges. Und der Tag ward wie der vorige und die Nacht ingleichen: er wachte im Mondschein, und sein Weib schlief ohne Regung.

Am andern Morgen kam der neue Wächter mit der gleichen Meldung von dem Ausgange des Paares: der erhielt einen Faustschlag, daß er besinnungslos stürzte und erst langsam wieder zu sich kam.

In der folgenden Nacht ließ Eckart sein eigenes Schlafgemach und das seines Gastes mit starken Eisenbändern von außen verriegeln und ließ drei treue Knechte vor jeder der beiden Türen wachen. Und er selbst setzte sich nicht aufs Lager wie sonst, aus Furcht, es könne dennoch ein kurzer Schlaf ihn überkommen, sondern wachte auf- und abschreitend und keinen Augenblick rastend. Und siehe, sein Weib schlief wie sonst gleich leblosem Marmor.

Und am Morgen tat der dritte Torwächter die nämliche Meldung. Den schlug der Graf nicht mehr; sein Herz erstarrte vor Grauen.

An diesem Abend ging er selber, die Wacht am Burgtor zu halten.

Als es Mitternacht wurde und der Mond hell und hoch stand, sah er plötzlich das schwere Burgtor sich lautlos öffnen, und heraus trat schwebenden Ganges sein Weib Gerhildis in langem, weißem Gewande mit still wallendem

Schleier. Sie strich so nah an ihm vorüber, daß er in der großen Helle jede feinste Linie ihrer Schönheit erkannte; sie aber blickte nicht nach ihm hin, sondern glitt mit großen, offenen Augen lautlos an ihm vorüber.

Eckart empfand eine qualvolle Lähmung und war keines Tones mächtig und keiner Bewegung. Er sah sie leis über die Brücke wallen, die nicht unter ihr hallte, und dann die Wiese entlang, bis sie den Waldrand erreichte. Hier lehnte sie sich an eine Linde und blickte harrend nach rückwärts. Der Schleier bewegte sich leise, der Mondschein spielte um die weißen Gewänder.

Und wieder tat sich das Tor auf, und Zeno kam an ihm vorüber, ebenso nahe und unverkennbaren Aussehens und auch ebenso lautlos. Und immer noch hielt den Grafen die Lähmung.

Allein, sobald jener die Gefährtin erreichte, ihre Hand ergriff und mit ihr schwebend am Waldrande hinglitt, da ward Eckart jählings Herr seiner Glieder und stürmte den halb schon Entschwindenden nach in besinnungslosem Wüten. Als er ihnen nahekam, wandten sie sich um nach ihm und blickten ihm mit großen, stummen Augen entgegen; und er sah, sie hielten sich innig umschlungen.

Noch einmal überzeugte er sich, daß die beiden es wirklich waren und keine Täuschung möglich; dann zog er sein Schwert und stieß es zuerst Gerhildis ins Herz; darauf spaltete er dem Gaste mit einem Schlage das Haupt.

Deutlich sah er die gräßlichen Wunden; allein, die Getroffenen sanken nicht zur Erde, sondern beide Gestalten hoben sich auf und schwebten in der Mondeshelle weiter und weiter, wie Adler ruhen auf ungeregten Schwingen, und entschwanden seinen Blicken als ein weißschimmerndes Wölkchen.

Verstört betrachtete er sein wuchtiges Schwert: und siehe, es blinkte licht und war rein von allem Blute.

Er kehrte schaudernd in die Burg zurück, und da er die Wachen alle fest auf ihrem Posten und nichtsahnend fand, ließ er Zenos Kammertür entriegeln und öffnen.

Da sah man mit Entsetzen diesen gespaltenen Hauptes auf seinem Lager liegen.

Und so lag in dem ehelichen Gemache Gerhildis tot auf ihrem Bette mit einer tiefen Wunde im Herzen; ihr Antlitz und ihre Hände waren weiß und schön wie gemeißelter Marmor.

Die Berliner Theater.

Berlin, 7. April 1904.

Im Vergleich zu der vorjährigen Spielzeit ist die diesjährige weniger geräuschvoll und interessant verlaufen. Sowohl im allgemeinen wie im einzelnen. Damals standen durch die Verbote einer ganzen Reihe von Theaterdichtungen, unter ihnen Paul Heyses „Maria von Magdala" und Oscar Wildes „Salome", die Frage der Theaterzensur und durch die Aufsätze Hermann Sudermanns über die „Verrohung der Kritik" die Frage nach den Rechten und den Pflichten der Kritik im Vordergrund der öffentlichen Teilnahme und Erörterung. Und gewiß wurden damit Dinge berührt, die von größerer Bedeutung für die Entwicklung der Schaubühne sind als der Erfolg oder der Durchfall von all den Durchschnittsstücken, die im Laufe eines Jahres auf der Bühne der Hauptstadt zur Aufführung gelangen. Eine spöttisch höhnische oder gar gehässige Kritik kann, wenn auch nicht das Genie, wohl aber das dramatische Talent in seinen Anfängen und Kämpfen empfindlich schädigen, eine starre Theaterzensur eine neu emporkommende Richtung in der Literatur, die ihr nicht paßt, auf Jahre hinaus völlig unterbinden. Man braucht nur an die politische Zensur zu denken, welche die Revolution und das erste Kaiserreich über die Pariser Theater von 1790 bis 1814 verhängten, und an das Wort Napoleons, daß unter seiner Regierung Molières „Tartüffe" nicht aufgeführt worden wäre, um zu erkennen, daß es sich hier tatsächlich um eine Lebensfrage des Theaters und der dramatischen Kunst handelt. Nun aber werden zum Glück, bei der Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit dieser Welt, die Dinge nur in den seltensten Fällen bis zu den Zielen getrieben, wohin sie die Leidenschaft gern mit einem Stoße versetzen möchte. So verliefen auch im Winter von 1902 auf 1903 die Zensurverbote und die Roheiten der Kritik allmählich im Sande. Paul Heyses Trauerspiel hat vielfach auf den verschiedensten Bühnen eine Aufführung erlebt, bald mit stärkerem, bald mit schwächerem Erfolge; nirgends hat es, am wenigsten bei den wahrhaft Frommen, den leisesten Anstoß erregt; und Oscar Wildes „Salome" erschien eine Weile jeden vierten oder fünften Tag im „Neuen Theater." Aber die lebhafte Erregung des Publikums über diese Streitfragen hatte doch einmal wieder ein literarisches Interesse erweckt und die Gewißheit gegeben, daß trotz aller Zolldebatten und aller wirtschaftlichen Gegensätze noch eine Bühne, eine Kunst und eine Literatur beständen.

Solch ein frischerer Zug, der auch weitere Kreise als nur die schriftstellerischen und die des Publikums der ersten Aufführungen bewegt und innerlich ergreift, fehlte diesmal der Spielzeit vom 1. September 1903 bis um die Mitte April 1904. Eine neue bedeutsame Erscheinung ist unter den Schaffenden nicht hervorgetreten, und der Charakter der einzelnen Bühnen hat keine Wandlung erfahren. Von der Zukunftsbühne und der „Umwertung aller Werte" auf dem dramatischen Gebiet, die das Schlagwort der literarischen Bewegung im Herbste 1889 war, ist es längst still ge-

worden, der Naturalismus, der sich in der plattesten, aber genauesten Darstellung der Kleinwelt und der Schicksale der armen Leute nicht genugtun konnte, hat sich zum Märchenspiel, zur Romantik und Symbolik bekehrt, und wenn man Theaterstücken wie dem „Sturmgesellen Sokrates", dem „Meister", dem „Strom" bis auf den Grund sieht, erkennt man eben Kotzebue und Iffland wieder, nur daß zwischen ihnen und den modernen Dichtern Sudermann, Bahr und Halbe eben ein Jahrhundert liegt. Auch die Prophezeiungen sind nicht eingetroffen. Die kurze Blüte des nordischen Theaters ist keineswegs in Berlin zum dauernden Sommer geworden, und das französische Theater, dem jede Lebenskraft abgesprochen wurde, muß noch immer mit seinem eigensten, unerschöpflichen Ausfuhrartikel, den Possen und Schwänken, mit seinem Geist und seiner Lustigkeit, den Bedarf unsrer Bühnen decken. Da eine Reihe kleinerer Theater, wie das Thalia- und das Metropol-, das Zentral- und das Belle Alliance-Theater, beinahe ausschließlich auf die Pflege der heiteren und harmlosen Kunst angewiesen sind, hat man eine Wiedererweckung der alten Berliner Posse versucht. Aber dies charakteristische Stück des alten Berlins, das noch tief in die vormärzliche Zeit zurückreicht, will wenigstens bis jetzt in den neuen Verhältnissen nicht recht gedeihen. Alle diese Scherze: „Der Hochtourist" — „Götterweiber" — „Ein tolles Jahr" sind Ausstattungsstücke mit dürftiger Handlung, die weder den Witz und die Behaglichkeit noch das Eigenartige der Berliner Possen von Kalisch und Weirauch besitzen. Wie in der Weltstadt nicht mehr die alten Berliner Originale und die alte Berliner Gemütlichkeit und Kleinstädterei gedeihen können, so ist in ihr auch die alte Posse ein Anachronismus, und eine neue Form hat sich noch nicht entwickelt.

Das einzige Theaterstück, das in dieser Spielzeit die öffentliche Meinung stärker und anhaltender beschäftigte und ein tieferes Echo erweckte, war das Drama in vier Aufzügen: „Zapfenstreich" von Franz Adam Beyerlein, das am Donnerstag, den 29. Oktober 1903, im Lessing-Theater zur ersten Aufführung gelangte und seitdem fast allabendlich auf der Bühne erschien. Diesen Erfolg verdankt es freilich mehr den Umständen und der allgemeinen Stimmung als seinem eigenen künstlerischen Werte oder der hinreißenden Darstellung der Schauspieler. Im Vergleich zu der Offizierstragödie von Otto Erich Hartleben „Rosenmontag" gebricht es ihm an frischem Soldatenhumor und an jener schmerzlich-süßen Melancholie, die in der Schilderung eines echten Dichters jede unglückliche Liebe umschwebt und adelt. Beyerleins Drama fehlen die höhere Gerechtigkeit und der feinere Duft, aber es fesselt durch eine rasch fortschreitende Handlung und die treue Wiedergabe der Wirklichkeit, die nichts beschönigt, sondern die Farben eher nach der Seite des Grellen hin aus der pessimistischen Anschauung des Verfassers verschärft. Und in dieser Stimmung berührt er sich mit der Meinung weiter Volkskreise, die unser Heer, besonders den Offiziersstand mit wenig günstigen Augen betrachten. Ein dreißigjähriger Friede hat die Begeisterung, die wir 1871 den aus Frankreich heimkehrenden Siegern entgegenbrachten, halbwegs in ihr Gegenteil umschlagen und manche peinlichen Vorgänge aus dem militärischen Leben, Duelle und Soldatenmißhandlungen, die dann in Prozessen an die Öffentlichkeit traten, die kritische und von bitteren Zweifeln erfüllte Frage: ob Jena, ob Sedan? gleichsam von selbst auftauchen lassen; sie ist ein Produkt der bestehenden Verhältnisse. Nicht nur, weil es ein treues, wohlgelungenes Spiegelbild von Offizieren und Unteroffizieren, von einer militärischen Gerichtsverhandlung gibt, sondern weil dies Drama Beyerleins aus einer zwar kritischen, aber dabei doch warmherzigen, patriotisch bewegten Stimmung hervorgegangen ist, hat es seinen Erfolg errungen und verdient. Joachim von Lauffen ist der schmuckste und beliebteste Leutnant in der dritten Eskadron des Magdeburgischen Ulanenregiments Nr. 25, das in einer kleinen elsässischen Landstadt in Garnison liegt, fast an der Grenze, gegen Belfort zu. Er ist der Sohn eines berühmten Reitergenerals, der sich in der Schlacht bei Vionville ausgezeichnet hat, liebenswürdig, leichtfüßig, weder streng im Denken noch tief im Fühlen, halbwegs

ein verwöhnter Glückspring, aber Offizier mit Leib und Seele. Der älteste Wachtmeister der Eskadron, Volkhardt, der das eiserne Kreuz trägt, ist ihm besonders gewogen: von Lauffens Vater ist er in der Schlacht vor dem tödlichen Hieb eines französischen Reiters gerettet worden und fühlt sich nun dem Sohne doppelt zur Treue und Ergebenheit verpflichtet. Wie Lauffen der richtige Leutnant, ist Volkhardt der vollkommene Wachtmeister, diensteifrig, ehrliebend, ein alter Soldat aus einem Guß. Zum Unglück haben sich der junge Offizier und Volkhardts Tochter Klärchen leidenschaftlich ineinander verliebt. Von Schuld und Verführung ist nicht zu sprechen; wie eine Naturmacht ist es über sie gekommen. Aber Lauffen unterhält doch mit vollem Bewußtsein, daß er sie nicht heiraten kann, das Liebesverhältnis mit dem Mädchen, und sie scheut sich nicht, des Nachts auf seine Stube zu schleichen. Ihre Liebe ist stark, sinnlich und warm geschildert, aber sie besitzt nicht den zarten Duft der Melancholie, der das Liebespaar in Hartlebens Schauspiel „Rosenmontag" umgibt. Klärchen ist das echte, frische und derbe, im Regiment großgewordene Soldatenkind, bei aller Sinnlichkeit und Leidenschaft nicht ohne Sinnigkeit und feinere Anmut, leise an Egmonts Clärchen erinnernd. Das Verhältnis führt zum tragischen Ausgang, als jetzt der Unterwachtmeister Helbig, dem Volkhardt die Tochter zur Frau versprochen hat, von der Reitschule in Hannover in die Garnison zurückkehrt. Gleich die erste Begegnung zwischen ihm, Klärchen und dem Leutnant zeigt dem schwerfällig-versonnenen, aber braven und tüchtigen Mann, daß sich das Betragen des Mädchens gegen ihn von Grund aus geändert hat. Ein dunkler Argwohn steigt in ihm auf und treibt ihn, als er am Abend nach dem Zapfenstreich Klärchen nicht in der Wohnung ihres Vaters findet, in die Stube Lauffens. Kaum hat das Mädchen Zeit sich in die Kammer zu flüchten. Ein kurzes, heftiges Gespräch, in halben Sätzen zwischen den beiden Männern. Dann schreitet Helbig auf die Kammertür zu. Der Offizier schlägt ihn mit dem Säbel über den Kopf und läßt ihn unter dem Vorwand, daß er sich tätlich an ihm vergangen habe, in Arrest führen. Vor dem Militärgericht findet die Verhandlung statt. Die ausweichenden Aussagen, welche Lauffen und Helbig über ihren Zusammenstoß machen, da sie ja die Wahrheit nicht sagen können, befriedigen die Richter nicht und zugleich fühlen sie, daß sie beide Männer daraufhin nicht vereidigen können, ohne sie dem Meineid auszusetzen. Und da auch die Zeugenaussagen keine Klarheit in die Sache bringen, wird Klärchen vorgerufen: sie wartet schon vor dem Gerichtszimmer, denn sie wollte eben mit der Bitte eintreten, vernommen zu werden. Sie gesteht die Wahrheit. Im Ausbruch gerechten Zorns will sich Volkhardt während der Verhandlung auf Lauffen stürzen, um ihn niederzuschlagen, und wird nur mit Mühe von dem Vizewachtmeister Queiß zurückgehalten. Nachdem Volkhardt im letzten Akt Lauffen zum Zweikampf aufgefordert hat, der natürlich das Duell als „unmöglich" ablehnt, erschießt er die Tochter, die sich vor seinen Augen in die Arme des Geliebten stürzen will.

Die Handlung ist kurz, allgemein verständlich und ergreifend, in theatralisch wirksamer Steigerung, selbst die Tat des alten Wachtmeisters, trotz ihrer Entlehnung aus Lessings „Emilia Galotti", begreiflich und nicht durch allzu hohes Pathos aus dem Rahmen der Lebensverhältnisse und der Bildung der Figuren heraustretend, die einzelnen Gestalten scharf charakterisiert und fein gegeneinander abgewogen, der Eindruck des Ganzen, welche Anklagen gegen Mängel und Schäden in unserm Heerwesen, gegen Leichtsinn und Vorurteile es auch enthält, doch nicht abstoßend, die Absicht des Verfassers, „zu bessern und zu bekehren", unverkennbar und sein Talent hervorragend. Es ist nicht die „Sensation" oder der Stoff allein, die den Erfolg des Dramas „Zapfenstreich" errungen haben, sondern der tüchtige Kern in künstlerisch ausgeführter Schale. Unter den vielen Soldatenstücken auf unsrer Bühne seit der „Minna von Barnhelm" wird es sich neben dem „Rosenmontag" noch manches Jahr behaupten: beide spiegeln der naiven Lustspielschönfärberei des Leutnantstums und des Kasernenhofes gegenüber den tragischen Ernst und die sorgenvolle Stimmung wider, in der nachdenklicheren Beobachtern unser Volksheer erscheint.

Unter der außerordentlichen Wirkung des „Zapfenstreichs“ hat die Komödie in vier Akten von Hermann Sudermann „Der Sturmgeselle Sokrates“, die im Lessing-Theater am Sonnabend, den 3. Oktober 1903, zur ersten Aufführung kam, keine rechte Entfaltung finden können. Vielleicht wäre ihr sonst, trotz ihrer Unbedeutendheit, wegen mancher scherzhaften Szene ein kräftigeres Bühnenleben beschieden gewesen. Mit komischer Gestaltungskraft und reich quellendem Humor hat die Natur Sudermann nicht bedacht. Schon in der Komödie „Die Schmetterlingsschlacht“ trat dieser Mangel hervor, wo ein an sich gefälliger Vorwurf — der Kampf einer zierlichen, anmutigen und heiteren Arbeiterin im Kunstgewerbe mit widrigen Verhältnissen — an der Schwerfälligkeit und Trockenheit der Behandlung scheiterte. In der Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates“ gesellt sich nun zu der Schwerblütigkeit des Sudermannschen Talents ein unerquicklicher Stoff. Vier Akte handeln von den Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten, welche die letzten Überreste eines politischen Vereins, der Sturmgesellen, aus dem Jahre 1848 in einer ostpreußischen Landstadt, mit ihrem Kneipwirt und dem Landrat ihres Kreises und nicht zum wenigsten untereinander und mit den eigenen Kindern zu bestehen haben. Ohne rechten Witz, mit einem starken Stich in das Verdrießliche und Grämliche wird die deutsche Kleinstädterei und Spießbürgerlichkeit geschildert. Die Dosis Politik, die ihr Sudermann zugesetzt hat, macht sie noch ungemütlicher. Im Mittelpunkt steht der alte Achtundvierziger, der Zahnarzt Albert Hartmeyer, der Sturmgeselle Sokrates, die Seele der Verbindung, eine schwärmerisch angelegte Natur, den das tolle Jahr aus seiner Laufbahn herausgeschleudert hat, und der nun, sich und der Welt grollend, trotz alledem in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die alten Ideale unentwegt hochhält. So ist er denn auch in der Ausübung seiner Kunst der richtige Zahnausreißer alten Stils geblieben und verachtet seinen ältesten Sohn, der nebenan die Kunst des Zahnausziehens nach moderner Methode, mit neuen Mitteln ausübt, als Streber. In seinem jüngeren Sohn Reinhold glaubt er dagegen seinen wahren Sprößling zu haben, einen Jüngling ohne Furcht und Tadel, voll republikanischer Gesinnung, mit dem teuern schwarzrotgoldenen Bande der Burschenschaft, um zu seiner Wut und seinem Entsetzen zu erfahren, daß er einer der flottesten und vorlautesten Korpsstudenten in Königsberg ist. Und als der Älteste, Fritz, auf die Bitte des Landrats einem Jagdhunde eines durchreisenden Prinzen ein Zahngeschwür operiert, spielt sich der Sturmgeselle Sokrates auf den römischen Brutus auf und weist die ungeratenen Kinder aus dem Hause. Am Schlusse des Stückes — das Städtchen begeht gerade die Sedanfeier — überreicht der joviale Landrat dem alten Sturmgesellen einen Orden für die glückliche Kur, die sein Fritz an dem prinzlichen Jagdhund vollzogen. Sokrates weiß nicht, ob er sich den Orden anstecken oder ihn auf die Erde werfen soll; er sinkt auf einen Stuhl und weint bitterlich. Es ist Sudermann nicht gelungen, diese Figur zu voller Menschlichkeit zu gestalten, humoristisch zu beseelen und sie uns so näher zu bringen. Auf halbem Wege zum Menschlichen ist sie in der grotesken Karikatur stecken geblieben, gerade wie in moralischer Beziehung die Begeisterungsfähigkeit und das Gerechtigkeitsgefühl dieses wunderlichen Sokrates beständig durch seinen Jähzorn, seine Rechthaberei, die Verachtung einer jeden andern Meinung und die Rückständigkeit seines politischen Urteils eingeschränkt wird. Nichts hat Sudermann in der Absicht seiner Komödie ferner gelegen als die Verhöhnung der Achtundvierziger, aber der Eindruck, den wir von ihr empfangen, läuft doch darauf hinaus. Ihre Trockenheit und Anmutlosigkeit wird noch durch den Mangel jeder Liebesszene verstärkt und durch die einzige Vertreterin des schönen Geschlechts neben der alten Frau Hartmeyer, die blonde Ida, die Kellnerin der Sturmgesellen, zuweilen arg in das Häßliche verzerrt.

Auch der Nebenbuhler Sudermanns in der Gunst des modernen Theaterpublikums, Gerhart Hauptmann, hat diesmal mit seinem Schauspiel — an sich ist es das richtige Armeleute-Trauerspiel — in fünf Akten „Rose Bernd“, das

am Sonnabend, den 31. Oktober 1903, im Deutschen Theater zum ersten Male in Szene ging, keinen Glückstreffer gezogen. In Form und Inhalt, auch in dem Vorherrschen des unschönen Dialekts schließt es sich den beiden früheren Stücken „Vor Sonnenaufgang" und „Fuhrmann Henschel" an. Der Dichter gibt uns einen Ausschnitt aus dem Dorfleben seiner schlesischen Heimat. Der Dürftigkeit der Handlung entspricht die geistige Dürftigkeit der Figuren. Rose Bernd, „ein schönes und kräftiges Bauernmädchen", hat ein Verhältnis mit dem Gutsherrn, wird im Stelldichein von dem Lokomobilmaschinisten Streckmann, der mit der Dreschmaschine von Gehöft zu Gehöft zieht, überrascht und sieht sich nun dessen Nachstellungen ausgesetzt. Der alte Bernd, ein gottesfürchtiger Mann, ahnt von der Liebschaft der Tochter nichts und will sie mit einem Buchbinder verheiraten, der ebenfalls zu den Frommen hält, gebrechlichen Leibes und sanften Gemütes ist und sich ein kleines Sümmchen erspart hat. So steht Rose in Angst, Leidenschaft und Sorge zwischen den drei Männern. Der Frau ihres Gutsherrn, einer gelähmten, auf den Rollstuhl angewiesenen, klugen und gütigen Frau, die aus der Weigerung des Mädchens, vor ihrem Mann, der Standesbeamter ist, das Jawort zu ihrer Verlobung auszusprechen, seinen Zustand ahnt und ihr hilfreich entgegenzukommen sucht, verweigert sie ein aufrichtiges Geständnis. In ihrer Furcht, daß der nichtswürdige Streckmann ihr Geheimnis verraten könnte, bietet sie ihm ihr erspartes Geld an, um sein Schweigen zu erkaufen, und erliegt schließlich seiner Brutalität. Darüber geraten der Buchbinder und Streckmann aneinander; dem Buchbinder wird das Auge ausgeschlagen. Vor Gericht schwört Rose, daß zwischen ihr und Streckmann nichts vorgefallen sei, und weiß auch auf die Vorhaltungen, die ihr Frau Flamm darüber macht, nichts andres zu antworten als: „Ich hoa mich geschaamt." In ihrer namenlosen Seelenpein erwürgt sie dann ihr Kind und läßt sich von dem Gendarmen willenlos und widerstandslos, ihre Schuld eingestehend auf das Polizeiamt führen. Für die Heldin wie für den Zuschauer oder den Leser ist es ein eintönig und unerfreulich ausgesponnenes Martyrium. Die Mitleidstragödie ist zu ausschließlich in das Graue, Dürftige und Niedere gemalt, zu absichtlich auf die Rührseligkeit gestimmt, um künstlerisch zu wirken. Hauptmann hat die Hauptsache vergessen: daß seine Heldin, um tiefere Teilnahme zu erwecken, zuerst selber ein tieferes Liebes- und Schuldgefühl besitzen müßte. Rose ist nicht aus Leidenschaft, sondern aus Sinnlichkeit und Leichtsinn in ihr Elend geraten und empfindet ihr Verhältnis zu dem verheirateten Manne keineswegs als Schuld. Was sie durch das ganze Stück quält, ist die Angst, daß die andern hinter ihren Zustand kommen könnten. Das mag durchaus richtig beobachtet sein und die Scham manches unglückliche Mädchen zum Kindesmord getrieben haben. Aber die bloße Tatsache des falschen Eides und des Kindesmordes aus Scham wirkt auf den Zuschauer nicht als tragisches Verhängnis; der Heldin, ihrer Umgebung und den Vorgängen, die ihre Tat begleiten, fehlt jedes Relief dafür. Um die fünf Akte zu füllen, sind sie mit novellistischen Zutaten überhäuft, die manchmal einen und den andern für die Charakteristik der Figuren bezeichnenden Zug enthalten, zumeist aber auf die Schilderung des Nebensächlichen, der dörflichen Zustände, hinauslaufen. Ein Drama, das uns vierzehn Jahre zurück in die Anfänge der „freien Bühne" versetzt, in die Not, den Jammer und die Stickluft der armen Leute.

Die lebhafte Tätigkeit, die das Deutsche Theater in dem letzten Spieljahr unter der Direktion Otto Brahms entwickelte, führte in rascher Folge eine bunte Reihe verschiedenartiger Schauspiele über die Bühne. Von dem in jungen Jahren verstorbenen belgischen Schriftsteller Georges Rodenbach, einem Landsmanne Maeterlincks, kam ein Drama „Trugbild" in deutscher Bearbeitung von Siegfried Trebitsch am Sonnabend, den 12. September 1903, zur Aufführung. Rodenbach ist ein feinsinniger, nervöser Schriftsteller voll phantastischer Erfindung und mystischer Stimmungen, aber ohne stärkere dramatische Kraft und Charakteristik. Sein Stück ist eine Verwandlung seiner berühmtesten Novelle: „Bruges la morte"

in die theatralische Form. Das „tote Brügge“ in der Verlassenheit und Schwermut seiner öden Straßen bildet den Hintergrund zu der Geschichte eines Mannes, der seiner verstorbenen jungen Frau in unstillbarer Sehnsucht nachtrauert. Plötzlich glaubt er in einem Mädchen, dem er in der Abenddämmerung begegnet, sie wiedergefunden zu haben. Je häufiger er sie sieht, desto mehr bestärkt er sich in seinem Wahn. Sie wird seine Geliebte, er nimmt sie in sein Haus, er will sie heiraten, obgleich sie eine leichtfertige Tänzerin und ein treuloses Geschöpf ist, das ihn betrügt und seine verzückte Schwärmerei verlacht. Bis er sich eines Tages der inneren Verschiedenheit ihrer gemeinen Natur und des ätherischen Wesens der Toten bewußt wird, sie ihm nun auch äußerlich fremd und häßlich erscheint, und er in einem Wutanfall mit der langen Haarsträhne der Verstorbenen, der teuersten Reliquie, die er von ihr bewahrt, das „Trugbild“ erdrosselt. Schon diese Erzählung beweist, wie wenig der Stoff für eine theatralische Behandlung geeignet ist. Der bestrickende Reiz der Novelle „Das tote Brügge“ beruht in der phantastischen Stimmung, die aus der Mischung der historischen Melancholie mit der Sehnsucht und dem Schmerz des Liebenden erwächst - einer Stimmung, die auf der Bühne nicht wiedergegeben werden kann. Von den Bühnenvorgängen empfangen wir nur einen peinigenden pathologischen Eindruck: ein Nervenkranker, der schwer unter Halluzinationen, zwischen Sinnlichkeit und Todesgrauen, leidet, wird vier Akte hindurch von einer Dirne betrogen und das Ende ist der Ausbruch des Wahnsinns. Gegenüber dieser wunderlichen Dichtung bewegte sich Octave Mirbeaus Komödie „Geschäft ist Geschäft“, die am Freitag, den 2. Oktober, zum erstenmal gespielt wurde, durchaus in der Welt der Wirklichkeit, unter armen und reichen, vornehmen und niederen Spekulanten. Mirbeau ist ein scharfer und satirischer Beobachter des Pariser Gesellschaftslebens, aber ein besserer Schilderer und Erzähler als Dramatiker. Sein Drama in drei Akten „Les affaires sont les affaires“ hatte im vergangenen April im Théâtre Français einen bedeutenderen Erfolg errungen, wohl weil manche Beziehungen und Figuren dem Pariser Publikum näher standen und verständlicher waren, als er ihm hier im Herbst zuteil wurde. Die kalte und herzlose Geschäftlichkeit und Habsucht des Helden, der das Glück seiner Kinder seinem Vorteil zu opfern nicht zögert und alle zarteren und feineren Empfindungen für nichts achtet, wußte die Zuschauer nicht dauernd zu fesseln. Die französischen Thesenstücke haben offenbar bei uns das Echo verloren, das sie früher zu erwecken wußten. Auch „Die Raben“ von Henri Becque — ein Schauspiel, das noch bei seiner Aufführung auf der „Freien Bühne“ im Jahre 1891 einen starken Eindruck hervorrief — gingen jetzt, als das „Kleine Theater“ am Freitag, den 16. Oktober 1903, sie wieder aufführte, klanglos und spurlos vorüber.

Auch zwei vielgenannte Wiener Theaterschriftsteller, Hermann Bahr und Arthur Schnitzler, die sich alljährlich auf den Berliner Bühnen einzufinden pflegen, haben diesmal im „Deutschen Theater“ kein Glück gehabt. Als erster erschien Hermann Bahr am Sonnabend, den 12. Dezember 1903, mit einer Komödie in drei Akten: „Der Meister“. Bahrs Talent besitzt keinen ausgesprochenen dramatischen Zug; alle seine Stücke leiden an dem Mangel einer echten Handlung und an breiter Redseligkeit. Auch der „Meister“ ist im letzten Grunde nichts als eine in das Endlose ausgesponnene Unterhaltung über alles und nichts, hauptsächlich natürlich über die Frauen, deren Kosten in erster Reihe der Naturheilkundige Cajus Duhr und sein japanischer Assistenzarzt Kokoro tragen. Cajus Duhr, ein Autodidakt, eine egoistische, willenskräftige und rücksichtslose Natur, ist durch einige glückliche Kuren in den Vereinigten Staaten zu Geld und Ansehen gekommen und hat, nach seiner Heimat Bayern zurückgekehrt, in der Nähe einer kleinen Universität, auf Schloß Kloster ein Sanatorium gegründet. Die Universität hat dagegen protestiert und ihn als Kurpfuscher in der öffentlichen Meinung herabzusetzen gesucht, vor allem sein eigener Bruder, der Medizinalrat Dr. Melchior Duhr. Jetzt aber muß die Universität klein beigeben und ihm das Diplom des Ehrendoktors und des Professors

überbringen, denn er hat in seiner Anstalt einen verkrüppelten kleinen Prinzen glücklich geheilt. Leider folgt dem Triumph über seine Neider und die Philister eine böse Geschichte auf dem Fuße nach. Bei einer Feuersbrunst wird die Frau des „Meisters" in dem Zimmer ihres Gutsnachbars, eines jungen Grafen, überrascht. In einer Mischung von Stoizismus und Ironie will Duhr auch über diesen Skandal hinwegkommen und mit der Frau weiterleben, als wäre nichts geschehen, allein die Frau, eine Amerikanerin, dankt für diesen Ausgleich und zieht es vor, mit ihrem Geliebten zu leben und sich von dem „Meister" scheiden zu lassen. Bahr hat seinem Helden einen so ungeheuerlichen Selbstdünkel, eine solche Verachtung der andern als die hervorstechendsten Eigenschaften gegeben, daß wir in seinem ehelichen Mißgeschick nur eine gerechte Strafe sehen und einzig bedauern, daß der Dichter nicht den Humor besitzt, um die Lächerlichkeit zu erkennen, in die dieser Meister über alle Frauenherzen durch den Streich versetzt wird, den ihm die eigene Gattin spielt. Dieser Komödie eitler Selbstbespiegelung und Kurpfuscherei, die sich der Wissenschaft für überlegen hält, weil ihr die Fähigkeit und der Fleiß zu lernen fehlt, hätte einzig eine derbe, possenhafte Handlung zur Wirkung verhelfen können; bei Bahr geht die Komik in dem Redeschwulst unter.

Auch der Kunst Arthur Schnitzlers vermag ich keinen reinen Eindruck abzugewinnen. Die romantische Verstiegenheit in den Stücken: „Der Schleier der Beatrice" — „Die Frau mit dem Dolche" — „Der grüne Kakadu" geht mir noch mehr gegen das Gefühl als gegen den schlichten Menschenverstand, und die Selbstgefälligkeit, die Neigung seiner Helden und Heldinnen, immer eine besondere Pose einzunehmen oder eine theatralische Gebärde zu machen, raubt ihnen meist von vornherein jede Natürlichkeit. Seine ersten Arbeiten, „Liebelei" und „Freiwild" erscheinen mir noch immer als die frischesten und anziehendsten. Ihre Fabeln sind dürftig, aber klar und durchsichtig, dem allgemeinen Empfinden zugänglich und vertraut und entwickeln sich ohne Künstelei schlicht und folgerichtig. Der Wiener Boden gibt den Figuren einen eigenen Erdgeruch, der das Schreibtischparfüm nicht aufkommen läßt. Umgekehrt ist in dem letzten Schauspiel Schnitzlers: „Der einsame Weg", das am Sonnabend, den 13. Februar 1904, zum ersten Male aufgeführt wurde, die Atmosphäre der Studierstube die Lebensluft der Gestalten. Als wäre die Essenz der Blasiertheit und des Pessimismus, der Melancholie und des Lebensüberdrusses überall hin verstäubt worden und hätte die Natur selbst angekränkelt. Drei Figuren, um die Mitte der vierziger Jahre, stehen im Mittelpunkte dieser Unterhaltungen in fünf Akten, denn eine dramatische Handlung, ein starker Konflikt, der sich steigert und zu einem tragischen Ausgang führt, ist nicht vorhanden: zwei Männer, die als richtige Übermenschen das Leben ohne Skrupel und Rücksicht genossen haben — ein reicher Schriftsteller, Stephan von Sala, von den feinsten gesellschaftlichen Formen, blasiert, ironisch, der nicht recht weiß, was er mit seinem Gelde und der kurzen Spanne Zeit, die er noch zu leben hat, anfangen soll; ein genialisch veranlagter Maler, der seine besten Jahre und seine gelungensten Schöpfungen hinter sich hat und es melancholisch empfindet, daß er in der Kunst wie im Leben auf das Altenteil gesetzt ist, Julian Fichtner —, und eine Schauspielerin, die sich verdrossen und verärgert von der Bühne zurückgezogen hat und bei ihrer an einen Gutsbesitzer verheirateten Schwester auf dem Lande für die Natur schwärmt, jetzt aber für eine Weile nach der Stadt zurückgekehrt ist und bei dieser Gelegenheit ihren ehemaligen Geliebten, den Maler, aufsucht. Alle drei sind mit der Familie des Akademiedirektors Wegrath, dem Ehepaar und den beiden Kindern, seit lange her bekannt und vertraut. Wegrath und Julian waren in der Jugend eng verbundene Freunde, und Wegrath hat Julian mit seiner Braut bekannt gemacht. Zum Dank dafür hat Julian Gabriele verführt und ist davon gegangen; sie hat den ahnungslosen Wegrath geheiratet und ihm bis zu ihrem Tode die Tatsache, daß ihr Erstgeborener, der schmucke und frische Husarenoffizier Felix, der Sohn Julians ist, verschwiegen. Ohne Reue hat sie die Lüge durch das Leben geschleppt und stirbt in Seelenruhe, zwischen dem ersten

und dem zweiten Akt: „sie starb einen sanften Tod," sagt Sala, „wie die andern Leute ja immer so bestimmt wissen. Immerhin, sie ist eines Abends ruhig entschlummert und nicht wieder erwacht." Julian aber läßt die alte Geschichte, die vor dreiundzwanzig Jahren geschehen ist, nicht ruhen, er muß sie andeutungsweise seiner früheren Geliebten, die bitterböse darüber ist, — die dreiundvierzigjährige Frau! — daß sie kein Kind von ihm hat, mitteilen und Felix gegenüber Vaterrechte in Anspruch nehmen. „Ihr Sohn!" erwidert ihm der aus dem natürlichen Empfinden tiefsten Erschreckens heraus. „Es ist nichts als ein Wort. Es klingt ins Leere. Ich sehe Sie, ich weiß es, aber ich erfaß es nicht. Sie sind mir fremder geworden, seit ich es weiß." Während es aber Julian nicht gelingt, Felix an sich zu ziehen und sein Gefühl zu verwirren, hat Sala einen um so stärkeren und gefährlicheren Einfluß auf Johanna gewonnen, die Tochter Wegraths. Weder für den Vater noch die Mutter hegt das verschlossene und versonnene Mädchen eine wärmere Neigung. „Wie eine Feindschaft regt es sich in mir gegen Menschen, die auf mein Mitleid angewiesen sind," sagt sie. „Ich hab es gefühlt die ganze Zeit hindurch, als die Mutter krank war." Wie sie trotzdem für den um so viele Jahre älteren Sala, der schon eine Frau und ein Töchterchen verloren hat und schwer leidend ist, eine tiefe Liebe fassen kann, wird nicht erklärt; ich nehme an: aus dem Ungesunden und Unnatürlichen ihres Gefühls- und Phantasielebens. Auch erfahren wir nicht, welcher Art ihr Verhältnis zueinander ist, ob die Sinnlichkeit mitspricht oder das Ganze nur ein Austausch geistreich schillernder Reden und affektierter Empfindungen in dem aphoristischen Stil Nietzsches ist. Seiner unheilbaren Herzkrankheit ungeachtet plant Sala eine große Reise: er will sich einer Expedition zur Aufgrabung der alten medischen Hauptstadt Ekbatana anschließen. Nach dem Tode ihrer Mutter macht er Johanna, als sie ihm ihre Liebe gestanden hat, den abenteuerlichen Vorschlag, ihn auf diese Reise als seine Frau zu begleiten. Als Antwort darauf ertränkt sie sich im Teich seines Gartens. Ich kann mir keine ausgesuchtere Grausamkeit denken. Als man die Leiche findet, bleibt Sala natürlich nichts übrig, als die langsame Minierarbeit seiner Krankheit durch Gift oder einen Revolverschuß zu beschleunigen. Schade, daß ein feines und gerade nach der künstlerischen Seite und in der Ergründung seelischer Vorgänge hervorragendes Talent auf solche Irrwege gerät! Gewiß ist die Möglichkeit gegeben, verzwickte und in sich peinliche Verhältnisse wie die hier geschilderten, Figuren von so verschlungenem und undurchsichtigem Wesen wie Sala und Johanna in einer Novelle lebendig und glaubhaft zu entwickeln, auf der Bühne indessen schleichen sie wie Schemen und Schatten dahin. Fühlt Schnitzler nicht, daß die beiden Lebenselemente des Dramas Handlung und Einfachheit sind? Daß man sie nur auf Kosten jeder theatralischen Wirkung aus dem Gefüge eines Schauspiels ausschalten und die schönste Jagd auf Sentenzen und Tüfteleien nicht den kleinsten Vorgang aus der Wirklichkeit auf der Bühne ersetzen kann?

In natürlichere Verhältnisse und erfreulichere Gesellschaft versetzt uns ein Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda: „Novella d' Andrea", das am Sonnabend, den 16. Januar 1904, zur Aufführung kam. Die Entwicklung einer unverstandenen Frauenseele, mit bittersüßem Ausgang. Im romantischen Gewande die moderne Frauenfrage. Die schöne Novella ist die älteste Tochter des gelehrten Rechtslehrers Giovanni d' Andrea in Bologna, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Novella ist gerade an dem Tage geboren worden, wo der gelehrte Mann sein Buch „Novella über kanonisches Recht" beendete. Von Kindheit an hat sie den Wunsch gehegt, sich den Doktorhut zu erwerben. Sie empfindet es als eine Ungerechtigkeit, daß ihr Geschlecht sie verhindern soll, die akademischen Würden und Vorrechte zu gewinnen. Eifrig widmet sie sich darum den juristischen Studien, und ein junger Doktor der Rechte, Sangiorgio, unterstützt sie darin. Bald ist sie so gelehrt und Herrin des corpus juris wie der Vater und der Freund. Es gelingt ihr, von dem Rektor der Universität die Lizenz zu Vorlesungen zu erhalten und eine Krankheit des Vaters gibt ihr die willkommene Gelegenheit, seine Stelle auf dem Katheder

einzunehmen. Die erste Vorlesung verläuft, wie zu erwarten, laut und stürmisch, da das schöne Mädchen in Talar und Barett die Heiterkeit der Scholaren erregt, um so mehr, da sie über Eherecht zu lesen hat. Aber schließlich macht sich die Sache, nachdem sie auf den Rat Sangiorgios ihr Antlitz mit einem Schleier bedeckt hat; die Studenten beruhigen sich und hängen still und bewundernd an den Lippen der gelehrten Jungfrau. Am Tage ihrer Promotion zum Doktor des Rechts aber, der nach der Meinung aller ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen sollte, zeigt es sich, daß diese Muse der Gelehrsamkeit ein liebebedürftiges von Leidenschaft und Eifersucht erregtes Mädchen ist, wie alle ihre Schwestern. Nicht das Suchen nach Wahrheit, nicht die selbstlose Neigung zur Wissenschaft — die Liebe zu Sangiorgio hat sie im letzten Grunde zu den Studien getrieben. Sie hat ihm ebenbürtig im Wissen werden wollen, in der Hoffnung, dann um so leidenschaftlicher von ihm geliebt und begehrt zu werden. In seinen Freundlichkeiten, Gefälligkeiten und Huldigungen hat sie Zeichen der Liebe gesehen; in der Gewißheit, daß er sie heiraten würde, hat sie die Hand des jungen Königs Ugo von Cypern ausgeschlagen, der auf der hohen Schule unter Leitung ihres Vaters die Rechte studiert und sich wie billig in sie verliebt hat. Aber was gilt ihr eine Krone im Vergleich zur Liebe Sangiorgios! Nun erfährt sie an ihrem Ehrentage eine herzbrechende Enttäuschung. Während sie Sangiorgios Werbung erwartet, bittet er sie, seine Fürsprecherin bei ihrer Schwester Bettina sein zu wollen. Im wilden Zorn bricht ihre Eifersucht aus. Sie begreift es nicht, daß ein Mann von solchem Wissen und so hohen Geistes ein Geschöpf, das tief unter ihm steht, sich zur Lebensgefährtin habe wählen können, und verwünscht die niedrige Gesinnung, die Sinnlichkeit und Herrschsucht der Männer, die in den Frauen nur Sklavinnen und Spielzeuge sähen. Erst mit einer gewaltigen Anstrengung ihres Willens vermag sie ihrer Bewegung mächtig zu werden und gefaßt zur Promotion zu schreiten, das Gesicht weislich mit dem Schleier verhüllt. Der vierte Akt, der zehn Jahre später spielt, zieht als eine Art Epilog die Summe der Lebensschicksale Novellas, Sangiorgios und Ugos. Politische Geschäfte führen den König von Cypern nach Bologna; Sangiorgio, der in Padua eine Professur bekleidet, begleitet ihn als Rechtsbeistand, und es ist selbstverständlich, daß sie die ehemalige Dame ihres Herzens, die berühmteste Frau Bolognas, die Zierde der Universität aufsuchen. Ugo hat sich längst in die Abweisung gefunden, die Novella einst seiner Liebeswerbung hat zuteil werden lassen; er ist glücklich mit einer Fürstin verheiratet. „Auch in der Ehe", erklärt er, „kann wie auf dem Thron nur einer herrschen: meine Gattin dient. Ich bin ihr Gott, und keine andern Götter verehrt sie neben mir. Ihr aber waret, wie ich, vom Stamme der Gebietenden; ein Mann, den Ihr geliebt, er wär an Euch vielleicht zerbrochen oder Ihr an ihm. Drum wähltet weislich Ihr das beßre Teil, im Reich des Wissens unbeschränkt zu thronen als jungfräuliche Königin." Schlimmer ist Sangiorgio gefahren. Er ist mit sich und der Welt zerfallen, denn seine Ehe befriedigt ihn nicht. Zu spät hat er erkannt, daß die nur auf die Alltäglichkeit gestimmte Bettina dem Fluge seines Geistes nicht genügt und ihn trotz seines Widerstrebens durch die Wucht der Sorgen und der Dinge in ihre niedre Sphäre herabzieht. Auch Novella bricht in die schmerzliche Klage aus: „Nimmer wird in aller Ewigkeit uns Frauen für der Liebe vollen Kranz ein Lorbeer schadlos halten können," aber sie hat sich allmählich den Frieden der Entsagung errungen. Das Schauspiel endet ein wenig gar zu lehrhaft und trübselig, die drei ersten Akte jedoch sind bewegt, spannend, in dramatischer Steigung, gefällig dahingleitend auf dem leichten und schillernden Fluß Fuldascher Verse. Die Dichtung ist nicht ganz so frisch und farbig, scherzhaft und glänzend wie das Lustspiel „Die Zwillingsschwester"; ein leichter gelehrter Staub liegt darauf, der auf der andern Seite freilich dem Stoff und dem Orte der Handlung, der hohen Schule von Bologna, entspricht.

Eine ebenso reiche und innerlich mannigfaltige Tätigkeit wie das „Deutsche Theater" entwickelte in dieser Spielzeit das „Neue Theater". Ein längeres Gastspiel der Frau Agnes Sorma, das sich von dem Dezember bis in den

April ausdehnte, gewährte dem schauspielerischen Ensemble einen starken künstlerischen Mittelpunkt und gab die Veranlassung zur Aufführung von Dichtungen, die man sonst wohl auf dieser Bühne nicht versucht hätte. So zu einer gelungenen Darstellung des Lessingschen Lustspiels „Minna von Barnhelm", in der Frau Sorma mit feiner Charakteristik und anmutiger Schelmerei, vollendet nicht nur in der Tracht, sondern auch in der Haltung und dem Ton des Rokoko, die Heldin spielte. Von modernen Arbeiten waren es vor allem drei Stücke, die das literarische Interesse in Anspruch nahmen: Max Halbes Drama „Der Strom", Maurice Maeterlincks Schauspiel „Schwester Beatrix" und Bernard Shaws Schauspiel „Candida". Unter unsern modernen Dramatikern will Max Halbe noch immer nicht die bestimmte Physiognomie gewinnen wie Sudermann, Hauptmann oder Fulda. Seit seinem ersten, noch nicht wieder errungenen Erfolge mit seinem Liebesdrama „Jugend" im Jahre 1893 ist er noch immer ein Suchender und unsicher nach Stoffen und Figuren Tastender geblieben. Dichtungen wie der „Amerikafahrer" — „Lebenswende" oder „Der Eroberer" liegen nach meinem Gefühl so weit abseits von seinem Talent, daß ich den Reiz nicht begreife, den diese Stoffe auf ihn ausüben konnten; andre wieder, wie „Mutter Erde" und „Haus Rosenhagen", entsprechen so durchaus seinem Wesen und Können, sind ihm äußerlich und innerlich so vertraut und verwandt, daß man sich sagt, bei stärkerer Kraftanspannung, bei nachdenklicherer Vertiefung hätte ihm der Wurf gelingen müssen. Ich weiß nicht, ob ein langsameres Arbeiten den Schauspielen Halbes zugute kommen würde, aber über die Jahre raschen und naiven Schaffens ist er doch hinaus, und gerade seine sich in die Charaktere und die Lebensprobleme versenkende und einbohrende Natur scheint mir der Zeit zu bedürfen, um eines Stoffes völlig Herr zu werden und ihn zu jener Einfachheit, Wahrheit und Durchsichtigkeit zu gestalten, welche mit dem Verständnis auch die Teilnahme und Ergriffenheit des Zuschauers erwecken. Sein Drama in drei Aufzügen, „Der Strom", das am Sonnabend, den 19. Dezember 1903, zur ersten Aufführung gelangte, hat mir diese Betrachtungen eingeflößt: eine Vereinfachung der Motive würde die Wirkung verstärkt und vertieft haben. Der Dichter steht im Banne seiner westpreußischen Heimat und im Banne Ibsens. Realistische Heimatskunst ist mit Gewissensquälerei und grübelnder Herzensergründung verbunden. Für den Gutshof, der hart am Deiche liegt, und die Menschen, die darauf leben, ist die Weichsel die dämonische Schicksalsmacht. In jedem Jahre bedroht der Eisgang des Stroms das Land ringsumher mit schwerer Gefahr. Und auch wenn das Wasser scheinbar still und gemütlich hinfließt, fordert es seine Opfer. So hat es die zwei Knaben des Deichhauptmanns Peter Doorn, die am Ufer spielten, fortgerissen. Das unerwartete grausame Geschick hat den sonst so trotzigen, harten und eigensüchtigen Mann so tief erschüttert, daß er vor seiner Frau, die entgeistert neben den Leichen der Kinder kniet, fragend, um welche Schuld denn gerade sie so schwer bestraft werde, ein Geständnis tut. Ja, der Tod der unschuldigen Kinder ist die gerechte Strafe seiner Schuld. Er hat das letzte Testament seines Vaters unterschlagen, um nach einem früheren das Erbe allein antreten zu können. Dadurch hat er seine beiden jüngeren Brüder um ihr Erbe gebracht. Zwar den älteren, der vor zwölf Jahren, als Peter seine Frau Renate heimführte, das Vaterhaus verließ, kann das nur wenig kümmern: er hat seitdem auf der technischen Hochschule studiert, ist drei Jahre in Amerika gewesen und jetzt Strombaumeister in Düsseldorf, aber den jüngsten, Jakob, trifft die Unterschlagung um so härter. Der siebzehnjährige Jüngling ist auf dem Gutshofe ohne höhere Bildung aufgewachsen und empfindet es mit nagendem Schmerz, daß er nichts als der Knecht des unfreundlichen und strengen Bruders ist; dabei quält ihn, je älter er wird, desto bitterer die Ungerechtigkeit, die ihm angetan worden, da er doch dasselbe Anrecht auf das väterliche Erbe wie Peter zu besitzen meint, und die dunkle Ahnung des Betrugs und Verrats. Denn auf dem Sterbebett hat ihm der Vater gesagt, er solle den Ulrichsschen Hof, der jetzt zum Gute gehört, als Eigentum erhalten. Und der alte Reinhold Ulrichs,

der im Hause das Gnadenbrot ißt, schürt durch allerlei Anspielungen, halb absichtlich, halb aus der Geschwätzigkeit des Alters, den Verdacht und die Feindschaft Jakobs gegen den Bruder. Peter hat in der Energie und Rücksichtslosigkeit seines Charakters bald die sentimentalische Anwandlung und die Gewissensbisse vergessen, die ihn bei dem plötzlichen Tode seiner Kinder überwältigten. Einen um so tieferen Eindruck hat dieser Tod und das Geständnis, das er ihm erpreßte, auf seine Frau gemacht. Sie hat den stattlichen Mann aus Liebe geheiratet; jetzt ist er ihr durch sein Verbrechen widerwärtig und zum Schrecken geworden. Nicht mehr den Vater, den Mörder ihrer beiden Knaben sieht sie in ihm. Ein unversöhnlicher Groll ist in ihr aufgestiegen, jede Annäherung seinerseits weist sie schroff zurück, und als die alte Großmutter, die halbwegs wie die Ahnfrau gespenstisch im Hause umhergeht, ihn verhöhnt, weil er seiner Frau gegenüber nicht als Mann und Herr aufzutreten wage, bricht der zwischen den Eheleuten jahrelang bestehende heimliche Gegensatz offen in aller Schärfe aus. Je mehr sich Renate von ihrem Mann abgewandt, desto freundlicher hat sie sich ihrem jungen Schwager genähert, dem Zurückgesetzten, von ihrem Manne unwürdig behandelten und seines Erbes Beraubten. Eine heiße Leidenschaft ist darüber in dem Herzen Jakobs aufgeflammt: er verehrt in Renaten seine Schutzheilige, und dies Gefühl verstärkt nicht nur seinen Ingrimm gegen Peter, sondern die brütende, unheimliche Schwüle in dem Haus am Deiche. Jetzt, in den Februartagen, wo der Eisgang der Weichsel bevorsteht und über Nacht eintreten kann. Zwar der Deichhauptmann läßt sich von solchen Sorgen nicht anfechten, er vertraut der Festigkeit des Dammes, den er selbst angelegt hat, aber Jakob und Ulrichs sind um so empfänglicher für die Einflüsse, die von der dunklen Naturgewalt ausgehen. Ihr Gespräch kommt beständig darauf zurück, in der alten Chronik der Landschaft liest Jakob die Schilderungen der Verwüstungen, die der Strom vorzeiten angerichtet, und trotz seines hohen Alters hat Ulrichs die Sturmflut nicht vergessen, die den Hof seines Vaters überschwemmt und die Eltern in kürzester Frist aus wohlhabenden zu armen Leuten gemacht hat. Mit großer Kunst hat es der Dichter in den ersten Szenen seines Schauspiels so verstanden, in dem Zuschauer den Eindruck eines unvermeidlichen inneren und äußeren Zusammenbruches zu erwecken. Die Katastrophe wird durch die plötzliche Ankunft des dritten Bruders herbeigeführt. Heinrich Doorn, der sich bei den Strombauten am Rhein bewährt hat, wird von dem Minister in die Weichselgegend geschickt, um dort die Stromregulierungsarbeiten zu leiten. Ahnungslos kommt er allen im Hause ungelegen, aber Peter kann den Bruder, den hohen Beamten nicht zurückweisen. Obgleich ihn sein Geschäft ganz in Anspruch nimmt, merkt Heinrich in der Freiheit, Heiterkeit und Sicherheit seines Auftretens doch bald die scheue Verlegenheit, die Zurückhaltung und Unfreundlichkeit seiner Verwandten. Es kommt zur Aussprache zwischen ihm und Renaten. Er ist damals in die Fremde gegangen, als sie Peter heiratete, weil er selber in das schöne Mädchen verliebt war. Für ihn ist Gras über die Geschichte gewachsen, aber er bringt der unglücklichen Frau doch sein Mitleid entgegen. In die Enge getrieben, unter dem Eindruck des mit wildem Sturm einsetzenden Tauwetters, gesteht Renate alles. Vor der Roheit Peters muß sie Heinrich schützen und von ihm wegen der Unterschlagung des Testaments Rechenschaft fordern. Inzwischen haben sich die Eisschollen in Bewegung gesetzt und drohen, den Damm zu zerreißen, und Jakob, den die Kunde von dem an ihm begangenen Unrecht zur unsinnigen Wut aufgestachelt hat, ist bereit, ihnen zu helfen und sich zu rächen. Er fängt den Damm an der gefährlichsten Stelle zu untergraben an, Peter wirft sich auf den Rasenden, und beide stürzen im Ringkampf in die tobenden Fluten des Stromes.

In der Führung des Dialogs stellt sich zuweilen eine Stockung, Abschweifung und Wiederholung ein, aber das Ganze ist von echtem dramatischem Fluß erfüllt. Wirkliche Menschen, ein allgemein verständlicher Konflikt der Charaktere und Interessen. Die Mängel der Dichtung liegen in der ungenügenden Motivierung des Geständnisses, das Peter seiner Frau macht, und in der nach zwölf Jahren der Trennung wieder-

erwachenden Neigung Heinrichs zu seiner Schwägerin. Daß eine Frau gleich von drei Brüdern geliebt und Gegenstand gegenseitiger Eifersucht wird, hat einen Stich in das Komische, und die Eifersucht und der Haß, die Jakob aus Instinkt gegen Peter empfindet, verlieren an überzeugender Kraft, wenn sie durch die Eifersucht, den Argwohn und Neid gegen Heinrich zur Hälfte ausgelöst werden. Peter tritt uns während des Stücks nicht als wehleidige und Gewissensbissen unterworfene Natur entgegen, daß wir an den Zusammenbruch seines Charakters bei dem Tode seiner kleinen Jungen glauben könnten, um so weniger, da wir es nicht erleben, sondern nur erzählen hören. Er hat überdies ein gewisses Recht, das törichte Testament des Vaters zu unterschlagen: der Gutshof kann nur bei der Familie erhalten bleiben, wenn er nicht geteilt wird; der eine Bruder ist in Amerika, der andre ein zehnjähriger Knabe. Man begreift die Handlungsweise Renatens, deren zartbesaitetes Gemüt sich von dem herrschsüchtigen, rauhen und verbrecherischen Manne abgestoßen fühlt, allein man begreift nicht, wie die geborene Herrennatur Peters ihr gegenüber zu so unmännlicher Schwäche herabsinkt. Darin teilt man ganz die Empfindung der Großmutter. Doch sind, während der Aufführung oder der Lektüre, diese Einwände nicht stark genug, die erschütternde Wirkung des Schauspiels in dem Zusammenklang der Naturgewalt und des Widerstreits der Charaktere abzuschwächen.

Aus dieser schlichten westpreußischen Wirklichkeit in die Welt des Wunders und der Romantik entrückt uns das Schauspiel in drei Akten von Maurice Maeterlinck: „Schwester Beatrix", das am Mittwoch, den 10. Februar 1904, zum ersten Male aufgeführt wurde. Es ist ein Mirakelspiel zu Ehren der Jungfrau Maria nach einer Legende, die am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in den Rheinlanden und in Belgien aufkam und in einem niederländischen Gedicht eine poetische Gestaltung erfuhr. Eine Legende von solch rührender Anmut und so ergreifender Innerlichkeit, daß Gottfried Keller sie in seinen „Sieben Legenden" in seiner Weise, mit einer Würze schalkhaften Humors, nacherzählt hat. In Maeterlincks Behandlung des alten Stoffs kommt dagegen das Wunder und die katholische Devotion zu ihrem Recht. In einem Kloster in der Umgegend von Louvain wird eine arme, junge Nonne Beatrix, die Pförtnerin, arg von der Weltlust und der Liebe gequält. Der schöne Prinz Bellidor hat es ihr mit Blicken und süßen Worten angetan. In einer Frühlingsnacht kann sie seinen Bitten und dem Drang des eigenen Herzens nicht mehr widerstehen. Nach einem leidenschaftlichen Seelenkampf entflieht sie mit ihm. Ihren Mantel und Schleier hat sie über das Gitter gehängt, hinter dem in der Nische auf einem marmornen Sockel ein Standbild der Jungfrau steht, angetan mit den köstlichsten seidenen Gewändern, mit Gold- und Juwelenschmuck. Diesem Bilde hat Schwester Beatrix stets die größte Verehrung und Andacht erwiesen und der Jungfrau all ihre Liebe und Treue zu Füßen gelegt. Jetzt, als sie das Kloster in der Morgendämmerung verlassen, steigt die Jungfrau von ihrem Sockel, legt Mantel und Schleier der Entflohenen an und öffnet die Kirchenpforte, um die Armen einzulassen, die wie jeden Morgen auf die Almosen warten, die das Kloster an sie verteilt. Nur schüchtern und erschrocken wagen sie sich näher, denn einige wollen in der Nacht Beatrix auf des Prinzen Roß gesehen haben und sehen sie nun doch leibhaftig vor sich. Im langen Zuge kommen die andern Nonnen zum Gottesdienst in die Kirche. Mit Entsetzen bemerken sie, daß die Statue der Jungfrau mit allen ihren Kostbarkeiten verschwunden ist. Sie beschuldigen die Schwester Beatrix der Mitschuld an dem Raube, sie schelten und ergreifen sie und entdecken unter dem Mantel und dem Schleier die Gewänder und das Geschmeide der Jungfrau. Auf Befehl des Kaplans soll die Jungfrau mit Stricken gefesselt und mit Ruten gezüchtigt werden. Aber Stricke und Ruten verwandeln sich in Rosen und Lilien, und die Augen der Jungfrau leuchten wie Sterne. „Alle Blumen des Himmels quollen aus unsern Händen," sagen die Nonnen, und die Äbtissin und der Kaplan knieen nieder und rufen: „Schwester Beatrix ist heilig; die Wege des Herrn sind unerforschlich." Der dritte

Akt spielt fünfundzwanzig Jahre später. Es ist eine Winternacht. Ruhig und still in gewohnter Tracht steht das Standbild der Jungfrau auf seinem Sockel. Über dem Gitter vor der Nische hängen der Schleier und der Mantel der Schwester Beatrix. Davor kniet sie selber, gealtert, in Lumpen, nach einem wüsten Sündenleben, in tiefster Reue. Sterbend hat sie sich hierher geschleppt, um zu Füßen der Jungfrau zu verscheiden. So finden sie die Nonnen, die zum Frühgottesdienst in die Kirche gehen. Alle ihre Sünden gesteht Schwester Beatrix der Äbtissin ein, daß sie ihr Gelübde gebrochen, aus einer Lust in die andre sich gestürzt und Schuld über Schuld auf ihr Haupt gehäuft habe. Aber die Äbtissin und die andern Schwestern halten diese Reden für die Wahnvorstellungen einer Sterbenden. Wissen sie doch, daß Schwester Beatrix in all diesen Jahren das Kloster nicht verlassen und als Reinste und Frömmste unter ihnen gelebt hat. Mit Inbrunst und Erschütterung sehen sie jetzt, wo Schwester Beatrix wieder von ihnen genommen werden soll, das verehrte Bild der Jungfrau auf seinem alten Platz. Und Schwester Beatrix stirbt mit den Worten: „Ich lebte in einer Welt, wo ich nicht wußte, was Haß und Bosheit wollten, und ich sterbe in einer andern, in der ich nicht fasse, wo Güte und Liebe hinauswollen." Wie fremd uns auch der katholische Duft und Schimmer berührt, der die Dichtung stärker und mystischer als die ursprüngliche Legende umspinnt, besonders im zweiten Akt, der menschlich ergreifende Inhalt, die Gewißheit, daß Liebe und Reue die Vergebung auch der schwersten Schuld erringen, bewahren ihre siegreiche und tröstlich erhebende Wirkung.

Das moderne englische Lustspiel ist uns so wenig bekannt, daß die Aufführung des Schauspiels in drei Aufzügen von Bernard Shaw: „Candida" am Donnerstag, den 4. März 1904, zugleich ein Genuß und eine Bereicherung unsrer literarischen Kenntnis war. Siegfried Trebitsch hat drei Stücke des Dichters ins Deutsche übertragen (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) und seinen Übersetzungen eine kurze Einleitung vorangeschickt. Ihr entnehme ich, daß Bernard Shaw ein Irländer ist, in Dublin am 26. Juli 1856 geboren und 1876 nach London gekommen, um als Schriftsteller sein Glück zu versuchen. Mit Phantasie und Witz begabt, hat er sich als Kritiker, Erzähler, Essayist und schließlich als Dramatiker ausgezeichnet. Auf politischem Gebiete wie auf literarischem gilt er als einer der entschiedensten Vorkämpfer der modernen Bewegung in England. Er ist leidenschaftlicher Sozialist, Anhänger Ibsens und Wagners. Echte Dramen oder auch nur wirksame Theaterstücke möchte ich die drei in dem Bande vereinigten Schauspiele: „Candida" — „Ein Teufelskerl" (spielt während des Unabhängigkeitskrieges 1777 in einer kleinen Stadt in den Neu-Englandstaaten) und „Helden" (auf dem Hintergrund der bulgarischen Wirren 1885) nicht nennen. Es sind Erzählungen in dramatischer Form; der Erzähler wird schon äußerlich dadurch kenntlich, daß er ohne seitenlange Beschreibungen des Schauplatzes und ebenso umfangreiche Personalbeschreibungen seiner Figuren gar nicht beginnen kann und beständig in Parenthesen ihnen vorschreibt, was sie zu empfinden, wie sie sich zu bewegen, welche Gebärden sie zu machen und welche Gesichter sie zu schneiden haben. In den „Helden" und in dem „Teufelskerl" gibt es wenigstens hinter und auf der Szene abenteuerliche Vorgänge, „Candida" ist dagegen nichts als eine Unterhaltung in dem Sprechzimmer eines gutbürgerlichen englischen Hauses. Candida ist die muntere und gesunde, verständige und hübsche Frau eines Pastors Jakob Morell, in die sich ein verbummelter junger Mensch aus vornehmer Familie sterblich verliebt hat. Morell hat sich des Jünglings, der sich trotz seiner Verwahrlosung die bestechenden aristokratischen Lebensformen bewahrt hat, hilfreich angenommen und sieht in der Schwärmerei Eugen Marchbanks für seine Frau eine natürliche und harmlose „Jugendeselei". Diesem aber, in dem sich der zukünftige geniale Dichter regt, fällt es plötzlich ein, die Sache tragisch zu nehmen, Candida für die ideale, in unwürdigen Ehebanden gefesselte, unverstandene Frau zu halten, die zu befreien und mit echter Liebesleidenschaft zu beseelen sein Beruf sei, und ihrem Gatten gleich-

sam einen Kampf auf Leben und Tod anzukündigen. Aber er ist ein viel zu schwächlicher und unreifer Bursche, um über Redensarten hinauszukommen, bis die gute Candida, die der Streit und die Eifersucht zwischen dem Manne und dem Liebhaber eine Weile belustigt hat, durch den Gatten gezwungen wird, sich für ihn oder den schwärmenden Jüngling zu entscheiden, und sie den Dichter verabschiedet, trotzdem er ihr „seine Schwäche, seine Trostlosigkeit und seine Herzensnot" für das Leben anbietet. Gewiß enthält das Stück manche feine, geistvolle und anmutige Bemerkung über das Verhältnis einer klugen Frau zu ihrem braven und tüchtigen Gatten, dem Vater ihrer Kinder, und dem zwanzigjährigen Jüngling, der in ihr sein Ideal sieht, aber zu einem dramatischen Konflikt vermag Shaw den Gegensatz nicht zu steigern, weder im tragischen noch im komischen Sinne. Dabei flößen weder der Mann noch der Liebhaber dem Zuschauer eine tiefere Teilnahme ein; mit all seinen guten und tüchtigen Eigenschaften bleibt der Pfarrer in Nüchternheit und Philisterhaftigkeit stecken und das Genialische, das Shaw gern seinem jungen Dichter geben möchte, geht über Verstiegenheit und theatralische Pose nicht hinaus. Vortrefflich sind die drei Nebenfiguren: der geriebene und gewissenlose Geschäftsmann Burgeß, Candidas Vater, die Maschinenschreiberin Proserpina — „eine kleine, flinke Person von ungefähr dreißig Jahren", beschreibt sie Shaw, „aus der niederen Mittelklasse, reinlich, aber billig mit einem schwarzen Schafwollrock und einer Bluse bekleidet, ziemlich vorlaut und rascher Zunge und nicht sehr höflich in ihrem Benehmen, aber gefühlvoll und teilnehmend" — mit ihrer Vergötterung des Pastors und ihrer Eifersucht auf Candida und der junge Hilfsprediger Mill beobachtet und durchgeführt. Sie zeigen, welch ein scharfer, eindringlicher und satirischer Beobachter in Shaw steckt. Dieser ironisch-satirische Zug kam auch in dem Lustspiel in einem Akte „Der Schlachtenlenker" zum Ausdruck, das im „Deutschen Theater" am 10. Februar 1904 gespielt wurde: der junge Bonaparte während seines ersten italienischen Feldzuges wird als Verliebter zwischen Schlachtgetümmel und Schäferszenen geschildert. Überall Farbe, Witz, ein Feuerwerk von Einfällen, ein und ein andres Mal auch ein kühner, phantastischer Wurf, aber zugleich der Mangel, eine dramatische Handlung zu ersinnen, zu steigern und zu einem menschlich und künstlerisch befriedigenden Schluß zu führen. Shaws bisherige Schauspiele sind verkrüppelte Novellen, auf die dramatische Ansätze als Pfropfreis gesetzt sind.

Gegenüber dem Fleiß und Eifer, der Fülle und Mannigfaltigkeit dieser beiden Theater traten die Tätigkeit und das Repertoire der übrigen sehr zurück. Am bedenklichsten die des königlichen Schauspielhauses. Der neue Generalintendant, Herr Georg von Hülsen, hat bisher weder mit der Literatur Fühlung gewonnen noch die Lücken der Künstlergesellschaft der königlichen Bühne angemessen auszufüllen vermocht. Die ganzen Kosten der Spielzeit haben die klassischen Dichter bestreiten müssen. Die rühmlichste Arbeit des Schauspielhauses ist die glanzvolle und bis auf Kleinigkeiten historisch treue Einrichtung und passende Besetzung des „Götz von Berlichingen" gewesen, die denn auch beim Publikum den verdienten Erfolg gefunden hat. Nun wird gewiß die Pflege des klassischen Dramas für das königliche Theater unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Hauptarbeitsfeld abgeben müssen, da es bei seiner Gebundenheit sich nicht so leicht, schnell und von Rücksichten frei innerhalb der modernen Dichtung bewegen kann wie die Privattheater, aber ein Verzicht auf alle Neuigkeiten ist ihm darum doch nicht gestattet. Zwei Stücke: „Der Fremde" von Fritz Lienhard, das an die Schelmenstreiche Till Eulenspiegels anknüpft, und „Solon in Lydien" von Theodor Herzl, die am Sonnabend, den 22. August 1903, aufgeführt wurden, und eine Bearbeitung aus dem Englischen „Im stillen Gäßchen" von J. M. Barrie, einem schottischen Dichter, die uns anheimelnde idyllische Bilder aus dem Leben einer kleinen englischen Stadt aus dem vorigen Jahrhundert vorführt — der erste Akt spielt zur Zeit der Schlacht von Waterloo, die drei andern zehn Jahre später; gespielt wurde die Komödie am Dienstag, den 27. Oktober 1903 —, waren die einzigen literarisch er-

wähnenswerten Neuigkeiten des Schauspielhauses. Ein Familienschauspiel, grau in grau gemalt, von Felix Philippi: „Der grüne Zweig", das am Dienstag, den 12. Januar 1904, zur Aufführung kam, brachte es nur auf wenige Vorstellungen. Eine erfreulichere Gabe war die Aufführung von Oskar Blumenthals Komödie in einem Akt: „Wann wir altern" am 26. Dezember 1903. Das zierliche, in hübschen, geistvoll zugespitzten Versen dahingleitende Stück, das zuerst in der „Deutschen Rundschau" im August-Heft 1903 erschien, lehnt sich an die Proverbes Alfred de Mussets an und lehrt anmutig die Wahrheit, daß wir alt werden, wenn die Frau, die wir noch immer lieben, uns für ihren Freund erklärt. Es hat eine Reihe von Wiederholungen gefunden, aber konnte allein über die Dürftigkeit der Darbietungen des Schauspielhauses nicht hinwegtäuschen. Niemand verlangt, daß die königliche Bühne Sachen wie „Zapfenstreich" oder „Rose Bernd" zur Darstellung bringt, aber es gibt doch kein Hindernis für sie, Dichtungen wie „Novella d' Andrea" oder „Schwester Beatrix" zu spielen. Wollte man schon eine englische Komödie auf die Bühne führen, so hätte sich wegen ihrer ungleich größeren Originalität Bernard Shaws „Candida" besser als „Quality-Street" dazu empfohlen.

Das „Berliner Theater" erwarb sich zu seinen beiden alten Pfeilern „Alt-Heidelberg" und „Über unsre Kraft", die ihm noch die theatralische Witterung und Kunst Paul Lindaus aufgerichtet hat, während dieser Spielzeit einen dritten: eine Komödie von Franz von Schönthan: „Maria Theresia", die am Mittwoch, den 23. Dezember 1903, zum ersten Mal gespielt wurde und bei ihrer Harmlosigkeit, Spannung und Anekdotenfülle, bei der vortrefflichen Darstellung der Kaiserin durch Jenny Groß, mit prächtigen Rokokokostümen und dem echtesten Wiener Dialekt, die Teilnahme eines leicht befriedigten Publikums bis heute gefesselt hat. Ein Schauspiel in drei Akten von Richard Skowronneck: „Waterkant", am Sonnabend, den 13. Februar 1904, aufgeführt, kam daneben mit seiner anschaulichen Schilderung des Seemannslebens, der Feier unsrer jungen Kriegsmarine und der sicheren und gemütvollen Charakteristik unsrer Küstenbevölkerung zur verdienten Geltung.

Unter den Darbietungen des „Kleinen Theaters", dessen Saal noch immer Maxim Gorkis Szenen aus der Tiefe: „Nachtasyl" mit Schaulustigen aus der wohlhabendsten und gebildetsten Gesellschaft füllen, sei ein seltsames Werk hervorgehoben: „Elektra", Tragödie in einem Aufzug, frei nach Sophokles, von Hugo von Hofmannsthal, Freitag, den 30. Oktober 1903, zum ersten Male gespielt. Mit dem Zusatz „frei nach Sophokles" hat der Dichter zu seinen Ungunsten eine Vergleichung hervorgerufen, auf die kein Unbefangener gekommen wäre. Mit dem Trauerspiel des Sophokles hat das moderne Nachtstück, richtige Szenen aus der Tiefe, nur den grauenvollen Stoff gemein. Aber während ihn Sophokles aus der ursprünglichen Barbarei der Blutrache zur Menschlichkeit durch die Kunst geadelt hat, gefällt es Hofmannsthal, ihn wieder in die Wildheit und Wüstheit zurückzuversetzen und das Entsetzliche des Muttermordes in den beiden Schwestern Elektra und Chrysothemis mit der aufgeregten Sinnlichkeit, der Nervosität und Hysterie der Modernen zu vermischen. Ein Durcheinander von Grausamkeit, Grauen und Wollust, von blutigen und ekelhaften Bildern. Das Stück spielt bezeichnenderweise im Hinterhofe des Palastes, da, wo die Sklaven und Sklavinnen wohnen. Zu ihnen hat Klytämnestra die beiden ihr verhaßten Töchter gewiesen. Ihr Anblick ist ihr ein ewiger Vorwurf, und die Furcht vor Elektra verläßt sie keinen Augenblick. Heulend, fluchend, Unheil beschwörend schleicht Elektra wie eine Furie durch das Haus; nachts scharrt sie im Hofe die Erde auf, wo sie das Beil vergraben, mit dem die Mutter Agamemnon erschlagen hat. Sie will, als sie hört, daß Boten angekommen sind, welche die Kunde von dem Tode des Orestes bringen sollen, mit eigener Hand die Mutter erschlagen und sucht die Schwester durch Drohungen und Versprechungen zu bewegen, ihr bei der grausen Tat Hilfe zu leisten. Klytämnestra tritt auf, von Schlaflosigkeit gepeinigt, von schrecklichen Gesichten verfolgt; durch Opfer sucht sie die

Götter zu besänftigen und Elektren das Geheimnis zu entreißen, wie sie die Unterirdischen versöhnen könne, denn, sagt sie: „ein jeder Dämon läßt von uns, sobald das rechte Blut geflossen ist, und wenn ich dich, Elektra, so stehen sehe wie jetzt, so meine ich, du mußt mit im Spiele sein.“ Ihren ganzen Haß und Hohn schleudert die Tochter der Mutter ins Angesicht: eine giftige Schlange, die gegen eine wandelnde Mumie zischt. Als solche führt uns der Dichter Klytämnestra vor: „Ihr fahles, gedunsenes Gesicht, in dem grellen Licht der Fackeln, erscheint noch bleicher über dem scharlachroten Gewand; sie stützt sich auf eine Vertraute, die dunkelviolett gekleidet ist, und auf einen elfenbeinernen Stab; sie ist über und über bedeckt mit Edelsteinen und Talismanen; ihre Arme sind voll Reifen, ihre Finger starren von Ringen.“ Die Ankunft der Boten unterbricht das abergläubisch-phantastische, von mordlustiger Leidenschaft erfüllte Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Während Klytämnestra nach den vorderen Gemächern des Hauses zurückkehrt, hastet sich Elektra im Hinterhof das Mordbeil aufzugraben. Hier gesellt sich Orest zu ihr. Ein Gespräch von mehr als zweihundert Versen beginnt, in dem Elektra dem Bruder ihr ganzes äußeres und inneres Elend schildert, furienhaft aufschreiend, daß der Pfleger Orests von der Hoftür her ihnen Schweigen gebieten muß, da jeder Laut das Werk verderben könne. Endlich werden Klytämnestra und Ägisth hinter der Szene getötet, während es doch einzig dem Realismus dieser Dichtung entsprochen hätte, wenn der Muttermord auf offener Szene von den Geschwistern vollführt worden wäre und das Mordbeil seine Rolle gespielt hätte, und Elektra beginnt einen Siegestanz. „Sie hat den Kopf zurückgeworfen wie eine Mänade,“ heißt es. „Sie wirft die Kniee, sie reckt die Arme aus: es ist ein namenloser Tanz, in dem sie nach vorwärts schreitet, bis sie mit dem Ausruf: Wer glücklich ist wie wir, dem ziemt nur eins: schweigen und tanzen! zusammenstürzt.“ Mit Sophokles hat, wie man sieht, diese abenteuerliche Dichtung nichts zu tun: sie treibt das Groteske und das Widerwärtige auf die Spitze und erweckt in mir, gerade durch das Talent der Ausführung, das Gefühl tiefen Widerwillens: es liegt etwas Perverses in dieser Umbildung klassischer Schönheit und Hoheit in das Barbarische und Pathologische.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Obgleich die Reise des deutschen Kaisers keinen politischen Zweck hatte, sondern nur dem Erholungsbedürfnisse dienen sollte, ist doch durch die Begegnungen mit dem König Alfonso XIII. und dem König Viktor Emanuel III. erhärtet worden, in welchem Maße Deutschlands Friedenspolitik Anerkennung findet. „Niemanden stören" war einer der wesentlichen Punkte des kaiserlichen Reiseprogramms. So dürfen die Begegnungen Kaiser Wilhelms II. mit den Königen von Spanien und Italien in Vigo und Neapel lediglich auf die Initiative dieser beiden Monarchen zurückgeführt werden. Durchaus phantastisch war daher die Behauptung auswärtiger Blätter, wonach der deutsche Kaiser bei seiner Zusammenkunft mit dem Könige Alfonso namentlich die marokkanische Frage im Sinne „deutscher Begehrlichkeiten" erörtert haben sollte. Auf der Grundlage zuverlässiger Mitteilungen kann vielmehr betont werden, daß die beiden Monarchen sich zwar über Marokko unterhielten, Kaiser Wilhelm jedoch ausdrücklich darauf hinwies, Deutschland strebe dort auch nicht im geringsten eine Gebietserwerbung an. Zugleich darf festgestellt werden, daß die Anknüpfung herzlicher persönlicher Beziehungen der beiden Monarchen als das hauptsächliche Ergebnis der Begegnung in Vigo gelten kann.

Ebenso begrüßte der König von Italien den befreundeten und verbündeten Monarchen noch besonders, als dieser in Neapel eintraf, obwohl er sein Willkommen bereits auf andre Weise übermittelt hatte. Die persönliche Begegnung gestaltete sich dann durch den warmen Ton der ausgetauschten Trinksprüche zu einer vollen Bekräftigung des in unveränderter Weise erneuerten Dreibundes, indem auch des dritten Bundesgenossen, Österreich-Ungarns, und des Kaisers Franz Josef in verbindlichster Art von beiden Monarchen gedacht wurde. Der Besuch, den der italienische Minister des Auswärtigen, Tittoni, dem österreichisch-ungarischen Minister des Äußeren, Grafen Goluchowski, in Abbazia abstattete, ist ein weiterer Beweis für die ungeschwächte Kraft des Friedensbündnisses der europäischen Zentralmächte. Weder die Balkanpolitik noch die von der italienischen Regierung in keiner Weise unterstützten irredentischen Bestrebungen italienischer Hitzköpfe sind geeignet, das gute Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien zu stören. Auch darf mit Zuversicht erwartet werden, daß es den Bemühungen der beiden Regierungen gelingen wird, einen Ausgleich der handelspolitischen Interessen zu finden, so daß die Erneuerung des Handelsvertrages erfolgen kann.

Hat sich nun der Dreibund seit Jahrzehnten als festes Bollwerk des Friedens erwiesen, so erscheint auch die Reise des Präsidenten der französischen Republik nach Rom als ein durchaus friedliches Symptom. Allerdings hat der Gegenbesuch, den Herr Loubet im Quirinal abstattet, im Vatikan große Verstimmung hervorgerufen. Zum ersten Male seit dem Einzuge der italienischen Truppen in Rom findet sich

ein katholischer Staatschef als Gast des Königs von Italien ein. Eine Zeitlang wurde angenommen, die römische Kurie würde doch noch einen Ausweg finden, um dem Präsidenten der französischen Republik im Gegensatz zu den Überlieferungen Pius' IX. und Leos XIII. den Besuch beim Papste zu ermöglichen. Daß der neue Papst als Patriarch von Venedig zu Mitgliedern der casa Savoia persönliche Beziehungen unterhalten habe, wurde unter anderm geltend gemacht. Alle Prophezeiungen erwiesen sich jedoch als verfehlt. Im Vatikan wird vielmehr dabei beharrt, daß von dem bisher beobachteten Grundsatze nicht abgewichen werden darf.

So stand also fest, daß der Staatschef Frankreichs, der „ältesten Tochter der katholischen Kirche", in Rom verweilen sollte, ohne den Papst zu sehen. Vom Gesichtspunkte der römischen Kurie aus betrachtet, war der Moment für den Besuch des Präsidenten der französischen Republik schlecht gewählt. Der „Kulturkampf" in Frankreich, der jüngst erst durch die von der Deputiertenkammer vollzogene Annahme der gegen die geistlichen Genossenschaften und deren Anhang gerichteten Unterrichtsvorlage sich verschärft hat, war nicht gerade ein geeignetes Vorspiel für einen Empfang des Herrn Loubet im Vatikan. Anderseits hätte ein solcher Empfang große symptomatische Bedeutung erhalten. Wäre vom Vatikan erst mit dem Grundsatze gebrochen worden, wonach katholische Staatschefs nicht zugleich im Quirinal und im Vatikan begrüßt werden sollen, so hätte auch dem Gegenbesuche des Kaisers Franz Josef in Rom kein ernsthaftes Hindernis mehr im Wege gestanden. Daher ergibt sich die eigentümliche Konsequenz, daß ein Besuch des Präsidenten der französischen Republik im Vatikan mittelbar dem Dreibunde zustatten gekommen wäre. Denn unter den Vorwürfen, die in Italien, und zwar nicht bloß von seiten der Irredentisten, im Hinblick auf das Bundesverhältnis zu Österreich-Ungarn erhoben werden, figuriert an hervorragender Stelle die Beschwerde, daß der Kaiser von Österreich bis jetzt versäumt habe, den Besuch, den ihm König Umberto in Wien machte, in Italiens Hauptstadt zu erwidern.

Den französischen Oppositionsparteien dagegen erscheint als schwere Unterlassungssünde, daß der Besuch des Herrn Loubet im Vatikan unterbleiben soll, obgleich sie sich nicht verhehlen können, daß das hauptsächliche Hindernis im Widerstande der römischen Kurie lag. Die scharfen Äußerungen, in denen Papst Pius X. sich unlängst gegen die französische Kirchenpolitik wendete, trugen ebenfalls dazu bei, die Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhl und der französischen Republik noch gespannter zu machen.

Das Protektorat Frankreichs über die katholischen Missionen im Orient unter anderm soll durch eine Spannung mit der römischen Kurie leiden. Freilich wird bei dieser Auffassung nach wie vor übersehen, daß die übrigen Mächte kraft ihrer eigenen Souveränetät entschlossen sind, überall im Auslande ihre Staatsangehörigen selbst zu „schützen".

Für die gesamte Weltlage in hohem Maße bezeichnend ist die Tatsache, daß im Gegensatze zum äußersten Orient, wo der Krieg zwischen Rußland und Japan mit Anstrengung aller verfügbaren Kräfte geführt werden soll, die europäischen Mächte fortfahren, ihre friedlichen Gruppenbildungen zu befestigen und zu vervollständigen. Wie der Dreibund durch die jüngsten Monarchen- und Ministerbegegnungen bekräftigt worden ist, hat auch Großbritannien durch die Annäherung an Frankreich seine friedfertige Gesinnung in charakteristischer Art betätigt. Auf diese Weise wird die Gefahr beseitigt, die dem Weltfrieden drohte, solange nicht als ausgeschlossen gelten konnte, daß England im Hinblick auf das allerdings unter andern Voraussetzungen abgeschlossene Bündnis mit Japan in dessen Kampfe gegen Rußland an die Seite seines asiatischen Alliierten treten würde. Die Annäherung an Frankreich, den Bundesgenossen Rußlands, darf jedenfalls als eine Bürgschaft Großbritanniens angesehen werden, daß es in Ostasien Neutralität beobachten will, weil andernfalls Frankreich auf dem Plane erscheinen und die Annäherung der beiden Westmächte Europas illusorisch machen würde.

Diese Annäherung selbst bezieht sich auf Gegensätze, die früher jedem Ausgleiche zu trotzen schienen. An erster Stelle kommen nach dem jetzt abgeschlossenen Übereinkommen Marokko und Ägypten in Betracht. In Marokko ist es Frankreich, das Zugeständnisse von seiten Englands beansprucht, während dieses in Ägypten eine Befestigung seiner Machtbefugnisse anstrebte, die bisher mehrfach auf den Widerstand der französischen Republik stießen.

Die marokkanische Frage wird freilich nicht ohne weiteres zugunsten Frankreichs gelöst werden können, zumal auch Spanien dort Lebensinteressen zu wahren hat. Wenn Frankreich, wie auf der andern Seite der Pyrenäen, auch jenseits der Straße von Gibraltar mit aller Wucht auf einen Nachbarstaat zu drücken vermöchte, der seit dem Verluste Cubas und der Philippinen wirtschaftlicher Absatzgebiete großen Stils beraubt ist, würde dieser jede Bewegungsfreiheit einbüßen. Der maßvollen Politik des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, gebührt jedoch die Anerkennung, daß er gerade die Empfindlichkeiten Spaniens bisher zu schonen vermocht hat, weshalb wohl erwartet werden darf, daß dieses Land bei der Lösung der marokkanischen Frage nicht leer ausgehen wird. Für Großbritannien kam nun vor allem in Betracht, daß die zum Suezkanal und mittelbar zu den ostindischen Besitzungen führende Straße unter allen Umständen nicht von einer fremden Großmacht beherrscht werden darf. Die Befestigungen Gibraltars würden keineswegs genügen, wenn an der gegenüberliegenden nordafrikanischen Küste Frankreich in der Lage wäre, für sich selbst eine die Wasserstraße dominierende Stellung zu schaffen. Die „Agence Havas“ ließ sich nun aus London jüngst Informationen übermitteln, wonach die Besorgnisse hinsichtlich der französischen Pläne an der nordafrikanischen Küste durch die Versicherung der Regierung der Republik, sie beabsichtige in keinem Falle, einen Teil dieses Küstengebietes zu befestigen, zerstreut worden sind. Durch die Neutralisierung Tangers würde eine solche Versicherung eine wesentliche Stütze erhalten.

Die Form, in der Frankreich seine Interessensphäre in Marokko betonen wird, birgt immerhin Schwierigkeiten. Daß ohne weiteres das französische Protektorat über Marokko proklamiert werden könnte, wie früher das über Tunesien, erscheint ausgeschlossen. Anzunehmen ist vielmehr, daß die französische Regierung sich mit dem Sultan von Marokko ins Einvernehmen zu setzen bemüht sein wird, wobei es nach dem nun perfekt gewordenen Abkommen mit England auf dessen Unterstützung zählen könnte. Was Italien betrifft, dessen Empfindlichkeiten besonders durch die Angliederung Tunesiens an den nordafrikanischen Besitz Frankreichs erregt wurden, so ist vor einiger Zeit bereits zwischen den Regierungen der beiden Mächte ein Einvernehmen erzielt worden, wonach Italien in Marokko die Interessensphäre Frankreichs anerkennt, während dieses zugestanden hat, den Italienern freie Hand in Tripolis zu lassen. Allerdings hat dieses Zugeständnis, solange die ottomanische Pforte ihren Souveränetätsrechten über Tripolis durchaus nicht entsagen will, bis auf weiteres lediglich eine akademische Bedeutung. Immerhin ergibt sich aus dem französisch-italienischen Einvernehmen über Nordafrika, daß Frankreich, sobald auch Spanien zufriedengestellt ist, in Marokko seinen Einfluß, ohne von den Mächten gehindert zu werden, zur Geltung bringen kann.

Deutschland hat in Marokko nur handelspolitische Interessen zu wahren. Früher bereits äußerte ein deutscher Staatsmann: „L'Allemagne n'a pas pignon sur la Méditerranée!“ Die Frage, ob Deutschland nicht im Atlantischen Ozean an der marokkanischen Küste eine Kohlenstation beanspruchen solle, erledigt sich dadurch, daß mit Rücksicht auf den Charakter der eingeborenen marokkanischen Bevölkerung ein starkes Aufgebot von Schutztruppen erforderlich wäre, um eine solche Station zu halten. Für Frankreich, das über große militärische Streitkräfte in Algerien verfügt und auf dem Landwege bis zu den Tuatoasen vorgedrungen ist, liegen die Verhältnisse wesentlich anders, zumal da nach der Durchführung des französisch-englischen Einvernehmens auch in andern Gebieten Marokkos von seiten Frankreichs dessen

Interessensphäre manu militari accentuiert werden wird. Werden auf diese Weise geordnete Verhältnisse in Marokko geschaffen, so kann dies den handelspolitischen Beziehungen Deutschlands nur zustatten kommen, in der Voraussetzung, daß durch einen Artikel des französisch-englischen Abkommens die Handelsfreiheit sowohl in Marokko als auch in Ägypten für eine Zeitdauer von dreißig Jahren garantiert worden ist. Eine solche Festsetzung wäre für den gesamten Welthandel von Bedeutung. In einer offiziösen französischen Note ist hervorgehoben worden, daß die Bestimmung, wonach Frankreich für dreißig Jahre sich die Handelsfreiheit in Ägypten sichert, im Hinblick auf die schutzzöllnerische Bewegung in England als ganz besonders wertvoll angesehen werden müsse. Auch kann es sich hierbei nicht bloß um Frankreich handeln. Vielmehr wird das Prinzip der „offenen Tür" allgemein gewahrt werden müssen, zumal auch nach dem englisch-französischen Abkommen Großbritannien zu Ägypten nicht etwa in demselben Verhältnisse stehen wird wie zu seinen Kolonien. Frankreich wird eben im wesentlichen den status quo anerkennen, so daß nicht stets von neuem in der Presse und anderwärts die Forderung auf Räumung Ägyptens erhoben wird. Auf diese Weise werden frühere Reibungsflächen beseitigt, ohne daß jedoch Großbritannien völlige Verfügungsfreiheit in Ägypten erhielte. Vielmehr würden die dortigen internationalen Einrichtungen, über die nicht durch eine zwischen zwei Mächten getroffene Vereinbarung entschieden werden kann, nach wie vor bestehen bleiben. Für Großbritannien ist es jedoch von Wert, in Zukunft nicht mehr mit Einsprüchen, wie im Falle der Expedition von Dongola, rechnen zu müssen. Frankreich würde dann wohl nicht unterlassen, seinen Einfluß in Rußland zu betätigen, damit auch dieses der englischen Administration in Ägypten keine Schwierigkeiten bereite.

Wenn feststeht, daß auf Marokko und Ägypten sich die wichtigsten Punkte des französisch-englischen Abkommens beziehen, so darf in bezug auf Siam angenommen werden, daß die wechselseitigen Verpflichtungen Frankreichs und Englands etwas genauer bestimmt wurden. Allem Anscheine nach tragen die beiden Regierungen Bedenken, während des russisch-japanischen Krieges eingreifende Stipulationen zu vereinbaren, da von beteiligter Seite später Einwendungen erhoben werden könnten. Im übrigen betrifft das französisch-englische Abkommen Neufundland, die Neuen Hebriden, hinsichtlich deren die französische und die englische Gerichtsbarkeit einer Revision unterzogen werden soll, und endlich Westafrika, wo eine Grenzberichtigung in Aussicht genommen ist.

Eine nicht minder für die, abgesehen vom äußersten Osten, friedliche Weltlage charakteristische Bedeutung müßte der zwischen Großbritannien und Rußland sich vollziehenden Annäherung beigemessen werden. Dem kriegerischen Intermezzo in Tibet, einem Unternehmen, das man in maßgebenden englischen Kreisen vor allem auf die Initiative des Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, zurückführt, wird keine größere Bedeutung beigemessen. An die Reise des russischen Botschafters in London, Grafen Benckendorff, und dessen Rückkehr auf seinen Posten wurde früher bereits die Auffassung geknüpft, daß, wie zwischen den Höfen von St. Petersburg und London, auch zwischen den Regierungen beider Länder alle Unklarheiten beseitigt sind. Dem König Edward VII. werden denn auch von Petersburger Korrespondenten französischer Blätter sehr weitgehende Pläne zugeschrieben, die darauf abzielen sollen, die zwischen Rußland und England noch schwebenden Schwierigkeiten zu regeln. Als eine der Grundlagen, auf denen der Plan eines solchen Einvernehmens beruhen würde, wird in einigen Pariser Blättern übereinstimmend bezeichnet, daß Rußland, sobald es schließlich als Sieger aus dem Kampfe gegen Japan hervorgeht, seine Wünsche in der Mandschurei mit Zustimmung Englands befriedigt sehen, sowie die Erschließung der Dardanellen und einen Ausweg nach dem Persischen Meerbusen erlangen soll. Als Ersatz für diese Zugeständnisse soll Rußland, wie dieselben Korrespondenten versichern, die englischen Grenzen der indischen Besitzungen und den überwiegenden Einfluß Englands in Tibet anerkennen. Unzweifelhaft ist dieses Projekt allzu weitgehend.

Die Tatsache bleibt jedoch bestehen, daß der König von England und der Kaiser von Rußland hinsichtlich des Verhältnisses der beiden Mächte die friedfertigsten Gesinnungen hegen. Ebenso gewiß ist, daß der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, wie seine Bemühungen darauf gerichtet waren, ein Abkommen mit Großbritannien zu treffen, auch bestrebt ist, die Annäherung Englands an Rußland zu fördern.

Von den Vertretern der Pforte und den diplomatischen Agenten Bulgariens ist inzwischen am 8. April in Konstantinopel das Abkommen unterzeichnet worden, das neben dem Reformprogramm der Ententemächte Österreich-Ungarn und Rußland dazu beitragen soll, neue Ruhestörungen auf der Balkan-Halbinsel zu verhüten. Bulgarien verpflichtet sich in diesem Abkommen, die Bildung revolutionärer Komitees und bewaffneter Banden gegen das türkische Reich zu verhindern und die Untertanen, die in den benachbarten Provinzen revolutionäre Handlungen vorgenommen haben, nach den geltenden Gesetzen zu bestrafen. Bulgarien wird außerdem die Einfuhr von Explosivstoffen nach den drei mazedonischen Provinzen verhindern. Anderseits wird der Sultan im Hinblick auf die mit den Ententemächten vereinbarte Durchführung der Reformen in Mazedonien alle wegen revolutionärer Akte Verurteilten, Verhafteten und Verbannten amnestieren, die einen in Freiheit setzen und den andern die Rückkehr in ihre Heimat gestatten, abgesehen von den eines Dynamitattentates wegen Verurteilten.

Da die mazedonischen Komitees erklärt hatten, sie würden bis zum 1. Mai Ruhe halten, in der Erwartung, daß das Reformprogramm der Mächte bis zu diesem Zeitpunkte zur Ausführung gelange, berechtigt das nunmehr abgeschlossene türkisch-bulgarische Abkommen zu der Hoffnung, daß die Balkan-Halbinsel zunächst vor revolutionären Erschütterungen größeren Stils bewahrt bleiben wird. Wie die ottomanische Pforte Anerkennung für ihr maßvolles Verhalten verdient, darf auch Fürst Ferdinand von Bulgarien für die Besonnenheit seiner jetzt in feste Bahnen geleiteten Politik auf die Zustimmung aller Mächte rechnen.

Auf der Reede von Port Arthur ist die russische Flotte von einer schweren Katastrophe betroffen worden. Nachdem in einem unweit dieser Reede zwischen russischen und japanischen Torpedobooten geführten Kampfe am 13. April ein russisches Torpedoboot vernichtet worden, verließen die Linienschiffe „Petropawlowsk", „Pobeda" und „Pereswjet" nebst einigen Kreuzern und Torpedobooten die Reede, indem sie ihren Kurs auf das japanische Geschwader nahmen. Als jedoch der russische Admiral Makarow sich von der Überzahl der japanischen Kriegsschiffe überzeugte, zog er sich mit der russischen Flotte auf die Reede zurück, wo Schlachtstellung eingenommen wurde. Das Admiralschiff „Petropawlowsk" geriet jedoch auf eine Mine und explodierte, wobei der Admiral Makarow sowie zahlreiche Offiziere und Mannschaften ihren Tod fanden. Die „Pobeda" wurde ebenfalls durch eine Mine beschädigt. Weit über die Grenzen Rußlands hinaus mußte durch diese Katastrophe inniges Mitgefühl hervorgerufen werden. Der Tod des Admirals Makarow, dessen sympathische, geniale Persönlichkeit auch bei den Japanern in hohem Ansehen stand, ist ein schwerer Schlag für die russische Marine. Auf den unlängst erst ernannten neuen Befehlshaber waren große Hoffnungen gesetzt worden, die nun mit ihm vernichtet worden sind. Einen tief beklagenswerten Verlust hat zugleich die russische Kunst durch den Tod des Malers Wassili Wereschtschagin erlitten, der sich beim Admiral Makarow befand. Als tragisch muß das Los des in der gesamten Kulturwelt hochgeschätzten Künstlers bezeichnet werden, der die Schrecken des Krieges in anschaulichster Weise dargestellt hat und nun selbst als ein Opfer des Krieges jäh hinweggerafft worden ist.

Literarische Rundschau.

Neuere deutsche Dichtung.

1. Erntezeit. Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Mit Titelzeichnungen von Hans von Volkmann. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

„Reif sein ist alles" — ein Getreidefeld, über dem die schweren Ähren sich neigen, neigen zum mütterlichen Schoß der Erde: das ist das Bild, unter dem die Nachlaßgedichte des Frühverstorbenen uns dargeboten wurden. Wer könnte sie lesen, ohne noch einmal von der stummen Frage bewegt zu sein: Warum? Warum mußte der sterben, dessen Lebensarbeit kaum zur Hälfte getan war, der noch so vieles verhieß? Vielleicht gibt das vorliegende, nicht mehr als sieben Bogen starke Bändchen Antwort darauf; es sind Gedichte zumeist aus seinen beiden letzten Lebensjahren, Bruchstücke eines weit ausschauenden Planes, für die der von Polenz selbst noch gewählte Titel „Erntezeit" beibehalten worden ist. „Es ist," heißt es in einem Briefe des Dichters, den sein Bruder, der Herausgeber dieser Sammlung, im Vorwort mitteilt, „als spräche irgend etwas aus mir, eine Gewalt, ein fremdes Wesen, dessen Diener ich nur bin." Diese Stimme, die der Dichter nur halb verstand, wir wissen sie jetzt zu deuten, da wir statt des Ganzen ein Fragment erhalten, dessen Akkorde gebrochen im „Anhang" ausklingen. Aber dennoch, wie sie hier aneinander gereiht, sind diese Gedichte das beredetste Zeugnis so für den Dichter, wie für den Menschen. Das Todesahnen übermannt ihn nicht — die Hippe des Schnitters, der ihm folgt, treibt ihn um so mehr an, sein Tagewerk zu vollbringen —

Nur wenn der müde Tag sich neigt,
In mir und um mich alles schweigt,
Tönt mir's wie fernes Sensenschwingen.

Es folgen Szenen rüstiger Tätigkeit draußen und friedlichen Glücks im Hause; auch das Idyll der Kinderstube fehlt nicht — in männlichen, von echtem Patriotismus durchströmten Versen wird Bismarck gefeiert, das Andenken Egidys erfüllt des Dichters Seele mit Liebe zu den Armen und Enterbten, in sinnigen Parabeln erscheinen Freude und Schmerz als aus einem Quell geflossen, werden sichtbar die fernen Berge des Glücks und der Freiheit, zu denen der Weg durch das Tal der Unmöglichkeit führt. Das Ringen mit den dunklen Mächten nimmt der Dichter tapfer auf. „Ich bin ein Fürst auf angestammtem Grund!" ruft er aus; und doch, durch das alte, stolze Schloß sieht er mahnend die Geisterschar seiner Ahnen ziehen, und am Mittag, da die Sonne noch hoch am Himmel steht, sehnt er sich nach dem Abend —

Ich weiß, ich weiß,
Nun kommt die Nacht,
Die lange Nacht,
„Da niemand wirken",
Da niemand lieben kann.
Ich weiß, ich weiß . . .

„Reif sein ist alles“ — das ist die Antwort, die dieses Büchlein auf unsre Frage gibt; aus einer Empfindung heraus, die den Tod nicht fürchtet, der Glücksempfindung, daß seine Kräfte reiften, hat Wilhelm von Polenz bis an sein Ende geschaffen, und gleich diesen Gedichten, hat er einen Roman zurückgelassen, der zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden wird. „Uns starb er nicht — unsterblich Leben hat ein guter Mensch.“

2. Gesammelte Dichtungen. Von Julius Lohmeyer. [Berlin—Leipzig, W. Vobach & Co. O. J.

Die gesammelten Dichtungen J. Lohmeyers, die Victor Blüthgen mit einem Vorwort einleitet, und denen ein Porträt des Verewigten beigefügt ist, sind ein treues Spiegelbild des ebenso tüchtigen wie liebenswürdigen Mannes, dessen geistige Art und Persönlichkeit Eigenschaften verband, die sich sonst nicht so leicht zusammenfinden. Vereint wirken hier Freudigkeit und Ernst, ein Leben und Weben im Innern der Seele und eine Lust am Wirken und Schaffen nach außen, ein offener Sinn für die Mannigfaltigkeit des Zeitlebens und eine Festigkeit eigener Art, durch alles hindurch aber, jedes Einzelne erwärmend und beseelend, eine herzliche Liebe zu Menschen und Menschenwesen, ein inniges Miterleben alles Echten und Edlen wie einer eigenen Sache. Von solcher Gesinnung aus und in durchgebildeter, künstlerischer Form eine Beleuchtung der verschiedenen Lebensgebiete zu empfangen und dabei eine durchgängige Harmonie zu empfinden, das muß gegenüber den Wirren und Verwicklungen der Gegenwart wohltuend und erquickend wirken. Die Gedichte führen in den stillen Frieden des Hauses wie in die mannigfachen Eindrücke und Stimmungen der großen Natur; sie erwecken bedeutende geschichtliche Erinnerungen und vergessen über dem Zauber der Vergangenheit nicht die lebendige Gegenwart; sie befassen sich gern mit den letzten Lebensfragen und lassen durch die zeitlichen Ereignisse ein Ewiges durchschimmern, ohne es zu lehrhaft aufzudrängen. Kurz, es ist eine Welt voll Zauberkraft der Poesie, die sich hier eröffnet; es ist eine echte Sonntagsstimmung, die uns hier zu sich einlädt. Sollte es nicht viele reizen, solcher Einladung zu folgen?

3. Gedichte von Josephine von Knorr. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1902.

In diesen Gedichten zeichnet sich das Bild einer Frau mit ernsten, durchgeistigten Zügen: das Leben hat ihr viele seiner Freuden versagt und hat es ihr an Bitternissen nicht fehlen lassen; sie hat den Blick nach innen gewandt und Frieden gefunden und, was ihr die Erde schuldig geblieben, dem Himmel anvertraut. In wohllautenden, einfachen Rhythmen, zu denen sich meist zwanglos die Reime finden, spricht sie ihr nicht ungewöhnliches Schicksal aus: die großen Leidenschaften fehlen und das seherische Naturdeuten; es ist auch nicht immer gelungen, das Alltägliche künstlerisch zu heben; immer aber läßt sich ein reifer Mensch vernehmen, auf Blumen und Faltern ruht ein sinnendes Auge, ehrlicher Liebesdienst und gläubiges Gebet beglücken. Die Verse, in denen Josephine von Knorr ihr Familienwappen deutet:

Zwei Lilien auf dem Schilde
In abgeteilter Flur;
Zwei Silberschwäne, milde
Verschlungen im Azur.

Die Lilien Gott zum Preise,
Nicht sorgend für ihr Kleid;
Die Schwäne auf der Reise
Zum Land der Ewigkeit —

sie kennzeichnen zugleich das Wappen ihrer Kunst. Öfters wird das Lied der guten, alten Zeit gesungen, und es entfließt nicht hergebrachter Sehnsüchtelei, sondern dem sehr bestimmten Verlangen nach den patriarchalischen Zuständen früherer Zeitläufte. Josephine von Knorr gibt sich durchaus als Angehörige einer altadligen Familie, österreichischer Herkunft, katholischer Konfession. Gedichte, die aus dieser Anschauungssphäre stammen, glücken ihr am besten: so, wenn sie den alten Diener schildert, der hinter der alten Gräfin hergeht; so, wenn sie des angestammten Wohnsitzes gedenkt; nicht minder, wenn „Vieux Saxe“ ihr Erinnerungen ruft. Fehlen die Leidenschaften, — sie würden wohl auch kaum zum Ausdruck gelangt sein, wenn sie ihr Herz heimgesucht hätten; diese Lippen würden ihnen keinen Durchlaß gewährt haben. Sie bevorzugt vielmehr jene Erinnerungen, denen sich Hoffen verschwistert, derart, daß Erinnerung und Hoffen nicht auseinanderzukennen sind. Reflexionen über das unmerkliche, innere Sichvorbereiten des Schicksals stellen sich ein; hin und wieder auch Klagen, aber sie werden nicht bei Namen genannt, höchstens, daß bei Erwähnung einer Frau, die mit dem Kinde an der Brust vorübergeht, die Verse schwermutvoller werden. An Stelle der Liebe ist die Charitas getreten. Über einer enttäuschenden Welt wölbt sich ein sonnig gefärbter Himmel. Altersgedichte voll Resignation sind es, die Josephine von Knorr bietet, doch hatte auch dieses Alter seine Jugend. Es mag lange her sein. Aber an einem Juliabend saß auf der Bank unter der Fichte neben dem jungen Schloßfräulein ein junger Mann. Sie lasen gemeinsam das Buch des alten Zauberers, Virgil.

4. Peregrinas Sommerabende. Lieder für eine Dämmerstunde. Von Irene Forbes-Mosse. Im „Inselverlag“ zu Leipzig. 1904.

Durch diese Blätter, von der Künstlerhand Heinrich Vogelers-Worpswede mit phantasievollen Zeichnungen geschmückt, weht ein Hauch der Schwermut, des Märchens und der Romantik. Sie sind in einem Betracht ganz modern und in einem andern erfüllt von jener ewigen Sehnsucht, die niemals auf Erden gestillt werden kann.

Kannst dem harten Licht nicht wehren,
Ander Wissen, ander Glück . . .
Und die lieben Götter kehren
In der Dichtung Land zurück.

Der verdämmernde Glanz eines Sommerabends ruht über den Gedichten, deren Mehrzahl dort entstanden sein mag, in jenem Lande, wo die Schönheit und die Trauer, wie zwei Schwestern, einander die Hände reichen, wo die alten Brunnen in Marmorbecken rauschen, klagend um das, was gewesen, und Rosen um gesunkene Tempeltrümmer spinnen. Alles, was sie vernimmt, das Zirpen der Zikade, das Läuten ferner Glocken, das Klimpern der Gitarre, wird der Dichterin zur Melodie, die wohl den Schmerz, aber keine Dissonanzen kennt; und alles, was sie sieht, wandelt sich ihr zum Bilde — „Fremdling des Lebens, o strahlender Mond! . . . „O Sonnensegen, Goldmonstranz . . Oder das Gegenwärtige wird ihr zum Symbol des Vergangenen: auf dem Bauerngehöft stützt eine verrostete Lanze das Orangenbäumchen, um den Kreuzgriff des Schwertes rankt sich eine Passionsblume, und im Helm des Condottiere brütet ein Täubchen. Aber plötzlich, mitten im Glühn und Leuchten des mittäglichen Südens, unter seinen Pinien und Zypressen ergreift sie, die Peregrina, die Fremde, das Weh nach der nordischen Heimat:

Manchmal im tiefen Traum,
Gleich wie die Blinden,
Wiese und Haus und Baum
Mein' ich zu finden.
Holzschlag so meilenweit
Mein' ich zu hören,
Herzschlag der Einsamkeit,
Seufzen der Föhren.

In einem höheren Sinne jedoch deutet sie das „Herr, laß uns heim zu unsren Lieben gehn“: ihre suchende Seele findet zuletzt Frieden in tätiger Menschenliebe — sie hat erfahren, daß Selbstentäußerung Kern aller Religion und Trost in allem Leide sei; und ob, was in der irdischen Heimat uns versagt, in einer jenseitigen uns werde —

Wir wissen's nicht und gehen doch
Mit Liedern durch das Leben,
Weil uns ein Herz zum Lieben blieb
Und eine Hand zum Geben.

Wie reich an Gehalt und wie rein in der Form diese Lieder sind, wird man an den mitgeteilten Versen schon erkennen. Die tadellose Beherrschung der Sprache, die feine Empfindung für das Hell und Dunkel der Klangfarbe zeigen recht deutlich, wenn man sie mit den Originalen vergleicht, die dem Bändchen angehängten Übersetzungen, unter denen namentlich hervorgehoben seien die zweier Dichtungen von John Keats, in dessen Gesängen ebenso wie in „Byrons zaubrischem Gedicht“ Peregrina „tief“ gelesen hat.

5. Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Winter. 1904.

Man muß es dem Karlsruher Poeten lassen, daß er die Aufschriften seiner Sammelbändchen mit glücklichem Griffe wählt. Auf die „Akanthusblätter“ folgten die „Vaterlandsgesänge“ (1903 in zweiter Auflage); den „Fresken“ (s. „Deutsche Rundschau“, März 1901) und den „Gemmen und Pasten“ (s. „Deutsche Rundschau“, Dezember 1902) hat Heinrich Vierordt nun die „Meilensteine“ nachgeschickt. Was sind die Meilensteine auf der Lebensstraße dieses Dichters? Keine „epochemachenden“ Ereignisse, vielmehr unscheinbare Erinnerungen aus Kindheit, Jugend und Mannesalter — Vierordt steht noch in den Vierzigen —; aber im Zauberspiegel des Dichters wird das Unbedeutende bedeutend, gewinnt selbst das Leblose Leben. Etwa wie in einem der ersten Gedichte („Welkes Laub“) dem spielenden Mägdlein ein fallendes Blatt zum gaukelnden Falter wird. Wohl dem Dichter, welchem diese Umbildung welker Blätter in goldene Schmetterlinge gelingt! Der großen und kleinen Mittel hierfür gibt es ja viele, und jeder Dichter hat neben den allgemeinen seine besonderen, wie es bei den bildenden Künstlern auch ist. Irren wir nicht, so beruht Vierordts poetische Eigenart in erster Linie auf einer reizvollen Verbindung des wärmsten Heimatsgefühls mit unermüdlicher Wanderlust. Das Heimatsgefühl spricht sich in den ersten Gedichten der Sammlung, wie „Sonnenaufgang“, „Wertheimer Samstagabendglocken“ u. a., am schönsten aus; der wanderfrohe Dichter kommt in den „Französischen Sommertagen“ (S. 130—144) zum vollen Ausdruck. Dazu gesellt sich als weitere eigentümliche Mischung herzhafte, manchmal fast burschikose Lebenslust, gepaart mit tiefer Resignation („Bestattung der Ideale“, „Bleigötter“), inniges Behagen am eigenen Herd und dabei doch ein Mitgefühl für der Menschheit ganzen Jammer. Wenn wir auch von den besonderen kleinen Mitteln Vierordts sprechen wollten, so müßten wir vor allem auf seine geschickt gewählten Beiwörter und auf die kühn zusammengesetzten Wortbildungen hinweisen, die geradezu grotesk in den heiteren Gedichten (wie im „Helm“) wirken. — Vierordt hat in langsam steigender Geltung über die badische Heimat hinaus einen Kreis von Lesern gefunden. Wir fühlen dem Dichter seine Freude nach, wenn er unter den vielen Namen von gutem Klang in der „Felsenschrift in Weinsberg“ (S. 51) auch den eigenen entdeckt, oder wenn er einen Gruß von Klaus Groth aus Capri mit einem „Herrenalber Sommerbrief“ (S. 96) erwidern kann.

6. Wolfgang und Beate. Eine römische Erzählung. Von Friedrich Terburg. Berlin, Carl Freund. 1903.

Nicht sowohl eine eigentliche Erzählung bietet dieses in sechszeiligen Strophen munter geschriebene Gedicht, als vielmehr eine Reihenfolge von Szenen aus dem römischen Leben, deren Held der junge deutsche Graf Wolfgang ist. Seine mannigfachen Abenteuer auf den Gebieten seiner Liebe zur Kunst und zu schönen Frauen sind der Faden, der die Momentaufnahmen ziemlich lose zusammenhält; aber wer Rom kennt, wird seine Freude daran haben, es in diesen mit Leichtigkeit gehandhabten Versen wiederzufinden, — nicht das antike, nicht das Rom Goethes, sondern das allerneueste, mit Vorgängen von gestern oder von heute. Sogar Wolfgangs Ankunft ist echt: „Verspätung? O, nicht übertrieben! Zwei Stunden und Minuten sieben." Wie der Fremdling sich nun, dürstend nach Freiheit und Genuß, in dem mit Virtuosität und Sachkenntnis geschilderten Straßen- und Gesellschaftstreiben Roms orientiert, wie er in den Antiquitätenläden und Salons von einer Täuschung zur andern gerät, bis er endlich an die Rechte, an Beate kommt: das ergibt zugleich ein anmutiges Spiel der Phantasie und als dessen Hintergrund ein überraschend treues Bild gewisser Phasen der römischen Wirklichkeit. Kein Cicerone könnte den Fremden durch Roms Gassengewirr besser führen als unser Dichter; keine der charakteristischen Erscheinungen im Menschengewühl der Via Tritone übersieht er, bis hinab zu dem Bettler, der für einen Soldo ihm hundert Jahre wünscht; wir begleiten ihn zu dem Korso der vornehmen Welt auf dem Monte Pincio und in das Theater Costanzi, zu einer Aufführung von d'Annunzios „Francesca da Rimini" (— „Francesca spricht, und niemand handelt" —). Bei dieser Gelegenheit macht der Graf die Bekanntschaft eines deutschen Landsmannes, der ihm verspricht, ihm zur Erwerbung eines wunderbaren, verborgen bewahrten Gemäldes behilflich zu sein. Und hier setzt in der Tat ein feiner Zug der Dichtung ein: um jene Zeit (1901) war aus der Kirche Sa. Sabina auf dem Aventin das berühmte Altarbild der Madonna del Rosario, das Meisterwerk Sassoferratos, gestohlen worden und ganz Rom in Aufregung über den unersetzlichen Verlust. Was aber fast ein Jahr lang den Nachforschungen der Polizei nicht gelang, das geschieht durch die Dazwischenkunft des Grafen Wolfgang: der versteckt gehaltene Schatz, zu dem er auf geheimnisvollen Wegen geführt wird, ist nichts andres als die geraubte Madonna; und der Tag, an dem sie in feierlicher Prozession an ihren Platz über dem Altar zurückgebracht wird, vereint den deutschen Grafen mit der römischen Patriziertochter, die, im stillen schon dem Kloster gelobt, in der mirakulösen Rettung ihrer Heiligen einen Wink sieht, der bisher standhaft abgewiesenen Werbung des Geliebten nachzugeben. — Wenn wir den Versen Terburgs weiter oben die Leichtigkeit nachrühmten, so müssen wir ihn doch davor warnen, es sich gar zu leicht zu machen. Um des Reimes willen „nährte" statt „näherte" (S. 53) zu sagen, geht doch ebensowenig an, wie auf „heute" zu reimen „gebeute" (S. 81), wo es „gebot" heißen sollte.

7. Klingende Pfeile. Von Oskar Blumenthal. Buchschmuck von Joh. Martini. Berlin und Leipzig, F. Fontane & Co. 1904.

„Von allen Geistern, die verneinen," — es paßt längst nicht mehr auf den einst so gefürchteten Kritiker und Satiriker; wohl ist er ein „Schalk" geblieben, und auch seine „klingenden Pfeile" sind gelegentlich noch scharf genug. Aber er, der uns inzwischen durch so manche reizvolle Gabe seines Humors erfreut hat und, auf der Bühne heimisch geworden, niemals auf Kosten des guten Geschmacks lachen machte, weiß auch warmen Herzens anzuerkennen, wie dies z. B. unter den andern Episteln dieses Bändchens die an Paul Heyse zeigt. Die Zweifel und Kämpfe des

Poetendaseins mögen auch ihm nicht fremd geblieben sein, wenn er in der Epistel an Hermann Sudermann ausruft: „Gesegnet, wer nichts zu schaffen versucht!" Dem „Großstadtwirbel" entflohen, atmet er auf, wenn er im „Höhenrausch" all der kleinen Sorgen gedenkt, die man im Tal „die großen Fragen" nennt, und, frei vom Joch der Arbeit, niemals etwas Besseres getan zu haben meint, als in diesen Tagen des Sommerfriedens, in denen er nichts getan hat. Aber — „ach, wie so bald verhallet der Reigen" — und statt Alpenveilchen sucht er wieder „Wespennester, in die ich greifen kann"; und nun sehe man sich diese lange Liste der tabulae votivae von der „Weltbühne" und „aus der Bühnenwelt" an, diese „kritischen Ansichtskarten" — kaum ein Name der Neuen und Neuesten fehlt darin, und kaum einer, dem unser Autor nicht eine levis notae macula anheftet. Er ist feiner, er ist sogar milder geworden, als er ehedem war; aber sein Witz ist schlagend wie nur je, und seine Pfeile, wenn sie gleich klingen, treffen doch — Epigramme, die zuweilen mit einem zugespitzten Wort die ganze Wahrheit sagen; so z. B. wenn das „Überbrettl" das „Vorüberbrettl" genannt wird; oder wenn es von der „neuen Elektra" heißt, daß jetzt endlich ein Nachgeborener gefunden habe, „wie einst der Grieche hätte dichten sollen"; oder wenn er diesem Neudichter rät: er möge beherzt versuchen, seinen Tiefsinn zu mildern, „selbst auf die Gefahr hin, verständlich zu sein". Oder wenn er Schnitzlers „Frau mit dem Dolche" fragt: „Was wolltest du mit dem Dolche, sprich?" oder zu d' Annunzios „Francesca da Rimini" bemerkt: Die Liebenden hätten in seinem Buche, statt der erhofften starken Szenen, nur Wortmusik und Langeweile gefunden — „in jener Stunde lasen sie nicht mehr." Doch es ist nicht möglich, diese Fülle guter Dinge ganz auszuschöpfen; es sind ihrer zu viele. Wir schließen mit folgendem avis au lecteur:

Mädchenbücher.

In schmucken Versen und heißer Prosa
Schreibt heute manche Mädchenhand,
Was sonst die Männer kaum sub rosa
Sich leis von Mund zu Mund bekannt.
Sie sagten sich los vom Keuschheitswahne,
Kein Stilgewürz ist ihnen zu scharf,
Und manche Tochter schreibt Romane,
Die ihre Mutter nicht lesen darf.

Ein Freund Kaiser Alexanders I. von Rußland.

Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. Von Fr. Bienemann[1]). Reval, Franz Kluge. 1902.

Von dem Zeitalter der Humanitätsbegeisterung, des Kosmopolitismus und der Sentimentalität ist das unsrige durch eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit geschieden. Und doch liegt diese Periode so weit von uns ab, daß es zu gehöriger Würdigung derselben für die Einen einer gewissen Anstrengung, für die Andren eines förmlichen Apparats bedarf. Gilt doch von dem, was damals Regel war oder Regel sein sollte, das Gegenteil, seit nationale und kirchliche Gegensätze die

[1]) Der im August vorigen Jahres als Professor der Universität Freiburg i. Br. verstorbene Verfasser war im Jahre 1838 zu Riga geboren, hatte als Oberlehrer an der Revaler Domschule (1865—1885), als Rigaer Stadtbibliothekar (1886 und 1887) sowie als Publizist und Geschichtschreiber sich mannigfache Verdienste um seine Heimat erworben.

Welt beherrschen und realpolitische Gesichtspunkte die einzigen für das Staats- und Völkerleben maßgebenden geworden sind. Was die Menschheit den Denkern und Dichtern des 18. Jahrhunderts schuldet, erkennen wir vielleicht genauer als unsre Väter; der „Kuß der ganzen Welt", den das „Lied an die Freude" predigt, und die Entschiedenheit, mit der Lessing von keinem Patriotismus wissen wollte, „der ihn vergessen lehrte, daß er ein Weltbürger sein sollte", muten uns dagegen wie Wunderlichkeiten an, für die es der Erklärung, wenn nicht der Entschuldigung bedarf. Seit „Humanitätsdusel" und kosmopolitische „Vaterlandslosigkeit" zu den schlimmsten aller gegen öffentliche Charaktere erhobenen Vorwürfe zählen, hat nicht ausbleiben können, daß die belebenden Ideen unsrer klassischen Periode vielfach mit den Zerrbildern identifiziert werden, die man aus ihnen gemacht hat. So drastisch hat sich der Gegensatz zwischen den Idealen von damals und heute gestaltet, daß man an der Geltung des Wortes irre werden könnte, nach dem für alle Zeiten gelebt hat, wer den Besten seiner Zeit genug getan!

An diesen Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt erinnert das vorliegende Buch mit einer Deutlichkeit, die kaum übertroffen werden kann. Die nächste Absicht desselben ist eine rein geschichtliche. Dem Verfasser galt es, das Gedächtnis eines Mannes zu erneuern, der sich um die ehemals deutsche Universität Dorpat große Verdienste erworben hatte, der in seiner Eigenschaft als Rektor und vieljähriger Lehrer derselben zu einem Vertrauensmanne Kaiser Alexanders I. von Rußland geworden, und zu demselben in ein Verhältnis getreten war, das als in seiner Art einzig bezeichnet werden kann. Als Beitrag zur Geschichte und Charakteristik des gefeiertsten der Träger der „Heiligen Alliance" wird das Bienemannsche Werk die Teilnahme des Lesers ebenso in Anspruch nehmen wie in der ersterwähnten Rücksicht. Der Held ist ein Typus des Humanitätsenthusiasten, wie er unverfälschter kaum gedacht werden kann — ein Marquis Posa des 19. Jahrhunderts, der zwar keinen Philipp gefunden, dafür aber das Geschick der Posa aller Zeiten geteilt hat: gern gehört zu werden, solange er Freundliches, Gefälliges und Allgemeines zu sagen hatte, — Gehör und Freundschaft des fürstlichen Gönners aber zu verlieren, sobald er sich auf unliebsame Dinge oder auf Fragen der praktischen Politik einließ.

Acht Jahre jünger als Schiller, bezog Georg Friedrich Parrot die Stuttgarter Karlsschule, wenige Monate vor der Katastrophe, die den berühmtesten Zögling dieser Anstalt zum Verlassen seiner Heimat bestimmte. Als Sohn eines Arztes zu Mömpelgard, der unter französischer Oberhoheit stehenden Hauptstadt des württembergischen Sund- und Elsgau, geboren, war Parrot (gleich seinem Freunde, Heimats- und Studiengenossen Cuvier) zur Hälfte Franzose, seiner Bildungs- und Denkungsart nach Deutscher, soweit ein auf dem linken Rheinufer geborener Württemberger des 18. Jahrhunderts, das sein konnte. Beider Sprachen war er so vollständig mächtig, daß er sich derselben mit gleicher Fertigkeit bediente. — Früh verheiratet, und außer stande, andre als private Lebensstellungen zu finden, folgte der junge Physiker im Jahre 1794 einem Rufe nach Livland, wo er anfänglich als Hauslehrer tätig war, sich das allgemeine Vertrauen indessen so rasch zu erwerben wußte, daß man ihn 1796 zum beständigen Sekretär der neubegründeten livländischen ökonomischen Sozietät und nach einem weiteren Lustrum zum Professor der Physik an der jungen, damals unter ständischer Leitung stehenden Universität Dorpat machte. Trotz des Gegensatzes, in den der jugendliche Vorkämpfer für Weltbürgertum und Menschenrechte zu den altständischen Einrichtungen seiner neuen Heimat und insbesondere zu dem auf die Leibeigenschaft gegründeten Agrarsystem derselben stand, gehörte er alsbald zu den populärsten und einflußreichsten Lehrern der neuen Hochschule, in deren Namen er den im Mai 1802 nach Dorpat gekommenen Kaiser Alexander bewillkommnete. Die bei dieser Gelegenheit gehaltene französische Rede Parrots machte dem jugendlichen Herrscher einen so günstigen Eindruck, daß Alexander den Sprecher zu sich bescheiden ließ, als dieser im Oktober desselben Jahres in seiner Eigenschaft als neuerwählter Prorektor nach St. Petersburg kam. Diese Begegnung

(26. Oktober 1802) sollte für Parrots Leben ebenso wichtig werden wie für die Zukunft der von ihm vertretenen Universität. Eine einzige Unterredung genügte zum Abschluß eines Herzensbündnisses, das für das Leben geschlossen zu sein schien. Auf Parrots emphatische Versicherung: „Votre vie m'est plus chère que la mienne," folgten Tränenerguß und Umarmung; bei Gelegenheit einer zweiten Audienz wurde der Glückliche der Kaiserin vorgestellt, zu einer Meinungsäußerung über livländische Agrarverhältnisse veranlaßt und in den Stand gesetzt, von dem Monarchen die Ernennung Klingers zum Dorpater Universitätskurator zu erbitten und zu erlangen. Wenn es zum Schluß auch nicht hieß, „daß der Ritter künftig unangemeldet vorzulassen sei", so verstand sich doch von selbst, daß er das Recht erhielt, dem hohen Freunde direkt schreiben zu dürfen. In der Angelegenheit, die die nächste Veranlassung zu der Reise an das Newaufer gewesen war, hatte Parrot einen Sieg erfochten, der einem förmlichen Staatsstreich gleichkam. Er hatte durchgesetzt, daß die als baltische Landeshochschule gedachte Universität der Oberaufsicht des ihr vorgesetzten ritterschaftlichen Kuratoriums entbunden, in eine kaiserliche Staatsanstalt verwandelt und mit ausgedehnten Selbstverwaltungsrechten ausgestattet wurde.

Parrot selbst hat seine Beziehung zu Alexander I. wie ein Liebesverhältnis aufgefaßt und behandelt. „Das Gefühl des Glücks," so heißt es in einer auf den 26. Oktober 1802 bezüglichen Aufzeichnung, „erdrückte mich beinahe. Jeder Mensch hat eine sehr glückliche Periode in seinem Leben, die der ersten Liebe . . . So etwas war in meinem jetzigen Zustande, doch auch verschieden. Die Liebenden isolieren sich, beziehen ihre Liebe, ihr Glück nur auf sich. Mir war es anders — ich gehörte der ganzen Menschheit, verbrüderte mich mit Tausenden, für die ich nun mit Erfolg arbeiten konnte. Zu diesem erhabenen Gefühl mischte sich die zarteste und festeste Anhänglichkeit an den Liebenswürdigen" u. s. w.

Daß die Versicherungen wörtlich zu nehmen sind, und daß sie sich nicht nur auf die Frühlingszeit dieses merkwürdigen Verhältnisses, sondern auf das gesamte Jahrzehnt seines Bestehens beziehen, erhellt aus den Ausführungen, die das Bienemannsche Buch den 160 Briefen entnimmt, die Parrot in den Jahren 1802—1812 an seinen Monarchen richtete. Nicht nur daß diese Briefe de rebus cunctis ac universis et quibusdam aliis handelten und nicht selten Ratschläge enthalten, die weder erbeten noch richtig angebracht waren — die Mehrzahl derselben ist in dem Tone einer Überschwenglichkeit gehalten, die alles übertrifft, was die poetische Lizenz dem Schillerschen Vorkämpfer für Menschenrecht und Gedankenfreiheit in den Mund gelegt hat. Nicht nur daß der Selbstherrscher aller Reußen mit „Alexandre" — „mon chér Alexandre" — „mon bien aimé" — „digne Alexandre" — „plus aimé des mortels" angeredet und um „Opfer der Freundschaft" gebeten wird — im „Feuer seines liebenden Gefühls" unterzeichnet der Briefschreiber seine Ausbrüche mit Wendungen wie „Votre Parrot" — „le plus heureux ou le plus malheureux de Vos sujets", und bedient sich bei besonders feierlichen Anlässen eines „Du", das sich in französischen Schriftstücken noch merkwürdiger ausnimmt als in deutschen: Floskeln wie „meine Liebe zu Ihnen macht mich zum Chamäleon" — „wenn Sie mich zur Hälfte oder zum Viertel so liebten, wie ich Sie liebe, so wäre ich glücklich" — „Ihr Bild folgt mir überall" — „Hören Sie die Stimme Ihres Freundes" — „Tränen der Rührung feuchten meine Wimpern," kehren so häufig wieder, als ob sie zu den unentbehrlichen Erfordernissen einer stilgerechten Korrespondenz des Zeitalters der schönen Seelen gehörten.

Ungefähr so scheint Alexander I. die Sache angesehen und als echter Sohn seiner Zeit an derselben Geschmack gefunden zu haben. Geht der Sohn Pauls I. und Enkel der zweiten Katharina auf den Ton seines Korrespondenten auch nur so weit ein, als mit der Stellung des Monarchen vereinbar ist, so läßt er sich die Vertraulichkeiten desselben doch ohne weiteres gefallen. Er fragt den beglückten Professor nach Einzelheiten seines Haus- und Familienlebens, er bezeichnet die Kaiserin in familiärer Weise als „ma femme" — er entschuldigt sich, wenn er seinen Gast auf Augenblicke

allein lassen oder warten lassen muß, und beantwortet Dankbarkeitsausbrüche des „glücklichsten seiner Untertanen" mit der klassischen Formel: „Pourquoi me remercier? C'est mon devoir." — „Selbstherrscher" zu bleiben, hörte Alexander I. darum aber nicht auf, und daß er, der liebenswürdigste aller damaligen Monarchen, zugleich der reizbarste und unversöhnlichste seiner Zeit war, sollte Parrot erfahren, wie es vor ihm und nach ihm andre erfahren haben. So plötzlich, wie er geschlossen worden, wurde der Herzensbund vom 26. Oktober 1802 wieder zerrissen (16. März 1812). Und das in einer Veranlassung, die dem Dorpater Professor alle Ehre machte, und die mit einem der dunkelsten Punkte in der Regierungsgeschichte Alexanders im Zusammenhang stand. — Daß Parrot es in dem Verkehr mit seinem Herrscher ebenso häufig an der einfachsten Lebensklugheit wie an dem gehörigen Takt hatte fehlen lassen, war ihm zugute gehalten, daß er über Dinge mitgesprochen, die außerhalb seiner Urteilssphäre lagen, im Hinblick darauf verziehen worden, daß Zweifel an seiner vollendeten Uneigennützigkeit und an dem strengen Ernst seiner Wahrheitsliebe nicht wohl möglich erschienen. Aber Parrot war Zeuge einer schwachen Stunde des kaiserlichen Freundes gewesen und (mindestens wie er glaubte und glauben durfte) in die Lage gekommen, denselben von einer folgenschweren Übereilung zurückzuhalten! Das konnte nicht verziehen werden.

Aus der Geschichte des Jahres 1812 ist bekannt, daß eine elende, auf Verleumdungen schändlichster Art beruhende Intrige den Staatssekretär Speransky kurz vor Beginn des großen Krieges in den Verdacht des Landesverrats gebracht und von der Höhe gestürzt hatte, zu der er durch das besondere Vertrauen seines Monarchen erhoben worden war. In der ersten Erregung über diesen vermeintlichen Treubruch hatte Alexander davon gesprochen, den bisherigen Günstling erschießen zu lassen, und ein darauf bezügliches Wort gegen Parrot fallen lassen, als dieser sich am Abende des 16. März (1812) zu einer Abschiedsaudienz (er war im Begriff, nach Dorpat zurückzukehren) eingefunden hatte. Tödlich erschreckt und um Ruhm und Gewissen des geliebten Monarchen ängstlich besorgt, richtete der unerschrockene Patriot folgenden Tages ein Schreiben an denselben, zu dessen Charakteristik die nachstehenden Sätze genügen werden: „Als Sie mir gestern Ihren Schmerz über Speranskys Verrat anvertrauten, waren Sie leidenschaftlich erregt. Ich hoffe, daß Sie jetzt den Gedanken, ihn erschießen zu lassen, völlig aufgegeben haben . . . Und wäre es auch (sc. daß er schuldig wäre), so ist es nicht an Ihnen, ihn zu richten. Jede in der Eile niedergesetzte Kommission würde doch nur aus Feinden Speranskys bestehen, der gehaßt wird, weil Sie ihn zu hoch erhoben haben."

Das war mehr, als Alexander hinnehmen zu können glaubte. Der Gedanke, Speransky erschießen zu lassen, war bei Eingang von Parrots Brief bereits aufgegeben; aber eben darum wurde dieser Brief nur flüchtig und ohne Erwähnung des Hauptinhalts beantwortet, keinem der demselben folgenden späteren Schreiben irgend welche Beachtung gegönnt und der Schreiber nie wieder bei dem Monarchen vorgelassen, dessen Freundschaft das Glück seines Lebens ausgemacht hatte.

Alexanders veränderte Gesinnung kam in dem Schweigen, das er hinfort Parrot gegenüber beobachtete, so deutlich zum Ausdruck, daß dieser sich über den Verlust des kaiserlichen Wohlwollens keine Illusion machen und dem Monarchen bereits zu Anfang des Jahres 1814 schreiben konnte: „Ew. Majestät will, daß ich in Ihr nur den Herrscher Rußlands sehe" (5. Februar 1814). Der bitteren Empfindung, das erste Beispiel dafür zu sein, daß derselbe Monarch, der sonst niemals grausam gewesen, es ihm gegenüber sein könne, hatte er bereits einige Zeit zuvor Worte geliehen. Aus dem Geschehenen die gehörige Schlußfolgerung zu ziehen, mit dem „Männerstolz vor Königsthronen" vollen Ernst zu machen und sich in ein würdiges Schweigen zurückzuziehen, war Parrot indessen nicht der Mann. Mit derselben Naivität und demselben Mangel an richtigem Gefühl, die sich bereits früher gelegentlich verraten hatten, fährt er fort, dem Kaiser sein Herz auszuschütten, ihm liebsame wie unliebsame Wahrheiten zu sagen und die Wechselfälle in der inneren wie in der äußeren

Politik Rußlands mit unerbetenen Meinungsäußerungen zu begleiten. In die Jahre 1814—1825 fallen nicht weniger als fünfunddreißig Briefe, die von Dingen der verschiedensten Art — von der Wiederherstellung Griechenlands, von den Anschlägen Englands auf den Handel der griechischen Inseln und der drohenden Unterwerfung Griechenlands unter den britischen Einfluß wie von der Umgestaltung des russischen Unterrichtswesens nach dem Sturz des Ministers Galizyn und von den Machinationen des Obskuranten Magnitzki handeln. Zu vier verschiedenen Malen wird die Bitte um Gewährung einer Audienz erneuert, ja, in der letzten, dem Kaiser nicht mehr zu Händen gekommenen Eingabe (14. Oktober 1825) zum ersten Male um eine materielle Unterstützung gebeten. Ja, noch mehr! Wie wir (nicht von Bienemann, sondern aus den Aufzeichnungen Peter von Goetzes)[1]) erfahren, läßt Parrot es sich nicht nehmen, auch dem — ihm persönlich unbekannt gebliebenen — Nachfolger Alexanders I. mit brieflichen Ratschlägen zu nahen, deren Freimütigkeit allein durch ihre Nutzlosigkeit übertroffen wird, und die der Kaiser Nikolaus sich durch Jahr und Tag gefallen läßt, ohne sie jemals einer Antwort zu würdigen.

Es braucht nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden, daß es sich in dem Bienemannschen Werke nicht ausschließlich um diese eine Seite von Parrots Tätigkeit handelt, und daß dasselbe eine umfassende, auf minutiensem Quellenstudium beruhende Darstellung der Verhältnisse bildet, unter denen der merkwürdige Mann zu wirken berufen war. Die komplizierte und in mehr als einer Rücksicht interessante Geschichte der Entstehung der Universität Dorpat, ihrer durch Parrot bewirkten Umgestaltung und des ersten Vierteljahrhunderts ihrer Wirksamkeit wird hier zum ersten Male aktenmäßig und mit einer Genauigkeit erzählt, die den geschulten, auf große und kleine Umstände gleich aufmerksamen Historiker verrät. Mit gutem Grunde und gebührenden Nachdruck weist der Verfasser darauf hin, daß Mangel an geschichtlichem Sinne und an Verständnis für kontinuierliche Entwicklung und formales Recht die Kehrseite des liebenswürdigen und selbstlosen Enthusiasmus bildete, den Parrot im Laufe seines langen, reichen Lebens betätigte, und der die Gestalten und Dinge seiner Zeit mit einem Duft „goldener Morgenröte" umgab, der seitdem verloren gegangen ist.

— r —

[1]) Vgl. Peter von Goetze, Fürst A. N. Galyzin und seine Zeit. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882. S. 410 ff.

o. **Die Bakchen.** Tragödie des Euripides. Deutsch von Hans von Arnim. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitäts-buchhändler. 1893.

Die große Mehrzahl derjenigen, denen das Original verschlossen ist, könnten von dieser Tragödie des Euripides keinen erhabeneren Begriff erhalten als in der vorliegenden Übersetzung des Professors von Arnim, dem unsre Zeitschrift, unmittelbar nach der Auffindung und Entzifferung des von Kenyon edierten Papyrus, nicht minder gelungene Verdeutschungen von Gedichten des Bakchylides verdankte Die Schwierigkeiten in dem einen wie in dem andern Falle waren keine geringen, und nur solche werden wissen, wie glücklich sie überwunden, die die deutsche Version mit dem griechischen Text zu vergleichen imstande sind. Ihr größtes Lob ist, daß sie sich wie eine deutsche Dichtung liest, ohne doch den Charakter des klassischen Werks verloren zu haben, der den modernen Leser zugleich fremd und monumental anmutet. Aber auch hier hat es Professor von Arnim in einer musterhaften Einleitung gut verstanden, uns in den Ideenkreis dieser letzten der Euripideischen Tragödien und die besonderen Umstände einzuführen, unter denen der Dichter sie schuf, fern von seiner athenischen Heimat, die er im Unmut verlassen, am Hofe des Königs Archelaos, wo der Siebzigjährige gastliche Aufnahme fand. Hier, in Makedonien, lebte noch in voller Kraft der Dionysoskult, der dem Dichter Anregung und Stoff zu seinem Schwanengesange bot. In der Tragödie, die den vergeblichen Kampf des Königs Pentheus gegen das Eindringen des bakchischen Unfugs in Theben darstellt, erkennt man das eigne Schicksal des Dichters, der mit seinem Volke zerfallen ist, weil er, selber tief religiös, dessen Aberglauben zu bekämpfen versuchte. Der Überlieferung gemäß unterliegt der Kadmosenkel: von der eigenen, rasenden Mutter zerfleischt, wird er das Opfer des sich furchtbar rächenden Dionysos, den er geleugnet hat. Es ist das gemeine Los der Aufklärer, die ihrer Zeit weit voraus sind. Dieser Konsequenz freilich hat der Dichter die Spitze abgebrochen, indem er den jungen König in Wahnsinn verfallen und damit ohne das Bewußtsein enden läßt, für seine Überzeugung in den Tod zu gehen. Aus einer Andeutung des Professors von Arnim in der Einleitung scheint hervorzugehen, daß vielleicht ästhetische Gründe den Dichter bestimmt haben, da die Wahnsinnsszene die schönste der Tragödie ist. Daß er damit aber keineswegs eine „löbliche Unterwerfung" gemeint haben kann, geht unzweifelhaft aus den Schlußversen hervor, mit denen die zur Erkenntnis ihrer Freveltat erwachte Agaue das Vaterland verläßt, um zu dem entlegenen Lande zu fliehn,

Wo nie mich der blut'ge Kithäron erblickt
Und nie den Kithäron mein schaudernder Blick,
Wo nimmer ein Thyrsos dem Auge sich beut.
Mögen andere Bakchen ihn schwingen.

nr. **Calabrien—Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen.** Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 1904.

Mit Josef Viktor Widmann läßt sich gut wandern. Wenn er am Meer oder auf den Bergen, im Tal oder im Wald, in Städten oder in Dörfern den Zusammenhang mit Natur und Menschen sucht, wird ihm die Seele frei und das Herz weit, und spielend lösen sich ihm die Gedanken ebenso zu Genußfreudigkeit und Einsicht in neue Verhältnisse wie zu vertiefter Erkenntnis wohlbekannter Gegenden und altvertrauter Gestalten. Wie oft und gern schon sind wir ihm auf seinen Wegen gefolgt! „Spaziergänge in den Alpen" und „Sommerwanderungen und Winterfahrten" haben wir mit ihm unternommen. „Jenseits des Gotthard" haben wir „Menschen, Städte und Landschaften" mit ihm beobachtet: auf Reisen nach „Sizilien" haben wir ihn begleitet! Diesmal lassen wir uns von ihm nach Süditalien führen, nach den sonnigen Gefilden von Calabrien und Apulien, die noch so viele Spuren aus der ältesten Zeit der griechischen Kolonisation zeigen, um uns dann wieder an den Bildern der oberitalienischen Seen zu erfrischen. Jede Wanderung, jede Fahrt wird unserm Wanderer zum Erlebnis; er versteht es, hinter die Kulissen zu schauen, sich aus einer vorübergleitenden Gestalt, aus einem flüchtigen Eindruck ein Schicksal zu bilden und dann wieder durch seinen köstlichen Humor uns zu erheitern. Geschichte und Kultur, Altertum und Gegenwart verschmelzen sich ihm zu greifbaren Wirklichkeiten; er wandelt auf „literarischen Pfaden" und hält den Blick doch offen für die ihn unmittelbar umgebende Welt. So besitzen auch diese neuen Schilderungen nicht nur den Reiz des augenblicklich Erlebten, sondern offenbaren in ihren kleinen Einzelzügen und geschickt eingeflochtenen allgemeinen Exkursen den Reichtum an Wissen und Erfahrung Josef Viktor Widmanns, der so rüstig wie vor Jahrzehnten regelmäßig seine Fahrten unternimmt, um dann wieder in Bern seines Amtes zu walten und dort deutschen Geistes und deutscher Bildung ein Hüter zu sein.

nz. **Paris et ses environs.** Manuel du voyageur. Par K. Baedeker. Avec 13 cartes et 32 plans. Quinzième édition refondue et mise à jour. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Zuverlässiger Rat in praktischen Dingen, reiche Belehrung in wissenschaftlichen und künstlerischen, die auf dem Studium und teilweise auch auf der Mitarbeit der bedeutendsten Autoritäten beruht, alles in übersichtlicher Anordnung und knappster Form, wie es der Reisende zum eiligen Nachschlagen braucht, — diese Vorzüge der Bädekerschen Handbücher sind allen wohlbekannt, die sie je benutzt haben. Und jede folgende Auflage verzeichnet nicht nur mit Sorgfalt alle Veränderungen in den betreffenden Ländern und Städten, die für den Fremden von Bedeutung sind, sondern bietet auch das Alte gründlicher durchgearbeitet oder besser geordnet. Dies bewährt sich auch an dem französischen Führer durch Paris, dessen neue Bearbeitung jedem, der das bewegte Leben der Weltstadt kennen lernen oder ihre Kunstwerke studieren will, hochwillkommen sein wird.

βλ. **Sainte-Beuve avant les Lundis.** Par G. Michaut. Collectanea Friburgensia fasc. V, Nouvelle Série. Fribourg (Suisse),

Librairie de l'Université. Paris, Fontemoing. 1903.

Ein feiner und gelehrter Literarhistoriker, G. Michaut, der Herausgeber der Fragmente Pascals und Lehrer an der katholischen Hochschule zu Freiburg, hat in einem Band von 600 Seiten Text und in einer umfangreichen Bibliographie der Werke Sainte-Beuves aus der Zeit von 1818—1849 dem großen Kritiker ein Denkmal gesetzt, das an Ausführlichkeit und Sachkenntnis wohl nichts mehr zu wünschen läßt. Für den Fachgelehrten fortan unentbehrlich, mutet das Buch dem großen Publikum zuviel zu. Wer hätte Zeit und Lust, sich für die Schicksale eines Menschen zu erwärmen, dem auch Michaut keine liebenswürdigen, herzgewinnenden Eigenschaften zuschreiben kann, der unsympathisch ist und bleibt, und der seinen Beruf entdeckte, nachdem er als Dichter und Romanschriftsteller gescheitert war! Und das mit Recht. Sainte-Beuves schwermütige, bittere Gedichte haben von der Poesie nur die äußere Form. Man nehme diese hinweg, und sie lösen sich in prosaische Selbstbekenntnisse auf, die nicht rühren, weil ihnen die Seele fehlt. Vergebens ist Sainte-Beuves unter die Romantiker, die Saint-Simonisten, die Mennaisianer gegangen: er blieb, was er war: ein Enttäuschter, ein Skeptiker, ein Glaubensloser in jedem Sinn. Ein eigentümliches Geschick führt diesen kalten, begeisterungsunfähigen Mann immer wieder mit Enthusiasten zusammen. Lamennais, Ballanche, Chateaubriand, Vinet, endlich die Port-Royalisten haben ihn abwechselnd gefesselt, hingerissen, geärgert und endlich und gründlich enttäuscht. Sie mußten fast alle dafür büßen, daß sein intellektuelles Wohlgefallen sich in persönliche Antipathien umsetzte und Menschen, deren sittliche Größe ihm selbst gänzlich versagte, dem größten ihrer Biographen zuwider wurden. Denn zum Kritiker war Sainte-Beuve geboren, und wenn er auch kein Dichter, kein Ethiker, kein Gedankenerzeuger war, so verlieh ihm sein echtes künstlerisches Vermögen doch die Aneignungsfähigkeit, sich in Stimmungen und Weltanschauungen zu versetzen, die ihm innerlich nichts zu sagen hatten. Auf psychologischer Grundlage schrieb er „Die Naturgeschichte der Geister" und erhob „die psychologische Biographie" zur vollendeten Kunst, ja, zur Würde einer Wissenschaft. Sein literarisches Gewissen ist sein bestes Verdienst. Es ermöglicht denjenigen, die so vieles von ihm lernen, ihm nicht blindlings zu folgen: denn er hat ihnen die Methode an die Hand gegeben, durch welche seine eigne Schätzung der Menschen und Dinge ergänzt oder korrigiert werden kann. In rein literarischen Fragen bleibt sein Scharfsinn unerreicht und sein Geschmack maßgebend. Das Schauspiel eines Daseins, das „ein Absterben des Herzens" gewesen ist, stimmt auch G. Michaut traurig. Kein Wunder, wenn Sainte-Beuves enttäuschter Pessimismus die Schaffensfreude dieses letzten und erschöpfendsten seiner Biographen trübte. Der reine Intellekt befriedigt niemanden.

βλ. **Fénelon critique d'art.** Par Paul Bastier. Paris, Larose. 1903.

Der unerschöpfliche Fénelon ein Kunstkritiker? So viel sich darüber sagen läßt, hat Herr Paul Bastier, Lektor an der Universität zu Königsberg, zu sagen gewußt. Die darstellende Kunst, zunächst die seines Zeitgenossen Poussin, ist vom Dichter des „Telemach" gewürdigt worden. Manche seiner Bemerkungen haben technischen Wert. Der Ausspruch, „daß der Gegenstand von ganz untergeordneter Bedeutung sei", ist merkwürdig. Dem „Maler in Worten", der Fénelon war, ist die bildende Kunst, vor allem die Malerei, ein Gegenstand verständnisvoller Teilnahme gewesen. Aber doch nur vorübergehend. Daß er sich überhaupt solchen Betrachtungen zuwandte, entspricht seinem Begriff des Schönen. Wenn Bastiers Aufzählung der von Fénelon inspirierten Kunstwerke vollständig ist, so hat ein einziger zeitgenössischer Maler, Coyzevox, zu des Dichters Lebzeiten ein solches im „Triumph der Amphitrite" geschaffen. Aber viele sind ihm gefolgt.

γ. **Jules Ferry.** Par Alfred Rambaud. Paris, Plon. 1903.

Der französische Staatsmann Jules Ferry (1832—1893) hat ohne Zweifel längst eine Lebensbeschreibung verdient; er gehört zu den bedeutendsten Männern, welche die dritte Republik aufzuweisen hat. Als Politiker, Finanz- und Verwaltungsmann, als Publizist und wirksamer Redner hat er wenige unter seinen Landsleuten und Zeitgenossen, die ihm verglichen werden könnten. Alfred Rambaud, der bekannte Historiker an der Pariser Universität, Unterrichtsminister im Ministerium Méline (1896—1898), hat, auf die siebenbändige Sammlung der Reden Ferrys und seinen Briefwechsel gestützt, ein vortreffliches Bild des Mannes entworfen, der das französische Schulwesen zu einer vorher ungeahnten Höhe emporgehoben, „der jedes Dorf mit einem Palais scolaire versehen hat", und dem zugleich es zu verdanken ist, wenn heute aus Havre, aus Bordeaux, aus Marseille eine Menge von Paketbooten unausgesetzt nach Afrika und Asien geht. Denn Ferry ist es, der Tunis und Tonkin für Frankreich erobert und China gebändigt hat; ohne ihn besäße sein Volk heute nicht seine großen Kolonien mit ihren Magazinen, Schulen, Palästen, Theatern und Rennplätzen. Mit einem verständlichen Seitenblick auf die heutigen Republikaner nennt Rambaud seinen Helden auch einen wahren Liberalen, der nicht darauf ausging, die Minderheit zu knebeln, dem es Ernst war mit der Losung, daß die Republik „chose de tous" sein solle. Rambauds Buch ist zweifellos ein wertvoller Beitrag zur neuesten Geschichte und zugleich ein literarisches Kunstwerk. Wenn er übrigens S. 288 bestreitet, daß Deutschland 1878 den Franzosen Tunis anbot, und dies England zuschreibt, so muß er doch S. 292 zugeben, daß Bismarck am 2. Mai 1881 den französischen Gesandten in Berlin wissen ließ, Deutschland werde kein Hindernis erheben, selbst wenn Frankreich das Land erobern sollte. Das war, meinen wir, genug.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft. Von Th. Achelis. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Arnold. — Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. Von Robert F. Arnold. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

August. — Die Grundlagen der Naturwissenschaft. Von Carl August. Berlin, Hermann Walther. 1904.

Becke. — Chinkie's Flat. By Louis Becke. London, Leipzig, Paris, Fisher-Unwin. 1904.

Biovès. — Warren Hastings (1772—1785). Par Achille Biovès. Paris, Albert Fontemoing. 1904.

Blondel. — La politique protectionniste en Angleterre. Un nouveau danger pour la France. Par Georges Blondel. Paris, Victor Lecoffre. 1904.

Bruinier. — Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von J. W. Bruinier. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Brunetière. — Histoire de la littérature française classique. Par Ferdinand Brunetière. Tome premier. Paris, Ch. Delagrave.

David. — Die Hanna. Erzählungen aus Mähren. Von J. T. David. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1904.

Ego. — Faustina. Von Felix Ego. Berlin, S. Rosenbaum. 1904.

Fischer-Krauß. — Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Zweiter Band. Berlin, Otto Elsner. 1904.

Friedmann. — Die Konvergenz der Organismen. Eine empirisch begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre. Von Hermann Friedmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Gesetzsammlung für Handwerker. — Die für den Handwerker wichtigsten gesetzlichen Vorschriften nach dem Wortlaut der Gesetze und mit Paragrapheneinteilung. Für den Gebrauch in gewerblichen Fortbildungsschulen und als Nachschlagebuch für den praktischen Handwerker zusammengestellt von Fr. Lembke. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1904.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Vierunddreißigster Band. Schriften zur Kunst. Zweiter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldschmidt. — Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1904.

Gramzow. — Gustav Ratzenhofer und seine Philosophie. Zur Einführung und Kritik. Von Otto Gramzow. Berlin, Hugo Schildberger. 1904.

Hausrath. — Luthers Leben. Von Adolf Hausrath. Erster Band. Berlin, G. Grote. 1904.

Hermanson. — Orpheus. Ein Gedicht von Oskar Hermanson. Leipzig, Otto Weber. O. J.

Hobbe. — The Vineyard. By John Oliver Hobbe. London, Paris, Leipzig. Fisher-Unwin. 1904.

Hübner. — Eine Pforte zum schwarzen Erdteil. Die Gestade, Steppen und Wüsten Französisch-Nordafrikas. Moderne Wanderziele zwischen Marokkos Ostgrenze und Tripolitanien von Max Hübner. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Hübner. — Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Von Graf Joseph Alexander von Hübner. Erster Band. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Idelberger. — Die Entwicklung der kindlichen Sprache. Von H. A. Idelberger. Berlin, Hermann Walther. 1904.

Jerusalem. — Kants Bedeutung für die Gegenwart. Von Wilh. Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. 1904.

Joseph. — Heinrich Schliemann. Von T. Joseph. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Kalle-Schellenberg. — Wie erhält man sich gesund und erwerbsfähig? Von Fritz Kalle und Gustav Schellenberg. Vierundzwanzigste Auflage. Berlin, Verlag der Abegg-Stiftung. 1904.

Kampffmeyer. — Marokko. Von Georg Kampffmeyer. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Klein-Hattingen. — Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Von Oskar Klein-Hattingen. Zweiter Band. Berlin, Ferd. Dümmler. 1904.

Koch. — „Ich singe, wie der Vogel singt." Gedichte von P. Koch. Glauchau und Leipzig, Arno Peschke. 1904.

Laas. — Die sozialreformatorische Gesetzgebung und die Handlungsgehilfenfrage. Von Wilhelm Laas. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1904.

Landsberg. — Die moderne Literatur. Von Hans Landsberg. Berlin, Leonhard Simeon Nachf. 1904.

Langer. — Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun. Von Edmund Langer. Wien, Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn. 1904.

Lavisse. - Histoire de France. Tome cinquième. II. La lutte contre la maison d'Autriche. La France sous Henri II. Par Henry Lemonnier. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Lembke. — Bürger- und Rechtskunde des Handwerkers. Präparationen für die Mittelstufe der gewerblichen Fortbildungsschule. Bearbeitet von Fr. Lembke. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1904.

Lohmann. — Die deutsche Sprache. Was können wir beitragen zu ihrer Erhaltung in diesem Lande? Von F. H. Lohmann. (Comfort, Texas.) Chicago, Koelling & Klappenbach. 1904.

Martin. — Das Evangelium vom neuen Menschen. Von Carl Martin. Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

Meyer. — Die Deutschen der Provinz Posen gegenüber dem polnischen Aufstand im Jahre 1848. Von Christian Meyer. München, Selbstverlag (Gabelsbergerstr. 16). 1904.

Meyer. — Wie Bayern ein moderner Staat wurde. Von Christian Meyer. München, Selbstverlag (Gabelsbergerstr. 16). 1903.

Meyerhof-Hildeck. — Wollen und Werden. Roman von Leonie Meyerhof-Hildeck. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Möbius. — Ausgewählte Werke. Von P. J. Möbius. Vierter Band. Schopenhauer. Mit 13 Bildnissen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1904.

Moltkes kriegsgeschichtliche Arbeiten. — Der italienische Feldzug des Jahres 1859. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einem Kartenbande. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Morillot. — La Bruyère. Par Paul Morillot. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Neumann. — Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904.

Neuse. — Landeskunde der Britischen Inseln. Von Dr. Richard Neuse. Mit 8 Separatbildern und 13 Abbildungen im Texte. Breslau, Ferdinand Hirt. 1903.

Orlopp. — Welt, Wald und Wanderung. Von Rudolf Orlopp. Dresden, E. Pierson. 1904.

Otto. — Die Nibelungensage. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt von Helene Otto. Zwei Bände (I. Sigfridsage, II. Hildebrandsage). Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Otto. — Sagen und Märchen. In der Sprache der Achtjährigen erzählt von Helene Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Renner. — Abasver. Eine Dichtung von Gustav Renner. Gr.-Lichterfelde, E. Th. Förster. 1904.

Renner. — Gedichte. Von Gustav Renner. Gesamtausgabe. Durchgesehen und vermehrt. Gr.-Lichterfelde-Berlin, E. Th. Förster. 1904.

Roda-Roda. — Dieser Schurk', der Matkowitsch! Von Roda-Roda. Wien, Österreichische Verlagsanstalt. 1904.

Rothenbücher. — Geschichte der Philosophie. Leitfaden für Gebildete und Studierende. Von Adolf Rothenbücher. Berlin, Hermann Walther. 1904.

Scheffler. — Die moderne Malerei und Plastik. Von Karl Scheffler. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1904.

Schulte. — Die Fuggor in Rom. 1495—1523. Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit. Von Aloys Schulte. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 1904.

Siewers. — Mechanismus und Organismus. Ein Versuch zur Erklärung der Lebenstätigkeit. Von P. H. Siewers. Essen a. R., G. D. Baedeker. 1904.

Sorel. — L'Europe et la révolution française. Par Albert Sorel. Septième partie. Paris, Plon. 1904.

Stilgebauer. — Götz-Kraft. Die Geschichte einer Jugend. Von Edward Stilgebauer. I. Mit tausend Masken. Berlin, Richard Bong. O. J.

Sträter. — Das Studienheft als Mittel zur Vertiefung der Lektüre. Von Eduard Sträter. Magdeburg, Creuß. 1904.

Tovote. — Sonnemanns. Roman von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der goldene Ring.

Erzählung

von

Ernst Heilborn.

I.

Frühlingsnacht war es, und ein Regenschauer war herniedergegangen. Feucht glänzte das Pflaster der Berliner Straßen, trüb spiegelte es den Lichtschein der Laternen; hier und da huschte ein farbiger Reflex darüber hin.

Es war still geworden in der lauten Stadt.

Ein harter Wind hatte sich aufgemacht; durch zerfetzte Wolken drängte der eilende Mond.

Von fern her tönte ein schrilles Läuten, geängstet, warnend. Es kam näher und wurde drohend. Ein paar Wagen der Feuerwehr rasselten vorüber. Der helle Schein aus den Pechfackeln und dem Feuerherd der Spritze glitzerte auf dem nassen Pflaster.

Die Straße, in der sich die Brandstätte befand, eine wenig begangene Straße des Westens, war abgesperrt worden. Aber man sah den Rauch und dann die hellen Flammen aus dem Dachstuhl schlagen. Man hörte die dumpfen Kommandolaute und den schrillen Klang der Pfeifen. Eine Leiter wuchs aus dem Boden heraus. Sie überragte das Dach des brennenden, dreistöckigen Hauses.

Auf dieser Leiter erschien ein Feuerwehrmann. Man sah ihn aufwärtsklimmen. Er stand hoch auf dem Dach, aus dem die Flammen schlugen. Er richtete die Schlauchspitze gegen den Feuerherd. Ein Pfiff ertönte, die Pumpe gab Wasser. Hellauf brauste der Gischt. Und der Wind fuhr gegen die schlanke Leiter, daß sie hin und wieder schwankte, in immer weiteren Schwingungen, und das Feuer schoß tief unter dem Mann da oben rotlodernde Zungen gegen die Leiter, auf der er stand. Er aber richtete die Schlauchmündung gegen die Flammen.

Denen, die von ferne standen und zusahen, schlug das Herz. Auch die sich nicht kannten, flüsterten miteinander. Ein brüderliches Gefühl bemächtigte

sich aller. Man sagte sich, daß hier eine gute und mutige Tat vollbracht wurde, und daß diese Tat etwas Alltägliches war. — Es war ein Ruhm, Mensch zu sein.

Nicht lange, und auch auf den benachbarten Dächern erschienen die behelmten Gestalten, rotglühend beleuchtet. Erneute Pfiffe, und von allen Seiten prasselten die Wasserstrahlen gegen das flammende Dach. Dann nur noch Rauch, schwarz, qualmend. Hier und da ein Widerschein, ein Aufzucken, aber ersterbend. Sehr bald war das Feuer gelöscht.

Währenddessen war auch im Innern des Hauses eine gute und mutige Tat vollbracht worden.

Gertrud Seyffert hatte noch spät beim Scheine ihres Lämpchens aufgesessen. Auf dem niedrigen, wachstuchbezogenen Tisch, der ihr als Schreibpult diente, lagen die korrigierten Hefte geordnet und sauber aufgeschichtet, daneben die Bücher, die sie morgen zum Unterricht brauchte. Mit den Vorbereitungen war sie fertig; nun hatte sie sich, mit dem Exzerptenbuch zur Hand, in die „Geschichte des Materialismus" vertieft. So waren ihr die langen Stunden vergangen.

Sie war im Begriff, sich auszuziehen, hatte schon Rock und Taille abgestreift, den grünen Wandschirm beiseite gerückt und ihr Bett aufgeschlagen, als die Feuerrufe, dumpf zunächst und unbestimmbar, dann lauter, aufgeregter, an ihr Ohr geschlagen hatten. Sie wußte sofort — woher, vermochte sie selbst nicht auszumachen — daß das Feuer im Bodenraum entstanden sein müsse. Ihr erster Gedanke war an die Arbeiterfamilie, die dort oben wohnte. Sie warf ein Tuch um die nackten Schultern, und wie sie da war, im grünen, baumwollenen Unterrock, leuchtete sie sich durch die Küche, die Hintertreppe hinan. Auf dem Flurfenster setzte sie die Lampe nieder.

Sie kam noch eben zu rechter Zeit. Dicker Qualm schlug ihr entgegen, aber den achtete sie nicht. Es gelang ihr, die Schlafenden wachzupochen; das kleine Zweijährige trug sie selbst auf ihren Armen hinunter.

Gefahr lief sie nicht. Aber wie sie mit dem Kind, das sie mit ängstlichen Augen erstaunt anblickte, die Treppe hinabstieg, durchschauerte sie ein nie gekanntes Gefühl. Heftig preßte sie die Kleine an ihre Brust.

In der Küche kam ihr die Pastorswitwe, bei der sie wohnte, entgegen, nahm ihr das Kind ab und streichelte zärtlich ihren Arm. „So etwas hab ich mir immer für Sie gewünscht, immer," sagte sie leise.

Fräulein Seyffert faßte nicht den Sinn der Worte, sann ihm auch nicht nach. Sie stürzte in ihr Zimmer und riegelte es ab. Daß sie auch hier Gefahr laufen könne, dachte sie nicht; die Besorgnis wäre auch unnötig gewesen. Sie sank in die Kniee und breitete beide Arme aus. Sie jubelte ein Dankgebet zu Gott.

Es jauchzte in ihr. Sich klar zu werden war sie nicht fähig. Nur das Unbestimmte erfüllte ihre Seele: daß ihr das zuteil geworden war — ihr!

Ganz plötzlich trat die Ernüchterung ein. Sie stand auf, verlegen, über und über errötend. Sie war sich jählings bewußt geworden, daß sie an Gott nicht glaubte.

II.

Ein Blumenstrauß, halb verwelkt schon, den ihr eine Schülerin überreicht hatte, stand vor ihrem Fenster unter den weißen Gardinen.

Hefte, die sie zum Teil noch nicht durchgesehen hatte, lagen vor ihr — sie war zu keiner Arbeit fähig. Immer wieder sprang sie auf und durchmaß mit großen Schritten ihr Zimmer.

Ja freilich, es war ihr peinlich, daß durch die Redseligkeit irgendeines Reporters, was sie getan, mit Nennung ihres Namens in die Zeitungen gekommen war. Aber was wollte das groß besagen?

Daß sie, Gertrud Seyffert, Menschen das Leben gerettet hatte, das war es. Daß sie sich nützlich erwiesen, daß sie eine Tat vollbracht! Es war nicht auszudenken, und doch war es wirklich.

Sie hatte das Gefühl, als kenne sie sich selbst nicht mehr. Eine ganz andre schien sie sich geworden. Jetzt lagen alle Wege vor ihr offen, jetzt würde sie Kraft haben, sich ihr Leben nach ihrem Wollen zu gestalten.

Was das für eine Empfindung gewesen war, wie sie das Kind die Treppe hinabgetragen hatte . . .

Sie hatte das Klopfen an ihrer Tür überhört, nun eilte ihre Freundin Ruth Berndt, blondhaarig und wie Milch und Blut, auf sie zu und schloß sie in ihre Arme: „Du Große, Gute, Liebe!" Und sie küßte ihr wiederholt die Hand: „Du, du! Wie ich dich bewundere!"

„Aber Ruth —"

„Sag, wie fühlst du dich jetzt?"

„Ich freue mich."

Sie hatten sich gesetzt. „Und wie du den Entschluß faßtest? War dir nicht bange?"

„Ich habe keinen Entschluß gefaßt; das war nicht nötig. Es war mit einem Male da, und ich wußte, was ich zu tun hatte."

„Ja, du; so bist du immer."

„Nein, jeder andre Mensch hätte genau so gehandelt wie ich. Freilich freue ich mich, daß es mir zuteil geworden . . . Aber da du davon sprichst, muß ich an meinen Vater denken. Er wollte uns Kinder immer, wie er sagte, für alle Lebenslagen rüsten. Und abends, vor dem Zubettgehen, pflegte er uns zu katechisieren. Dann fragte er uns zum Beispiel: ‚Was würdet ihr tun, wenn ihr auf der Straße gingt und Zeugen würdet, wie ein Tier grausam gequält wird oder dergleichen?' — Man weiß aber nicht vorher, wie man in solchen Augenblicken handelt. Das gibt sich von selbst."

„Doch manchmal —?"

„Immer. Man hat sogar Theorien darüber aufgestellt und gemeint, daß sich die Seele bei solchen Vorkommnissen an früher, in irgendeinem unbewußten Dasein Erlebtes urplötzlich erinnere, und daß man demgemäß verfahre. Aber das ist natürlich Torheit."

„Ja, glaubst du?"

„Selbstverständlich. Es ist eben nur die Stimme des Gewissens, die,

wenn es nottut, vernehmlicher redet. Wenn du dich für solche Fragen interessierst, kann ich dir ein sehr gutes Buch darüber borgen."

„Sag, bin ich dir denn nicht viel zu dumm? Ich habe immer Furcht, eines Tages wirst du mich nicht mehr lieb haben. Was kann ich dir auch groß bieten?"

„Aber Ruth; das ist wirklich als wolltest du Komplimente hören!"

Die Wirtin war eingetreten — immer noch trug sie, obwohl seit fünfzehn Jahren verwitwet, ihr Trauerkleid — und legte ihre Hand auf Gertruds Arm. Eine Visitenkarte hielt sie ihr hin: „Den Herrn soll ich wohl eintreten lassen?"

„Ach ja."

Sie hatte nur eben Zeit, der Freundin zuzuflüstern, daß es Professor Amberg sei, ein Jugendfreund und hier am Museum angestellt, als sich die Tür auch schon öffnete und er eintrat, im schwarzen Gehrock, den Zylinder in der Hand, wie immer tadellos gekleidet.

Er ging auf sie zu und überreichte ihr ein paar gelbe Rosen. „Wie mich das gefreut hat! Hätt ich Orden zu vergeben — das hab ich aber glücklicherweise nicht, die Lieferanten würden sonst Konkurs anmelden müssen — Sie hätten einen bekommen. So müssen Sie mit den Blumen fürlieb nehmen."

Sie hatte sehr ungeschickt die Freundin ihm vorgestellt, nun hatte man Platz genommen. „Ich muß Ihnen besonders verbunden sein für Ihre mutige Tat," sagte Professor Amberg, „denn sie hat mich ermutigt, Sie aufzusuchen. Übrigens bin ich auch neugierig: sagen Sie, haben die Leute sich bedankt?"

Sie sah ihn erstaunt an und mußte sich besinnen: „Bedankt? Nein, das haben sie nicht."

„Dacht ich mir's doch. Sie dürfen sich deshalb übrigens nicht zurückgesetzt fühlen, denn Sie wissen, schon ein andrer, Besserer soll mit der Dankbarkeit trübe Erfahrungen gemacht haben. Mich interessierte die Frage aus einem andern Gesichtspunkt. Wie weit hängen solche Menschen überhaupt am Leben? Wie weit können sie es als etwas Dankenswertes empfinden?"

„Aber die Armut hat doch mit der Lebensfreude nichts zu schaffen?"

„Wirklich nicht? Wenn alles fortfällt, was Genuß auch im guten Sinne bedeutet? Und nichts bleibt als Arbeit, Schlaf und unzureichende Mahlzeiten? Und dann die Erschlaffung, Stumpfheit, das Ärgern aneinander, die notwendige Folgen des Mangels an ausfüllenden Interessen sind, — aber davon wissen Sie glücklicherweise nichts."

„Natürlich, wir Frauen wissen davon nichts," sagte Gertrud Seyffert tadelnd. „Da wären Sie denn wieder bei Ihrem Lieblingsthema."

„Mit Verlaub, Sie bei dem Ihren. Meines Wissens habe ich von ‚wir' oder ‚ihr Frauen' nichts gesagt."

„Herr Professor Amberg traut uns nichts zu. Er weiß nicht — und wenn man es ihm sagt, hört er nicht darauf — daß wir erst neulich wieder das Asyl für obdachlose Frauen besichtigt haben und oft genug im ‚Verein für strafentlassene Mädchen' sind. Da lernt man Elend kennen, nicht wahr, Ruth?

Aber im Ernst gesprochen: ich will Ihnen sagen, was auch dem Ärmsten bleibt: die Möglichkeit, zu wirken und zu schaffen."

„Die Möglichkeit, zu wirken, bleibt ihnen," sagte er scheinbar mit steinernem Ernst. „Ich weiß nicht, ob sie mir genügen würde. Reichtum bedeutet ja gewiß nicht das Glück, aber daß Armut ein Unglück ist, scheint mir doch ausgemacht. Lebensfreude ist überhaupt nicht jedermanns Sache." Dabei zeichnete er mit dem Finger auf dem Tisch, während die um seinen Mund spielende Falte schärfer wurde.

Zaghaft nahm Fräulein Berndt zum erstenmal das Wort: „Denken Sie an ein kleines Kind, an solch herziges Baby. Das kräht und strampelt mit allen Gliedern und freut sich, nur, weil es fühlt, es lebt."

„Und Mutterfreuden," sagte Gertrud wieder ganz lehrerinnenhaft.

„Ja, Mutterfreuden! Da sollen Sie recht haben. Ich saß neulich einer durchaus unschönen Person in der Pferdebahn gegenüber und mußte immer nachsinnen, was ihr Gesicht so anziehend machte. Endlich fand ich's. Sie trug ihr Kind im Arm und sah darauf nieder. Aber haben Sie je von Vaterfreuden gehört? Was sind Väter überhaupt für Wesen? Leute, die tagsüber ihrem Beruf nachgehen und abends am Biertisch sitzen. Sie Frauen sollten endlich einmal daran gehen, die Männerfrage zu lösen. Wir bringen es doch nicht fertig."

„Wir Frauen," sagte Gertrud, den Scherz nicht verstehend, „haben vorerst einmal für uns selbst zu sorgen."

Fräulein Berndt war aufgestanden. „Verzeihen Sie, Herr Professor, aber meine Zeit ist um." Und zu Gertrud: „Ich habe dir noch nicht einmal gesagt, daß ich auch zum Abschiednehmen gekommen bin. Ich verreise auf vierzehn Tage."

„Nach Haus?"

Sie nickte errötend.

„Aber da muß ich dir ja alles Gute wünschen! Freust du dich nicht?"

„Mir ist bange."

„Aber Kind, Kind!" Und sie drückte ihr beide Hände.

„Es würde sich wohl schicken," sagte Professor Amberg, „daß ich mich jetzt gleichfalls empföhle. Aber wenn Sie erlauben, bleib ich noch ein Viertelstündchen."

„Natürlich müssen Sie bleiben; ich bin gleich wieder zurück —"

„Wie hübsch Sie es hier haben!" sagte er, das Gespräch wieder aufnehmend. „Ganz behaglich. Nur die weißen Herrschaften da auf dem Bücherschrank würd ich mir abgewöhnen."

„Es sind Lessing, Schiller und Kant," sagte sie erstaunt und zurechtweisend.

„Ja eben: das wäre mir zuviel Geist für meinen Privatgebrauch. Da würd ich mich graulen." Er sah sich nachdenklich weiter im Zimmer um, als gälte es die Einrichtung auf die Bewohnerin hin zu prüfen.

Ihr Blick haftete ängstlich auf dem grünen Wandschirm, hinter dem Bett und Waschtoilette sich tagsüber versteckten, und begegnete dem seinen. „Nein,

daß Sie es hier so eng haben," sagte er, „ist gerade gemütlich. Das ist so, als wenn man sich Winterabends dicht in seinen Pelz einhüllt. Sie glauben nicht, wie verstimmend es ist, nachts in eine große, finstere Wohnung heimzukehren. Früher stellten sie einem wenigstens eine Lampe heraus. Jetzt, seit das Knipsen auf den Treppen erfunden ist, tappt man im Finstern."

Ihre Gedanken waren abgeschweift, und sie sagte: „Wunderbar, wie wir uns wiedergetroffen haben."

Er nickte nur. Eine Pause trat ein. Ganz selbstvergessen saß er da, seine Fußspitze betrachtend.

Das Schweigen wurde ihr peinlich, und sie meinte: „Wenn Sie auch keine Freude am Leben bei solchen Leuten gelten lassen, wenn es ganz nutzlos gewesen wäre, — es hat seinen Wert für mich."

„Das will ich meinen."

„Sie können ja nicht ermessen, was das für uns Frauen heißt, einmal etwas getan zu haben. Ein einziges Mal wirklich etwas getan."

„Auch für uns Männer, oder erst recht für uns. Manch einer würde Sie beneiden."

Sie hörte nicht auf seine Worte. „Man steht mit einemmal dem Leben ganz anders gegenüber. Man fühlt sich sicherer, freier, selbständiger. Man wird sich seiner Kraft bewußt und gewinnt Vertrauen zu sich selbst, zu tun, was man für recht hält, ohne nach den andern zu fragen —"

„Die Kraft hatten Sie immer."

„Ich hatte sie nicht!"

„Sie hatten sie, gerade soweit Sie sie jetzt haben. Innerhalb Ihrer Grenzen."

„Was nennen Sie meine Grenzen?"

„Innerhalb des Horizontes, den Ihnen und uns allen unsre gesellschaftliche Stellung gibt."

„So? Und Sie meinen, ich wäre nicht imstande, das zu tun, was ich für recht halte, und wenn die Leute mit Fingern auf mich wiesen?"

Nun mußte er wirklich lachen. „Es ist gut, daß die Probe nie an Sie herantreten wird. Aber Sie sind ganz die alte geblieben. Genau so waren Sie, wenn Sie aus der väterlichen Religionsstunde kamen und mir eine eben gelernte Wahrheit aufdisputieren wollten, an die ich nicht glaubte."

Sie schwieg gekränkt.

Er lenkte ein. „Wenn Sie über kleinliche und falsche Bedenken erhaben sind — und das glaube ich Ihnen gewiß —, so lassen Sie mich ein wenig davon profitieren. Wir haben uns wiedergefunden, und mir tät es herzlich leid, wenn das nur erneutes Auseinandergehen bedeuten sollte. Geben Sie mir die Erlaubnis, Sie manchmal aufzusuchen, oder auch, wir treffen uns irgendwo und verbringen ein paar Stunden gemeinsam."

„Gewiß, sehr gern, Herr Professor," sagte sie, noch immer etwas verletzt.

„Ich danke Ihnen, meine Gnädigste." Er stand auf, zu gehen.

„Warum nennen Sie mich nun mit einmal: ‚meine Gnädigste'?"

„Weil ich nicht ‚Herr Professor', sondern noch immer ‚Berthold Amberg' heiße."

III.

Professor Amberg und Fräulein Seyffert standen zusammen im Postmuseum vor dem kleinen Modell einer altmodischen Chaise.

„Wissen Sie, woran mich das Ding da erinnert?“ sagte er. „An ein Bild von Schwind, ‚Die Hochzeitsreise‘. Es hängt bei uns im Museum, und ich mag es gern. Man denkt an die gute alte Zeit, an Großmutter, ihre Stricknadeln und den Lavendelbeutel. Man möchte ihr gegenübersitzen und vergessen. Natürlich ist das auch nur eine Illusion, denn die sogenannte gute alte Zeit war in Wirklichkeit sicher noch viel unerträglicher als die unsre, und in den Chaisen mag man sich die Glieder mürbe gefahren haben. Aber was soll man tun, wollte man nicht einmal seine Illusionen heilighalten?“

Sie hatte nur den Anfang seiner Worte gehört und sagte: „In welcher schönen Welt Sie leben! Muß das ein Glück sein! Aber wenn ich erst ein wenig mit den wissenschaftlichen Fragen, die mir jetzt am Herzen liegen, im reinen bin, will ich mich auch mit Kunst beschäftigen.“

„Das lob ich mir. Immer systematisch! Erst die Wissenschaft, dann die Kunst.“

„Sie spotten, aber mit Unrecht. Sie wissen eben nicht, wie vernachlässigt die Schulbildung von uns Mädchen ist. Und was man im Seminar lernt, ist auch nur fürs Examen. Da gilt es nachholen. Und wie wenig Zeit läßt mir mein Unterricht! Sie, der Sie das Glück haben, der Kunst ganz leben zu dürfen —“

Er wurde beinah unhöflich: „Glück nennen Sie das? Eigenartiges Glück! Davon haben Sie wohl nie etwas gehört, daß es nichts Elenderes gibt, als sich die Kunst — zumal die Kunst andrer — zum Beruf zu machen? Daß es der Gipfel des Subalternentums ist, in einem Museum angestellt zu sein? Daß man sich damit das einzige, was einem — na, sagen wir — heilig, zum Aktenfutter macht?“

Sie schüttelte ruhig den Kopf. „Wenn Sie in Wahrheit so über Ihren Beruf dächten, hätten Sie nicht so viel geleistet. Oder glauben Sie, ich hätte damals von Ihrer Auffindung des van Eyck nicht gelesen? Erzählen Sie mir lieber davon.“

„Hier im Stehen?“

„Da ist eine Bank.“

„Das Sitzen tut einem gut; übrigens — die Geschichte ist ganz kurz. Ich war zur Auktion nach London geschickt, sah das Bild bei der Vorbesichtigung — es galt für das gute Werk eines unbekannten Meisters —, telegraphierte, chiffriert natürlich, erhielt Vollmacht bis zu ziemlich bedeutenden Summen, und dann ging es zu wie beim Pferdehandel.“

„Aber was ich bewundere: woher Sie die Gewißheit hatten, daß es wirklich ein van Eyck war?“

„Gewißheit, sagen Sie?“

„Ja —“

„Mein liebes Fräulein Gertrud, es gibt in diesen Dingen keine Gewißheit. Deutsche Literatur ist ja wohl Ihr Fach? Da erinnern Sie sich viel-

leicht, daß Goethe einmal irgendeine seiner Dichtungen — welche, weiß ich nicht mehr — an Schiller gesandt hat; und der hielt sie für das Werk eines Frauenzimmers. Schiller ist aber als Kritiker nicht zu unterschätzen. Und nun stellen Sie sich einmal irgendeinen begabten jungen Menschen vor, dessen Talent durch irgendwelche Umstände nicht zur Entfaltung gekommen ist. Sagen Sie: ein Zeitgenosse und Schüler van Eycks, der mit dessen Augen sieht. Er malt ein einziges gutes Bild, wie das so oft ist, malt es in van Eycks Manier. Und nun wollen Sie nach mehr als vierhundert Jahren kommen und sagen: das Bild ist nicht von van Eyck, sondern von einem unbekannten Meister? Oder es ist doch von van Eyck?"

„Aber das ist ja entsetzlich."

„Kann ich nicht finden. Wofern das Bild nur gut ist, und das ist es."

„Nein, ich meine, daß Sie das sagen."

„O, ich bin durchaus darauf gefaßt, daß der nächste Direktor die ‚Kreuzigung' umhängt. Fort in irgendeinen Winkel. Neue Museumsdirektoren hängen nämlich immer um; das haben sie so an sich. Und wenn ich's erlebe, werd ich ihm gern dabei behilflich sein."

„Ich wollte," meinte sie leise, „ich könnte Sie wieder zu positiveren Anschauungen bekehren."

Er hatte etwas Spöttisches erwidern wollen, aber wie er sie in ihrer Schlichtheit so neben sich sitzen sah, schien ihm ihre Einfalt gar rührend, und er streckte ihr die Hand hin: „Sie sind ein guter Kamerad."

Die Wohlfahrtseinrichtungen der Kranken- und Verwundetenzüge, die sie nun ansahen, interessierten sie lebhaft. Jede Einzelheit betrachtete sie genau. Er hielt geduldig bei ihr aus.

Sie hatten sich nachher noch auf einen Augenblick zur Erfrischung in eine Konditorei gesetzt. Die einfache Einrichtung des Zimmers mahnte ihn an ihre gemeinsame Jugend in der kleinen, mitteldeutschen Stadt. Er hing diesen Erinnerungen gern nach. Sie selbst war ihm das lebendige Sinnbild dieser Zeit.

„Sie haben mir noch nichts von Ihrem Vater erzählt, und wie es mit ihm wurde. Ich hatte damals immer große Scheu vor ihm."

„Er hat noch viel gelitten. Auch die Krankheit setzte ihm immer mehr zu, aber das schlimmste war doch das Seelische. Es wurde ihm immer unerträglicher, sein Amt auszuüben; schließlich war er beinah ganz glaubenslos."

„Das denkbar härteste Schicksal für einen Geistlichen. Da hatten Sie es auch nicht leicht."

„Nein." Ein gespannter Ausdruck trat in ihre Augen.

„Und je mehr er sich von der Religion entfernte, desto näher trat sie Ihnen. Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht lächle, es ist nur, weil wir das alle erfahren."

„Damals — ja."

„Warum damals?"

„Weil ich mich heute längst von allen religiösen Vorstellungen frei gemacht habe."

„Nein —!"

„Wundert Sie das?"

„Aber natürlich."

„Weil das Frommsein uns Frauen gut steht; nicht wahr? Oder wären Sie vielleicht gläubig?"

„Das ist eine sehr schwere Frage. Sie erwarten wohl auch keine Antwort darauf. Und doch, allerdings bin ich bis zu gewissem Grade gläubig, zuzeiten sogar ganz erheblich. In dem Gedanken an Gott wird mein Naturempfinden intensiver, berührt mich religiöse Kunst intimer. Ich wäre doch schön dumm, nicht zu glauben. Warum sollt ich denn nicht?"

„Um der Wahrheit willen."

„Ach, gehen Sie mir doch mit Wahrheit! Die mag für Ihre Schule gut sein — so gläubig, um an Wahrheit zu glauben, bin ich nun wieder nicht."

„Das hat schon einer vor Ihnen gesagt."

„Pilatus? Ich erhebe keinen Anspruch auf Originalität. Übrigens mit dem Unterschied, daß ich nicht kreuzigen lasse. Ich lasse jeden auf seine Façon selig werden. Sie kreuzigen."

„Wenn es notwendig ist: ja."

Sie rief dem Mädchen, um zu zahlen, damit er ihr nicht etwa zuvorkomme.

Er ließ sie mit einem Achselzucken gewähren. Zuerst hatten sie stets darum gestritten; nun hatte er es aufgegeben. Er fand dies Pochen auf Selbständigkeit bei ihr geschmacklos, kleinstädtisch, kleinlich.

Zuzeiten freilich schienen ihm gerade diese Eigenschaften an ihr liebenswert.

IV.

Immer standen jetzt Blumen vor ihrem Fenster. Meist gelbe Rosen, oft in selten schönen, kostbaren Exemplaren. Aber sie rührten nicht von Schülerinnen her.

Viel lieber hätte er ihr andre Dinge gebracht. Etwas für ihren Anzug, der sein verwöhntes Auge beleidigte, ihn, so oft man Bekannte traf, sogar genierte. Von den allzu widerstandsfähigen Stiefeln bis zum Hut, vom Sonnen- zum Regenschirm. Da das jedoch nicht anging, wollte er ihr seine Aufmerksamkeit wenigstens mit den Blumen bezeigen.

Sie waren jetzt sehr oft zusammen, mehrmals die Woche, Sonntags immer. Ohne daß sich einer von ihnen besonders Rechenschaft davon abgelegt hätte. Es war ihnen zu einer lieben Gewohnheit geworden; sie sahen sich gern. Gemeinsam besuchten sie, wie Freunde, die Sehenswürdigkeiten, trafen sich auch in einem Konzert oder Theater. Er fand dies „Abgrasen der Gemeindewiesen", wie er sagte, „zu dumm". Aber gerade weil es so dumm war, hatte es seinen Reiz.

Ihr bot das alles Stoff, ihre Kenntnisse zu bereichern. Nur mußte sie jetzt, da sie jede Kleinigkeit für sich bezahlte, ihre Einkünfte sehr viel mehr zusammenhalten als früher.

Nun es vollends Sommer geworden, machten sie auch häufig Ausflüge in die Umgegend Berlins, die er liebte. Oder er kam, wenn das Wetter schlecht war, und verplauderte ein Stündchen mit ihr im Zimmer. Dann zog sie sich, nachdem er es sich auf ihrem Sofa bequem gemacht, hinter den grünen Wandschirm zurück, den Kaffee zu bereiten. Neben ihrem Bett stand da ein Tischchen, und auf dem brodelte bald genug die kleine Maschine. In einer ererbten, altmodischen Porzellankanne, die er gern hatte, brachte sie ihm den dampfenden Trank, und obgleich der ein wenig nach dem Metall der Maschine schmeckte, machte er gute Miene dazu. Dagegen unterließ er es nie, über die Geister in Gips auf dem Bücherschrank seine spöttischen Bemerkungen zu machen, so daß sie ihm einmal sagte: „Bitte, hören Sie endlich damit auf. Mir sind die Büsten lieb."

„Was macht es Ihnen groß aus, wenn ich meine Betrachtungen daran knüpfe?"

„Es macht mir etwas aus."

„Schade," meinte er. „Es war ein so bequemes und ausgiebiges Gesprächsthema." Doch kam er fortan nicht mehr darauf zurück.

Eines Tages, nachdem er gegangen, trat die Wirtin, Frau Pastor Imker, das gebrechliche, kleine Figürchen wie immer in tiefes Witwenschwarz gehüllt, in ihr Zimmer, machte sich da irgend etwas zu schaffen und sagte: „Liebes Fräulein Gertrud, ich freu mich recht für Sie."

Gertrud nickte.

Frau Imker sah sie mit ihren wirklichkeitsfremden Augen an: „Schon lange hatte ich auf ihn gewartet. Wie ich ihm die Tür öffnete, erkannte ich ihn gleich. Und ein rechtes Vertrauen faßte ich, wie er nur den Mund auftat, nach Ihnen zu fragen."

Gertrud lachte hell auf. „Da scheinen Sie sich ja ganz falsche Vorstellungen zu machen! Sie sollten nicht immer Ihren Ahnungen nachhängen, liebe Frau Pastor."

„Die Seele sieht weiter als die Augen. Das ist es, was man dann ‚Ahnungen' nennt."

„Aber Sie sollen nicht daran glauben."

„Muß wohl schon, Fräulein Seyffert." Und sie faltete die Hände in ihrem Schoß.

„Das ist doch nur eine Ausflucht. Warum müssen Sie?"

„Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, will ich es Ihnen erzählen; Ihnen gern." Sie ließ sich auf dem Sofa nieder, auf dem er noch soeben gesessen, und blickte vor sich hin: „Es war am Nachmittag eines Sommertags. Wir, mein Mann und ich, waren den Tag über ganz fröhlich zusammengewesen. Er hatte sich vorgenommen, in ein benachbartes Dorf zu fahren, eine Kranke zu besuchen. Unser kleiner Wagen wartete schon angespannt vor der Tür. Und weil ich die Kranke gut kannte und liebhatte, ging ich in den Garten, ihr ein paar Rosen zu schneiden; wir hatten da einen Busch mit dunkelroten Rosen. Ein kleiner Strauß war schon beisammen, da sah ich eine ganz hoch oben; die schien mir besonders schön. Ich reckte mich und

brach sie ab. Und in dem Augenblick, in dem sie gebrochen dahing, wußt ich: wenn er heut fährt, kommt er nicht wieder! Ich lief zu ihm. Ich bat und beschwor ihn. Bei allem, was ihm heilig, beschwor ich ihn. Er lachte nur darüber. So wollte ich wenigstens mitfahren — er weigerte es mir. Da fiel ich — Ihnen sag ich's, ohne mich zu schämen — ich fiel vor ihm nieder und umklammerte seine Kniee. Er packte mich am Arm, daß mir's wehtat, zwang mich, aufzustehen, und verwies mir meinen Aberglauben mit harten Worten — und ging. Wie ich den Wagen abfahren hörte, schwand mir das Bewußtsein. Ich kam wieder zu mir und saß da; kein Glied konnt ich rühren."

„Und —?"

„Den Abend trugen sie ihn mir tot ins Haus. Sie wissen ja — das Pferd war scheu geworden, er aus dem Wagen geschleudert, — auf der Rückfahrt."

„Liebe Frau Pastor . . . Aber das alles kann Zufall sein."

„Es war Gottes Wille."

„Wenn solche Ahnungen Sie heimsuchen, — Sie müssen sich zwingen, nicht daran zu glauben."

„Glauben oder nicht glauben, Fräulein Gertrud, das gilt gleich. Das Leben zwingt einen zum Glauben."

„Mich nicht." Und nach einer Weile: „Was Sie von Herrn Professor Amberg andeuteten — ich versichere es Sie, und ich sage Ihnen die lautere Wahrheit —, beruht auf einem völligen Mißverständnis. Wir waren Spielgefährten, haben uns nach jahrelanger Trennung zufällig wiedergetroffen, und das ist alles."

Die Pastorin lächelte. „Ich wußte, daß er kommen würde, und er ist gekommen."

„Aber was wollen Sie damit sagen?"

„Mit ihm kam das Glück."

Gertrud schüttelte den Kopf: „Sie irren sich. Es ist auch nicht die Rede davon. Wär es, ich würde es Ihnen, wie wir miteinander stehen, mit Freuden sagen. Aber sind Sie denn auch wirklich noch immer der beschämenden Ansicht, daß ein Mädchen einen Mann zu ihrem Glücke braucht? Ich bin mir ganz genug. Mir fehlt nichts zu meiner völligen Zufriedenheit."

Darauf antwortete Frau Imker nicht. Dann aber sagte sie noch in ihrer nachdenklichen Art: „Das Glück wächst hinter Dornenhecken. Da muß man durch." Sie stand auf und streichelte Gertrud zärtlich die Hand: „Durch die Dornen muß man durch," wiederholte sie mit ihrer leisen, zittrigen Stimme.

V.

Gertrud Seyffert pflückte auf einer Waldwiese Blumen. Sie trug ein weißes Kleid und einen weißen, schlichten, breitrandigen Strohhut. Wenn sie sich niederbückte, flimmerte die Sonne auf dem schweren Knoten ihres dunklen Haares.

Professor Amberg lag im Grase, den Kopf in die Hand gestützt, und sah ihr zu. Nun sie genug Blumen beisammenhatte, daheim eine Vase zu füllen, setzte sie sich neben ihn.

„Früher", sagte er, „wanden Sie oftmals Kränze. Können Sie das nicht mehr?"

„Natürlich."

„So tun Sie es doch!"

„Wenn Sie wollen, — gern." Sie begann die Blumen aneinanderzufügen und zu binden. Er sah ihr zu.

Sie fühlte seinen Blick, und plötzlich wurde sie sich bewußt, welch feine Schmeichelei in seiner Bitte gelegen. Ganz seltsam durchschauerte sie das, eine noch unbekannte Empfindung stieg in ihr auf. In demselben Augenblick aber ließ sie die Hände sinken.

„Warum binden Sie nicht weiter?"

„Ich sehe, ich hab es doch verlernt."

„Schade." — Wie so oft ließ er das Gespräch fallen, ohne sich um irgendwelche Anknüpfung zu bekümmern.

Sie aber bedrückte das Schweigen in diesem Augenblick, und so fragte sie, da ihr nichts Besseres beikam: „Warum reisen Sie nicht?"

Er sah sie verdutzt an: „Warum ich nicht reise? Weil ich mich lieb habe, reise ich nicht."

„Sie sollen mir ernsthaft antworten. Sie könnten die schönsten Reisen machen."

„Es gibt keine schönen Reisen. Es gibt nur schlechte Hotels."

„Italien?"

„Ich war fünfzehnmal in Italien. Und jetzt bei der Sonnenglut? Außerdem ist das Essen in Italien ungenießbar."

„Das würde Sie wohl schwerlich abhalten, nach Italien zu gehen!"

„Das hält mich allerdings ab, ganz beträchtlich. Wir haben doch nicht die Verpflichtung, uns das Leben absichtlich zu verbittern. Ich bin gottlob nicht Commis voyageur für Bädeker."

„Aber die Schweiz?"

„Die Schweiz! Etwas Vernünftigeres konnte Ihnen wohl auch nicht einfallen? Was hab ich in der Schweiz? Ich weiß nicht —" er machte eine Handbewegung gegen den Horizont —, „da gehen mir die Berge viel zu weit hinauf. Das hier ist sehr viel netter."

Einen Augenblick hatte sie das Gefühl, daß diesen Mann sein Reichtum arm gemacht habe. Dann das andre, daß er sie nicht ernst nehmen wolle. Sie schwieg gekränkt.

Aber es war ihm durchaus ernst gewesen um das, was er gesagt hatte. Nun meinte er: „Ich will Ihnen noch etwas verraten, was mich hier hält: Sie. Ich habe das einsame Reisen satt, und meine Mutter mutet sich solche Strapazen längst nicht mehr zu. Hier hab ich wenigstens Sie, und Sie sind ein guter Kamerad."

Sie wurde rot, und die Hände zitterten ihr in ihrem Schoße.

Er sah es, und damit überkam ihn zum erstenmal ein Zärtlichkeitsgefühl. „Das war eine wirkliche Freude, Sie so unvermutet wiederzufinden in dieser widersinnigen Gesellschaft. Oder vielmehr: es ist nach und nach zu einer Freude geworden."

„Aber Sie benahmen sich so seltsam . . ."

„Ich — seltsam?"

„Erst erkannten Sie mich nicht, und als ich Sie erinnerte, waren Sie keineswegs freudig überrascht. Von ganz gleichgültigen Dingen unterhielten Sie mich bei Tisch."

„Ich denke eben langsam. Das Denken ist überhaupt sehr schwer. Und wenn man nicht vorbereitet ist, plötzlich Erinnerungsfeste begehen . . . Übrigens mag das sehr unhöflich und ungezogen von mir gewesen sein, aber sonderlich seltsam dünkt es mich nicht."

„Nein, das nicht. Aber, ich weiß nicht, ob Sie sich entsinnen, — bei Tisch kam die Rede auch auf die Frauenfrage, und Sie widersprachen mir in jedem Punkt. Sogar ausgelacht haben Sie mich, als ich Ihnen sagte, daß ich die freie Liebe in vielen Fällen für ethischer als die Ehe halte. Nachher aber, als die Unterhaltung allgemein wurde, kamen dieselben Dinge zur Sprache. Da stimmten Sie mir bei und behaupteten gerade das Gegenteil von dem, was Sie noch eben gesagt hatten. Ich wußte wirklich nicht, woran ich war."

„Ich mußte Ihnen doch beistehen."

„Ich verteidige mich schon selbst."

„Wie kriegsbereit Sie sind, konnt ich damals noch nicht wissen."

„Ich glaube," sagte sie nachdenklich, „Sie sind gut."

Er lachte hell auf. „Wenn Sie darunter verstehen, daß ich keine silbernen Löffel stehle, dann freilich bin ich gut."

„Nein, Sie sind gut."

„Gut? Was denken Sie sich unter ‚gut'? Gut ist doch überhaupt eine negative Eigenschaft und will nur besagen, daß jemand nicht gemeingefährlich ist. Aber wenn Sie Ihr sittliches Ideal in mir verkörpert sehen, kommen Sie leider zu kurz. Ich habe eine ganz beträchtliche Summe von Dummheiten auf meinem Konto. Wundere mich manchmal selbst darüber."

„Gut", sagte sie lehrerinnenhaft, „nenne ich den, der etwas für andre tut."

„Dann verkennen Sie mich leider arg."

Sie schüttelte nur leise den Kopf und fuhr mit der flachen Hand über das hohe Gras. Der breite, weiße Strohhut beschattete ihr Gesicht.

Wie sie den Abend zu Haus angelangt war, saß sie eine Weile im Dunkeln, die Hände lässig im Schoß. Ihr sonst so klares Bewußtsein schien ihr irgendwie getrübt; sie wußte selbst nicht, wodurch. Sie wollte mit sich wieder ins reine kommen, aber sie sah die Fruchtlosigkeit dieses unbestimmten Grübelns sehr bald ein, stand auf und zündete die Lampe an.

Sie hatte das Bett aufgedeckt, den Wandschirm beiseitegerückt und ihr Kleid abgestreift. Bei einer Bewegung fiel ihr Blick auf den Spiegel neben ihrem Bett, den der Lichtschein der Lampe traf. Sie musterte sich unbarmherzig. Ihre Augen — waren eben zwei graue Augen. Ihre Nase regelmäßig,

aber das war auch alles. Ihre Stirn — sie wußte, daß sie edel gebildet war, ihr Vater hatte sie, wenn er bei guter Laune war, immer auf die Stirn geküßt — aber nun von einer häßlichen Falte verunziert. Und dann das harte Kinn, der Zug um den Mund, die mageren Arme! Sie schüttelte betrübt den Kopf.

Ihr Haar! Niemand wußte, wie schön das war, denn sie trug es eng zusammengepreßt in einfachem Knoten. Niemand kannte ihr Haar! Sie riß die Nadeln los, und nun fiel es wie eine schwere Woge bis zu ihren Knieen hinab. In dem Widerschein der Lampe spielten bronzene Reflexe in diesem dunklen Haar.

Tränen traten ihr in die Augen. Sie begann zu weinen, ungestüm, fassungslos, wie ein Kind.

Aber noch während des Weinens verschärfte sich der Zug um ihren Mund. Plötzlich, unvermittelt drängte sie ihre Tränen zurück. Durch irgendeine Gedankenverbindung war ihr jener Abend in Erinnerung getreten, an dem sie auch so dagestanden hatte, bereit, zu Bett zu gehen, — jener Abend, an dem sie Menschen aus dem sicheren Verderben gerettet hatte.

Im Hinblick darauf mußte sie immer Kraft gewinnen! — In diesem erborgten, doch tröstlichen Gefühl legte sie sich schlafen.

In jener Nacht hatte sie einen Traum: sie wußte, sie lag in ihrem Bett, bei klarem Bewußtsein, aber sie vermochte sich nicht zu rühren. Die Tür ihres Zimmers ging auf, er trat ein — sie konnte sich nicht bewegen. Er ging auf ihr Bett zu, beugte sich über sie; noch immer war sie unfähig, sich zu regen. Er küßte sie auf die Stirn. Und in dem Augenblick, das fühlte sie, war die Falte, die häßliche Falte auf ihrer Stirn verschwunden.

Sie entsann sich des Traumes am andern Morgen und schämte sich bis aufs Blut. Doch lag in der Erinnerung daran, auch uneingestanden, etwas Lockendes.

VI.

Der Vorhang war aufgegangen, Professor Amberg und Fräulein Seyffert saßen nebeneinander im Parkett. Er spielte mit dem Strick, der neben seinem Sessel entlang lief, sie blickte vornübergebeugt, unverwandten Auges auf die Bühne. Von Zeit zu Zeit sah er sie an, doch schien sie's zu stören, und so unterließ er's.

Man gab ein modernes Stück aus dem Arbeiterleben. Der Mann, der im Mittelpunkt des Dramas stand, nahm an dem Streik seiner Genossen nicht teil, weil er Brot für die Seinen brauchte und sich in seinem Gewissen durch den Vertrag mit dem Fabrikherrn gebunden fühlte. Er wurde verdächtigt, geriet in immer größeres Elend und wurde schließlich von den Streikenden erschlagen.

Nun der zweite Akt zu Ende gegangen, suchten sie beide das Foyer auf.

„Unglaubliche Herrschaften," meinte der Professor, „diese Modernen! Ich wollte, ich könnte den Dichtersmann auf Schadenersatz verklagen."

„Interessiert Sie's wieder nicht?" fragte Gertrud betrübt.

„Interessieren? Mich interessieren, wie diese Menschen sich durch ihr Dasein winseln? Nein, das ist mir wirklich recht gleichgültig. — Du lieber Gott, ich bin ja nicht unbescheiden. Ich verlange nicht von jedem Musenbeflissenen, daß er ein Shakespeare sei. Aber das graue Elend, das könnten sie einem doch wenigstens vorenthalten."

„Wenn es das Leben uns auch nicht erspart?"

„Das Leben? Auch gut! Ich will Ihnen keine ästhetische Vorlesung halten, obgleich Sie mir schon glauben können, daß ich nicht noch weniger davon verstehe als die übrigen Menschen. Handlangere nun schon bald zwanzig Jahre in der Kunst herum, und dabei fällt immerhin etwas ab. Ich will Ihnen nur sagen, was Sie eigentlich meinen. Sie denken: das Häßliche hat seine Berechtigung in der Kunst. Und da haben Sie ganz recht, obgleich es nicht immer für jeden leicht ist, das Häßliche bildmäßig darzustellen. Will sagen, mit der nötigen Überlegenheit. Aber das hier ist Sand. Das rieselt einen zu Tode. Das ganze Stück ist 'ne Sanduhr in vier Abschnitten. Und der Sand — der ist das Moderne."

„Soll ich Ihnen meine Empfindung dabei sagen? Ich dachte: wie unmodern das alles ist!"

„Sie sind bescheiden, das muß man Ihnen lassen."

„Unmodern deshalb, weil der Dichter nicht fühlt, daß der Mann in seinem Rechte ist."

„Als Genosse der Streikenden?"

„Als Mensch! Er sorgt für sich selbst, und das soll er. Er folgt seiner Überzeugung, und was könnte er Besseres tun?"

„Doch nur, wenn die Überzeugung die allgemein anerkannte ist," meinte er mit einem Zucken um seinen Mund. „Unser übler Freund aber steht allein unter denen, zu denen er gehört."

„Das ist es gerade, worauf es mir ankommt. Sagen Sie selbst: was ist das für ein Heldentum, zu bekennen, was allen genehm ist? Aber für seine Meinung eintreten, wenn kein andrer zu ihr steht, sein Leben dafür einsetzen und seinen guten Ruf, das — das ist groß."

„Nein," sagte er, „es ist nicht groß, sondern dumm. Weil man alleinstehend seine Überzeugung nicht durchsetzen kann."

„Und das soll ausschlaggebend sein?"

„Sie sind eine kleine Revolutionärin. Wenn alle so dächten wie Sie und gar danach handeln wollten, dann trottete jeder seinen Weg für sich. Wir sollen aber hübsch auf der für uns bestimmten Straße bleiben. Das ist nun einmal unsre Pflicht und einzige Möglichkeit, uns nützlich zu machen. Wie eine Herde Schafe — ja, das klingt nicht hübsch, aber ich kann nichts dafür. Will ein Schaf einmal abseits grasen, so kommt der Hund und beißt es ins Bein. Das hat der schlimme Musikant, der uns den Abend verherrlicht, offenbar ganz richtig empfunden. Der Schäferhund, das ist seine Tragik."

Sie lachte: „Ich dachte wirklich schon, es wäre Ihnen ernst um das, was Sie sagten."

„Es ist mir ernst darum."

„Bitte, sagen Sie nein."

„Ich bin nicht ungefällig und würde gern, wenn Sie es wünschen, nein sagen, aber es ist besser, ich bleibe bei dem Ja. Sehen Sie, der kleine Hochmutsteufel in Ihnen, der ist's, der dagegen aufbegehrt. Aber es hilft nichts, man muß im Leben lernen, sich selbst richtig einzuschätzen. Und ‚richtig' heißt ‚sehr niedrig'."

„So dachten Sie früher nicht!"

„Ich sagte Ihnen: man muß es lernen. Ich habe meine Lehrjahre durchgemacht."

„O, hätten Sie es nie!"

Er zuckte die Achseln.

Ein weiterer Akt, der dritte, war zu Ende gegangen, und er sagte: „Lassen Sie uns nun ausgedultet haben und heimgehen." Sie aber bat ihn zu bleiben.

„Es gefällt Ihnen also?"

„Gefallen will es auch mir nicht mehr sonderlich. Sie hatten wirklich recht mit dem Sand. Aber so vor dem Ende gehen, das brächt ich nicht fertig."

Wie sie nachher aus dem Theater traten, hatte es zu regnen angefangen. „Lassen Sie uns eine Droschke nehmen," schlug er vor.

Gertrud war eingestiegen, und der Professor hatte den Fuß bereits auf dem Tritt, als er ihn zurückzog, ihr die Hand hinreichte und sagte: „Auf Wiedersehen also, übermorgen."

„Sie fahren nicht mit?"

„Es könnte Gerede geben."

„Danach frag ich nichts."

„Sie sollen aber danach fragen. Und wenn Sie nicht auf Ihren guten Ruf bedacht sein wollen, dann muß ich's eben sein." Er schloß die Wagentür und gab dem Kutscher die Adresse.

Zuerst saß Gertrud wie benommen da, dann empfand sie sein Tun als beleidigend. Wie ein Kind wurde sie da in eine Droschke gesetzt und nach Hause geschickt.

Sie hatte ein paar Straßen durchfahren, mit ihrem Unmut kämpfend; dann stand sie plötzlich auf, griff nach der Pfeife, ließ halten, stieg aus und zahlte. Eine solche Behandlung duldete sie nicht. Sie wollte nach Hause gehen.

Der Regen hatte nachgelassen, doch rieselte es noch fein hernieder. Sie öffnete ihren Schirm und schritt aus. Die Bewegung tat ihr wohl.

Wen sie wohl gefragt hatte, ob es sich schicke, als sie in jener Nacht die Arbeiterfamilie aus dem Schlaf gepocht!

Dann aber nahmen ihre Gedanken eine andre Richtung an. Mitleid mit ihrem Freunde überkam sie. Sie deuchte, er sei im Begriff, in Wohlergehen zu ersticken, sein großer und reicher Geist in Gefahr, zu versiechen, in Bequemlichkeitstheorien und Philisteranschauungen zu verflachen. Doch mußte es eine Möglichkeit geben, ihn zu retten, ihn der hochherzigen Begeisterung

wiederzugewinnen, die sie früher, damals, in ihrer Heimat, so sehr an ihm geliebt.

Wenn sie selbst das vermöchte!

Zu Hause angekommen, tastete sie sich im Dunkeln in ihr Zimmer und weiterhin bis zu ihrem Arbeitstisch, auf dem die gute Frau Imker die Lampe mit den Streichhölzern für sie bereitzustellen pflegte. Sie machte Licht und sah, daß ein Brief für sie da lag. An der zierlich gemalten Aufschrift erkannte sie unschwer, daß ihre Freundin Ruth Berndt, von der sie lange nichts gehört und an die sie all die Zeit über kaum gedacht hatte, die Absenderin war.

Sie schrieb sehr glücklich. Wie sich alles so gut gestalte, wie man sie zu Haus verwöhne, wie sie hoffen dürfe, daß ihre heißesten Wünsche in Erfüllung gehen würden. Aber in dem allen vermisse sie die Freundin doppelt. Nun die Ferien gekommen seien, solle Gertrud ihr Versprechen wahr machen und sie besuchen. Sie erwarte sie mit Bestimmtheit und sei ihr im voraus so dankbar, so dankbar für ihr Kommen! Eine launige Karte von Ruths Vater, dem Apotheker, war beigefügt, in der er bat, die „Angebetete" solle nun nicht mehr säumen, ihnen die Freude eines langen Besuches zu machen.

Gertrud hatte alles sorgfältig zu Ende gelesen, mitsamt den letzten Grüßen, die quer geschrieben waren; nun ließ sie den Bogen sinken. Sie mußte irgendeinen Grund finden, der Freundin ihr Nichtkommen zu erklären. Sie sann darüber nach. Diese Reise war so lange vorher verabredet und besprochen worden, daß es nicht leicht war, eine Ausrede vorzubringen. Sogar die bequemsten Züge hatte ihr der Apotheker zusammengestellt.

Indem sie noch darüber nachdachte, stellte sich ihr plötzlich die Frage, warum es überhaupt notwendig sei, die liebe Einladung auszuschlagen?

Die Frage überraschte sie selbst zunächst. Dann aber brachte sie Klarheit, ganz unerbittlich; und es war nicht ihre Art, sich selbst an einer Erkenntnis vorbeizulügen, ihre sehenden Augen zu schließen.

Sie war aufgestanden, und ihr war, als lege jemand von hinten einen weichen, seltsam weichen Mantel um ihre Schultern und umhülle damit ihre ganze Gestalt. Sie aber schüttelte das von sich ab.

Sie bewegte die Lippen und sagte sachlich und bestimmt, als gelte es eine Mitteilung oder einen Entschluß: „Ich bleibe, weil ich ihn liebe."

Das war Tatsache, und damit mußte sie fortan rechnen. Zu ändern war daran nichts. Wie sie aber zu Bett gegangen, das Licht ausgelöscht hatte und es nun finster war, wähnte sie sich doch wieder von dem weichen, quälend weichen Mantel umfangen.

VII.

Gemeinsam hatten beide den Entschluß gefaßt und ausgeführt, eine Partie in den Spreewald zu unternehmen. Dies Stückchen Erde hatte er ihr in Worten geschildert, warm, wie sie selten über seine Lippen kamen. Ganz ehrliche Sehnsucht hatte er danach bekundet. So war sie ihm gewillfahrtet, obgleich sie diesmal Bedenken gehegt hatte. Einmal, weil das Bewußtsein, ihn zu lieben, sie unsicher machte, ihr selbst und ihm gegenüber, — ihrer guten

Frau Pastor Imker wich sie geradezu aus, in dem Gefühl, ihr die Wahrheit zu schulden —, sodann, weil man eine Nacht von Haus fern bleiben mußte.

Sie waren in ein Coupé III. Klasse gestiegen, denn es widerstrebte ihm, ihr allzu große Kosten zuzumuten. Aber obwohl er sie mit Kissen und Decken und einem Körbchen lockender Näschereien ausgerüstet hatte, litt er doch unter dem unsauberen Aussehen des Wagens, dem plebejischen Benehmen der Mitreisenden, dem kordialen Ton des Schaffners. Und wie gewöhnlich machte er seinem Unmut in spöttischen Bemerkungen Luft. Alles Reisen sei im Grunde vollendete Narretei: wenn er, ein gebranntes Kind, das Feuer noch nicht scheuen gelernt habe, so geschehe ihm eben nur recht. Schlechte Unterkunft, schlechtes Essen, und schließlich sei die Natur da am wenigsten anziehend, wo sie sich etwas auf sich selbst einzubilden scheine.

Sie hörte das mit an, erwiderte wenig, aber es schmerzte sie. Nicht seine Gedanken dachte sie mit, sondern wie sie ihn vor ihm selber retten könnte. Das war nun einmal die Aufgabe, die sie sich gesetzt, und die sie dauernd beschäftigte.

Sie waren in den Kahn gestiegen, und der glitt lautlos über das Wasser. Die Sonne stand dem Mittag zu, aber die Wärme hatte nichts Erschlaffendes, vielmehr etwas, was Leben weckte.

Lautlos glitt der Kahn über das Wasser. Zu beiden Seiten tauchten Bäume auf. Man sah in den Waldschoß hinein. Grünes Moos und üppige Farne. Und über dem Wasser in Scharen die großen, die spielenden Libellen.

Glitzerndes Sonnenlicht hier und da auf dem Moose. Und der Friede nah.

Lautlos glitt ihr Kahn, sie schwiegen beide. Seine Gedanken schienen eine ganz andre Richtung genommen zu haben.

„Wissen Sie," sagte er aus dem Schweigen heraus, „woran mich das alles erinnert?" Und da sie ihn kopfschüttelnd, fragend ansah: „An eine Wasserfahrt, die wir eines Abends auf der heimatlichen Saale unternommen haben. Entsinnen Sie sich?"

Es mußte das etwa zwölf Jahre her sein. Damals war sie siebzehn, er vierundzwanzig gewesen.

„Ich wohl," antwortete sie und fühlte dabei, daß ihre Pulse pochten. „Aber daß Sie noch daran denken! Es war doch nichts Besonderes dabei."

„Vielleicht doch. Sie eben waren das Besondere für mich." Er legte seine Hand auf die ihre: „Und sind es geblieben, Sie guter, treuer Kamerad! Aber ich bin Ihnen auch aufrichtig dankbar. Ohne daß ich's wußte, hatten Sie mir immer gefehlt."

Sie antwortete nichts; ein Gefühl des Gelähmtseins, wie es einen im Traum überschleicht, hatte sich ihrer bemächtigt; ihr war, als müßten die nächsten Sekunden für ihr Schicksal entscheidend werden — für sie, wie sie sich ihr Schicksal gestalten würde. Und wirklich fuhr er fort. „Nur eins fehlt mir, wenn ich an unsre Jugend zurückdenke. Damals nannten wir uns ‚Du', und das war ganz selbstverständlich, kannte ich Sie doch von klein auf."

Ihre Hand zitterte unter der seinen; er bemerkte es nicht. Behaglich, seinen Jugenderinnerungen nachsinnend, plauderte er weiter: „Als wir uns

dies Frühjahr wiedersahen, sprachen Sie mich gleich mit ‚Sie' an, und das war wieder ganz in der Ordnung. Obwohl es mich verdroß, hätt ich es gerad so gemacht. Da wir nun aber sozusagen wieder Jugendkameraden geworden sind — Sie auch kein Philister sein wollen und ich wirklich keiner bin — wär's wohl kein Raub, wir kehrten zu dem heimatlichen ‚Du' zurück. Natürlich nur, wenn es Ihnen nichts ausmacht."

„Sehr gern — du," hatte sie gesagt und gelacht und hatte sich gewundert, daß ihre eigene Stimme so ruhig geklungen.

Denn die Entscheidung war nun gefallen. Jetzt wußte sie, daß er sie liebte, wie sie ihn; wußte, daß sie ihm seinen Lebensmut wiedergeben würde — sei's um jeden Preis.

„Du scheinst das Du-nennen," meinte er, „heimtückisch dazu auszunutzen, daß du nun nichts mehr sagst."

„Ich dachte nur über etwas nach."

„Ja, das Denken. Es führt zu nichts und doch kann man es nicht lassen."

„Bei mir führt es zu etwas." Dabei sah sie ihn seltsam an, daß er sie nicht begriff. Doch war er jetzt nicht in der Stimmung, sich in einen Streit einzulassen.

Lautlos glitt ihr Kahn. Den Fährmann, der hinter ihnen stand, sahen sie nicht. Ihre Blicke versenkten sich in den grünen Waldboden, der gerad in Augenhöhe an ihnen vorüberhuschte und alles Leben in seinem Schoß zu tragen schien.

„Ob man's nun Gott nennen will oder nicht, bleibt sich gleich." Er sagte das halb zu sich selbst, halb zu ihr. „Aber es berührt einen nicht fremd, zu denken, man wäre, wie der Ahorn da, aus diesem Boden herausgewachsen, und es hat nichts Ängstigendes, daß man einst zurückkehrt und wieder zu Erde wird und teilnimmt an dem großen, stummen Wirken. Man soll auch nicht fragen, wozu, denn ich habe die Tiere in Verdacht, daß sie's wissen, und wir haben es wohl nur vergessen. Darum ist es so klug, seine Unwissenheit und seine Sehnsucht Gott zu nennen."

Zu andrer Zeit hätte sie versucht, ihre abweichende Meinung klarzulegen; jetzt weilten ihre Gedanken in ganz andrer Richtung, und sie pflichtete ihm stillschweigend bei. Nach einer Weile sagte sie nur: „Das Meiste und Beste, was Menschen von Gott erbitten, vermögen sie bei rechtem Wollen selbst. Für sich und auch für andre."

Ihr Kahn hatte sich einem Wirtshaus genähert, das, ein bescheidener Bau, inmitten einer grünen Insel lag. Da ließen sie anlegen, rückten einen Tisch unter eine schattenspendende Linde, bestellten und verzehrten ihr Mittagessen.

Sie hatten es sich nachher in zwei weichen Korbsesseln bequem gemacht und ein wenig der Ruhe gepflogen. Gertrud hatte sich zuerst erhoben, war neben den Freund getreten und hatte leise ihre Hand auf seine Schulter gelegt.

„Was gibt's denn?" sagte er. „Mit einemmal so lyrisch?"

Da hatte sie ihn angesehen, tieftraurig, mit Augen, in denen etwas Ernst-Entschlossenes glänzte. Er verstand sie nicht. Aber es war etwas in dem Blick, was es ihm unmöglich machte, zu fragen. Er stand nun gleichfalls auf und schlug ihr vor, das Haus zu besichtigen. Da es ihm zusagte, auch leidliche Bequemlichkeit bot, riet er, die Tour abzubrechen und hier zu übernachten; den Nachmittag würden sie nur eben zu zielloser Fahrt in abgelegenen Wasserstraßen nutzen. Sie war einverstanden, und so ließen sie sich gleich ihre Zimmer anweisen.

Wieder saßen sie im Kahn, der nun ganz einsame Flußwege suchte. Bei einer Biegung, die den Blick auf eine baumumstandene Lichtung öffnete — auf den farbigen Blumen des Grases leuchtete die Mittagssonne —, rief sie entzückt aus: „Ist das nicht ein Bild?"

„Ein Bild? Warum just ein Bild?"

„Wenn man das nähme und auf die Leinwand brächte, wie es da ist, das Bild wäre fertig."

Und er kopfschüttelnd: „Kind, wie töricht du noch bist! Das auf die Leinwand gebracht, wäre eine farbige Photographie. Nicht das Stück Erde macht das Bild aus, wie reizvoll es auch sein mag, sondern deine Stimmung, die du darein verdichtest. Nicht da ist das Bild, sondern in dir. Und wenn du es malen wolltest, so müßtest du, wie ich dich kenne, ein paar rüstige Schnitter dahinstellen und Mädchen, die das Heu harken. Und eigentlich müßte die Wiese ein Kornfeld sein." Er sagte das ohne allen Spott.

„Und du?"

„Ich? Ach, laß mich aus dem Spiel! Meine Bilder hängen im Museum. Ich schreibe den Katalog dazu."

„Warum hast du dein Malgerät nie auf unsre Ausflüge mitgenommen?"

„Weil ich keins habe."

„Du hast es aufgegeben?"

„Nein, es gab mich auf."

„Du solltest es wieder versuchen." Und nach einer Weile, in voller Siegeszuversicht, sagte sie ganz ruhig: „Die Zeit kommt, in der du wieder malst."

Seine Gedanken waren abgeirrt, und er sagte: „Du solltest mir eigentlich Vorwürfe machen, daß ich dich noch nicht gebeten habe, dich bei meiner Mutter wieder einführen zu dürfen. Du hättest ja übrigens auch ohne das Besuch machen können."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich will dir offen sagen, warum ich dich nicht gebeten. All unser Zusammensein wäre dann ganz alltäglich geworden. Aus wäre es gewesen mit der Lust der Selbstbestimmung. Und dann hat meine Mutter — Gott, ich kann es ihr ja nicht verdenken — den bis zur Tyrannei gesteigerten Wunsch, ich solle heiraten. Und da ist ihr jedes Mittel recht. Sie hätte uns von vornherein wie zwei Vögel betrachtet, die man schnellmöglichst in einen Käfig sperren müsse."

Sie gab ihm die Hand und sagte: „Ich danke dir."

„Wofür?"

„Daß du mir das erspart hast."

„Und nicht wahr, es gab unserm Zusammensein von Anfang an einen eignen Reiz, daß niemand darum wußte, daß wir nach niemandem zu fragen hatten und eben taten, was uns beliebte."

„Du weißt ja, ich gehe gern meine eigenen Wege."

„Ich auch," sagte er. „Mit dir zusammen." Und wieder legte er, wie er am Morgen getan, seinen Arm um ihre Schultern. Sie entwand sich ihm hastig.

„Darf ich das nicht?"

Sie schwieg.

Und er besorgt: „Du hast mir etwas übelgenommen, Gertrud?"

Sie schüttelte den Kopf. „Doch, du darfst," sagte sie dann mit leiser Stimme. „Wenn du willst."

So legte er den Arm wieder um ihre Schultern. Doch bereute er es noch denselben Augenblick, denn er fühlte, wie sie zitterte. Nur wäre es seltsam gewesen, jetzt davon abzustehen. Und in ihrem Zittern war etwas, was ihm das eigene Blut rascher durch die Adern trieb, was ihn mit warmer Zärtlichkeit erfüllte.

Ganz fest drückte er sie an sich. So legten sie die Fahrt zurück. Kein Wort kam von ihren Lippen.

Es war noch eben Zeit, im Freien ein einfaches Abendbrot einzunehmen. Doch sprachen sie auch jetzt nicht viel. Und was sie sagten, klang ihnen beiden erzwungen. Es war, als wäre etwas Fremdes zwischen ihnen aufgewachsen, was keines wahrhaben wollte, und was doch bestand.

So kühl war es geworden, daß er ihr wohl oder übel vorschlagen mußte, in ihre Zimmer hinaufzugehen. Sie stimmte ihm ruhig bei. Ebenmäßig klang dabei ihre Stimme, daß er selbst alle Befangenheit verlor.

Die Lampe brannte, das Mädchen hatte das bestellte Getränk gebracht, und Professor Amberg machte es sich auf dem Sofaplatz zurecht. Ein paarmal war Gertrud im Zimmer auf und ab gegangen, dann trat sie ans Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus. „Es ist dumpfig hier," sagte sie.

Er war gleichfalls aufgestanden und neben sie getreten, und eine Weile blickten sie beide hinaus in den Himmel, auf dem die Sterne eben erstanden. Sie sagte in ihrer schlichten, wahrhaftigen Art: „Es macht mich nervös, hier so allein mit dir zu sein. Es ist das Ungewohnte."

„Es braucht dich nicht nervös zu machen," erwiderte er, und ein Ernst klang aus seiner Stimme, den sie an ihm nicht kannte, der ihr wohltat.

Sie schlossen das Fenster und setzten sich, er auf das Sofa, sie auf einen Stuhl ihm gegenüber. Sie war nun wirklich wieder ganz ruhig geworden, und ihre Gedanken kehrten zu dem zurück, was sie all diese Tage über beschäftigt hatte. Ihn seinem besseren Selbst wiedergewinnen! „Du hast mir," sagte sie, „doch noch nie von deinen wissenschaftlichen Plänen gesprochen."

„Ich habe keine."

„Das glaube ich dir nicht."

„Ist leider doch so. Ich habe mich eine Zeitlang mit einem Buch über van Eyck getragen — in dem ist alles drin, ganz wie in Shakespeare — aber ich habe es aufgegeben."

„Warum?"

„Warum? Mir fehlt die Naivetät dazu. Um solch ein Buch zu machen, muß man den Glauben haben, Neues zu bieten, die Wissenschaft zu bereichern, oder wenigstens den, etwas zu schreiben, was die Leute gern lesen würden. Ich habe den Glauben nicht."

„Berthold, das darfst du nicht sagen!"

„Es ist so, Kind."

„Du mußt ihn wiederfinden — hörst du — du mußt —"

„Das ist wohl nicht möglich."

„Wenn ich nur etwas dazu tun könnte — ich —"

Er lächelte.

„Du sollst nicht lachen!" Und dann: „Ich kann nichts für dich tun — nichts — nichts." Ihre Augen feuchteten sich, sie stand hastig auf und trat wieder ans Fenster.

Ihm war das alles unsagbar peinlich, er sah das Beben ihres Körpers, hörte ein unterdrücktes Schluchzen.

„Aber Gertrud," sagte er, „du bist nervös." Er war hinter sie getreten und mühte sich leise, ihre Hände von ihren Augen herabzuziehen.

War es Zufall, oder war es sein Ungeschick? In demselben Augenblick lösten sich ihre Haare und flossen von ihren Schultern hinab.

Ein Aufschrei der Verwunderung, des Entzückens entfuhr ihm. Seine beiden Hände griffen nach diesem flutenden Haar.

Sie wollte es aufraffen und in das andre Zimmer flüchten, aber er hielt sie fest.

„Laß mich," bat er, „laß mir dein Haar. Du bist so schön."

Sie stand da, beide Hände vor die Stirn gedrückt, während seine Finger sich in ihr Haar vergruben und er seine Lippen darauf preßte.

„Wenn es dich glücklich macht," sagte sie dann, und um ihre blassen Lippen zuckte ein qualvolles Lächeln. „Wenn es — dich glücklich macht — —"

VIII.

Wie Schleier hatte es am andern Morgen auf ihrer beider Empfinden gelegen, wie durch Nebel hatten sie alles rings um sich gesehen. Sie waren sich nachher kaum bewußt, wie der Kahn sie zur Station zurückgeführt hatte; alle landschaftlichen Eindrücke waren für sie verloren. Sie sprachen wenig. Doch war sie innerlich ruhig und freudig. Doch mühte er sich, in jedem kleinen Dienst, in jeder Bewegung ihr seine Liebe, seine Verehrung fühlbar zu machen.

Er hatte sie in ein Coupé I. Klasse gehoben, und sie hatte es lächelnd geschehen lassen. „Damit wir allein sind," hatte er, sich entschuldigend, gemeint. Und nun waren sie allein, und der Zug trug sie ihrem Alltagsdasein wieder zu.

Auch jetzt noch sprachen sie wenig. Er hatte Zeit, sich zu sammeln, und doch wies er jede Überlegung von sich. Immer hielt er ihre Hand und streichelte sie, um ihr in jedem Augenblick seine Zärtlichkeit zu beweisen.

Dann aber raffte er sich zusammen, reckte die Schultern zurück und sagte: „Gertrud! Wann du willst, machen wir Hochzeit. Jeder Tag ist mir dazu willkommen. Ich brauche dir auch nicht zu sagen, wie glücklich ich —"

„Nein," erwiderte sie fest und bestimmt: „Das wollt ich nicht. Was zwischen uns gilt, ist besser und höher. Du hättest das nicht sagen sollen."

Ihm war eine Last vom Herzen gefallen, zugleich aber überkam ihn ein tiefes Mitgefühl mit ihrer kindlichen Gläubigkeit. Und in diesem Mitleid war etwas von hinreißender Zärtlichkeit. Er schloß sie in seine Arme und küßte sie heiß.

Seltsames Gefühl, wie sie in der offenen Droschke nachher durch die lärmenden Berliner Straßen fuhren! So wacht man des Morgens spät aus einem Traum auf, hört das Mädchen draußen im Gang hantieren, sieht, daß man die Zeit verschlafen, und weiß, daß Arbeit wartet.

Aber dies Erwachen hatte für Gertrud nichts Schreckendes.

Vor ihrer Tür hielt die Droschke. Sie stiegen beide aus, verabredeten ein Wiedersehen, blickten einander fest in die Augen und schieden mit herzhaftem Händedruck.

Sie hatte Frau Pastor Imker, die keinerlei Fragen stellte, ruhig wie immer zugenickt und fand nun in ihrem Zimmer auf ihrem Tischchen ein Telegramm. Ohne Hast machte sie es auf und las:

„Heute verlobt. Überselig. Ruth."

Ja, der war also glücklich ihr Assessor zuteil geworden! Ein beinah verächtliches Lächeln spielte um Gertruds Mund, wie sie das Telegramm beiseite legte. Und dann saß sie auf ihrem Sofa, die Hände um die hochgezogenen Kniee gefaltet, und dachte nach. Ein warmes Glücksgefühl erfüllte sie. Und Stolz, daß sie das für ihn hatte tun können.

Dann aber stand sie plötzlich auf, ging planlos durch ihr Zimmer, als suche sie etwas, blieb stehen, streckte die Arme aus und begann ganz unvermittelt krampfhaft zu schluchzen . . .

Professor Amberg war in die Droschke wieder eingestiegen und hatte den Kutscher bedeutet, er solle nur der Stadt zufahren. Ihm war noch immer, als wäre rund um ihn etwas Undurchdringliches. Da hindurch bewegte er sich, ohne klares Bewußtsein. Er kam erst wieder zu rechter Besinnung, als sein Gefährt anhielt und er eine bestimmte Weisung geben sollte. So nannte er die Adresse eines Blumengeschäfts irgendwo.

Da angelangt stieg er aus, lohnte den Kutscher ab und sah sich um, von all dem Duft belästigt, inmitten verschwenderischer Blumenpracht. Er wählte kurzerhand eins der kostbarsten Arrangements und ordnete an, es Gertrud zu senden. Zu Fuß schlug er den Weg nach dem Tiergarten, seiner Wohnung zu, ein.

Daß ihm das vorbehalten gewesen, ausgerechnet ihm, war eigentlich beinah komisch . . .

Zum Teufel auch mit der Komik! Bitterernst war es und konnte noch sehr viel ernster werden. Und schließlich: warum, wozu, wem zu Nutzen und Frommen? So gern er selbst schenkte, so ungern ließ er sich verpflichten. Schon als jungem Fant war ihm sein eigener Geburtstag immer höchst peinlich gewesen. Und nun? —

Damit hatte er sich schließlich abzufinden. Auf sie kam es vor allen Dingen an. Nie durfte sie seine jetzigen Empfindungen ahnen — nie.

Das Blumenarrangement war ja auch unmöglich! So etwas schickte man einer Operettendiva. Das mußte sie verletzen.

Er kehrte eilends um, bestellte das Prunkstück wieder ab und forderte statt dessen einen dichten Veilchenstrauß. — Veilchen waren jetzt außerordentlich selten. Ihm gleichgültig! Es sollten so schnell als möglich Veilchen besorgt und ihr zugesandt werden. Nun das geordnet, schritt er verhältnismäßig beruhigt seiner Wohnung zu.

Zu Haus angekommen, nahm er ein warmes Bad und kleidete sich um. Dann hörte er vom Diener, daß seine Mutter nach ihm gefragt habe, und ging in ihre Gemächer hinüber, der alten Dame die Hand zu küssen.

Ihr kluger Blick verdroß ihn, und er sagte: „Ja Mama, du mußt schon verzeihen, daß ich dir so wenig Gesellschaft leiste. Aber ich habe jetzt" — eine Lüge mochte er nicht aussprechen, und so ließ er den Satz unbeendet.

„Mach dir darum keine Sorgen, Berthold. Du weißt, mir ist die Zeit noch nie zu lang, sondern leider immer nur allzu kurz erschienen. Die Hauptsache ist, daß du glücklich bist."

Und sie nickte ihm freundlich zu.

IX.

Daß nur Gertrud nichts merkte! Dieser Gedanke begann ihn zu foltern, verfolgte ihn nachts in seine Träume.

War er vorher oft mit ihr zusammengewesen, so ermöglichte er es jetzt, sie täglich, wenigstens auf ein paar Augenblicke, zu sehen. Er umgab sie mit Aufmerksamkeiten, er behandelte sie rücksichtsvoll wie ein krankes Kind, er suchte seine Anschauungen ihr anzupassen. Nur solche Gesinnungen ließ er laut werden, von denen er wußte, daß sie ihre Billigung fanden. Daß er bei gemeinsamen Ausflügen für sie beide zahle, schien auch ihr nunmehr selbstverständlich; hatte er aber schon früher nicht gewagt, ihr irgendwelche Geschenke zu bieten, die ihren Anzug irgendwie hätten aufbessern können, so verbannte er den lockenden Gedanken jetzt vollends. Nur prangten täglich frische Blumen in ausgesuchten Exemplaren in dem Glase vor ihrem Fenster.

Er hatte gefürchtet, ihr Verhältnis würde fortan überhaupt ein andres werden. Doch schien ihr das ganz so fern zu liegen wie ihm selbst. Ihr Kuß hatte längst wieder etwas Geschwisterliches angenommen. Auch zog er am liebsten ihre Hand an seine Lippen.

Wie sehr er sie nun vollends verehrte, wie dankbar er ihr wäre, sollte sie in jedem Augenblick empfinden. Das aber immerfort zum Ausdruck bringen zu müssen, hatte etwas unsagbar Quälendes für eine nervöse Natur, wie er

es war, für einen Menschen, der gewohnt war, sich gehen zu lassen. Nie in seinem Leben hatte er sich so unfrei gefühlt wie jetzt ihr gegenüber. Und das eigentlich ohne seine Schuld, jedenfalls gegen seine Absicht. Er wahrlich hätte sich bestens gehütet, wenn anders es überhaupt vorherzusehen gewesen wäre.

Es war an einem der letzten Ferientage, die ihr blieben. Sie saßen beieinander auf einer Bank im Schloßpark zu Charlottenburg; eine leise, erste Herbstesahnung lag auf den müden Blättern. Geschickt unterhielt er sie von gleichgültigen Dingen. Sie unterbrach ihn, legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Hast du schon an deinen van Eyck gedacht?“

„Nein, wie sollte ich auch?“

Und sie, mit einem kindlich-mütterlichen Lächeln, das ihren sonst herben Zügen etwas ganz Weiches verlieh: „Jetzt solltest du doch . . .“

„Du Gute, Liebe!“ Ihm war, als täte die Unerfahrenheit ihres dummen Herzchens ihm weh in seiner eigenen Brust.

„Ich weiß wohl, daß du es früher zu Titel und Anerkennung gebracht hast als alle andern. Aber das ist nicht genug für dich. Du bist berufen, Bleibendes zu schaffen. Du mußt, hörst du? Ganz groß mußt du werden.“ Und leise: „Sonst hätt ich das nicht für dich tun dürfen.“

Ihr blindes Vertrauen zerriß ihm das Herz. Und was das schlimmste: wie ein Betrüger kam er sich vor. Er sagte: „Sieh mal, du verkennst das. Solch ein Werk schreibt man nicht in einem Augenblick, auch nicht in einem Rausch der Begeisterung. Jahrelange Vorstudien gehören dazu. Mühselig muß man einen Stein zum andern tragen. Leimen und flicken. So schnell, wie du dir denkst, geht das nicht.“

„Aber du nimmst die Arbeit wieder auf?“

„Ich will es hoffen.“

„Du mußt.“

„Nur darfst du dir von mir nichts Großes versprechen. Die Großen sind aus anderm Holz geschnitzt.“

„Das laß meine Sorge sein.“

„Und dann — ich habe weniger freie Zeit für solche Arbeit, als du denkst. Fast den ganzen Tag über bin ich im Museum, und wenn ich da auch nicht gerade meinen Geist überanstrenge, diese Bureautätigkeit spannt ab, macht müde, läßt einem nicht die nötige Frische. Komm ich dann nach Hause, verlangt's mich nach andern Dingen und — andern Menschen. Als da ist —“

„Dann laß uns lieber weniger oft beisammen sein.“

„Glaubst du, daß ich das aushielte? Dich entbehren?“ Aber indem er es aussprach, fuhr ihm durch den Kopf: „Wollte Gott, ich wäre dieser Qual enthoben! Brauchte hier nicht zu sitzen und Kirchenbuße zu tun!“

Es war die erste bewußte Unwahrheit, die er ihr gegenüber laut werden ließ. Es sollte die letzte bleiben.

X.

So fremd es ihn an ihm selbst anmutete, er hatte das Bedürfnis, sich auszusprechen. An einem Nachmittag, da Gertrud mit ihren Heften zu tun hatte, ging er, seinen lang vernachlässigten Freund, den Maler Dirkheim, aufzusuchen, der in einem altmodischen Gartenhaus unweit des Tiergartens sein Atelier hatte.

Er fand den Maler in dem unbehaglich leeren Dachraum, dem all der übliche Aufputz fehlte, lang ausgestreckt in einem Liegestuhl, die Augen halb geschlossen, aus kurzer englischer Pfeife dampfend.

„Seh ich geschäftig bei den Linnen . . .?" begrüßte Professor Amberg ihn lachend.

Der Maler stand nicht auf, ließ auch die Pfeife nicht aus den Zähnen, sondern streckte ihm nur die Hand hin und meinte: „Na, Kapitän?"

„Ach, verschonen Sie mich mit Ihrem Kapitän!" Er entfernte ein paar Mappen von der Chaiselongue und setzte sich.

„Ich empfinde mal wieder die Notwendigkeit, eine Reise um die Welt zu machen," sagte der Maler. „Natürlich auf meiner eigenen Jacht. Da werde ich mit Vorliebe in solchem Strandstuhl auf Deck liegen und in den Himmel blinzeln. Kommt der Kapitän, nach meinen Befehlen zu fragen, so werde ich immer sehr leutselig sein. Dieses mein Wohlwollen erlaubte ich mir fürs erste auf Sie zu übertragen."

„Fehlen Ihnen zu Ihrer Reise nur noch ein paar Millionen."

„Dafür bin ich mir jetzt endlich über die Einrichtung der Kajüte im klaren. Altmahagoni mit Kacheln, ganz einfach, englischer Geschmack. Ledermöbel. Das Service aus Zinn. Die ganze Jacht nicht zu groß, etwa ein Dreimännerschiff. Für mich und höchstens zwei Freunde. Sie sind höflichst eingeladen."

„Schade, daß solche Einladungen immer nur von denen ausgehen, die nicht Ernst damit machen können."

„Wir werden sehr glücklich sein. Farben werden nicht mitgenommen. Leinewand gibt's nicht. Höchstens ein Skizzenbuch und ein paar Pastellstifte."

„Darauf bereiten Sie sich wohl jetzt schon vor? Ihr ganzes Atelier atmet wahrhaft asketische Arbeitsenthaltung. Keine Stimmung, was zu machen?"

„Ach, lassen Sie mich mit Ihren Stimmungen aus!"

„Mißfällt Ihnen das? Andre müssen sich auch katechisieren lassen."

„Stimmungen! Ich male mit und ohne Stimmung, ist mir ganz gleich. Oder glauben Sie, daß man sich bei dem Nichtstun wohlfühlt? Aber ich habe Pech gehabt. Ich habe — ein Bild gesehen."

„Von wem?"

„Ein Bild, das erst noch gemalt werden muß. Und zwar leider Gottes von mir."

„So reden Sie es sich mal erst vom Herzen."

„Es ist kein Geheimnis. Aber wie soll ich Ihnen das erklären? Ich gehe eines schönen Tages zum Tiergarten hinüber, gehe ganz in Gedanken für

mich hin. Da, an der Ecke, sehe ich plötzlich drei Gestalten mir entgegenkommen. Das heißt: die eine Gestalt war ein Hund, aber der gehört mit dazu. Also, eine Dame, die mir durch ihre vornehme Erscheinung auffällt. Sie stützt sich leicht auf ein dunkel gekleidetes, älteres Mädchen zu ihrer Rechten. Sie selbst groß und gleichfalls dunkel gekleidet und trägt ein Kind unterm Herzen. Und ihr zur andern Seite ein zierlich-schlanker englischer Windhund, der sich an sie anschmiegt. Das ist alles. Aber in dem Ausdruck der ganzen Gruppe etwas, was ich nicht los werden kann, und was sich natürlich auch mit Worten nicht beschreiben läßt."

„Also malen Sie's."

Der Maler fuhr mit der flachen Hand über sein ganz kurzgeschorenes Haar, das seinem etwas breiten Gesicht ein leutnantmäßiges Aussehen gab, und sagte: „Fällt mir nicht ein. Ich male keine Anekdoten. Ich male Farben. Ich bin kein Genrepinsel."

„Komische Leute seid ihr Künstler! Immer denkt ihr, ihr hättet die Verpflichtung, Raffaels oder Rembrandts zu werden. Seid froh, wenn einer dumm oder klug genug ist, euch eure Leinwand abzukaufen."

Dirkheim nickte zustimmend: „Ich habe mir die Sache so gedacht. Ein Kornfeld, Mittag, Sonnenglut. Stahlblauer Himmel. Mitten durchs Bild, gerade auf den Betrachter zu, ein endloser, sandiger Weg, wie mit dem Lineal gezogen. Auf dem die drei Gestalten."

In Ambergs blassem, dunkel-brünettem Gesicht begann es zu zucken, wie immer, wenn etwas sein Interesse erregte. „Hm," meinte er.

Der Maler aber sprang auf und ging mit großen Schritten auf und ab. „Es ist unmöglich. Ich mag das nicht malen. Es schaut nach Symbolismus aus. Und schließlich kann man nicht alle Laster haben."

„Wie Sie wollen — oder man sagt ja wohl: müssen. Ich bin übrigens nicht nur hergekommen, Ihre baufälligen, lebensgefährlichen drei oder vier Treppen herauf, um Ihnen in Ihren Schaffensnöten beizustehen. Ich wollte Ihnen erzählen — — Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß wir uns seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen haben?"

„Bitte sehr. Ich war inzwischen zwei- oder dreimal bei Ihnen. Wer aber nie zu Hause war, das waren Sie. Da hab ich mich denn wohl oder übel zufrieden gegeben und gedacht, Sie entdeckten mal wieder so 'nen gefälschten van Eyck."

„Der van Eyck ist echt. Was ich Ihnen sagen wollte — ja, denken Sie, ich habe mich sehr an ein junges Mädchen angeschlossen. Deshalb bin ich nicht zu Ihnen gekommen. Das heißt: ‚junges Mädchen' ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Jugend ist ihr geringster Fehler. Ich kenne sie aus meiner Heimat her. War als Student sogar arg in sie verschossen. Wir haben uns hier letztes Frühjahr ganz zufällig wiedergetroffen."

„Und was treibt sie hier, in diesem Sündenbabel?"

„Sie ist Lehrerin."

„Lehrerin? Das wäre weniger mein Geschmack. Oder — nun versteh ich Sie erst: eine veilchenblaue Freundschaft?"

„Natürlich."
„Und welchen Verlauf hat die Sache genommen?"
„Verlauf? Gar keinen."
„Trotzdem — ich weiß nicht — an dem allen mißfällt mir eines —"
„Das wäre?"
„Daß Sie es mir erzählen."
„Ja eben, das ist es, das mißfällt mir auch daran."

XI.

Eine Aussprache war also dennoch unmöglich gewesen. Trotzdem waren Professor Ambergs Empfindungen seit seinem Besuch bei dem Maler andre geworden. Sonderlichen Selbsttäuschungen hatte er sich schon vorher nicht hingegeben; jetzt sah er mit unbarmherziger Klarheit. Er hatte gleichsam innerlich die Summe gezogen. Und mag jemand seine Ausgaben noch so gut kennen, es ist etwas andres, die Zahlen addiert haben und dem ziffermäßigen Resultat gegenüberstehen.

Eine neue Empfindung kam hinzu, die seinen Verkehr mit Gertrud noch erschwerte: er glaubte sich durchschaut. Stimmte er ihren Äußerungen bei, oder suchte er seine Urteile ihr anzupassen, so wähnte er ihren Blick seitwärts auf sich gerichtet zu fühlen. Und in diesem Blick war etwas ängstlich Fragendes. Gleichzeitig sagte er sich freilich, daß das alles auf Täuschung beruhen könne und ihm von seinem bösen Gewissen eingegeben sei. Aber diese Ungewißheit machte ihn nur noch nervöser.

Äußerlich war Gertruds Haltung ihm gegenüber ganz die alte geblieben. Ruhig, ihrer überlegten Ansicht sicher, in jedem Augenblick bereit, sie ernsthaft zu diskutieren und zu verteidigen, so ging sie neben ihm her. Und das eben war das Unerträgliche. Wie ein Schuljunge kam er sich vor.

Es war an einem Oktobertage. Der Himmel bedeckt, die Stadt geschäftig. Für den frühen Nachmittag hatten sie die Verabredung getroffen.

Er war nach schlecht durchschlafener Nacht spät aufgestanden, und der Gedanke an das Zusammensein hatte sein Lebensgefühl nicht eben gesteigert. Dann hatte er Ärger im Museum gehabt; ein Bild, das seiner Obhut unterstand, war ganz jammervoll restauriert worden. Einer jener Tage, an denen einem alles quer geht. Und schließlich hatte seine Mutter, als er vom Mittagessen etwas vorzeitig aufstand, um die verabredete Stunde einzuhalten, ihm einen ihrer überlegenen Blicke zugeworfen und ihn mit klugem Auge zu gehen bedeutet. Das hatte ihn so sehr verdrossen, daß er sich noch einmal niedergesetzt und ruhig weiter geplaudert hatte. Gertrud wartete bereits auf ihn, als er an Ort und Stelle eintraf.

Freilich, es machte ihr das nichts aus. Zu wenig, fand er, verargte sie es ihm. Alle Unhöflichkeiten waren ihm zuwider; er selbst hatte für sich keine Entschuldigung. Sie hätte es ihm übel vermerken müssen, wenn anders sie so gewesen wäre wie die übrigen Frauen seiner Bekanntschaft. Aber das war sie leider nicht.

Sie waren auf und ab geschritten, zu beratschlagen, was sie gemeinsam vornehmen könnten, als es zu regnen angefangen. Ein gleichmäßiger Oktoberregen, der den Anblick der Straßen mit einem Schlage änderte. So hatten sie kurzerhand beschlossen, in ihrem Stübchen beisammen zu sein, und es war ihnen geglückt, noch eben hinten auf einer Pferdebahn Platz zu finden.

Das hatte auch er gesehen, daß ein Herr mit Vorstadtzylinder und unmöglicher Krawatte, der nach ihnen aufgestiegen war, ein dreizehnjähriges Mädchen gewaltsam von ihrem Platz verdrängte, so daß es nun vom Regen getroffen wurde. Aber nicht wenig war er entsetzt, als Gertrud plötzlich dem Herrn mit ruhiger, aber erhobener Stimme sein Tun verwies und ihn aufforderte, dem Kinde seinen Platz wieder einzuräumen. Darauf eine ungezogene Antwort und wieder der gebietende Klang ihrer Stimme. Ein häßlicher Zank entspann sich. Die Umstehenden nahmen für und wider Partei; heftige Worte fielen und unpassende Witze. Sie blieb ruhig und sehr bestimmt. Schließlich machte sie den Schaffner auf seine Pflicht aufmerksam. Der zuckte die Achseln. Zu neuen Witzen und Anzüglichkeiten ermutigte das. Erst als Professor Amberg nun selber eingriff, ward es still. Die Dame hatte einen Beschützer, das war etwas andres. Es war auch etwas in seinem Ton gewesen, was eine Fortsetzung der Szene unmöglich machte.

„Komm!“ sagte er zu ihr, und ein erschreckender Hochmut klang aus seiner Stimme. „Mich lüstet nach der Gesellschaft hier nicht weiter. Wir wollen uns eine Droschke nehmen.“

„Nein. Durch Ungezogenheiten laß ich mich nicht von meinem Platz verdrängen.“ So blieb ihm nichts übrig, als weiter auszuharren.

Wie sie aber nachher ihren Weg zu Fuß fortsetzten, stellte Amberg sie zur Rede: „Die Szene hättest du mir füglich auch ersparen können. Du weißt, wie unleidlich mir derartiges ist. Da vor dem Pöbel Theater spielen!“

„Sollte ich ruhig zusehen, daß das Kind von seinem Platz ganz widerrechtlich verdrängt wurde?“

„Das solltest du freilich.“

„Das kann nicht deine wahre Meinung sein. Ich bin mir bewußt, durchaus richtig gehandelt zu haben.“

„Richtig oder nicht richtig! Damit denkst du alles abtun zu können. Als wenn die Welt zwischen zwei Zäunen eingeschlossen wäre! Geschmacklos war es.“

„Etwas Richtiges kann nicht geschmacklos sein, Berthold. Dann wäre unser Geschmack eben ein falscher.“

„Keine Dame hätte sich darauf eingelassen.“

„Ich bin auch keine Dame. Ich bin eine arbeitende Frau. Daran wirst du dich gewöhnen müssen.“

„Ja freilich, daran hab ich mich schon gewöhnt.“ Und da sie eben die Treppe zu ihrer Wohnung hinanstiegen: „Weißt du, dies absichtliche Nicht-Dame-sein-wollen hat etwas Komisches. Ich glaube, du vermeidest geradezu alles, was nach ein wenig Chik aussieht. Warum denn das nicht mitnehmen, was das Leben verschönt? Oder meinst du, du vergäbest dir etwas als

‚arbeitende Frau', wenn du dir statt des grünen Unterrocks da vernünftige Jupons anschafftest?"

Sie antwortete ihm darauf nicht, aber es tat ihr weh.

Oben in ihrem Zimmer machte sie sich daran, ihm, wie sie gewohnt war, den Kaffee zu bereiten. Während sie noch damit beschäftigt war, sagte er: „Weißt du, dein Sofa sitzt sich miserabel."

„Das hast du bisher noch nie gefunden."

„Ja, dann muß es wohl seinen Charakter zu seinem Nachteil verändert haben." Aber indem er es aussprach, wurde er sich bewußt, daß er sich geradezu schändlich gehen ließ, daß er seiner Stimmung nachgab, daß, falls er so fortfuhr, sie merken mußte, wie es mit ihm stand. Er besann sich ein paar Minuten und begann nun von einer Gesellschaft zu erzählen, die er kürzlich mitgemacht hatte — wie man einen beliebigen Fremden unterhält.

Nur gelegentlich warf sie ein Wort ein. Auch sie war einsilbig geworden. Schließlich verstummte sie ganz.

Und dann, vielleicht auch aus der Mißstimmung heraus, wenn auch ihr selber unbewußt, sagte sie: „Wie steht es mit deiner Arbeit?"

„Ich bitte dich, hör endlich auf, mich danach zu fragen."

„Hab ich kein Recht dazu?" Das alte Lächeln wollte sich um ihren Mund einstellen, aber es war, als verzerrte es die Angst.

Er sah es nicht. „Nein, liebes Kind, das Recht hast du nicht. Kein Mensch hat das Recht, den andern zu quälen. Und du quälst mich. Ich muß dir das endlich mal ganz offen sagen."

„Ich darf dich also nicht mehr danach fragen?"

„Dürfen! Es ist eben geschmacklos. Ich komme mir ja wie ein Schuljunge vor, der seinem Lehrer Rechenschaft abzulegen hat. Und dazu bin ich denn doch etwas zu alt geworden. Überhaupt das Lehrerinnenhafte —"

„Ich fragte nur, weil ich Dich lieb habe, Berthold." Sie war unwillkürlich aufgestanden und hatte sich von ihm zurückgezogen.

„Ach, Liebe! Wenn die Liebe nur dazu da ist, die Menschen zu quälen —"

Sie trat wieder dicht an ihn heran, aber alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. „Hast du mich überhaupt jemals geliebt?" Ihre Stimme klang merkwürdig ruhig.

„Laß, bitte, die Sentimentalitäten! Ich bin nicht in der Stimmung."

„Antworte mir."

„Was heißt das: lieben? Liebe ist doch auch nur ein Wort —"

Ein Aufschrei unterbrach ihn. Sie stand da, die Hand an den Tisch geklammert, als risse sie jemand an den Haaren hintenüber. Ihr Gesicht vermochte er nicht mehr zu sehen.

„Ich meine natürlich — —" Und da sie regungslos verharrte: „Du mußt das nicht so seriös nehmen, Gertrud. Du kennst mich ja —"

Da kam wieder Leben in ihre Gestalt: „Geh," sagte sie.

„Aber ich bitte dich um Verzeihung. Ich —"

„Du gehst augenblicklich!"

„Aber wenn ich dir sage, daß es mir ganz fernlag —"

Da schrie sie auf: „Ich will dich nicht mehr sehen, ich verabscheue dich, du bist mir widerwärtig."

„Wenn du es denn durchaus willst —"

„Daß du nicht wagst, je wieder meine Schwelle zu überschreiten!"

Auch er war blaß geworden. Verlegen suchte er nach Hut, Mantel und Schirm. In der Tür blieb er noch einen Augenblick wartend stehen. Aber sie drehte sich nicht nach ihm um, sie würdigte ihn keines Blickes. Und so ging er.

Vor der Flurtür machte er Halt. Auch er zitterte derartig, daß er sich an dem Treppengeländer halten mußte. Nur nach und nach gewann er so weit die Herrschaft über seine Glieder, daß er wenigstens den Hut aufsetzen und den Mantel anziehen konnte. Aber auch dann noch ging von Zeit zu Zeit ein krampfhaftes Zucken durch seine schmächtige Gestalt.

Langsam fand er die drei Treppen hinunter. Er hatte nur ein Gefühl, das der Scham. Aber das zermarterte ihn. Und wie er an dem Treppenspiegel vorüberkam, hielt er unwillkürlich die Hand vor die Augen.

Er war hinausgeschickt worden wie ein Kind, wie ein ehrloser Bube. Ein Mädchen, das er achtete, hatte ihm die Tür gewiesen.

Und warum? Gleichgültig, weshalb. Auf die Tatsache kam es an, und daß ihn das betroffen hatte. Er hatte das Gefühl, keinem Menschen mehr in die Augen sehen zu dürfen. Als müßte jedermann seine Schmach auf seiner Stirn lesen können.

Wie er aber die Straße betrat, hob sich seine Stimmung wieder. Die frische Luft tat ihm wohl; auch hatte der Regen aufgehört. Gott sei Dank wußte niemand darum! Kein Mensch würde es erfahren.

Und schließlich war ein Ende mit Schrecken immer besser als eine Knechtschaft ohne Ende. Nun war er die ganze fatale Geschichte los. Er war wieder frei, konnte sein Leben wieder genießen, war es überhoben, mit einer Lehrerin schön zu tun, die ihn schulmeisterte.

Und er selbst hatte sich keine Schuld an dem Bruch beizumessen! Alle Brutalität war ihm erspart geblieben. Das war das angenehmste dabei. Das Schicksal hatte die Freundlichkeit gehabt, für ihn zu handeln, in seinem Sinne.

Er hätte ein Narr sein müssen, nicht dankbar dafür zu sein. Daß es nicht ganz ohne Unannehmlichkeiten abgegangen war — ja, aber wann wären die irgend jemandem in so verfahrenen Umständen erspart geblieben?

Er ging zu Fuß nach Hause, vermied es aber, seiner Mutter daheim zu begegnen. Ihrer Physiognomik mißtraute er. Er sprach dem Diener von Kopfschmerzen — die er auch wirklich hatte — und zog sich in seine Räume zurück.

Denselben Abend noch schrieb er einen Brief an sie. Nicht um irgendwelche Umstimmung herbeizuführen, sondern aus einem gewissen Reinlichkeitsbedürfnis heraus, um einen sauberen Abschluß zu haben.

Er überlegte auch nicht lange, sondern füllte den Bogen mit rascher Schrift:

„Liebe Gertrud!

„Du warst derart aufgebracht, daß es mir unmöglich war, Dir eine Erklärung zu geben. Auch jetzt nur soviel, daß es mir gänzlich fernlag, Dich irgendwie beleidigen zu wollen. Ich dächte auch, ich hätte Dir keinen Anlaß gegeben, an meinen Gesinnungen zu zweifeln. Fiel irgendeine Äußerung, die Dich verstimmte, so sei, bitte, überzeugt, daß sie meiner Gesinnung gegen Dich nicht entsprach. Man sagt so manches im Unmut, und ich hatte den ganzen Tag über Verdruß gehabt.

„Ich warte also auf Deine Erlaubnis, Dich wieder aufsuchen zu dürfen. Ist es Dir jetzt noch unmöglich, sie mir zu geben, so wisse: wann immer ich ein Wort von Dir erhalte, werde ich glücklich sein, zu Dir eilen zu können. Es ist das keine leere Redewendung; ich meine es so und werde mir dieser meiner Worte immer bewußt bleiben.

„Wie Du Dich auch entscheidest, ich habe alle Veranlassung, Dir für Deine bisherige Freundschaft von Herzen dankbar zu sein. Ich fühle das tief. Es widerstrebt mir, viel schöne Worte zu machen, aber Du sollst wissen, wie sehr Dir dankbar ist

Dein Dir treu ergebener
Berthold Amberg."

Er trug den Brief selbst den Abend noch zum Kasten und hatte eine sehr angenehme Empfindung, als die Metallklappe über der Einwurfsöffnung klirrte. Die Empfindung eines angemessenen Abschlusses.

Aber schon am nächsten Tage, als er vom Museum heimkehrte, fand er seinen Brief wieder vor. Mit dem amtlichen Vermerk: „Annahme verweigert."

(Schluß folgt.)

Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich.

Mit Benutzung ungedruckter Briefschaften aus dem Besitze der Familie von Orlich[1]).

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

Am 5. Juni 1860[2]) starb in London ein deutscher Schriftsteller und Gelehrter, der sich, vor allem durch umfassende Arbeiten über Britisch-Indien, einen geachteten Namen gemacht hatte, der königlich preußische Major außer Dienst Leopold von Orlich.

Soviel wir nach den dürftigen Mitteilungen urteilen können, die wir über ihn besitzen, waren seine Werke und seine Persönlichkeit in England mehr als in seinem Vaterlande zur Geltung gekommen. Schon seit geraumer Zeit hatte er hier nur noch vorübergehend geweilt; während er sich aber den deutschen Verhältnissen im Laufe der Jahre etwas entfremdete, war er jenseits des Kanals allmählich ganz heimisch geworden. Seine engen persönlichen Beziehungen, im besonderen seine Heirat, verschafften ihm Eingang in die vornehme englische Gesellschaft; seine Forschungen sowie deren Ergebnisse hingegen verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit der militärischen, politischen und wissenschaftlichen Kreise Englands auf ihn zu lenken.

Für das Ansehen, das er dort genoß, gibt der Nachruf, der nach seinem Ableben in der ersten Zeitung des Landes, der „Times", über ihn erschien, beredtes Zeugnis. In warmen Worten hebt er, neben Orlichs Leistungen, seinen freien geistigen Standpunkt und die Lauterkeit seines Charakters hervor; zugleich erinnert dieser Nachruf auch an das persönliche Verhältnis, das zwischen dem Verstorbenen und dem damaligen Prinzregenten von Preußen, dem späteren Könige und Kaiser Wilhelm I., bestanden habe. „Seine lange und

---

[1]) In den Anmerkungen mit O. bezeichnet.

[2]) Auskunft der Akten der Geheimen Kriegskanzlei. Die Angabe in der Orlichschen Familienchronik und in dem von F. Ratzel verfaßten Artikel der „Allg. Deutschen Biographie" ist hiernach zu berichtigen.

vertraute Bekanntschaft mit dem Prinzregenten von Preußen," bemerkt er, „kennzeichnet eine gegenseitige Achtung, die dem Prinzen wie dem Untertan gleich sehr zur Ehre gereicht. Was er an Einfluß besaß, machte er für die Sache der konstitutionellen Freiheit geltend, und bei der jetzigen Ungewißheit der preußischen Dinge ist der Tod eines solchen Mannes ein Verlust für sein Vaterland" [1]).

Unter den jetzt Lebenden dürften wohl nur noch wenige sein, die über die hier erwähnten Beziehungen Bescheid wissen. Bei der weltgeschichtlichen Bedeutung Kaiser Wilhelms I. erscheint es deshalb nicht unwichtig, dieselben schärfer ins Auge zu fassen und zu prüfen, wie weit jener Nachruf der „Times" den Tatsachen entspricht.

Daß unsre Untersuchung auch über den Bereich der Fachgelehrten hinaus Interesse und Teilnahme erwecken wird, glauben wir wohl annehmen zu dürfen nach der Art der Zeugnisse, die ihr zugrunde liegen. Sind es doch fast sämtlich eigenhändige Briefe des damaligen preußischen Thronerben, aus denen sie sich zusammensetzen.

Im Interesse der Geschichtsforschung machen wir mit Freuden Gebrauch von der Erlaubnis, die uns vorliegenden Schriftstücke hier im Wortlaute wiederzugeben. Zunächst aber wollen wir uns Leopold von Orlichs Herkunft und Persönlichkeit ebenso wie seinen Lebensgang bis zu dem Zeitpunkte, wo diese Briefe beginnen, in großen Zügen vergegenwärtigen, teils um uns das Verständnis ihres Inhaltes zu erleichtern, vor allem aber, um den Mann, an den der spätere Kaiser sie gerichtet hat, in der Nähe zu betrachten.

Leopold von Orlich wurde am 30. Juni 1804 in dem kleinen preußisch-litauischen Städtchen Stallupönen als Sohn des königlich preußischen Hauptmanns Ludwig von Orlich geboren. Seine Familie führte ihren Ursprung auf ein böhmisches Adelsgeschlecht protestantischen Bekenntnisses zurück [2]), von dem ein Sprößling in der Zeit der katholischen Restauration nach 1620 seine Heimat verlassen und in Deutschland eine Zuflucht gefunden hatte.

Der Vater Leopolds, der im Jahre 1805 zum Major aufrückte, hat sich in den Annalen des bald danach ausbrechenden Krieges durch sein besonnenes und tapferes Verhalten ein sehr ehrenvolles Andenken gesichert. Hohen Ruhm erwarb er sich zunächst nach dem unglücklichen Gefechte bei Waltersdorf in Westpreußen am 5. Februar 1807. Mit dem größten Teile der Füsilierbrigade, der sein Bataillon angehörte, war auch er nach hartnäckigem Widerstande in französische Gefangenschaft geraten, doch besaß er die Geistesgegenwart, durch Entsendung eines Unteroffiziers an den in der Nähe stehenden russischen Generalleutnant Fürsten Wolkonsky diesen von dem Marsche

[1]) Abgedruckt in der „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Juni 1860, Beilage.

[2]) Orlich, aus dem tschechischen Worte Orlik, auf deutsch „kleiner Adler", Diminutivum von Orel = Adler.

der Gefangenen, unter denen sich neben den Preußen auch Russen befanden, zu benachrichtigen. Infolgedessen wurde dem Fürsten die Möglichkeit geboten, die französische Kolonne, welche die Gefangenen begleitete, zu überfallen und mit deren Hilfe selbst gefangen zu nehmen[1]).

Wie durch diese entschlossene Tat, die der Kaiser von Rußland mit dem Wladimir-Orden und einem überaus schmeichelhaften Handschreiben belohnte, tat sich Orlich auch nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft bei der Übergabe von Königsberg an die Franzosen rühmlich hervor. Als die preußisch-russische Besatzung auf die Kunde von der Niederlage bei Friedland diese wichtige Festung räumte, deren Verteidigung aussichtslos erschien, wurde Orlich allein mit 150 Mann von dem kommandierenden General v. L'Estocq darin zurückgelassen und vollzog auf dessen Befehl am 16. Juni in aller Form die Übergabe Königsbergs an den französischen Marschall Soult[2]).

Die Umsicht, mit der er sich seines Auftrages entledigte, blieb nicht unbeachtet, vielmehr verlieh ihm Friedrich Wilhelm III. zum Lohne dafür den Orden Pour le mérite und gab Orlich auch sonst wertvolle Beweise seines Wohlwollens. Nach dem Friedensschlusse wies er dem „ersten westpreußischen Füsilier-Betaillone", das jener befehligte, zunächst seine damalige Residenz Memel als Garnison an, und als er zu Ende des Jahres 1809 in seine Hauptstadt zurückkehrte, ließ er es wiederum in seine Nähe, nach Spandau, nachrücken.

Diese letzte Übersiedlung sollte Orlich nicht lange überleben; die schweren körperlichen Anstrengungen der Kriegszeit hatten seine Gesundheit untergraben und den Grund zu dem Lungenleiden gelegt, dem er am 26. August 1810 im fünfundfünfzigsten Lebensjahre erlag.

Seiner Ehe mit Friederike von Klingspor waren zehn Kinder entsprossen, und als er starb, waren ihrer noch sechs, drei Knaben und drei Mädchen, am Leben. Dieser großen Zahl entsprachen jedoch keineswegs die Geldmittel der Familie, vielmehr hatten die Ehegatten, besonders in der Not der Kriegsjahre, ihr ganzes Vermögen zusetzen müssen und schon bei Orlichs Lebzeiten Mühe genug gehabt, mit seinem kärglichen Gehalte auszukommen[3]). Man kann sich daher leicht vorstellen, in welche traurige Lage sein vorzeitiger Tod die Hinterbliebenen versetzte. In ihrer Not wandte sich die Witwe gleich am Tage nach dem Hinscheiden ihres Mannes, den 27. August 1810, mit einem Bittgesuche

[1]) Orlichsche Familienchronik. Manuskript O. Original.

[2]) Siehe hierüber Sommerfeldt, Aus dem Franzosenjahre 1807. Bd. II. „Altpreußische Monatsschrift" 1902, S. 188; ferner Familienchronik und Czygan, Kleinere Beiträge zur Geschichte des Krieges 1806/7. Königsberg i. Pr. 1900. S. 307. — In dem schon erwähnten Artikel der „Times" ist Lepold von O. fälschlicherweise bezeichnet als „Sohn jenes Offiziers, dessen verzweifelte Verteidigung Königsbergs gegen Marschall Ney der Geschichte angehört" — ein Irrtum, den auch Ratzel in der „Allg. Deutschen Biographie" wiederholt hat.

[3]) „Ich habe," klagt Orlich in einem Schreiben an König Friedrich Wilhelm III. vom 28. Oktober 1808, „mein und meiner Frauen Vermögen bey meiner starken Familie, besonders in den letzten zwey traurigen Jahren, zusetzen müssen." Kop. O. — Wie knapp es im O.schen Hausstande herging, beweisen auch einige uns im Originale erhaltene Briefe Orlichs an seine Gattin.

an König Friedrich Wilhelm III., und ihr Hilferuf verhallte nicht ungehört. Ohne Zögern beschloß der edle Monarch, der schwergeprüften Frau, soweit es ihm die schlechten Zeiten gestatteten, in ihrer Bedrängnis beizustehen, und die beiden an sie gerichteten gnädigen Handbillette vom 29. und 31. August, durch die er ihre Pensionsverhältnisse regelte, sind ein ebenso deutlicher Beweis seiner Pietät für ihren verstorbenen Gatten wie seines Bestrebens, sich für die von ihm geleisteten treuen Dienste nach Kräften erkenntlich zu zeigen.

An Gelegenheit dazu sollte es ihm nicht fehlen, denn Frau von Orlich sah sich, um ihre Kinder standesgemäß erziehen zu können, im Laufe der Jahre noch öfters genötigt, sein Wohlwollen für sie in Anspruch zu nehmen. Ihre Wünsche wurden, wie die uns erhaltenen Entscheidungen des Königs bezeugen[1]), nach Möglichkeit berücksichtigt, und so gelang es ihr, für die jüngste Tochter eine Freistelle in der Luisenstiftung zu bekommen, für die drei Knaben hingegen Aufnahme im Kadettenkorps zu bewirken.

Ihr zweiter Sohn Leopold zählte erst acht Jahre, als er 1812 der militärischen Zucht übergeben und durch die Not des Lebens in seine künftige Laufbahn hineingedrängt wurde. Wie hart die Kadettenerziehung damals noch war, ist uns hinlänglich bekannt aus den Schilderungen solcher, die sie in jener Zeit empfangen haben[2]). Wenn wir daher erwägen, daß Leopold von Orlich zehn Jahre unter ihrem Zwange gestanden hat, so werden wir wohl annehmen dürfen, daß die Eindrücke seiner frühen Jugend nicht gerade sehr heiter gewesen sind. Indessen ist er doch allem Anscheine nach gesund an Leib und Seele aus dieser Schule hervorgegangen, und wenn dieselbe in der langen Zeit, die er ihr angehörte, keine schädliche Wirkung auf ihn geübt hat, so darf man die Einflüsse seiner späteren Umgebung sogar sehr wohltätig nennen.

Den Bemühungen der Frau von Orlich gelang es, nachdem ihr Sohn dem Kadettenhause entwachsen war, dessen Eintritt beim Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment zu ermöglichen[3]). Am 22. April 1822 wurde er in dieses als Portepeefähnrich eingestellt und am 19. November des gleichen Jahres zum Sekondeleutnant befördert[4]). Die Zugehörigkeit zu dem genannten bevorzugten Regimente und der Aufenthalt in der gerade damals geistig wie gesellschaftlich sehr angeregten preußischen Hauptstadt — wo er überdies seine inniggeliebte Mutter und die meisten seiner Geschwister vereinigt fand — konnten nicht anders als fördernd auf ihn wirken[5]).

---

[1]) 29. November 1810, 21. Januar 1817, 2. April 1818, 6. März 1819, 23. September 1820; sämtlich Originale O.

[2]) Wir verweisen z. B. auf die sehr anziehenden und interessanten „Denkwürdigkeiten des Generals E. von Fransecky". Bielefeld und Leipzig 1901.

[3]) Nach der mir erteilten Auskunft der Geheimen Kriegskanzlei wurde er am 6. April 1822 dem 33. Infanterieregiment als Portepeefähnrich aus dem Kadettenkorps überwiesen, am 12. April aber zum Kaiser-Alexander-Regiment versetzt.

[4]) A. a. O.: mit Patent vom 13. Oktober.

[5]) Mitteilung der von seinem älteren Bruder Wilhelm verfaßten Familienchronik. Original O.

Neben diesen günstigen Lebensbedingungen kam der Entwicklung des jungen Mannes auch dessen glückliche Naturanlage zu statten. Sie gibt sich schon äußerlich zu erkennen in einer durch Steindruck vervielfältigten Bleistiftskizze, die allerdings erst in Orlichs reiferem Mannesalter entstanden ist[1]). Als Bürgschaft für deren Ähnlichkeit mag uns der Name ihres Verfertigers, des königlichen Kammerherrn und späteren Schloßhauptmannes von Rheinsberg, Friedrich von Witzleben, dienen, jenes liebenswürdigen Dilettanten, dem wir u. a. so charakteristische Bildnisse Friedrich Wilhelms III. aus seinen letzten Lebensjahren verdanken[2]). Eine schlanke Gestalt, ein edelgeformtes Haupt, feine, regelmäßige Gesichtszüge, ein Blick voll Geist und ernster Willenskraft, darunter mit zierlicher, aber fester Hand der Wahlspruch „Deo Parere Libertas Est“ und der Name: so stellt diese Zeichnung Leopold von Orlich als den Typus preußisch-militärischen Wesens jener Zeit in seiner besten Prägung dar.

Dem sympathischen Eindrucke, den wir aus ihr empfangen, entsprechen vollkommen die Worte, die Leopolds älterer Bruder Wilhelm in der von ihm verfaßten Familienchronik seinem Andenken widmet. Wie wir aus dieser Niederschrift, dem einzigen derartigen Zeugnisse, das wir besitzen, ersehen können, war Leopold ein fürsorglicher, liebevoller Sohn, ein treuer Freund und Verwandter, dabei zugleich ein guter Gesellschafter, dem es durch seine einnehmende Erscheinung und seine ritterliche Art in seltenem Maße gelang, sich die Herzen, besonders auch die der Frauen, zu gewinnen. Solche Erfolge konnten ihm indessen nicht genügen, denn sein Streben war auf höhere Ziele gerichtet. Soviel Zeit der Dienst ihm übrig ließ, suchte er auf die Erwerbung einer gediegenen wissenschaftlichen Bildung, die ihm bei seiner rein militärischen Erziehung nicht zuteil geworden war, zu verwenden. Bei seinen vorwiegend kriegsgeschichtlichen Forschungen stand ihm der bekannte Historiker J. D. E. Preuß beratend und anregend zur Seite; als Ergebnis derselben verfaßte er im Laufe der Jahre mehrere, jetzt veraltete, aber immerhin, zumal für einen Laien, sehr anerkennenswerte Werke, die auf gründlichen Quellenstudien beruhen und dabei zugleich den Vorzug einer ansprechenden Darstellung besitzen[3]). Den Anfang

---

[1]) Er ist darauf abgebildet mit Johanniterorden und dem Dienstauszeichnungskreuze, zwei Dekorationen, von denen er die erstere am 21. Januar 1844, die letztere am 6. Juni 1847 erhielt. (Akten der Geheimen Kriegskanzlei.) Das Bild kann somit erst nach dem zweitgenannten Datum gemalt sein. Da O. auf demselben noch die Hauptmannsabzeichen trägt, am 6. April 1848 aber als Major in Pension ging, ist die Entstehung des Bildes jedenfalls *vor* den letzteren Zeitpunkt zu verlegen.

[2]) F. von Witzleben (1802—1873), stand von 1820—1834 ebenso wie O. beim Alexander-Regiment, die letzten vier Jahre über als Adjutant des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz. Nachdem er hierauf aus dem aktiven Dienste ausgeschieden war, bekleidete er von 1834—1851 die Stellung eines „diensthabenden Kammerherrn“ bei der Prinzessin von Preußen; 1861 wurde er zum Schloßhauptmann ernannt. (Königl. Hausarchiv.)

[3]) Auf diesen hinzuweisen, möchte ich um so weniger unterlassen gegenüber dem Urteile Ratzels in der „Allg. Deutschen Biographie“, daß O.s Stil „bei Klarheit und Einfachheit etwas Trockenes und Lehrhaftes habe“. Zum mindesten kann dieses Urteil in seiner Verallgemeinerung nicht gerechtfertigt erscheinen. Wie hätten sonst O.s Berichte den Prinzen und die Prinzessin von Preußen in so hohem Maße (s. hierüber weiter unten) fesseln können!

machte ein 1836 erschienenes Buch „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst“ (Berlin, bei Mittler). Ihm folgte zunächst in den Jahren 1838 auf 1839 eine zweibändige „Geschichte des preußischen Staates im siebzehnten Jahrhundert“ (Berlin, bei F. Dümmler), dann weiterhin 1841 eine „Geschichte der schlesischen Kriege“ (2 Bde., Berlin, bei G. Gropius) und 1842 ein „Lebensbild des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau“ (Berlin, bei E. H. Schroeder).

Von dem Ertrage seiner beiden ersten Veröffentlichungen unternahm Orlich im Jahre 1839 eine längere Reise, die ihn durch Österreich und die Schweiz nach Frankreich, von da aber nach Italien führte. Zur Erweiterung seines Gesichtskreises mußte ihm dieser erste Aufenthalt im Auslande sehr willkommen sein[1]), denn neben seinen geschichtlichen Forschungen trieb er auch mit Eifer geographische Studien, hörte Vorlesungen bei Karl Ritter[2]) und kam sowohl mit diesem großen Gelehrten wie auch mit Alexander von Humboldt und dessen Kreise in häufige persönliche Berührung[3]). Vielleicht hat der Bruder auch auf diese Tatsache hindeuten wollen, wenn er in seinen Aufzeichnungen bemerkt, Leopolds wissenschaftliche Leistungen hätten „um so mehr einen entsprechenden Lohn gefunden, als er die Gabe hatte, mit hochstehenden Personen angemessen zu verkehren“. Was er aber vor allem bei diesen Worten im Sinne haben mochte, waren doch wohl die Beziehungen Leopolds zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft und im besonderen zum Prinzen Wilhelm, dem späteren Prinzen von Preußen.

Bereits im Jünglingsalter hatte dieser, nach dem Beispiele seines königlichen Vaters, der Familie von Orlich Teilnahme und Wohlwollen bewiesen, indem er im April 1818 der Frau von Orlich den für damalige Verhältnisse nicht unerheblichen Betrag von sechzig Talern je auf vier Jahre als Beihilfe zur Erziehung ihres jüngsten Sohnes Gustav aussetzte[4]).

Ob er damals auch Leopold schon kannte, vermögen wir, bei den dürftigen Mitteilungen, auf die wir angewiesen sind, nicht zu bestimmen; daß aber das persönliche Verhältnis zwischen beiden noch in die Jugendjahre des Prinzen zurückreicht, ist höchst wahrscheinlich, denn ohne Zweifel hatte er in Berlin viel Gelegenheit, ihn zu sehen und sich über ihn nach jeder Richtung hin seine Ansicht zu bilden.

Von einem Manne, der, wie Prinz Wilhelm, selbst mit Leib und Seele Soldat war, dürfen wir voraussetzen, daß sein Interesse für Orlich auch durch dessen militärische Begabung mitbestimmt wurde. Wie hoch er sie anschlug, wird sich später zeigen. Der Maßstab der Beurteilung, der sich uns in dem Wohlwollen des Prinzen darbietet, muß uns um so wertvoller sein, als wir ja sonst für die ersten zwanzig Jahre nach Orlichs Austritt aus dem Kadettenkorps nur so wenige nähere Nachrichten über seine Laufbahn als Offizier

---

[1]) Vorher hatte er nur einmal, im Herbste 1825, eine Vergnügungsreise zum Besuche von Verwandten in Ost- und Westpreußen gemacht. (Familienchronik.)

[2]) Siehe hierüber den Aufsatz von F. Ratzel über ihn in der „Allg. Deutschen Biographie“.

[3]) A. a. O. Über Orlichs nahe Beziehungen zum General Oldwig von Natzmer siehe dessen „Denkwürdigkeiten“, Bd. III und IV. Gotha 1888/89. Register.

[4]) Handschreiben vom 3. Juni 1818: Original O.

besitzen[1]). Erst von 1842 an sind wir imstande, sie etwas genauer zu verfolgen. Im Frühling dieses Jahres, kurz nach seiner Beförderung zum Hauptmann und Kompagniechef, erhielt er vom Könige Friedrich Wilhelm IV. die Erlaubnis, auf Kosten des Staates nach Ostindien zu gehen, um von dort aus an dem gleichzeitigen Feldzuge der Engländer gegen Afghanistan teilzunehmen und, wie er sich selbst hierüber aussprach[2]), „in den Reihen der britischen Armee diejenigen Kriegserfahrungen zu gewinnen, welche ein vieljähriger Friede seinem vaterländischen Heere versagte".

Die Tatsache, daß der Prinz von Preußen seit dem Herbste 1837 das Gardekorps befehligte, also Orlichs unmittelbarer Vorgesetzter geworden war, berechtigt uns mit Rücksicht auf das zwischen beiden bestehende Verhältnis zu der Annahme, daß seine Fürsprache auf die Entschließung des Königs zugunsten Orlichs nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Gegen Ende Mai 1842 trat dieser, vom Kriegsminister von Boyen mit mündlichen und schriftlichen Weisungen versehen[3]), seine Reise an[4]). Die nächsten Wochen brachte er in England zu, schiffte sich dann am 1. Juli in Southampton ein[5]) und landete am 6. August in Bombay nach einer glücklichen Seefahrt von siebenunddreißig Tagen.

Wenige Monate vor seiner Ankunft in Ostindien war über die gewaltige Kolonialmacht, die England in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hier errichtet hatte, eine Katastrophe hereingebrochen, wie sie seine Kriegsgeschichte gefährlicher bisher kaum gesehen hatte. Ein Eroberungszug nach Afghanistan, der von der indischen Regierung mit einem sehr großen Aufwande von Geld und Truppen zur Unterwerfung dieses wichtigen Nachbarlandes unter die englische Oberhoheit ins Werk gesetzt worden war, hatte nach anfänglich guten Erfolgen mit einer schweren Niederlage geendet. Durch eine Erhebung der Afghanen im Winter 1841/42 war das englische Heer fast völlig aufgerieben worden. Sobald die Kunde seines Unterganges nach Indien gedrungen war, wurden von dort ohne Zögern neue, bedeutende Streitkräfte zur Züchtigung

---

[1]) Die Auskunft der Geheimen Kriegskanzlei in betreff Orlichs beschränkt sich für die Zeit von seiner Beförderung zum Offizier im Herbste 1822 bis zum Jahre 1842 auf folgende dürftige Angaben: 16. August 1823 in das Regiment einrangiert, 30. März 1836 zum Premierleutnant befördert und dem Regiment aggregiert, 30. März 1837 in das Regiment einrangiert, 11. Januar 1842 zum Kapitän und Kompagniechef befördert. Zur Ergänzung können wir aus der Familienchronik außer dem bereits Mitgeteilten nur noch hinzufügen, daß er „im Jahre 1824 mit einem Kriegsreservetransport in (der Provinz) Preußen war, daß er am 1. Juni 1831 zum Kommando bei den topographischen Landesvermessungen des Generalstabes nach der Neumark ging und im Jahre 1839/40 zur Herstellung seiner Gesundheit zur Garde-Unteroffizier- (jetzt Schloßgarde-) Kompagnie kommandiert war." — Sonstige Nachrichten stehen uns nicht zur Verfügung.

[2]) Reise in Ostindien. 1845. Vorwort. Vgl. „Allg. Deutsche Biographie".

[3]) Original O.

[4]) Nach Angabe der Familienchronik erfolgte O.s Abreise „im Mai", ohne nähere Angabe des Datums. Da die schriftliche Weisung Boyens vom 28. datiert ist, kann er Berlin kaum vor Ende d. M. verlassen haben.

[5]) Der jetzt beginnenden Schilderung seiner großen Reise liegt Orlichs eigene Erzählung in dem Buche „Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter. Dritte Auflage. Leipzig 1858", zugrunde.

der Empörer auf den Kriegsschauplatz geschickt, und der Tapferkeit der Generale Nott und Pollock gelang es schließlich auch, die Ehre der Waffen wiederherzustellen. Seit dem Frühjahr 1842 waren beide in siegreichem Vordringen begriffen, und zu der Zeit, wo Orlich in Indien landete, durfte man die Niederwerfung des Aufstandes schon bestimmt erwarten.

Daß er nicht mehr rechtzeitig kommen würde, um den begonnenen Feldzug noch mitmachen zu können, war ihm schon zwei Monate vorher in London vom greisen Herzog von Wellington vorausgesagt worden[1]). Dafür eröffnete sich ihm jedoch die Aussicht, an einer andern, ähnlichen Unternehmung sich zu beteiligen. Durch die Kunde von Unruhen im Sind, dem Gebiete des Indus, sah die Regierung sich bewogen, größere Truppenmassen dort zusammenzuziehen, zu deren Oberbefehlshaber der General Sir Charles Napier ernannt wurde[2]). Von ihm erhielt Orlich die Aufforderung, eine Stelle in seinem Stabe anzunehmen, falls es zu feindlichen Zusammenstößen kommen sollte. Mit Freuden ging er auf diesen Vorschlag ein und schloß sich Napiers Gefolge an, als dieser am 3. September auf dem Kriegsdampfschiffe „Zenobia" Bombay verließ, um seiner Bestimmung entgegenzugehen.

Durch einen Unfall sah sich Napier genötigt, seine Reise schon nach wenigen Tagen in Kurachy, an der Mündung des Indus zu unterbrechen, und holte Orlich, der unterdessen weitergereist war, erst am 7. Oktober zu Sakkar im Sind, nicht weit von Haiderabad, wieder ein. Kriegerische Ereignisse glaubte der General in dieser Gegend, fürs erste wenigstens, nicht erwarten zu müssen. Er riet deshalb seinem Schutzbefohlenen, Sakkar zu verlassen und sich nach der Stadt Ferospur am Sedledsch, dem großen Nebenflusse des Indus, gegen Nordosten in der Richtung nach dem Pendschab hin, zu begeben. Der Generalgouverneur von Ostindien, Lord Ellenborough, hatte hier unter dem Namen „Reservearmee" ein sehr ansehnliches Heer versammelt, anscheinend um die aus dem inzwischen glücklich beendeten afghanischen Feldzuge zurückkehrenden Truppen mit dem gebührenden Glanze zu empfangen, in Wahrheit allerdings, um die Sikhs, die leitenden Häuptlinge im Pendschab, bei denen er feindselige Gesinnungen argwöhnte, in Schranken zu halten und nötigenfalles gegen sie vorzugehen. Auf kriegerische Zusammenstöße war daher in jenen Gegenden immerhin noch eher Aussicht vorhanden als im Sind, und je mehr Orlich an einem Kampfe teilzunehmen wünschte, desto freudiger begrüßte er die Gelegenheit, die sich ihm bot, mit mehreren andern zur Reservearmee beorderten Offizieren nach Ferospur aufzubrechen. Am 10. Oktober machte er sich mit seinen Gefährten auf den Weg, der ihn durch die einheimischen Schutzstaaten Bhawalpur und Memdott führte. Nach einem in mancher Beziehung sehr interessanten, aber auch recht beschwerlichen Marsche erreichte er endlich am 12. November das ersehnte Ziel.

---

[1]) L. von Orlich, Indien und seine Regierung. Bd. I, S. 513. Leipzig 1859.

[2]) Bis 1847 in dieser Stellung, dann, nach vorübergehender Niederlegung seines Kommandos, wieder von 1849—1851 an der Spitze der indischen Armee. Gest. 1853.

Orlich bereute es nicht, den Rat Napiers befolgt zu haben, denn es war eine großartige Welt, in die er sich hier am Gestade des Sedledsch versetzt fühlte und ein überaus reizvolles Treiben, das ihn rings umgab, ein Treiben, in dem sich höfisches und kriegerisches Gepränge, abendländischer Luxus und morgenländische Farbenfreude wunderbar vereinigten. „Revuen, militärische Feste, Elefantenschau und indische Märchen der Gegenwart," so faßt sein Bericht an Alexander von Humboldt die Eindrücke[1]) jener Tage zusammen, und wirklich mußte ihm Lord Ellenborough, der am 9. Dezember in Ferospur eintraf, wie ein mächtiger asiatischer Herrscher erscheinen, wenn er in seinem reichgeschmückten Derbarzelte üppige Feste gab oder, von glänzendem Gefolge begleitet, die Truppen musterte und die Huldigung indischer und afghanischer Vasallenfürsten empfing.

Dem deutschen Gastfreunde kam der Lord ebenso wie der kommandierende General Sir Jasper Nicholls mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen, und nicht minder wurde Orlich auch sonst von seiten seiner englischen Kameraden die liebenswürdigste Aufnahme zuteil[2]).

Durch ihr wahrhaft freundschaftliches Entgegenkommen war es ihm vergönnt, sich über die Verhältnisse des britischen Heeres sehr gründlich zu unterrichten. Manchen seiner ausgezeichnetsten Offizieren, z. B. den Führern der bald nach Ellenborough eintreffenden siegreichen afghanischen Armee, trat er persönlich näher; aus der Kriegsbeute, die diese mit sich führte, wurde ihm vom Generalgouverneur ein in Kabul erbeutetes neunpfündiges Geschütz als Geschenk für den König von Preußen übergeben. In einem Handschreiben an Orlich, das diese Trophäe begleitete, bezeichnete der Lord sie „als einen Beweis der Erkenntlichkeit für die Freundschaft Seiner Majestät gegenüber der britischen Nation und für den dankenswerten Beweis dieser Freundschaft, den Seine Majestät durch die Entsendung des Hauptmanns von Orlich zum Dienste im britischen Heere in Afghanistan gegeben habe"[3]).

Nachdem sich dessen ursprünglicher Auftrag durch die Beendigung des dortigen Feldzuges erledigt hatte, machte er sich, wie wir wissen, um so größere Hoffnung auf das Einrücken der Engländer im Pendschab und sah deshalb in gespannter Erwartung dem Ausgange der Verhandlungen entgegen, die damals zwischen dem Generalgouverneur und dem Maharadscha von Lahore gepflogen wurden. Sie führten zwar zu einem friedlichen Abschlusse, indem der letztere, um die drohende Besetzung seines Landes zu verhüten, die Hand zur Versöhnung bot, doch war es Orlich durch die Güte des Generalgouverneurs dennoch vergönnt, ins Pendschab einzudringen, und zwar als Gefährte eines der ersten Beamten der indischen Regierung, des Staatsrates Maddock, der sich am 5. Januar 1843 mit zahlreichem Gefolge nach Lahore verfügte.

Eine Woche weilte die Gesandtschaft am Hofe des Maharadscha, des reichsten indischen Fürsten der damaligen Zeit, und mit ganzer Seele gab Leopold von

[1]) Reise in Ostindien. S. 114.

[2]) Für den Verkehr mit ihnen mochte es ihm sehr zustatten kommen, daß er vor seiner Abreise noch in Eile Englisch gelernt hatte. Familienchronik.

[3]) A. a. O. S. 123 ff.

Orlich sich den unvergleichlichen Eindrücken jener Tage hin. Nach seiner Schilderung fühlte er sich hier geradezu in Scheherasadens Märchenwelt hineinversetzt. Neben dem Glanze des Hofes und der Pracht altindischer Baudenkmäler war es vor allem die Schönheit der Landschaft Lahores, die den Fremdling zur Bewunderung hinriß. Der Anblick der majestätischen Himalayakette am nördlichen Horizonte regte in ihm mächtig die Sehnsucht, ihr näherzukommen und seine Reise bis zum Lande Kaschmir auszudehnen. Der Erfüllung seines Wunsches stellten sich allerdings verschiedene so schwerwiegende Bedenken entgegen, daß er, wenn auch mit großem Bedauern, darauf verzichtete. Er kehrte statt dessen mit der Gesandtschaft am 14. Januar 1843 nach Ferospur zurück, um gleich darauf seinen Weg gen Südosten, in der Richtung nach Delhi, weiterzuverfolgen, wohin das englisch-indische Heer mit Ellenborough an der Spitze seinen Marsch bereits angetreten hatte. Am 5. Februar hielt dieser in dem Lager unweit der einstigen Hauptstadt der Großmogule seinen feierlichen Einzug. Orlich, der sich im Gefolge des Lords befand, verlebte hier zehn denkwürdige Tage; die Eigenart des Volkslebens, das er in Delhi beobachtete, fesselte ihn in gleichem Maße, wie die zum Teile verfallene Pracht seiner Tempel, Moscheen und Paläste ihn mit Staunen erfüllte.

Nicht weniger merkwürdig und großartig als an diesem Orte trat ihm Indiens Kultur auch im ferneren Verlaufe seiner Reise entgegen. Am 15. Februar verließ er in der landesüblichen Sänfte, dem Palankin, das englische Lager, um sich nach Kalkutta zu begeben. Über Agra, den an auserlesenen Werken der Baukunst aus der Zeit der Mongolenfürsten so reichen Herrschersitz, sowie über Lucknow, die Residenz des Königs von Ande, und über Allahabad gelangte er unter beständig wechselnden und neuen Eindrücken zunächst am 13. März nach Benares, der altberühmten Stadt der Brahminen und Bajaderen. Er blieb hier zwei Tage und legte dann auf dem Landwege die weite Strecke bis zu seinem Ziele zurück, das er, aufs äußerste erschöpft, in der Nacht vom 19. zum 20. März erreichte.

Die folgenden Wochen flossen ihm, dank der überaus liebenswürdigen und gastlichen Aufnahme, die ihm auch hier, in dem glänzenden Mittelpunkte des indo-britischen Reiches, allenthalben zuteil wurde, sehr angenehm dahin. Ohne die Gelegenheit zum Verkehre mit der eleganten Welt außer acht zu lassen, blieb er doch des eigentlichen Zweckes seiner Reise immer eingedenk und versäumte keineswegs, zugleich allen Dingen, die zu seiner Belehrung dienen konnten, im besonderen den militärischen Anstalten und Einrichtungen, die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Wie vielseitige Anregungen ihm jedoch Kalkutta auch bieten mochte, so entschloß er sich doch sehr rasch, nach dem Gebiete des Indus zurückzureisen, als er erfuhr, daß sein Waffengefährte Sir Charles Napier den Emiren bei Haiderabad eine siegreiche Schlacht geliefert habe. Er nahm an, daß der Kampf auf jenem Kriegsschauplatze von längerer Dauer sein und daß sich ihm noch die Möglichkeit bieten würde, daran teilzunehmen. In seiner Erwartung sah er sich jedoch auch diesmal getäuscht, denn nach wenigen Tagen traf die Nachricht von einem neuen glänzenden Siege Napiers ein, nach welchem der General glaubte, den dortigen Feldzug als beendigt ansehen zu dürfen.

Durch diese Kunde fühlte sich Orlich bewogen, Indien zu verlassen und die Heimreise anzutreten. Am 15. April 1843 bestieg er das nach Ägypten gehende Schiff „Hindostan" und traf nach einer in Madras, Ceylon und Aden unterbrochenen Fahrt am 14. Mai in Suez ein. Die Hoffnung, das herrliche Land, das er soeben verlassen, bald wiederzusehen, gab er immer noch nicht auf. Schon vor geraumer Zeit hatte er um Verlängerung seines Urlaubes gebeten; für den Fall, daß man sie ihm gewähren würde, beabsichtigte er alsbald nach Bombay zurückzukehren und von da aus noch Kaschmir und den Himalaya zu bereisen. Die Ausführung dieses Planes scheiterte jedoch an der ablehnenden Antwort auf sein nach Berlin gerichtetes Gesuch, die ihn in Kairo erwartete. Er fügte sich ins Unvermeidliche und schiffte sich am 24. Mai in Alexandrien nach England ein, wo er nach einer stürmischen Seereise am 8. Juni landete. Einige Wochen später finden wir ihn wieder in Berlin.

Von der Ostindischen Kompagnie in London wurde Orlich bei der Rückkehr aus Indien durch ein Festmahl geehrt, von der Königin aber ebenso wie beim Antritt seiner Reise so auch jetzt wieder persönlich empfangen. Nicht minder durfte er sich auch daheim einer guten Aufnahme erfreuen. Vor allem war es König Friedrich Wilhelm IV., der ihm nach Orlichs eigenem Zeugnisse „ungemein gnädig" begegnete. Er ließ diesen, nicht lange nach seiner Ankunft, auf einen ganzen Tag nach Sanssouci kommen, nahm die von ihm während der Reise gemachten Zeichnungen in Augenschein und gestattete ihm bei der Gelegenheit, der Königin einen sehr kostbaren Kaschmirschal, den er in Lahore geschenkt bekommen hatte, zu überreichen[1]).

Einen ferneren Beweis seiner Gnade ließ Friedrich Wilhelm IV. Orlich im Januar 1844 durch die Verleihung des Johanniterordens zuteil werden[2]).

Schon im Sommer vorher war er mit der Bestimmung zur Disposition des Königs gestellt worden, eine Arbeit über Indiens politischen Zustand zu entwerfen: ein Gnadenbeweis, dessen Wert scheinbar noch dadurch erhöht wurde, daß man ihm auch für seine künftige militärische Laufbahn lockende Aussichten eröffnete.

Zwar zog sich die verheißene Beförderung sehr in die Länge, doch mochte Orlich immerhin hoffen, das gewünschte Ziel dennoch zu erreichen, da er auf die Fürsprache des Prinzen von Preußen fest vertrauen durfte. Auch dieser hatte ihm nach der Rückkehr aus Indien ein wertvolles Zeichen seiner Huld gegeben, indem er ihm, nach den Aufzeichnungen Wilhelms von Orlich, zum Dank für eine erwiesene Gefälligkeit sein Bildnis schenkte[3]).

---

[1]) Einen andern sehr kostbaren Schal sandte er an Natzmer für dessen Gattin. Natzmer a. a. O., S. 222. Von der Königin erhielt er als Gegengabe ein silbernes Reißzeug. — Im allgemeinen hatte O., nach dem Beispiele der englischen Offiziere, die Geschenke der indischen Fürsten nicht behalten, sondern der Ostindischen Kompagnie zur Verfügung gestellt (siehe hierüber „Reise in Ostindien", S. 150, sowie Natzmer a. a. O., Bd. III, S. 121 f.), was nach Mitteilung Varnhagens (Tagebücher, Bd. II, S. 208) den Spott und die Heiterkeit des Königs in hohem Grade erregte.

[2]) 21. Januar 1844. Geheime Kriegskanzlei. Vgl. weiter oben.

[3]) Familienchronik.

Desgleichen wirkte der Prinz mit großem Eifer für die Erfüllung der seinem Schützling gegebenen Versprechungen. Der erwartete Erfolg blieb freilich aus. Wohl schlug er denselben dreimal zur Verwendung in der höheren Adjutantur oder beim Generalstabe vor, doch wurde er an maßgebender Stelle nicht einmal einer Antwort gewürdigt[1]: eine Behandlung, nach der sich Orlich wohl auch nicht darüber wundern konnte, daß sein Wunsch, den Begleitern des Prinzen Waldemar von Preußen[2], der sich im August 1844 nach Indien begab, beigesellt zu werden, nicht in Erfüllung ging[3].

Während er in seinem Berufe die erhoffte volle Anerkennung nicht zu finden vermochte, erntete er als Schriftsteller um so reicheren Beifall durch die Veröffentlichung der ausführlichen Briefe, die er von seiner Reise an Alexander von Humboldt und Karl Ritter geschrieben hatte. Unter dem Titel „Reise in Ostindien" erschienen diese Berichte, die sich der König schon 1843 hatte vorlesen lassen[4], mit zahlreichen Abbildungen versehen, im Jahre 1845. Durch ihre klare, dabei fesselnde und formgewandte Schreibweise ebenso wie durch die Fülle des Wissenswerten und Interessanten, das sie enthielten, fanden sie großen Beifall, so daß schon nach kurzer Zeit eine neue Auflage des Buches erscheinen konnte. Wie diese, gab auch dessen Übersetzung ins Englische Zeugnis von dem Interesse, das den scharfen Beobachtungen und fesselnden Erzählungen des preußischen Offiziers in weiten Kreisen zuteil wurde.

Nach dieser günstigen Aufnahme seiner neuesten Veröffentlichung[5] war es ganz natürlich, daß Orlich mehr und mehr in der Tätigkeit als Forscher und Schriftsteller seine eigentliche Lebensaufgabe erkannte und sich allmählich mit dem Plane vertraut machte, auf den ferneren Dienst im Heere zu verzichten. Durch eine bereits vor längerer Zeit gemachte kleine Erbschaft ebenso wie durch die im Herbste 1847 eingegangene Ehe mit einer Engländerin aus angesehener Familie, Miß Mary Euphemia Mathew, war er inzwischen zu äußerer Unabhängigkeit gelangt, wodurch der Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, ihm wesentlich erleichtert wurde[6]. Zur Reife brachten ihn die Berliner Straßenkämpfe im März 1848. Bekanntlich nahm an ihnen das Alexander-Regiment, dem Orlich angehörte, hervorragenden Anteil, und man verdachte es ihm, daß er, obwohl zur Disposition gestellt, sich nicht auch bei dieser Gelegenheit betätigt hatte. Hierüber verstimmt, suchte er ohne weiteres um seine Entlassung nach. Am 6. April wurde ihm diese unter Verleihung des Charakters als Major gewährt[7], und noch in demselben Monat löste

[1] Natzmer, Unter den Hohenzollern. Bd. III, S. 220.

[2] Sohn des Prinzen Wilhelm, des jüngsten Bruders Friedrich Wilhelms III. Geb. 1817, gest. 1849.

[3] Natzmer a. a. O., S. 108.

[4] Vgl. Varnhagen a. a. O. Übrigens hatte O. von Indien aus auch an Natzmer öfters geschrieben. „Denkwürdigkeiten", S. 120 f.

[5] Die Angabe der Familienchronik, daß ihm „die große goldene Medaille für Wissenschaften" verliehen worden sei, beruht wohl auf einem Irrtum. Die Akten der zuständigen Behörden enthalten hierüber nichts.

[6] Familienchronik.

[7] Geheime Kriegskanzlei. Vgl. oben.

er seine Häuslichkeit in Berlin auf, um am 1. Mai mit seiner Gemahlin nach England zu gehen[1]).

Von Dover aus, wo das Ehepaar am 4. des Monats landete, begab sich Orlich in Eile nach London auf die preußische Gesandtschaft, um sich beim Prinzen von Preußen zu melden, der sich seit dem 27. März dort aufhielt, nachdem er durch die Verhältnisse gezwungen worden war, sein Vaterland für einige Zeit zu verlassen. Mit mancherlei Aufträgen, vor allem von der Prinzessin und dem Könige, an den Prinzen versehen, wollte Orlich nicht zögern, sie auszurichten und seinem Gönner die Depeschen, die er zu überbringen hatte, einzuhändigen. Der Prinz, der sich gerade mit dem Gesandten, Ritter Bunsen, beim Diner befand, empfing den Boten aus der Heimat, wie dieser an den General von Natzmer berichtet, „mit seltener Güte". Er nötigte Orlich, sich in Reisekleidern mit zu Tische zu setzen, und lud ihn für den folgenden Tag wiederum zum Frühstück und Mittagessen ein. „Natürlich", bemerkt Orlich über dieses Zusammensein, „war von nichts anderm die Rede als vom teuren, in sich zerrissenen Vaterlande, und gab ich ganz unverhohlen ein Bild von dem, was ich gesehen und gehört"[2]).

Bei der trüben Stimmung, in die er durch seine persönlichen bitteren Erfahrungen versetzt worden war, empfand er es als tiefe Kränkung, daß Bunsen bei einem lebhaften politischen Wortgefechte seines Austrittes aus dem Militärdienste in wenig zartfühlender Weise gedachte. Zu seiner großen Genugtuung wies jedoch der Prinz diesen Angriff gegen ihn entschieden zurück und erklärte sich mit seinem Verhalten vollkommen einverstanden[3]).

Sein Wiedersehen mit dem erlauchten Flüchtling ließ Orlich übrigens nicht im Zweifel darüber, daß die Schrecknisse der Märztage auf jenen nach keiner Richtung hin nachteilig gewirkt hatten. Er fand den Prinzen körperlich sehr wohl, freute sich aber beinahe noch mehr über seine klare und richtige Ansicht der Dinge im Vaterlande. „Er ist", heißt es in dem bereits angeführten Briefe an Natzmer[4]), „weit entfernt, an eine Reaktion zu denken, blickt freilich mit geringen Hoffnungen in die Zukunft, hat aber auch nicht den Mut verloren."

Nach den tiefen Demütigungen, die Preußens König in den letzten Wochen erlitten hatte, mußte ein treuer Untertan wie Orlich die hohen Ehren, die seinem Thronerben in London von allen Seiten widerfuhren, um so wohltuender empfinden. Daß es Bunsen verstanden habe, ihm dort eine achtunggebietende Stellung zu schaffen, verkannte Orlich keineswegs; allerdings, meinte er, wäre es besser, der Prinz und der Gesandte lebten etwas weniger in der großen Welt. Die Beteiligung des ersteren an der Geselligkeit der englischen Hauptstadt war in der deutschen Presse öfters erwähnt worden; um ihn vor Mißdeutungen zu schützen, hielt es Orlich für seine Pflicht, in einem Schreiben an

[1]) Familienchronik. Natzmer, Bd. III, S. 220.

[2]) Daß Orlich schon vor 1848 die öffentlichen Angelegenheiten aufmerksam verfolgt hatte, ist zu ersehen aus Natzmer a. a. O., S. 100 f., 105, 107 f.

[3]) Natzmer a. a. O., S. 220. Vgl. weiter oben.

[4]) Natzmer a. a. O.

die Augsburger „Allgemeine Zeitung", deren Mitarbeiter[1]) er war, zu betonen, daß der Prinz auch jetzt das Wohl des deutschen Vaterlandes nicht außer acht gelassen habe, sondern in London eine der wichtigsten Fragen der Zeit, diejenige der Bildung einer deutschen Flotte, ernsthaft erörtere. Er verhandelte, wie wir dem genannten Schreiben entnehmen, in dieser Angelegenheit mit hochgestellten Seeoffizieren und der Admiralität; auch unternahm er eine Seereise nach Portsmouth, „um die dortigen Kriegsschiffe, die eventuell zum Kaufe angeboten werden, oder die beim Bau einer deutschen Marine zum Muster dienen könnten, in Augenschein zu nehmen"[2]).

Die treue Anhänglichkeit, die Orlich dem Prinzen in jenen schweren Tagen bewies, wurde von diesem auf das wärmste erwidert. Sein Wohlwollen für den Schützling ist deutlich zu erkennen aus den Briefen, deren wir schon anfangs gedachten. Im Herbste des Revolutionsjahres beginnend, bilden sie unsere einzige sichere Grundlage, um die Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm und Leopold von Orlich von jetzt ab weiter zu verfolgen.

Der erste der genannten Briefe ist am 3. September 1848 in Babelsberg geschrieben. Dort hatte der Prinz von Preußen nach der Rückkehr von London im Juni des Jahres zunächst seinen Wohnsitz genommen, während Berlin bis zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt im November den Schauplatz eines zuchtlosen und wüsten revolutionären Treibens bildete. Inzwischen war auch Orlich wieder nach Deutschland gekommen und hatte sich, wie wir den handschriftlichen Aufzeichnungen seines Bruders entnehmen, zunächst nach Frankfurt a. M. gewendet.

In dem reichbewegten politischen Leben, das hier mit der Eröffnung der deutschen Nationalversammlung begonnen hatte, konnte es ihm an Gelegenheit zu mannigfachen interessanten Wahrnehmungen nicht fehlen. Daß er diese in seinen Briefen an den Prinzen von Preußen anziehend zu schildern wußte, geht aus dessen Danksagung in dem Schreiben vom 3. September hervor[3]).

---

[1]) Wie nach seinem Tode in der Nummer vom 12. Juni 1860 bemerkt ist.

[2]) „Allgemeine Zeitung" 1848, 19. Mai, Beilage. „Aus einem Schreiben aus London vom 13. Mai". Zwar heißt es in Orlichs Briefe an Natzmer: „Sie werden vielleicht von mir ein Schreiben aus London vom 12., den Prinzen betreffend, in der ‚Allgemeinen Zeitung' lesen." Ein andres auf dieses bezügliches Schreiben als das soeben angeführte ist jedoch in derselben nicht zu finden; wir müssen daher seine Bemerkung wohl auf letzteres beziehen.

[3]) Die nachfolgend mitgeteilten Briefe des Prinzen von Preußen sind, zur Vereinfachung bei Zitaten in den Anmerkungen, mit laufenden Nummern versehen worden. Die drei ersten und die beiden letzten, die, in die Darstellung verflochten, dies nicht zuließen, mögen gleich von vornherein als I, II, III, XXIII und XXIV bezeichnet werden. — Um dem Leser die Schreibweise des späteren Kaisers in ihrer ganzen Eigenart vor Augen zu führen, haben wir uns bei deren Wiedergabe ganz genau, bis auf die geringsten Äußerlichkeiten, an die Originale angeschlossen.

„Empfangen Sie," so lautet es, „meinen besten Dank für ihre zwei intéressanten Briefe; auf den ersten antwortete ich nicht, weil ich nicht wußte, wann Sie in Ems sein würden; Sie haben sich also unnütz Hypochondrien gemacht, daß Sie keine Zeile von mir erhielten. Daß ich Ihrer gedenken werde, wenn es Ernst wird, dafür haben Sie mein Wort. Aber, — es wird nicht Ernst, wenigstens nicht mit einem ehrlichen Feinde. Hier in Berlin erwarteten wir, seitdem die Minister Hôtels, à jour gefaßt worden sind[1]) u. die Minister mit énergisch sein sollenden Gesetzen, antworteten, — einen Zusammenstoß mit der démocratischen Parthei. Man war gegenseitig gerüstet, aber es verziehet sich Alles wieder — in Wohlgefallen, wie stets seit 5 Monaten; — doch — man bleibt gerüstet. Wenn man die englischen Parlamentar. u. Ministerial Verhältnisse, so wie die wahre englische Freiheit, die nur mit Ordnung und Gesetzlichkeit gepaart, etwas Wahres ist, — kennen gelernt hat, — dann kommen (verbessert für „kommt") Einem die deutschen Copien, wie, (ausgestrichen „eine") Carrikaturen vor! Doch Alles ist noch zu leiten, mit Ernst und Conséquenz!

Mit welchem Dank Gefühl ich an England denke, können Sie sich vorstellen; sprechen Sie es aus (verbessert für „auch") wo Sie Landsleute Ihrer Frau sehen, der ich mich angelegentlichst empfehle. Ihr Prinz v. Preußen."

Die huldvollen Worte in den ersten Zeilen dieses Schreibens mochte Orlich, reizbar, wie er infolge der uns bekannten Anfeindungen geworden war, um so wohltuender empfinden, und zugleich mußte er sich auch durch das Interesse, das der Prinz an seinen Berichten nahm, ermutigt fühlen, sie eifrig fortzusetzen.

Daß es ihnen nicht an Inhalt fehlte, dafür sorgte schon die Umgebung, in der er sich die nächste Zeit über bewegte. Noch im Jahre 1848 hatte er ein im Kanton Basel, bei Sissach, gelegenes Schloß, Ebenrain, erworben und bezogen, und hier, auf schweizerischem Boden, nahe der badischen Grenze, befand er sich recht eigentlich am Herde der republikanisch-revolutionären Umtriebe, die vom Frühling 1848 bis zum Sommer des folgenden Jahres den Südwesten Deutschlands beunruhigten[2]).

Wie tiefen Abscheu er gegen sie empfand, ist einem Schreiben zu entnehmen, das er in jener Zeit von Ebenrain aus an Natzmer richtete[3]); dahingegen geht aus der nächsten uns vorliegenden Antwort des Prinzen von Preußen an ihn hervor, daß sich Orlich ihm gegenüber zu der damals in so weiten Kreisen unseres Volkes herrschenden Ansicht bekannt hatte, die Annahme der erblichen Kaiserwürde durch König Friedrich Wilhelm IV. werde der revolutionären Bewegung in Deutschland ein Ziel setzen.

Der Standpunkt des preußischen Thronfolgers gegenüber dieser Frage ist zu wohl bekannt, als daß der darauf bezügliche, gleichfalls aus Babelsberg datierte Brief an Orlich vom 19. Juni 1849 uns neue Aufschlüsse bieten könnte. Immerhin möge er, als ein charakteristisches Bekenntnis aus dem Munde des einstigen Begründers unsres Reiches, hier ebenfalls Aufnahme finden.

---

[1]) Anspielung auf das Einwerfen der Fensterscheiben in den Ministerwohnungen bei den Ausschreitungen des Berliner Pöbels.

[2]) Familienchronik. Natzmer, Bd. IV, S. 68.

[3]) N. Bd. IV., S. 68. In einem Briefe an denselben vom 12. Mai 1844 hatte O. sich sogar gegen die Gewährung einer Verfassung für Preußen ausgesprochen. Bd. III, S. 102. Seine spätere Sinnesänderung ergibt sich deutlich aus den weiteren Briefen des Prinzen von Preußen; vgl. auch oben das Urteil der „Times".

„Beim Aufräumen meiner Papiere," schreibt der Prinz, „[denn ich gehe noch heute zur Übernahme des Ober Commandos nach dem Rhein ab] finde ich Ihre verschiedenen Briefe im répositorium: à répondre, — d. h. réservirt zu eigenhändiger Antwort. Aber dies Antworten, kam in Vergessenheit. Daher jetzt tausend Dank für Ihre damaligen intéressanten Mittheilungen Das große Drama, welches Sie glaubten durch Annahme der Kaiser Krone beendigt zu sehen, ist jetzt so weit, daß das Schwerdt endscheiden (!) muß. Jenes Annehmen würde das Schwerdt hinausgeschoben haben, bis man nicht mehr Herr des Griffs desselben gewesen wäre, d. h. bis die Republik so mit Faust gefaßt hätte daß der Schatten Kaiser ihr hätte weichen müssen; denn so war seine Stellung durch Intrigue etc. gemacht worden. Alles war berechnet, nur nicht der Königl: Refus; es war viel kühner auszuschlagen als anzunehmen. Annehmen kann man nur Dinge, von denen man die Überzeugung hat, daß sie durchführbar sind; ohne diese Überzeugung handeln zu wollen, wäre Verrath an sich selbst[1]). — Adieu. Zur Zeit muß Preußen doch seiner geschichtlichen Aufgabe nachkommen; das: Wie — stehet bei Gott! à la Fa/M[2]) sollte u. konnte es nicht gehen.

Die Anlage kennen Sie vielleicht schon[3]); sie enthält neben der Hauptaufgabe des Zwecks eigentlich nur ein Bekenntnis über viele militair: Gegenstände. Indulgence! Viel Liebes Ihrer Frau Gemahlin. Ihr Pr. v. Pr.

Die geschichtliche Aufgabe des preußischen Staates in Deutschland, auf die das Schreiben anspielt[4]), schien zu jener Zeit ihrer Erfüllung nicht mehr fern zu sein. Gerade damals, in den Monaten, nachdem die Kaiserwürde ihm angeboten worden war, arbeitete König Friedrich Wilhelm IV. mit Eifer an dem Plane, einen deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung zu schaffen, der fähig wäre, den Einheits- und Freiheitsbestrebungen des deutschen Volkes Rechnung zu tragen, zugleich aber auch den deutschen Regierungen eine kräftige Vollzugsgewalt zu gewährleisten. Einen solchen Gedanken in die Tat umzusetzen, war angesichts der damaligen Zeitereignisse verlockend genug, denn durch eine glückliche Kriegführung gegen die Dänen in den deutschen Nordmarken ebenso wie durch das tatkräftige Vorgehen gegen die Umsturzbewegungen in verschiedenen Teilen Nord- und Mitteldeutschlands hatten die preußischen Waffen soeben das erschütterte Ansehen des Staates Friedrichs des Großen auch nach außen hin wieder befestigt. Den im Frühjahre 1849 bereits erzielten Erfolgen die Krone aufzusetzen, blieb Preußens Thronfolger vorbehalten: schon wenige Tage, nachdem er jene Zeilen an Orlich geschrieben, gelang es ihm, an der Spitze der seinem Oberbefehl anvertrauten Truppenmacht auch in der Pfalz und in Baden, wo die rechtmäßigen Regierungen der Revolution das Feld

---

[1]) Übrigens hatte auch Orlich inzwischen schon längst die Überzeugung gewonnen, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen besser sei, die Kaiserwürde nicht anzunehmen. „Der König von Preußen," hatte er am 21. März, dem Tage der Kaiserwahl, in einem Briefe an den Erbgrafen zu Isenburg-Büdingen-Wächtersbach geäußert, „ist nicht der Herr, eine solche Krone sans façon anzunehmen . . . In Berlin will man es nicht mit Österreich verderben, und ich glaube, wie die Persönlichkeit nun einmal ist, man tut gut daran." Original O.

[2]) D. h. Frankfurt am Main.

[3]) Jedenfalls war diese Anlage die vom Prinzen von Preußen verfaßte und als Manuskript gedruckte Schrift „Bemerkungen zu dem — der Frankfurter Nationalversammlung von ihrem Wehrausschusse im September 1848 vorgelegten — Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung." Siehe hierüber Natzmer, Bd. IV, S. 30 ff.

[4]) Vgl. damit den Brief des Prinzen an Natzmer vom 20. Oktober 1849. (A. a. O., S. 64 f.)

geräumt hatten, durch glänzende Siege über die Heerhaufen der Empörer die Ordnung wiederherzustellen. Nach solchen Errungenschaften wäre die Annahme der preußischen Reformvorschläge von seiten der andern deutschen Regierungen kaum zweifelhaft gewesen, wenn der König von Preußen sie mit Nachdruck betrieben hätte; anstatt dessen ließ er jedoch dem tiefzerrütteten Österreich Zeit, wieder Kräfte zu sammeln und seine Einheitsbestrebungen, mit deren Gelingen ein längeres Verbleiben des Kaiserstaates in Deutschland unvereinbar war, wirksam zu bekämpfen. Wir wissen, wie schwer seine Versäumnis sich rächte: sie führte in ihren letzten Folgen zu dem Olmützer Vertrage vom 3. Dezember 1850, worin Preußen auf Österreichs und Rußlands Drängen der beabsichtigten Änderung der deutschen Bundesverfassung entsagte und in die Rückkehr zu dem bis zum März 1848 herrschenden staatsrechtlichen Zustande einwilligte.

Die Ansprüche der beiden Kaisermächte hatte niemand so entschieden bekämpft wie der Prinz von Preußen. Mit unermüdlichem Eifer suchte er seinen königlichen Bruder zu bewegen, Österreich das Feld nicht zu räumen, sondern die Neugestaltung Deutschlands nötigenfalls mit den Waffen zu erzwingen. Das Scheitern seiner Bemühungen traf ihn infolgedessen sehr hart, und nur allmählich vermochte er sich mit der in Olmütz geschaffenen Sachlage abzufinden.

Seinen Mißmut darüber spricht er auch in einem mehrere Monate später an Orlich gerichteten Schreiben, der Antwort auf einen Brief desselben vom 27. Februar 1851, offen aus. Am 23. April in Düsseldorf begonnen, ist es einen Monat später in London abgeschlossen worden und hat folgenden Wortlaut[1]):

Sie haben mir eine rechte Freude gemacht durch Ihren Brief vom 27t Februar, der zugleich Ihre treuen Wünsche zum 22t März enthielt; empfangen Sie dafür meinen besten Dank. Dieser Tag verging mir unter sehr verschiedenartigen Eindrücken und Empfindungen. Der véhémente Système Wechsel, den unsere Politik genommen hat, kann mich nicht zufriedenstellen, da alle die übeln Folgen, die mit einer Lage auf schiefer Ebene vorherzusehen waren, auch eingetreten sind. Um nicht ganz uns („zu" ausgestrichen) fortreißen zu lassen, ist nichts übrig geblieben, als zum alten Bundestag zurückzukehren u. man hofft durch ihn die Neuherstellung zu vollführen! Ich vermuthe viel mehr, daß, wenn Fa/M erst wieder instituirt ist, man sich für länger mit dem Alten begnügen wird. Dies wäre nicht gut, weil dies Alte wirklich zu sehr der Verbesserung benöthigt ist[2])!

London 22. 5.

Es scheint daß dieser Brief nicht zu Ende kommen soll. Hier wo wir uns in der verhängnißvollen Zeit von 1848 zusammenfanden, soll er aber nun doch sein Ende finden. Es ist die Exhibition hier ein industrielles Welt—Ereigniß, das bisher sehr gut abläuft! hoffentlich die erwarteten Folgen für die Handels Welt bringen wird u. nichts politischnachtheiligs (!) in seinem Gefolge! Der (!) Eindruck des Gebäudes, u. namentlich der Eröffnungsfeier, ist keine Feder im Stande wiederzugeben. Englands Industrie wird vielleicht nur von französischen Broncen überflügelt; sonst bleibt sie überall Siegerin[3]).

---

[1]) Auf der ersten Seite oben steht von Orlichs Hand mit Bleistift geschrieben: „Empfangen den 1 July 1851 in Sorrento bei der Rückkehr von der Insel Capri."

[2]) Vgl. den Brief des Prinzen an Natzmer. A. a. O., Bd. IV, S. 141 f.

[3]) Über die Schwierigkeiten, die der Reise des Prinzen und seiner Gemahlin nach London von Berlin aus bereitet worden waren, und deren Überwindung siehe Näheres bei Nippold, Bunsen, Bd. III, S. 101 f. Leipzig 1871.

Ihre Schilderungen der italienisch-römischen Zustände hat mich ungemein intéressirt! sie sind nicht natürlich, da sie nur auf Bajonetten zu beruhen scheinen. Bajonette sind nur gut gegen die Bündnisse der Zeit aber nicht gegen die Wahrheit die in der Zeit liegt. Diesen Unterschied richtig zu fassen, ist alleinige Staats-Weisheit. Wie schwer sie zu fassen ist, beweisen, die Welt Geschichte und die der neuesten Zeit. Sie werden mit Interesse unserer General-Probe der Mobilmachung[1]) gefolgt sein; sie hat wie dergl. Proben, viele Mängel aufgedeckt, die man bessern muß. Leider also blieb es nur bei einer Probe! Die Stimmung im Volk war erhebend! Zwei Factoren trugen dazu bei, 1t hoffte die Masse durch einen tüchtigen siegreichen Krieg, aus der 3jährigen Unsicherheit aller Zustände, befreit zu werden; 2t hofften (verbessert für „sahen") die gebildeten Klassen den Moment gekommen, wo Preußen seine weltgeschichtliche Stellung in Deutschland erringen würde! — Es sollte nicht sein u. die Zeit muß dazu also noch nicht gekommen sein[2])!

Ich gehe am 27t zurück u. zwar nach Berlin wo ich am 31t bei der Enthüllung des Standbilds Friedrichs des Großen das Ehren-Commando über die Truppen führen soll. Ich werde also auf 3 Stunden die Garde commandiren, die ich 10 Jahr befehligt und diesen Winter hoffte, gegen den Feind zu führen, was die schönste Genugthuung für mich gewesen wäre, ach jene 10 Jahre! Überhaupt die Armée, die das Vertrauen des Königs mir anvertraut hatte, das Garde, 2te, 3te und 4te Armée Corps, war wohl der Art, daß man an (!) einen Sieg hoffen durfte[3])!

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau angelegentlichst, ein Gruß, der ihr aus der Heimath doppelt lieb sein wird. Ihr Pr. v. Pr.

Je tiefer die Wehmut und Enttäuschung des Prinzen über Olmütz sein mochte, desto heilsamer wirkte auf ihn die ernste, anstrengende Tätigkeit, zu der er durch die Erfüllung seiner militärischen Pflichten, vor allem auch durch das nach dem badischen Feldzuge ihm übertragene Kommando als Generalgouverneur der Rheinlande und Westfalens, genötigt wurde. In dem gleichen Maße aber, in dem der Prinz durch gewissenhafte Pflichterfüllung sein inneres Gleichgewicht wiedererlangte, vermochte er auch der ihn umgebenden Außenwelt und den Fragen, die sie bewegten, nach und nach wieder regere Teilnahme zu widmen. Über seinen Gemütszustand in den folgenden, ziemlich stillen Jahren seines Lebens bieten uns, neben andern, schon bekannten Zeugnissen auch seine schriftlichen Äußerungen gegenüber Leopold von Orlich aus jener Zeit willkommenen Aufschluß.

Wie wir uns nach dessen ostindischen Reisebriefen leicht vorstellen können, besaß dieser in seltenem Maße die Gabe, den Prinzen durch seine Briefe zu zerstreuen, anzuregen und zu belehren. Dessen Antworten lassen auch nicht allein eine sehr gnädige Gesinnung für ihn erkennen, sondern beweisen zugleich, wie hohen Wert er nach vielen Richtungen auf Orlichs Urteil legte. In seiner günstigen Meinung sah er sich bei fortgesetztem schriftlichem Gedankenaustausche mit ihm immer mehr befestigt, denn dieser war ein fleißiger Briefschreiber und durch natürliche Begabung ebenso wie durch seine Erlebnisse auch wohl imstande, dem Prinzen Interessantes zu berichten.

---

[1]) Bekanntlich war im November 1850 angesichts des drohenden Krieges mit Österreich das preußische Heer mobil gemacht worden.

[2]) Vgl. Natzmer a. a. O.

[3]) Bei der Mobilmachung 1850 war dem Prinzen der Oberbefehl über die genannten Truppenteile übertragen worden.

Den im Revolutionsjahre erworbenen Landsitz in der Schweiz hatte er schon 1849 wieder verkauft, um sich mit seiner Gattin nach Italien zu begeben. Längere Zeit brachte er abwechselnd in Rom und Neapel zu[1]); im Frühling 1852 kehrte das Ehepaar[2]) endlich nach Deutschland zurück, allerdings nicht, um sich dauernd hier niederzulassen. Schon 1855 löste es den eleganten Haushalt, den es sich, ganz auf englische Art, in Berlin eingerichtet hatte, wieder auf und ging, nachdem es bereits den dortigen Aufenthalt mehrfach durch größere Ausflüge, u. a. nach England und Frankreich, unterbrochen hatte, von neuem auf Reisen[3]).

Seine Spuren, wie wir sie aus den Antworten des Prinzen von Preußen an Orlich und aus den Vermerken des letzteren auf den Briefen seines hohen Gönners verfolgen können, führen auch diesmal durch die Schweiz nach Italien, wo das Ehepaar wiederum annähernd zwei Jahre verlebte.

Dieses Wanderleben zu genießen und anziehend zu beschreiben, war Orlich gewiß wie kein zweiter geschaffen. Dazu kam, daß die Zeitverhältnisse seiner Erzählerkunst eine lohnende Aufgabe gestellt hatten. Napoleon III. in seinen glänzenden Anfängen, England und Frankreich während des Krimkrieges, die Schweiz inmitten der Neuenburger Wirren, Italien am Vorabend seiner nationalen Erhebung: welch reichen Stoff lieferte dies alles für seine Beobachtungen! Bei seinem wiederholten längeren Verweilen im Süden ist es natürlich, daß in seinen Briefen die Schilderung der Eindrücke, die er dort empfing, jahrelang sehr im Vordergrunde steht, und offenbar weiß er nicht nur den Zauber, den die Natur und Kunst im Verein über das herrliche Land ausgebreitet haben, reizvoll zu schildern, sondern widmet auch den kirchlichen Zuständen, die ihm dort vor Augen treten, unausgesetzte Aufmerksamkeit und nicht minder der politischen Verfassung der Halbinsel, die, ungesund bis ins Mark, nach den Ereignissen von 1848 und 1849 nur noch durch die überlegene Gewalt einer harten Militär- und Polizeiherrschaft aufrechterhalten werden konnte[4]).

Dem Prinzen von Preußen bereiteten die ausführlichen Berichte über alle diese Dinge große Freude, und Orlichs gewandte Darstellungsweise trug ebenso wie — seine schöne Handschrift dazu bei, dem Leser den Genuß seiner Schilderungen, den die Prinzessin regelmäßig mit ihm teilte, noch zu erhöhen. Seiner dankbaren Anerkennung gab er immer aufs neue in warmen Worten Ausdruck. „Sie haben ein Talent," schreibt er ihm einmal, „das Interessanteste, Nützlichste und Unterhaltendste zusammenzustellen und dies stilistisch und kalligraphisch so faßlich auszudrücken, daß es immer ein angenehmes Ereignis ist, wenn Ihre Briefe kommen"[5]).

---

[1]) Als literarische Ausbeute seines dortigen Aufenthaltes nenne ich die „Ausführliche Beschreibung von Ischia" in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", 1853. (Vgl. Allg. Deutsche Biographie.)

[2]) Die Ehe blieb kinderlos.

[3]) Familienchronik.

[4]) Vgl. die bezügliche Stelle in III.

[5]) Brief XVIII. Vgl. das oben über Orlichs Schreibweise Gesagte.

Daß es uns nicht möglich ist, diesen Genuß im Geiste mit Orlichs fürstlichem Gönner zu teilen, mögen wir mit Recht bedauern; freuen wir uns aber dennoch in dem Gedanken, daß unserm teuren Kaiser Wilhelm I. während der wenig erquicklichen Jahre, die seiner Regierung vorangehen, ein so anregender freundschaftlicher Verkehr zuteil geworden ist. Je mehr der Königssohn von Kind auf die menschlich-freie Entfaltung seiner Persönlichkeit hatte entbehren müssen, desto erwünschter mochte ihm in seinem engen höfischen und militärischen Lebenskreise die Verbindung mit einem Manne erscheinen, dem jene Gunst des Schicksals nicht versagt geblieben, dem es vielmehr gelungen war, die eisernen Fesseln altpreußischen Dienstes, die auch er in seiner Jugend getragen, allmählich zu sprengen und sich als gereifter Mann der Pflege seiner Neigungen und Interessen in voller Freiheit zu widmen.

Wie sich Orlichs Briefe aus dem Zusammenhange wesentlich als Zeit- und Stimmungsbilder darstellen, so sind auch die Antworten des Prinzen von Preußen vorwiegend politischer Natur, wenn auch persönliche Angelegenheiten darin nicht selten Erwähnung finden. Mußte doch der Thronfolger ein begreifliches Bedürfnis nach offener Aussprache fühlen einem Manne gegenüber, den er so hoch schätzte, dem er solches Vertrauen schenkte, und bei dem er endlich ein so feines und tiefes Verständnis für seine eigenen politischen Ansichten voraussetzen durfte.

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie sehr diese der am Hofe Friedrich Wilhelms IV. und in den Berliner Regierungskreisen damals herrschenden Richtung entgegen waren. Im höchsten Maße mißbilligte der Prinz den Geist des Stillstandes und Rückschrittes, der sich in den Jahren nach dem Olmützer Vertrage unter dem Einflusse der Bureaukratie, des Junkertums und der Kirche auf die Führung der Staatsgeschäfte geltend machte. Wie er hier ein von Parteirücksichten unabhängiges starkes Königtum verlangte, so forderte er auch in der äußeren Politik volle Freiheit und Gleichheit Preußens mit den übrigen Großmächten. Aus diesem Grunde empfand er es so schmerzlich, daß sein Staat sich dem Willen Rußlands und Österreichs in Olmütz unterworfen hatte, und geriet immer mehr in Zwiespalt mit der Politik seines Bruders, je bereitwilliger sich derselbe in den folgenden Jahren zum Werkzeuge der beiden Ostmächte, vor allem des russischen Kaisers, hergab.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Agli Allori.

Von

Isolde Kurz.

Die nachstehenden, schon vor mehreren Monaten geschriebenen Erinnerungen widme ich dem Andenken meines Bruders Dr. Edgar Kurz, der am 27. April von uns geschieden ist. Der Unbezwingliche, auf den alle als ihren Helfer und Retter blickten, schien gegen alle Gefahren gefeit zu sein, als der Tod, dem er so viele Opfer entrissen hat, ihn selbst mit jähem Sprunge anfiel. Und nun will es ein unerwartetes Geschick, daß ich neben die Mäler der Freunde, denen er einst die Augen zudrückte, auch das seinige setzen muß.

Voll Kampf und Mühe war sein Leben und zugleich voll Freudigkeit, das Leben eines aufopferungsvollen Arztes, der vom zerreibenden Dienst der Pflicht in der Pflege höchster Kulturinteressen und eigener, vielseitig produktiver Tätigkeit ausruhte. Wer die feinen Hände in der Ausübung ihres Handwerks gesehen hat, der wußte, daß sie der Ausdruck seines ganzen Wesens waren, wer in seine leuchtenden Augen blickte, der spürte die Sicherheit und Kühnheit seines Geistes und die jugendliche Genialität, die ihn durchs Leben begleitete.

Diese Hände werden niemand mehr wohltun, die leuchtenden Augen haben sich für immer geschlossen. Die Flamme, der sein Wesen verwandt war, hat sein Leibliches verzehrt. Ein Träger alter Kultur ist zu seinen Freunden gegangen, und mit ihm verschwindet von diesem Boden die prägnanteste Gestalt.

Florenz, den 5. Mai 1904.

Auf halbem Wege zwischen Florenz und der Certosa, hart an der Straße, liegt der protestantische Friedhof, durch eine dichte Reihe hochstämmiger Zypressen dem Auge von weitem kenntlich. „Agli Allori“ (zu den Lorbeern), so heißt nach einem Lorbeerhain, der früher dort gestanden, zufällig, aber bedeutungsvoll, diese Herberge, wo so viel ruhmgekrönte Häupter deutschen Stammes ihre letzte Schlafstätte gefunden haben. Der Ort ist nicht weihevoll, wie der unvergleichliche Friedhof bei der Cestiuspyramide; er hat nichts von dem

übermächtigen Naturleben, das dort die Schläfer so versöhnend einspinnt; nur den Ruhm seiner Anwohner hat er mit jenem gemein.

Starr, regelrecht und schnurgerade ist die Anlage, die an den Grundriß eines Theaters erinnert. Als regelmäßiges Rechteck, das mit seiner Vorderseite die Straße flankiert, schmiegt sich der Friedhof den flachen Hügel hinan und buchtet sich dann in dem verengten Hintergrund zu einem hochgelegenen, terrassenförmig aufgebauten Halbrund aus. Den ebenen Vorderraum, worauf die große Kapelle steht, schmücken mächtige Trauerweiden auf grünem Rasen; eine breite Zypressenallee durchschneidet ihn in der Quere. Jenseits dieser Allee beginnt das Terrain allmählich zu steigen und geht endlich in die Terrassenanlage, den Begräbnisplatz erster Klasse, über, der amphitheatralisch um einen leeren, vom hohen Kreuz überragten Mittelraum gelagert und von breiten Treppen strahlenförmig durchzogen ist. Den Hintergrund schließt eine Nischenwand mit Arkaden ab, hinter der nur die Wipfel der den Friedhof umsäumenden hohen Bäume sichtbar sind. Auf diesen gemauerten Rampen ist fast jeder Fußbreit mit prunkenden, geschmacklosen Monumenten übersät; kein Baum, kein Halm unterbricht den kalten, weißen, harten Glast, und im blendenden Sonnenschein wie im trübseligen Winterregen bleibt der Ort immer gleich phantasielos, nüchtern und unerträglich. Er hat durchaus etwas von einem Zuschauerraum, und es ist kein Zufall, daß von den eigentlichen Akteurs der Lebensbühne, denen, um deretwillen wir herkommen, kaum einer sich hier niedergelassen hat. Oben in den Logen das reiche Publikum, das seinen Luxus ausstellt, unten die Personen des Stückes: Helden, Nebenfiguren, Statisten.

Noch auf ebenem Grund, links von der großen Kapelle, liegt einer, den wir am liebsten in tiefer Waldeinsamkeit oder auf stiller, meerumfluteter Insel gesucht hätten: Arnold Böcklin! Die Geister der Toten weilen nicht gerne an ihrer Gruft, am wenigsten dieser. Noch ist den Teilnehmern die erkältende offizielle Zeremonie seiner Leichenfeier gegenwärtig, die so wenig zu Böcklins Kunst und Wesen paßte. Schon seit Jahren war der Künstler, der nur noch im engsten Familienkreis lebte, für die Welt so gut wie ein Abgeschiedener gewesen, aber als an jenem 16. Januar die Nachricht von seinem in der Nacht erfolgten Tode durch die Stadt flog, da war es doch, als ob die Natur plötzlich erkaltet wäre, und durch die fröstelnden Lüfte meinte man den Klageruf zu hören: „Der große Pan ist tot!“ Das Gefühl, ihm noch einen Tribut der Liebe und Verehrung, der Dankbarkeit zu schulden, trieb alle, die kommen konnten, an sein offenes Grab. Aber — wer kann sagen, wie es zuging? — es war alles so steif und konventionell, eine Entfremdung legte sich über die Anwesenden, der Sarg unter der erdrückenden Menge und Pracht der Kränze schien gar nicht mehr Böcklins Irdisches zu bergen, sondern nur ein leeres Schaustück zu sein, unter der kalten Wintersonne schwand sein Geist weiter und weiter weg, der Bann wurde immer beklemmender, kein lösendes Wort wagte sich hervor, auch die vielen Vertreter einheimischer und auswärtiger Vereinigungen legten einer um den andern ihre Kränze schweigend nieder. Ganz zuletzt trat eine unbekannte Mädchengestalt mit wallenden blonden Haaren an das Grab und senkte einen

Busch weißblühenden Flieders hinunter; man konnte sie für die Böcklinsche Muse halten, die auf immer Abschied nahm; das war der einzige Sonnenblick der Poesie über Arnold Böcklins offenem Grabe. Derselbe Geist kalter Förmlichkeit schwebt nun auf immer über der Stätte. Wer Böcklin geliebt hat, wer seine Poesie im Herzen trägt, der pilgere nicht zu seinem Grabe. Wie schön, wie traumhaft hat er das Reich der Abgeschiedenen im tiefen Zypressenschatten zu malen gewußt! Nicht eine Zypresse, nicht eine grüne Ranke, nicht ein Hälmchen hat Platz in seiner Nähe. Schwerer Stein belastet den ganzen Raum, alles Naturleben ausschließend, das sich der Dichter der Natur über seinem Haupte gewünscht haben muß. Eine Säule von niederdrückenden Dimensionen auf schwerfällig-massivem Unterbau erhebt sich zu seinen Häupten; zwei festschließende, große Platten, glatt und spiegelblank, bedecken die Gruft. Wie hätte man ihm einen schlanken Altar inmitten eines kleinen Zypressenhains gönnen mögen oder so ein trautes, blumiges Gärtchen auf grünem Rasen, wie er es zu malen liebte, wenn er ausnahmsweise einmal deutsch phantasierte! Von den beiden Seiten seines Wesens, die abwechselnd an ihm hervortraten, ist hier keine zum Ausdruck gebracht. Aber man sieht dem Denkmal an, daß es kostbar ist; mehr läßt sich nicht darüber sagen. „Non omnis moriar" sagt die Inschrift. Aber nicht hier ist es, wo Böcklin weiterlebt; viel eher ist sein Geist noch in seinem letzten Wohnsitz zu San Domenico zu spüren, der in pietätvolle deutsche Hände gefallen ist. Dort wird in Haus und Garten alles erhalten, wie es zu seinen Lebzeiten war. Um das phantastische Brunnenbecken schwebt noch des Künstlers barocker Humor, und unter den großen Oleanderbäumen, die er liebte, wandelt seine stille Beschaulichkeit; die reizende pompejanische Loggetta, die er selbst bemalte, blickt von der schön bewaldeten Hügelflanke von San Domenico auf die Arnostadt hinab und scheint auf die Rückkehr des einstigen Bewohners zu warten. In seinem Atelier liegt noch der letzte Pinsel an der Stelle, wo seine Hand ihn niederlegte, und kein Möbel ist verrückt worden. Hier, in tiefer Abgeschiedenheit, entstanden seine letzten Bilder, die nur von wenigen auf der Staffelei gesehen wurden, von denen aber dann und wann noch eine Kunde in die Kolonie drang: Die Pest, die auf gifthauchendem Tier mit Fledermausflügeln durch die Lüfte reitet, während alles um sie her niedersinkt; die Melancholie im schwarzgrünen Gewand, auf einer Bank sitzend und durch den Schwarzspiegel die Gegend betrachtend; im Hintergrund ein Liebespärchen unter einem blätterlosen, roten Weidenbaum und ein Ritter im roten Mantel, zwei Lieblingsmotive Böcklins, die er oft wiederholt hat. Dann eine Muse auf Bergeshöhe im weinroten Mantel, auf einem Marmorplateau bei dickstämmigen Bäumen stehend. Der alte, weltabgewandte Mann lebte hier noch einmal sein Temperament aus; er freute sich an der Vision, an der brennenden Farbenglut, am Märchen, das er sich selbst erzählte. Alles geriet ihm jetzt übermächtig plastisch, höchst intensiv in der Wirkung bei vereinfachten Mitteln und ersparter Arbeitskraft. Denn schwer und körperlich unbeweglich, wie er in seinen letzten Lebensjahren geworden war, fiel ihm das Stehen und das Zurücktreten von der Staffelei sauer, und wenn er sich auf einen Stuhl niederließ,

so geschah es, um den Ausdruck eines Nahestehenden zu brauchen, „mit weitausgreifenden, angestrengten Bewegungen, als ob er ein Schiff ans Land zu ziehen hätte". Daher mußte er die materielle Leistung abzukürzen suchen und zur unmittelbarsten Wirkung greifen; so kam freilich des öfteren auch etwas Grelles und Hartes hinein. — Ein jüngerer Freund seines Hauses, der dem Alten nahestand, sprach mir einmal seine Überzeugung aus, daß Böcklin nicht als würdiger, das Leben in Weisheit resümierender alter Herr aus der Welt scheiden werde, sondern in heiterem Wahnsinn, das Reale ignorierend, mit keinem andern Gegenüber mehr als seiner Phantasie, sich endlich in die Elemente auflösen müsse. Ein solches Ende hätte ein Dichter dieser Gestalt gegeben; die Natur aber verfuhr mit ihrem Lieblingssohne nicht so poetisch: sie ließ auch ihn die Not des Alters und die Bitterkeit des Todes schmecken.

So oft bin ich gebeten worden, meine Erinnerungen an Böcklin niederzuschreiben, und immer mußte ich nach einigem Besinnen mir selbst bekennen, daß ich gar keine Erinnerungen an ihn habe, sondern nur eine Erinnerung, das heißt ein höchst lebendiges Bild seines Wesens, aber keine besonderen Züge, keine des Aufbewahrens werte Einzelheiten. In der Tat, es wird nicht leicht wieder einen Mann von solcher Bedeutung und von so ausgeprägter Persönlichkeit geben, von dem sich nach vieljähriger Bekanntschaft so wenig Persönliches erzählen läßt. Böcklin gab sich in der Unterhaltung nicht aus, sondern wirkte nur durch seine elementare Gegenwart. Halbe Nächte lang habe ich ihn sitzen sehen, schweigend, voll augenscheinlichen Behagens beim Weinglas, während um ihn her das Gespräch der andern schwirrte, in das er nur ab und zu ein Wort oder eine humoristische Anekdote warf. Er liebte solch ein schweigsames Sitzenbleiben, eine Art geselliger Einsamkeit. In früheren Jahren, wenn Böcklin zuweilen des Abends in unser Haus kam, galt es unter den Familienmitgliedern, wer am längsten die Augen offenhalten konnte. Ich erinnere mich, die Augen manchmal wacker offengehalten zu haben, an irgendein bedeutendes Wort, das ich dabei aus seinem Munde vernommen hätte, erinnere ich mich nicht. Er sah mit hellen, offenen Augen vor sich hin, ohne sich mit Unterhaltung anzustrengen, nur innerlich die Fülle seines Daseins genießend. Diskussionen waren ihm gründlich zuwider, überhaupt alles „Beschreien" der Dinge, auch alles Definieren und Schrankenziehen. Er wollte in seinem inneren Schauen durch kein aufreizendes Wort gestört sein. — Alle Zeit war ihm eine ewige Gegenwart; mit dem Hintereinander der Dinge wußte er, wie es die Art der künstlerischen Naturen ist, nicht umzugehen; so kam es ihm nicht darauf an, gelegentlich etwa Raffael ins 13. Jahrhundert zu verlegen und, wenn er das Erstaunen seines Gegenüber sah, ihn von da wieder wegzunehmen und unbesorgt im 17. unterzubringen. Auch auf sein Urteil über Menschen durfte man sich nicht allzusehr verlassen, denn es war stark subjektiv und von augenblicklichen Eindrücken abhängig. Er hatte zwar gewiß den richtigen Instinkt für Charaktere, aber die einzelnen Züge konnte er leicht mißdeuten. — Für seine ganz nach innen gewandte Natur war es charakteristisch, daß er sich so viel lieber mit Kindern als mit Erwachsenen unterhielt.

Ein einziges Mal habe ich Böcklin wirklich mitteilsam gesehen, und ich nahm es für ein Zeichen, daß er sich nicht behaglich fühlte. Es war in

Zürich, bald nach dem Tode Gottfried Kellers. Böcklin klagte mir seine Vereinsamung, den Mißgriff, den er mit seiner Übersiedlung in die Schweiz begangen, und seine brennende Sehnsucht nach Italien. Die einzigen Menschen, sagte er, mit denen er nach Kellers Tod in Zürich Verkehr haben könne, seien Architekten und Mediziner, und diese beiden Menschensorten hätten das leidige Vorrecht, immer von ihrem Metier zu reden. Nebenher ärgerte er sich über die noch jugendliche Zunft der Freilichtmaler, deren laute Schlagwörter ihm wie lästige Fliegen um die Ohren summten. „Wenn man sein ganzes Leben daran gesetzt hat, sich auf seinem eigenen Wege vorwärtszufühlen," rief er mißmutig, „und soll sich dann von der grünsten Jugend sagen lassen, daß der Weg ganz anderswo gehe!" Die Neusten hatten ihn nämlich um jene Zeit noch nicht für sich entdeckt. Er klagte auch über seine Gesundheit, die soeben dem ersten schweren Stoß entgegenging, und wie schwer es ihm werde, mit immer schmerzendem Kopf zu arbeiten. Aber bald siegte der Humor: er holte mir das angefangene Bild einer Penia mit strengem, mahnend erhobenem Finger aus einer Ecke des Ateliers herbei und sagte: „In solcher zürnenden Gestalt erscheinen Sie mir jetzt zuweilen im Traum." Auf meine erstaunte Frage, wieso meine unschuldige Person für ihn zum Popanz geworden sei, erzählte er mir, daß er sich vergebens bemüht habe, nach einem früher gegebenen Versprechen ein Titelblatt zu meinen „Phantasien und Märchen" zu entwerfen, daß der Versuch mißlungen sei — so sehr, daß er ihn nicht einmal zeigen mochte —, und daß sein böses Gewissen ihn jetzt nur noch die strenge Mahnerin in mir sehen lasse. Ich verstand so gut, wie es seiner souveränen Phantasie beschwerlich sein mußte, an ein bestimmtes Thema gebunden zu sein, und ich beeilte mich, ihn seines Versprechens zu entbinden, womit ich zwar in den Augen des Verlegers eine große Torheit beging, mich selbst aber erleichterte. Denn der Gedanke, als Gespenst mit andern Plagegespenstern vor seiner Seele zu stehen, war mir abscheulich. Ein halbes Jahr später, nach seiner scheinbaren Wiederherstellung, besuchte er mich in Florenz und überreichte mir eine pompöse Torte, um mich durch das gelungene Werk des Zuckerbäckers für sein eigenes, nicht gelungenes zu trösten —, eine Entschädigung, die ich freilich trotz des guten Willens, der sich darin aussprach, nicht ganz für voll nehmen konnte.

Bei jenem Besuch in Zürich erzählte er mir auch eine kostbare, noch ganz warme Keller-Anekdote, die, soviel ich weiß, nicht aufgezeichnet ist und die ich deshalb, soweit mein Gedächtnis reicht, der Vergessenheit entreißen will. Keller war kurz zuvor gestorben. Böcklin hatte zusammen mit J. Bächtold die Aufgabe, des Dichters schriftlichen Nachlaß zu ordnen. Es ist bekannt, mit welch peinlicher Sorgfalt Keller jeden an ihn gerichteten Papierschnitzel aufbewahrte. In einem Schubfach fand sich ein Stoß Briefe von weiblicher Hand, sorgfältig nach den Daten geordnet, die zuerst das Staunen, dann wachsendes Befremden und schließlich zwerchfellerschütterndes Lachen der Testamentsvollstrecker erregten. Die Schreiberin stellte sich als eine Jugendgeliebte vor, die den Adressaten an gemeinsam genossene schöne Stunden erinnerte; sie versicherte, daß sie mit inniger Freude das Aufsteigen seines Sterns verfolgt habe, und daß es ihr nicht einfallen würde, mit einem Bittgesuch an ihn heranzutreten, wenn sie

nicht wüßte, daß er sich jetzt in günstigen Verhältnissen befinde, die ihm wohl gestatten würden, sich des Pfandes seiner Liebe, eines schönen, wohlbegabten Töchterleins, das sie ihm großgezogen habe, zu erinnern und für ihre Zukunft zu sorgen. Auf dieses Schreiben hatte Keller augenscheinlich nicht geantwortet, denn es folgte ein zweites, dringenderes mit derselben Ermahnung, und danach stellte sich auch besagtes Töchterchen brieflich vor, um den „lieben Vater" ihrer kindlichen Liebe und Verehrung zu versichern und ihm von den Fortschritten ihrer ganz in seinem Geiste geleiteten Ausbildung zu erzählen. Noch immer scheint das Herz des Dichters ungerührt geblieben zu sein, denn in den nachfolgenden Briefen steigert sich das Pathos der Schreiberin immer mehr, bis sie in die bittere Klage ausbricht, wie er nur in seinem Ruhm und Glück so ganz die schöne Jugendzeit vergessen könne, wo sie ihn in X. in der Stellung eines städtischen Schwimmlehrers gekannt und geliebt habe. Diese unerwartete Schlußwendung — Gottfried Keller als Schwimmlehrer! —, wodurch die vermeintliche Jugendsünde des Grünen Heinrich ganz von selbst von dessen Schultern weg auf die eines unbekannten Namensvetters fiel, war überwältigend. Ob der Dichter endlich den Irrtum aufgeklärt oder ob er auch diesen letzten Brief schweigend und lächelnd ad acta gelegt hat, war nicht zu ersehen.

Böcklin erzählte vortrefflich; sein langsames, immer etwas mühsames Sprechen gab seinen Pointen noch einen besonderen Nachdruck. Man konnte sich lebhaft die humorvolle Spannung des Adressaten vorstellen, der augenscheinlich gar keine Erklärung dazwischenwarf, sondern ruhig den Schluß der Komödie abwartete. Die Geschichte ist mir in Erinnerung geblieben, nicht nur, weil Böcklin sie so humoristisch erzählte, sondern weil sie auch so echt Kellerisch ist, als ob sie ein barocker Einfall des Dichters, nicht ein persönliches Erlebnis wäre.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens habe ich Böcklin so selten mehr gesehen, daß mir das Bild des alten Mannes mit dem haar- und bartumwallten Seherkopf, in dem das früher so helle Auge schwer unter gesunkenen Lidern hervorblickte, allmählich ganz zu schwinden beginnt und an seiner Stelle die Gestalt des jugendkräftigen Fünfzigers, als den ich ihn zuerst in Florenz kennen lernte, wieder hervortritt: ein schönes, männliches Gesicht, in dem zumeist der ruhigstarke, glänzende Blick des blauen Auges auffiel, die Züge derb und holzschnittartig, der Körper hünenhaft, etwas Schweizer Lanzknechtstypus, aber ein durch langen Aufenthalt im Süden veredelter Lanzknecht. Und zu diesem Bild paßt vortrefflich eine Szene, bei der ich zwar nicht selber zugegen war, die mir aber immer einfällt, wenn von Böcklins Mannesjahren die Rede ist: wie der Künstler, umgeben von seinen Getreusten, mit seinem Schmerzenskind, dem von ihm erfundenen Luftballon, auf dem Marsfeld bei Florenz kampierte, und wie nach dem völligen Fiasko der Aufstiegversuche, als die Gesellschaft sich enttäuscht, niedergeschlagen und abgerackert bei den mitgebrachten Vorräten gelagert hatte, da mit einem Male Böcklin sich erhob, ein blank geschliffenes Beil ergriff, auf gespreizten Beinen eine Zeitlang ruhig zielte und dann das Beil mit solcher Gewalt in einen Baumstamm warf, daß die Schneide tief ins Holz fuhr und der Stiel noch lange nachzitterte. Nach diesem reckenhaften Wurf setzte sich

Böcklin gelassen und mit dem Schicksal ausgesöhnt bei den Freunden nieder, denen er nun die fröhlichste Stimmung mitteilte; denn er hatte sich in seinen eigenen Augen von dem Mißerfolg seiner Erfindung wiederhergestellt. Diese Szene, die an die Helden der Edda erinnert, ist mir für Böcklins unverwüstliche Natur so sinnbildlich, daß sie meiner Phantasie an seinem Grabe gleichsam friesartig wie ein Bildwerk entgegentritt.

Nicht weit von Böcklins Ruheplatz befindet sich das Grab eines andern Schweizer Künstlers, der wie er ein Ruhm seiner Heimat gewesen, der aber die Höhe der letzten Vollendung nicht erreichte, weil ihn frühe ein tragisches Geschick hinraffte. Auf grüner Rasenfläche, nahe dem Eingang, rechter Hand, liegt dieses Grab unter hohem Lorbeergebüsch, von Efeu umsponnen; sein bescheidener Stein trägt die Inschrift:

Hier liegt gebrochen nach schwerem Kampf Karl Stauffer-Bern,
Maler, Radierer und Bildhauer.
Geb. 2. September 1857, gest. 24. Januar 1891.

Die Schrift sagt viel mit wenig Worten: das ganze vielseitig ringende Künstlerleben mit seinen gewaltsamen Ausschreitungen und dem tragischen Ende, das in aller Erinnerung ist. Nur eines sagt sie nicht, was mir zumeist vor der Seele steht, wenn ich an diese Stelle trete: daß in Stauffers Grab auch ein Dichter ruht. Die Entdeckung der Staufferschen Gedichte gehört mir zu den unvergeßlichsten Eindrücken. Der Verfasser hatte diese wilden Lieder, die unter den Greueln des römischen Gefängnisses entstanden sind, im Frühjahr 1890 meinem Bruder Erwin, dem Bildhauer, der ihm noch von der Münchner Akademie her befreundet war, zur Aufbewahrung übergeben, vermutlich weil er sie in seinen eigenen Händen nicht für sicher hielt, und war dann von Florenz abgereist, ohne sie zurückzuverlangen. Als er im Herbst wiederkam, gebrochen, verfemt, auch von der Frau, die der hauptsächlichste Gegenstand dieser Lieder war, verstoßen, da fragte er nicht mehr nach ihnen; sie lagen unberührt und halbvergessen in meines Bruders Wohnung, bis mir dort eines Tages beim Aufziehen eines Schubfachs durch Zufall ein Blatt in die Hände geriet. Ich staunte: Funken vom Urfeuer stiebten mir daraus entgegen. Es war ein Stück aus dem Totentanzgesprächen in Berner Mundart, derb und zynisch, aber von einer Großheit des Wurfs, in der man die Löwenklaue spürte, und von überraschender Unmittelbarkeit (das merkwürdige Stück, das wohl nach Inhalt und Titel Anstoß erregte, ist später aus der Sammlung verschwunden). Das Paket war unversiegelt und nicht als Geheimnis übergeben worden, also las ich weiter und fand mich mitten in dem schauerlich-schönen Trümmerfall eines großen Lebens. Die Gedichte waren mit Stauffers großer, kühner Hand und mit dem schönen Raumgefühl des bildenden Künstlers, aber zum Teil mit Bleistift und in Spiegelschrift auf großen Blättern geschrieben, die den Stempel der Gefängnisdirektion von Florenz trugen.

In wildem Chaos war Stauffers Leben darin ausgeschüttet, seine Liebe, sein Haß, sein selbstherrlicher Übermut, der Sturz aus Sonnenhöhe ins grausigste Elend, Wut und Rache, nächtliche Kerkervisionen, alles aus der

ungeheuren Erregung des Augenblicks geboren und den Stempel des Improvisierten tragend, einfach und unwiderstehlich, wie die Wahrheit selbst. Zugleich aber hatte der tobende Vulkan in seinem mächtigen Feuerstrom alles mitherausgeschleudert, was seit Jahren schweigend in Stauffers Seele geruht hatte, Sprüche über Kunst und Künstler, über dichterische und historische Größen, volksliederartige Weisen, eine längst verklungene Jugendliebe, die Leidenschaft für die Antike, die sich bei ihm, dem protestantischen Pfarrerssohn, wie bei den Renaissancemenschen, mit inniger Christgläubigkeit mischt — das alles „tanzt reimweis hier zu Paaren", und zuweilen fällt in diesen heidnisch-christlichen Hexensabbat wie ein Schein aus gemalten Kirchenscheiben eine pietätvolle Kindheitserinnerung, ein Bild aus dem väterlichen Pfarrhaus im grünen Emmental herein. Aber nicht umsonst waren diese oft wunderbar poetischen Verse nach dem florentinischen Irrenhaus, wo Stauffer sie ins Reine schrieb, „Die Lieder des Narren von San Bonifazio" betitelt. Man befand sich mit ihm in den Irrgärten eines Wahnlands, wo alle Fesseln, auch die der Vernunft, zerrissen sind, wo die Grenzen des Ichs sich verwischen und die rasende Gedankenflucht sich zuweilen in ein irres Stammeln verliert. Doch diese Mischung von Wahnsinn tat dem eigentlich Poetischen keinen Eintrag; es machte die Gedichte elementarisch-unbewußter. Und neben aller Verwirrung mußte man noch immer die sichere Sprachgewalt bewundern; freilich, mit dem Einzelnen durfte man es nicht genau nehmen. Stauffers Verse sind wilde, tobende Gebirgswasser, die alles mit sich führen, was ihnen im Lauf begegnet: Anklänge und Reminiszenzen von da und dort her, Berner Deutsch, Berliner Deutsch, Wörter aus fremden Sprachen, selbst ganze Strophen Italienisch ins Deutsche eingeflochten, denn er beherrschte das Italienische wie wenige Ausländer bis in die Dialektformen herunter. Der Eindruck, den ich davon empfing, war um so mächtiger, als ich Stauffer bis dahin für eine Art Poseur gehalten hatte. Persönlich war ich ihm nie begegnet, obgleich er in Florenz gerade in den Häusern aus- und einging, wo auch ich verkehrte; ich hatte seine Bekanntschaft eher gemieden als gesucht, nicht des Romans wegen, dessen Einzelheiten damals noch nicht hinlänglich aufgehellt waren, um ein gewinnendes Bild von Stauffers Charakter zu geben, als vielmehr wegen gewisser äußerer Eigentümlichkeiten, die dem Künstler noch von seiner Berliner Zeit her anklebten, und die ihm auf dem vornehmen Hintergrund des florentinischen Lebens ein etwas parvenümäßiges Ansehen gaben. Aber man sollte niemals Vorurteile haben, auch nicht, wenn ein Schweizer Berlinerisch spricht! Angesichts dieser Blätter kehrte sich mein Vorurteil in Interesse und Teilnahme, in den herzlichen Wunsch, dem bisher Gemiedenen meine Freude an dem Fund, meine Bewunderung für sein herrliches Talent aussprechen zu können. Aber die Prosa des Alltags schob den Vorsatz hinaus, und wenige Tage später kam mein Bruder von einem Morgenbesuch in Stauffers Wohnung zurück mit der erschütternden Nachricht, daß man ihn tot im Bette gefunden habe. Er selbst war ihm am Abend zuvor behilflich gewesen, das verhängnisvolle Chloral zu kaufen, das seine Schmerzen einlullen sollte, und das sie so unerwartet ganz gestillt hat.

Nun waren die Gedichte, über die er keine Verfügung getroffen hatte, und von deren Dasein niemand wußte, als ein Vermächtnis des Zufalls in meiner Hand zurückgeblieben. Ich fühlte die Pflicht, sie zu sichten und zu ordnen; ich hoffte, das Beste davon ganz oder in Auszügen unter dem ergreifenden Titel, den er selbst ihnen gesetzt hatte, der Öffentlichkeit übergeben zu können. Denn ich glaubte und glaube es noch, daß sie einen Platz in unsrer Literatur verdient hätten, schon weil sie durch ihren vulkanischen Ursprung Winke über die Entstehungsart unsrer schönen deutschen Volkslieder geben könnten. Daß mir die Herausgabe nicht gelungen ist, habe ich immer tief bedauert. Die Einwilligung, die ich von Frau Pfarrer Stauffer erlangte, war an die Bedingung geknüpft, daß alles persönlich oder sittlich Bedenkliche ausgetilgt, Form und Inhalt gemildert und geglättet werde, und diese Klausel, an sich zwar begreiflich, war mit meiner Überzeugung, daß der poetische Wert der Staufferschen Dichtungen gerade in ihrer leidenschaftlichen Subjektivität und der Direktheit des Ausdrucks bestand, nicht in Einklang zu bringen. Ein zahmer, von allen Seiten zugeschnittener und zurechtgestutzter Stauffer wäre eben kein Stauffer mehr. So legte ich endlich notgedrungen und ungern das ganze Manuskript in die Hände der Familie Stauffer zurück[1]). Eine Auswahl davon konnte dann später O. Brahm als Anhang zu den berühmt gewordenen Stauffer-Briefen drucken; es sind die abgeklärtesten, formgerechtesten, aber leider nicht durchweg die originellsten von Stauffers Gedichten, und sie geben von der Feuereffe, auf der sie entstanden sind, nur einen unvollkommenen Begriff. Wer, der das Manuskript in Händen gehabt hat, kann sich ohne die tiefste Bewegung an das merkwürdige, teils deutsch, teils italienisch geschriebene Gedicht erinnern?

Auf Königs Kosten via Rom-Florenz,
Mit sieben Mördern an der langen Kette,
Eiserne Schellen — na, das Ding wird lustig. —

Das ist ein menschliches Dokument in künstlerischer Form, wie es vielleicht auf der Welt kein zweites gibt. Man erlebt Staufferś Überführung aus dem grauenvollen römischen Kerker nach dem florentinischen Gefängnis mit, die letzte Nacht vor dem Transport in einem schauderhaften, von Ungeziefer wimmelnden Loch, „Transit genannt, das schrecklichste von allen", wo nicht Sonne noch Mond hereinscheint.

Hier übernachten, na, es geht zum andern,
Doch wird von Schlaf wohl kaum die Rede sein.
Da geht die Türe auf, und dreiundzwanzig Strolche,
Ladroni, Diebe, Mörder, Raubgesindel,
Auch zum Transport a spese del governo.
'ś wird immer besser. Herr, laß diesen Kelch
An mir vorübergehn, sonst werd ich närrisch.
Aus allen Himmelsgegenden Italiens,
Teils schon verurteilt, teils noch in Erwartung.

[1]) Unterdessen hat mir Staufferś Schwester in zuvorkommendster Weise die Ermächtigung zum Druck der nachstehenden Gedichte erteilt, wofür ich ihr und den andern Hinterbliebenen meinen verbindlichen Dank sage. Die Verfasserin.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nimmer
Auf seinem Strohsack bitter weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr großen Himmelsmächte!
Und in der langen, bangen Kerkernacht
Hab ich die Lebensrechnung still gemacht,
Ich schloß kein Aug, der Morgen kam heran,
Da drehte sich mein Nachbar gähnend um
Und fragte mich: „E che hai preso tu?"
Niente ancora. E a te che fanno?
„Vent' anni di galera button giù.
Ho ammazzat' un pò la mia madre."
Ma tu sei buono. Cosa c'hai pensato?
„Non venne fuori coi soldi, sai
Sta brutta strega, dunque l' ammazzai" [1]).

Man sieht, wie er herausgeholt wird, wie ihm die Handschellen angelegt werden, die im italienischen Gefängnisjargon „des Königs Handschuhe heißen"; dann geht es fort:

Acht Mann an einer Kette, je zu zweien,
Den ganzen Bahnhof lang bis an den Wagen
Mit achtzehn finstern wohlverschlossnen Zellen.

Das Staunen der Leute, die ihm so begegnen:

Wer mag der sein, der mit dem langen Mantel?
Wie ein Spitzbube sieht er grad nicht aus.

Dann die lange Fahrt durch die römische Campagna, wo zuweilen durch ein offenes Guckloch ein Stück Landschaft sichtbar wird und an diesem lang entbehrten Anblick der Künstler sich selbst und seine starke Seele wiederfindet, entzückt, trotz alledem, auch in Schmach und Not, in Italien zu sein:

Im neuen, hochgelobten Vaterland,
Wo aller schönen Künste Wiege stand,

gerührt, daß die Eskorte ihn menschlich behandelt:

Der Brigadiere mit dem Personal
War Gott sei Dank kein preußischer Korporal,
Tat seine Pflicht als Mensch und als Soldat,
Nicht als ein arroganter Autokrat.

Und kaum, daß er sich selbst wieder erkennt, so schwillt auch schon der Mut ins Unermeßliche; bei der Fahrt durch die Straßen von Florenz, am wohlbekannten alten Dom vorüber, fühlt er sich frei trotz der Handfesseln und der schweren Kette; das Lied der Schmach wird zu einem Triumphgesang:

Ihr könnt die Hände mir in Fesseln schlagen,
Mich in die gottverdammten Mauern sperren
Bei Brot und Wasser, 's ist mir einerlei.
Der Herr, er segnet Wasser mir und Brot

[1]) „Was hast du gefaßt?"
Noch nichts. Und du, was geschieht dir?
„Zwanzig Jahr Galeere hab ich bekommen.
Ich hab meine Mutter umgebracht."
Du bist mir ein netter Kerl. Was ist dir denn eingefallen?
„Sie wollte nicht mit dem Geld herausrücken,
Die garstige Hexe, da hab ich sie totgeschlagen."

Und schickt die Muse mir in meiner Not.
Er reißt die dummen Mauern vor mir nieder,
Er gibt dem Geiste Schwungkraft und Gefieder,
Der fliegt hinaus. — Geh mal und hol ihn wieder!

Und endlich tönt das wilde Lied in einen Choral aus:

Aus meinem kleinen Zellenfenster sah
Ich Santa Croce und Santa Maria
Del Fiore, o wie ward mir da zu Sinn!
Ich träumte mich in jene Räume hin
Und betete: O Herr, laß ohne Bangen
Mich still ertragen, was du hast verhangen,
Du weißt es besser, was dem Menschen frommt,
Und was ihm gut und was ihm schlecht bekommt.
Es möge mir geschehn nach deinem Willen:
Du hast mein Leid gesehn und wirst es stillen,
Du wandelst droben in der Ewigkeit,
Und aller Welten Kraft und Herrlichkeit
Webt wunderbar dein zauberhaftes Kleid,
Und überall geschieht dein starker Wille.

In diesen Versen steckt der ganze Stauffer, frech und fromm, bis zum Zynismus entwürdigt in dem Gespräch mit dem Muttermörder, der ihn als Dutzbruder behandelt, und gleich wieder auf den kleinsten Anblick des Schönen, auf die leiseste Berührung des Guten reagierend, sich erhebend bis zum Überschwang! Man denkt an einen, der ähnliche Glückswechsel — nur minder schuldlos — durchgemacht, dem er an Temperament und Elastizität glich, den wilden Goldschmied Benvenuto Cellini.

Stauffer hat aber auch noch ganz andre Töne auf seiner Leier, zarte, innige, so, wenn ihm in den schauerlichen Kerkernächten die Vision des vergangenen Glückes aufgeht, wie in dem Gedicht „Wunderblumen“:

O, dein gedenk ich in den langen Nächten,
Und in die wachen, bangen Träume flechten
Sich deine reichen, blonden, lieben Haare,
Die deinen Scheitel zieren, Wunderbare.
Es trinken deine dicken Seidensträhnen
Des starken Mannes schwere Schmerzenstränen;
Und Blumen blühn in deinem goldnen Haare,
Und in der Seele Frieden, Wunderbare.

Oder:

Matt strahlt das Licht, die kalten Wände schlafen,
Und oben an dem schmutzigen Gewölbe
Sitzt der Laterne grauer, großer Schatten
Wie eine riesenhafte Geisterspinne,
Und auf den harten Pritschen rings im Kreise
Schnarchen im Chor die Kerle laut und leise.
Ich denk an dich, die wunden Ohren klingen,
Der Liebe Grüße durch die Mauer dringen.

Zuweilen vergißt er die grausige Umgebung ganz und versinkt völlig in die Erinnerung des vorigen Zustandes, den er magisch zurückbeschwört:

Von meinem Grab hast du den Stein gewälzet,
Und meine Seele ist nun auferstanden,
Und weit hinaus nach jenen blauen Landen
Mein Auge schaut — und meine Sinne schwanden.

Du hast gesprengt die starken Eisenbanden,
Die um die Brust ich schmieden ließ mit Schmerzen,
Als du noch lagst an einem andern Herzen —
Sieh gnädig an, o Herr, laß uns nicht stranden.

Und wie rührend das kindlich-fromme, in friedvolle Nachstimmung getauchte Lied:

Sieh, die Gebete steigen
Hinauf ins stille Reich,
Im mondbeglänzten Reigen
Und singen: Bin dein eigen,
Und singen, bin dein eigen
Weit durch das stille Reich.

Die Sterne rings erglänzen
Am dunklen Himmelszelt,
Und in der Seele glänzen,
Geschmückt zu Reigentänzen,
Gedanken einer Welt.

In das Brahmsche Buch ist ein wundervolles Gedicht aufgenommen, das ganz merkwürdig den Bildhauer im Poeten verrät; es schildert die Erscheinung der Pallas Athene, wie sie im Kerker streng an ihm vorüberschreitet, wobei die ehernen Gewänder schaurigen Klang geben. Von der gleichen plastischen Sichtbarkeit des Vorganges ist die Aphroditen-Vision:

In meinen Träumen haben einst geglänzet
Goldene Tempel, marmorsäulumkränzet,
Hoch oben sah ich in dem Dunkelblauen
Der Himmels Wolken auf die Erde schauen,
Und unten in dem tiefen Tale lauschte
Der Nymphen Schar, wo kühl das Wasser rauschte,
Und auf den Bergen rauchten die Altäre
Und Opferdüfte zogen durch das Land,
Und an den Hängen reifte schwarz die Beere,
Im fernen Westen schimmerte der Strand.

Da sah ich auf dem Hügel vor mir leuchten
Das goldne Haus der hehren, wellenfeuchten
Buhle des Mars, der Meeresschaumerzeugten.

Des goldnen Tempels weiße Marmorstufen,
O Göttin, steig ich zagend bang hinan;
Ich hörte dich in meine Seele rufen.
O Aphrodite, sieh mich gnädig an!
O sieh mich an, mein Schwert so scharf und schneidig,
Den Arm so hart und ach, das Herz so weich!
Gebiete, und ich hole aus zum Streich,
Und der Barbaren plumpe Köpfe sollen
Vor dir im Staube mit den Augen rollen.

Auch aus seinen Zwiegesprächen mit den großen Toten erinnere ich mich prachtvoller Stellen, so der Strophe an Eckermann:

Auf deinem Haupte ruhten Seine Hände,
Und deine Augen in die Seinen schauten,
In die gewaltigen alten Feuerbrände.

Desgleichen liegt in dem Totentanzzyklus, den er den „Tod von Bern" betitelt hatte, manches von poetischem Urgestein vergraben, das wohl verdient hätte, das Licht zu sehen. Vor allen andern aber hat sich mir ein Gedicht unauslöschlich eingeprägt und tritt mir, wo von Stauffer als Dichter die Rede ist, wie von selbst auf die Lippen:

Ich bin in keinem Staatsgemach erzogen,
Ich hab an keiner Ammenbrust gesogen,
Der jungen Mutter lag ich nach den Schmerzen,
Ein Kind der Liebe, an dem treuen Herzen.
Dort, wo die Ilfis schäumend jagt zu Tal,
Hab ich die Wasser wühlen sehn einmal,
Wie Fels und Tannen, Steingeröll und Hirten
Die gräßlichen, die tollen Fluten führten.
Es war in meiner Jugend frühsten Tagen,
Ich hab's gesehn, nicht etwa hören sagen.
So ist mein Lied wie jener Strom der Berge
Es brauset wild und weiß . . . .
Es führet mit sich aus der Berge Spalten,
Wie jene Bäche, wenn erbraust der Föhn,
Was sie in ihrem Laufe aufgehalten,
Doch breitet unten wieder sich das Tal,
Soll er sich rieselnd segensreich ergießen,
Ins ferne Meer soll er hinüberfließen,
Und viele Städt und Länder soll er grüßen
Und stillen mancher Seele wilde Qual.
Das walte Gott, er möge seinen Segen
Mir, meinem Weib und allen Guten geben.

Es bleibt ewig schade, daß Stauffer die Absicht, mit der er sich eine Zeitlang trug: seine Lebensgeschichte zu schreiben, nicht wahrgemacht hat. Bei der rücksichtslosen Offenheit seiner Natur und seiner unvergleichlichen Herrschaft über die Sprache, die ihm für jedes Ding das treffende Wort eingibt, wäre gewiß ein Meisterstück zustande gekommen wie die Selbstbiographie Cellinis, ja, viel wertvoller als diese, da Stauffer über unendlich tiefere Mittel verfügte als der ruhmredige Goldschmied, der den höchsten Fragen seiner Zeit doch immer subaltern gegenübersteht. Aber Stauffer konnte sein zerrüttetes Innere nicht mehr zu einer solchen konzentrierten Selbstschau zusammenfassen, er wollte es auch nicht mehr. Er hatte in seiner letzten Lebenszeit die Freude an sich selbst verloren. Er, der alle Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins ausmessen sollte, war jetzt auf dem tiefsten Punkte angelangt, wo der Mensch sich selber aufgibt. Die Gesellschaft verdammte ihn, die alten Freunde fielen ab, die Frau, die sein Schicksal gewesen, verstieß ihn, und endlich versagte sich ihm auch die Kunst. Noch in den Schrecken des Kerkers hatte er trotzig von sich gerühmt:

Ich bin ein wild-verwegener Kumpan,
Und was ich fasse, faß ich ehern an.

Jetzt ließ er gebrochen die Hände sinken. In Florenz, auf dem Schauplatz seines triumphierenden Übermuts, ging er umher wie der Schatten seiner selbst, aber ein breitschultriger, rotwangiger Schatten, der nicht einmal

äußerlich die Würde seines Unglücks repräsentierte, denn seine derbe physische Konstitution hielt noch über den inneren Zusammenbruch hinaus stand. Er wollte nichts mehr wissen von jenem Stauffer, der er einst gewesen, und dessen kühne Verheißungen er nicht mehr wahrmachen konnte. Nur seine körperlichen Kräfte hätte er noch gerne beschäftigt, er sprach davon, als Arbeiter in eine Majolikafabrik einzutreten, vor allem aber lockte ihn die Stille und Zucht des Klosters von Quaracchi, wo er von den gelehrten Franziskanermönchen, großenteils Rheinländern, wohlwollende Teilnahme erfuhr. Gern wäre er in den Orden eingetreten, aber seiner Sehnsucht nach der ruheverheißenden Klosterregel stand nicht nur die Furcht, durch seinen Übertritt die Familie noch mehr zu betrüben, sondern vor allem auch die von den Mönchen gestellte Bedingung einer eingehenden seelischen Rückschau und darauffolgender Generalbeichte entgegen. Stauffer wollte sich selbst entfliehen, seine Vergangenheit wie ein abgelegtes Kleid von sich werfen, nicht allen Irrtümern und Qualen noch einmal ins Gesicht sehen, und dies ist wohl auch der Grund, daß die Autobiographie unterblieb.

Selten ist das Urteil der Gesellschaft so schnell, so gründlich umgeschlagen, wie es nach Stauffers Tode der Fall war. Als einen Verfemten hatten sie ihn eingesenkt, als ein Gereinigter und Verklärter ist er alsobald auferstanden, und gerade das Übermaß der Ungerechtigkeiten, denen er erlag, hat die Sühne der öffentlichen Meinung zu einer so willigen und vollständigen gemacht. Stauffer als Künstler und Mensch nimmt längst seinen Ehrenplatz unter den Zeitgenossen wieder ein, er ist mit seiner Kraft und seinen Schwächen in die Reihe der Unverlierbaren eingegangen. Nur für den Poeten Stauffer war noch kein volles Zeugnis abgelegt, und immer, wenn ich an die Stelle trat, wo er begraben liegt, mahnte mich's an die unbezahlte Schuld, die ich ihm mit diesen Zeilen, so gut ich's konnte, noch abzutragen gesucht habe.

Von dem Stürmer und Dränger, dem „Narren von San Bonifazio" weg führt uns der Weg zu einem reinen Weisen, der ein langes Leben in antiker Schlichtheit und Heiterkeit zu Ende gelebt hat. Theodor Heyse, der einsame Gelehrte, den am 10. Februar 1884 zu Florenz ein sanfter Tod hinwegnahm, hat auf der linken Seite der grünen Niederung einen stimmungsvollen, echt poetischen Ruheplatz gefunden, ernst und traulich zugleich, wie er ihn im Leben gewünscht haben mochte. Sein Grab schmückt eine Herme mit seinem edlen Römerkopf in Bronze, einem Abguß von Hildebrands schöner Marmorbüste; wuchernde Lorbeern, die zu bergenden Wänden zugeschnitten sind, bilden ihm ein grünes Kabinettchen, kaum höher als sein Haupt. An Stelle des Gitters ist um einen horizontalen Eisenstab ein Rosenbusch gezogen, dessen leichtes Gezweig sich am Fußende wie ein Band zu einem anmutigen Knoten verschlingt. Es ist das richtige Gelehrten- oder Poetenstübchen, in dem man sich den Geist des Bewohners gerne heimisch denkt.

Die Welt, deren Dasein er übersah, kennt Theodor Heyse fast nur als den Onkel Paul Heyses; einige wenige wissen, daß er einer der gründlichsten Kenner der Alten, der scharfsinnige Äschylos-Erklärer, der feine Catull-Übersetzer

war. Der Öffentlichkeit war er so abhold, daß er einen Zyklus warmblütiger Liebessonette, die er als Sechsundsechzigjähriger gedichtet hatte, unter dem Pseudonym Theodor Florentin erscheinen ließ.

Aus den frühsten Jahren meines florentinischen Aufenthalts steht mir diese Gestalt, in der noch die klassische Zeit der deutschen Literatur durchschimmerte, lebendig vor der Seele. Wenn der „alte Heyse" redete, so waren Goethe und die Alten immer stillschweigend zugegen. Zugleich hat sich mir seine Gestalt als eine typische eingeprägt, denn sie machte mir die Humanisten der Frührenaissance verständlich, deren ganzes Dasein in der Entdeckung, Wiederherstellung und Bewahrung der geistigen Schätze des Altertums aufging. Wie jene alles abwiesen, was in den klassischen Formen keinen Platz hatte, so wollte auch Heyse von unsrer modernen Welt der Naturwissenschaften nichts wissen. Sein Hausarzt wußte ergötzliche Geschichten von ihm zu erzählen, wie er nicht einmal die modernen Krankheiten anerkannte, sondern bei jeweilig eintretenden Störungen auf die Symptome irgendwelcher fabelhaften, in der Geschichte genannten antiken Krankheit hin untersucht sein wollte. Was ihn aber von seinen florentinischen Vorbildern des Quattrocento, den glanzverwöhnten, völlig unterschied, war seine gänzliche Bedürfnislosigkeit. Die äußere Form, den Luxus des Sichtbarschönen verlangte der deutsche Gelehrte nicht für sich, der gleichwohl ein empfängliches Auge dafür hatte; er suchte das Schöne einzig in der Phantasie, auch darin ganz der Sohn jener klassischen Zeit der deutschen Kultur, die unerhörte geistige Schätze mit der größten Dürftigkeit des äußeren Lebens verband. Völlig besitzlos und völlig unabhängig, ohne ein Band, das ihn fesselte, und ohne ein Gerätstück, das ihm gehörte, hauste der Achtzigjährige in einem dürftig möblierten Zimmer bei der Piazza Carmine unter seinen Büchern und lärmenden Kanarienvögeln, dem einzigen, was er sein eigen nannte. Dort wurden nur wenige Auserwählte empfangen; er selbst ging niemals unter Menschen. Am Persönlichen nahm er längst keinen Teil mehr. Der Wellenschlag des Lebens rauschte ihm nur noch aus der Ferne. Im grauen Schlafrock, das kleine Mützchen auf dem Kopf, wenig über mittelgroß, aber schlank und aufrecht, mit noch immer feurigen Augen und reingeschnittenem, scharfem Profil, wirkte er auch als Erscheinung imponierend. Die Stimme war noch sonor, und seine Rede war ein lebendiges Kunstwerk, die größte Frische und Unmittelbarkeit mit einem völlig durchgeführten Satzbau verbindend. Von den Italienern mochte er das gelernt haben. Der „gebildete" Deutsche spricht seine Sprache abgerissen und nachlässig, und er tut wohl daran, weil er sonst gleich langweilig würde. Der Italiener, als der wahrhaft „kultivierte" Mensch auch in den unwissenden Ständen, behandelt die seinige wie der Musiker sein Instrument, auf dem er mit sicheren Griffen die kompliziertesten Läufe und Übergänge ausführt. Dieselbe Kultur und dasselbe bewegliche Temperament machten es dem alten Herrn möglich, seine schöngeformten Sätze bis herab ins kleinste Teilchen feuerflüssig zu erhalten. Ich hatte so viel von diesem schönen Sprechen gehört, daß ich mißtrauisch war und ein Reden um des Redens willen erwartete. Aber der alte Heyse warf seine Worte „wie Messer nach dem Zweck," und der

Ausdruck saß dem Gedanken knapp wie ein Handschuh. Man fand bei ihm nichts Fertiges, auf Lager Befindliches; was er sagte, löste sich unmittelbar von seiner Persönlichkeit ab. Freilich brauchte er, wenn man bei ihm zu Hofe kam, auch nur von Dingen zu reden, die ihn selber interessierten. Manche seiner Aussprüche wurden zu geflügelten Worten, die seine Intimen verbreiteten, so das schöne Wort, das auch K. Hillebrand in seinem Nachruf zitierte, über den Gegensatz der Zeitrichtungen: „Ja, ja, die Kunst war die Schuld, und die Wissenschaft ist die Sühne."

Er selber hielt es mit der Kunst; nicht nur sein wissenschaftliches Material hat er als Künstler behandelt, sondern auch sein Leben hat er als Künstler gelebt. Der Nimbus einer romanhaften Vergangenheit umschwebte ihn, der wohl geeignet war, die Neugier eines jungen Mädchens anzuziehen. Er sollte in jüngeren Jahren von einer römischen Prinzessin glühend geliebt worden sein; andre wollten wissen, daß er der Held einer romantischen Zaubers vollen Liebesnovelle seines Neffen sei; ja, er galt noch bei seinen hohen Jahren für frauengefährlich. Ich habe nie zu ergründen versucht, was Wahres an diesen Geschichten sein mochte, aus Furcht, sie widerlegen zu hören, — diese Legenden gehörten zu dem alten Heyse wie Efeu zu einem alten Gemäuer. Als einstiger Erzieher und alter Seelenkenner, der er war, pflegte er gern in pädagogischen Fragen Rat zu erteilen; auch seine unvergleichlichen Sprachkenntnisse stellte er den Fragern aufs liebenswürdigste zu Gebot. Ich erinnere mich dankbar, wie einst, als ich wegen einer schwierigen Stelle in einem neulateinischen Autor umsonst an viele Türen geklopft hatte, der alte Meister die philologische Nuß spielend knackte. Meist lag über seinem Reden eine leichte Ironie, aber wenn er sich erwärmte, wie bei Gegenständen der älteren Literatur, dann schlug das vulkanische Temperament des alten Mannes wie Flammen aus seinen Augen. Seinem berühmten Neffen ließ er anerkennende Gerechtigkeit widerfahren, aber er gab zu verstehen, daß er einer andren Welt angehörte, deren Grenzen er ein für allemal gezogen hatte. Wundervoll soll es gewesen sein, wenn er im engsten Kreise aus dem Shakespeare vorlas; daß ich die Gelegenheit, dabei zu sein, versäumt habe, ist eine derjenigen Unterlassungssünden, die mich am meisten kränken.

Das schmächtige Bändchen Catull-Übersetzungen, woran er zeitlebens besserte und feilte — eine bewundernswerte Nachgestaltung des liebenswürdigen römischen Springinsfelds —, ist die einzige sichtbare Frucht dieses langen und innerlich tiefbewegten Lebens. Die Vorrede, der er die Gestalt eines Briefs an seinen Neffen Paul gegeben hat, läßt sich als ein unendlich kondensierter Extrakt seines Wesens betrachten, dessen Aroma so darin erhalten ist, daß man den Alten reden zu hören meint; denn gerade so drückte er sich aus mit dem Wechsel kurzer Sentenzen und langgegliederter, pointenreicher Sätze. Auf diese wenigen Seiten hat er gewissermaßen den Inhalt seines Lebens ausgepreßt; es ist eine Verschwendung wie die der Rosengärtner von Schiras, die den Ertrag meilenweiter Anpflanzungen verbrauchten, um wenige Tropfen Rosenöl zu gewinnen.

Unvergeßlich bleibt mir mein letzter Besuch bei dem alten Herrn, nur wenige Tage vor seinem Ende. In dem Krankenhaus der Villa Bethania,

wohin er zum Sterben übergesiedelt war, brachte ich ihm in Begleitung einer älteren Freundin einen Strauß ans Bett. Er strich leise mit müden Fingern über die Stengel und sagte in dem gewohnten Tone leiser Ironie: „O mein liebes Fräulein, das ist für einen Sterbenden nur Heu.“ — Das fuhr mir in die Seele, zumal da der Strauß in dieser kalten, blumenarmen Zeit des Karnevals nicht so schön ausgefallen war, wie ich gewünscht hätte. Der Kranke fühlte, was in mir vorging, denn wenn auch seine Sinne schon von dem nahenden Tode geschwächt waren, die feinen Fühlfäden der Seele waren es nicht. Lächelnd hob er die Blumen gegen die umflorten Augen, an die Nase, die für den Duft nicht mehr empfänglich war, und sie wieder sinken lassend sagte er freundlich: „Aber so schönes, wohlriechendes Heu“ — und er behielt den Strauß auf der Decke, solange ich zugegen war.

An seinem langen Krankenlager hatte sich übrigens die Legende, die ihn zum Liebling der Frauen machte, bewährt; denn begeisterte, aufopfernde Frauenfreundschaft pflegte den mitunter auch etwas Schwierigen bis in seine letzten Lebenstage.

Dasselbe Jahr 1884, das in seinem Aufgang Theodor Heyse wegraffte, sah auf der Neige auch den im blühendsten Mannesalter stehenden Karl Hillebrand scheiden. Wenn wir von Heyses Grab uns noch immer mehr links halten bis zu der efeubewachsenen Mauer und auf ansteigendem Terrain dieser folgen, so kommen wir an die Stelle, die seine Aschenreste birgt. Die Gruft schmückt ein Werk von Adolf Hildebrand, eine freistehende Marmornische mit spitzem, säulengetragenem Bogen, die ein reichverziertes, marmornes Aschenkästchen trägt. Darüber tritt aus grauem Rund die wohlgelungene Bronzebüste vor, das feine, sinnende Gesicht mit dem klugen Lächeln des Weltmanns, des Völker- und Menschenkenners.

Halte das Bild der Würdigen fest, wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum —

redet uns die Inschrift auf dem Sockel an, die in ihrer edlen Zurückhaltung mehr sagt, als laute Ruhmredigkeit vermöchte.

Karl Hillebrand war keine Erscheinung von scharf umrissener, leicht erkenntlicher Silhouette, die sich in wenigen Strichen darstellen ließe. Wie sein Äußeres nicht auffallend, aber gewinnend war: eine große, schlanke Gestalt mit blondem Haar und Vollbart, die Züge wohlgeformt, ohne stark markiert zu sein, der Blick rein und wohlwollend, so wirkte auch sein Wesen vor allem durch eine vollkommene Harmonie, in der zunächst kein Zug als besonders charakteristisch hervortrat, sondern durch eine ruhige Tönung alle gegeneinander ausgeglichen schienen. Wenn ich den Eindruck seiner Persönlichkeit mit einem Worte bezeichnen sollte, so würde ich sagen: er war ein Kulturmensch im höchsten, heute fast unerreichbar hohen Sinne des Wortes. Das Ideal einer Weltliteratur und Weltkultur, wie es der Zeit Goethes vorgeschwebt haben mochte, war in dem Manne zur Wahrheit geworden, der die vier modernen Kultursprachen fast mit derselben Sicherheit sprach und schrieb und den betreffenden Nationen gleichmäßig anzugehören schien, da er nicht als ein

Außenstehender ihre Geschichte und Literatur kannte, sondern ihr Leben mitlebte und teilhatte an ihrer Entwicklung. Denn wenn Deutschland den Menschen in ihm geboren hatte, so dankte er seiner zweiten Heimat, Frankreich, den Schriftsteller, der die künstlerische Form auf wissenschaftliche Gebiete übertrug. Frankreich hatte er im Jahre 1870 verlassen, um nicht die Orgien des Deutschenhasses zu sehen, Deutschland mied er, um nicht als undankbar gegen Frankreich zu erscheinen, aber seinen „beiden Vaterländern" hing er zeitlebens mit dankbarer Treue an. Deutschland hat er wohl von beiden mehr geliebt, da er es mehr gescholten hat, wie ja das Unreife, Zukunftsfrohe mehr zum Tadel reizt als das Fertige, dessen Vorzüge ausgereift und dessen Fehler nicht mehr zu ändern sind. Zu England zog ihn eine innere Wahlverwandtschaft; schon als Gießener Student soll er sich in englischer Form und Tracht gefallen haben, und dieser Vorliebe blieb er treu; er pflegte zu versichern, daß von allen modernen Nationen der Engländer mit seinem Gleichgewicht zwischen geistiger und leiblicher Ausbildung dem alten Griechenideal des Trefflichschönen am nächsten komme. Außerdem hatte dieses Land ihm die Gattin gegeben, die das unendlich reiche Gebiet seines geistigen Lebens mitbewohnte, und in der seine innere Welt noch weiterlebt. Italien aber, wo er nach den 70er Ereignissen seine bleibende Wohnstätte aufschlug, hielt ihn mit Liebesarmen fest für immer. Und zwischen diesen vier Völkern, an die er sich gebunden fühlte, war Hillebrands Feder unermüdlich tätig geistige Brücken zu bauen.

Aber der Begriff Kulturmensch erschöpft sich nicht durch die Worte Wissen und Können, auch nicht, wenn die Anmut der Form hinzutritt. Um diesen Namen wahrhaft zu verdienen, bedarf es der Kultur, die sich auch auf Gemüt und Charakter erstreckt, die das eigene Innere wie einen Garten betrachtet, wo die Hand des Gärtners der Natur veredelnd zu Hilfe kommt. Auch dieses Ideal der Goethe-Zeit, die Behandlung des Ichs als Kunstwerk, seine Ausgestaltung zur vollendeten adligen Menschlichkeit, war in Hillebrand noch einmal verwirklicht. Wer in seine Atmosphäre trat, der empfing die instinktive Gewißheit, daß hier nichts Kleinliches, niedrig Persönliches Raum hatte. Wie sehr Hillebrand der Mahnung nachgelebt hat, daß der edle Mensch auch hilfreich und gut zu sein habe, dafür ist von den Unzähligen, die seine Förderung und Teilnahme erfuhren, dankbar Zeugnis abgelegt worden. Aber auch denen, die nichts direkt bei ihm suchten, erschien das Dasein eines solchen Mannes als eine tröstliche Institution der Natur zum Ausgleich für so viele Härten und Ungerechtigkeiten des Lebens. Dabei war er ohne alle Pedanterie; die Natur hatte ihm jene angenehme Leichtigkeit gegeben, die das Ethische für das Selbstverständliche nimmt und darum das breite Hantieren mit moralischen Gewichten im Leben wie in der Literatur verabscheut. Auch war es wohltuend, zu wissen, daß der maßvolle, ruhig lächelnde Mann mit den tadellosen Weltformen in jungen Jahren ein revolutionärer Strudelkopf gewesen; denn das erworbene Gleichmaß imponiert mehr als das angeborene. Dieses Gleichmaß und sein weltmännisches Geschick, die richtige Distanz zu bewahren, erleichterten ihm auch das Festhalten der Menschenliebe, die denjenigen, die die andern zu nahe an sich herankommen lassen, oft so schwer wird.

Seine Bekannten pflegten es ihm ein wenig zu verargen, daß er so wortkarg war über die Zeit, wo er in Paris bei Heine die Stelle eines Sekretärs versah — Hillebrand nahm das Wort im buchstäblichen Sinne —, und gewiß hätte er die Heine-Literatur um manche pikante Anekdote, vielleicht auch um psychologisch wertvolle Züge bereichern können. Allein der Klatsch in jeder Form war ihm zuwider, und er wußte wohl, daß die Neugier, wenn man ihr einen großen Menschen überläßt, sich nur an seine Menschlichkeiten hält.

Um Hillebrands Persönlichkeit zu vollenden, kam noch der Kultus des Schönen, die Freude an aristokratischen Lebensformen, das offene, gesellige Haus, der weltenweite Verkehr hinzu. Dieser Verkehr war ihm ja wohl mitunter auch ein wenig lästig; zuweilen konnte man ihn über den großen Zeitverlust klagen hören; aber seine näheren Freunde lächelten dazu: sie wußten, daß dieser breite Strom eben das Element war, das seinen Geist trug. Denn das Studium fing für ihn nicht bei den Büchern an, sondern bei den Menschen, an den Lebenden lernte er die längst Dahingegangenen kennen, die Motive ihres Handelns deuten und in unbewußter, blitzschneller Auswahl aus den vom Leben gelieferten Zügen die Züge derer, die zuvor gelebt haben, feststellen. Für einen solchen gibt es gar keine Toten; in seinen täglichen Verkehr kann er einen Machiavelli, eine Rahel ebensogut hereinziehen wie seine hervorragenden Zeitgenossen; er kann nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Spiel ihrer Mienen sehen, die Klangfarbe ihrer Stimme unterscheiden. So mußte Hillebrand Florenz lieben, die vornehme Stadt, wo sich alle begegnen, die in der Welt eine geistige Bedeutung erlangt haben, und wo es durch die Reden der Lebenden hindurch an allen Ecken von Stimmen tönt, die nur das Ohr der Empfänglichen, der wahren Geisterseher vernimmt.

Daß er hier nicht nur als Genießender und Beschauender lebte, sondern in das geistige Leben der Nation nach seiner Art tätig und teilnehmend eingriff, haben ihm die Italiener hoch angeschlagen. Von allen in Florenz lebenden Deutschen ist nur Karl Hillebrand eine der Öffentlichkeit bekannte Gestalt geworden. Nationale Dankbarkeit ist einer der liebenswürdigsten Züge der Italiener. Im allgemeinen schlägt ja der Ausländer in Italien keine Wurzel; den Eingeborenen bleibt er ewig der Fremde, der sie nichts angeht; sein Leben und Wirken verschwindet spurlos auf diesem Boden, auch wenn er Arnold Böcklin geheißen hat. Die Italiener kennen, schätzen, verstehen nur ihre eigenen Talente. Wer aber an ihrem nationalen Streben teilgenommen, wer gar noch der großen Zeit ihrer Unabhängigkeitskämpfe oder wenigstens den Überlebenden jener Periode nahegestanden hat, den ehren sie als den Ihrigen. Hillebrand war der Freund Peruzzis gewesen, hatte den circolo filologico, der noch heute blüht, mitbegründen helfen, hatte das Jahrbuch „Italia“ ins Leben gerufen, das die Kenntnis ihres Wesens, ihrer literarischen und sozialen Strömungen nach Deutschland vermitteln sollte, und solche Dienste vergißt der Italiener nicht. Florenz hat Hillebrand zum Ehrenbürger ernannt, und eine Marmorinschrift schmückt das Haus, wo er gewohnt hat. Was aber mehr heißen will: die persönliche Erinnerung an ihn ist noch lebendig, und sein Name wird auch von italienischen Lippen mit Pietät und Verehrung genannt.

Im Frühjahr 1884 sah ich Karl Hillebrand zum letztenmal. Seine hochgewachsene Gestalt, die schon der Tod gezeichnet hatte, war leicht vornübergesunken, das Gesicht sah leidend aus, und die Stimme hatte keinen Ton mehr, als er wie alljährlich um diese Zeit vor der Abreise nach Deutschland im Hause Abschied nahm. Aber an gelassener Heiterkeit schien er ganz der alte. Er hatte mir kurz zuvor zwei seiner englisch geschriebenen Aufsätze, die für die Buchausgabe bestimmt waren, zum Übersetzen ins Deutsche anvertraut, da ihm selbst die Zeit dazu nicht mehr reichte. Meine Frage, ob ich ihm das Manuskript, wenn es fertig sei, nachschicken solle, verneinte er lächelnd; er wolle es im Herbst persönlich abholen. Aber so weit war ihm die Frist nicht mehr gesteckt. Er kehrte zwar im Oktober noch einmal nach Florenz zurück, aber nur um zu sterben. Der Nachricht von seiner Ankunft folgte auf dem Fuße die Todesbotschaft. Die Kolonie erlitt an ihm den schwersten Verlust. Aber auch in das geistige Leben unsrer Nation riß sein Tod eine Lücke, die nicht ausgefüllt worden ist. Die deutsche Kultur wird es zu empfinden haben, daß sie in der jüngeren Generation keine so weitblickenden, völkerverbindenden Geister mehr großzieht.

Unmittelbar neben Karl Hillebrand, ihm zur Rechten, ruht sein Freund und engerer Landsmann Heinrich Homberger, auch er auf der Höhe des Lebens hingerafft. An dieser Stelle stand ich einmal mit ihm auf grünem Rasengrunde bei Hillebrands noch frischem Grabe, und wir sprachen über das Rätsel des Nichtmehrseins, er in seiner guten, klugen Art, versöhnlich gegen Gott und die Welt, auch gegen die Tatsache der Vernichtung. Und an derselben Stelle deckt jetzt der Marmorsarkophag seine Aschenreste. Aber diese feierliche Unnahbarkeit des Todes will mir so wenig passen zu dem Bild des humanen, geselligen, allzeit hilfreichen und liebenswürdigen Mannes, der am Persönlichen so freundlich teilnahm, und die Teilnahme an seiner Person so dankbar empfand, der im geistigen Austausch vom Menschen zum Menschen sein Glück fand, daß mir Hombergers frühes Ende immer wie ein Versehen der Natur erschienen ist.

Wie im Tode so war er im Leben Karl Hillebrand eng benachbart durch verwandte Überzeugungen, Zu- und Abneigungen. Auch als Schriftsteller bebaute er verwandte Gebiete, nur daß ihn, der zugleich Novellist war, mehr die feineren Seelenprobleme beschäftigten. Sein Novellenband ist vielleicht nur darum nicht populärer geworden, weil er sein einziger blieb und man in der deutschen Literatur mehr die Masse als den Wert der Produktion zu schätzen pflegt. Viel und feurig hervorzubringen war Hombergers Art nicht; er überlegte und feilte und brauchte für alles, auch für seine Aufsätze, sehr viel Zeit und Stimmung. Stimmung aber, wie er sie verstand, als das Produkt einer glücklichen Verteilung zwischen Einsamkeit und geselliger Anregung, ist nicht immer zu haben, und für eine empfindsame, leicht verletzliche Natur schwer zu bewahren; so hat er uns vielleicht nicht alles gegeben, was in seinem feinen, beweglichen Geist an Eindrücken und Beobachtungen niedergeschlagen war. Lebhaft erinnere ich mich einer ungedruckten Novelle, die ich ihn einmal im Haus des Marchese Guerrieri aus dem Manuskript vorlesen hörte. Sie war

betitelt: „Die Fl.“ und schilderte mit äußerster Komik die patriotische Vereins- und Redewut der Deutschen aus den achtziger Jahren: Ein Tollkopf beruft aus Ulk durch öffentliches Ausschreiben alle Mitbürger, deren Namen mit Fl. beginnt, zu einer Versammlung, „um über gemeinsame Interessen zu beraten.“ Zur anberaumten Stunde erfüllt sich der Saal mit einer Anzahl zusammengewürfelter Menschen, die natürlich, außer ihren Anfangsbuchstaben, gar nichts gemein haben als den Durst nach Bier und die Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Auch eine Dame ist darunter, eine Vorläuferin der heutigen Frauenbewegung, die von allen gemieden, aber auf ihre Rechte pochend, denn sie heißt Flimmert, allein und trotzig an einem Tische sitzt. Nun erscheint der Anstifter, der aus dem reinen Nichts ein großmäuliges, unverständliches, aber die Hörer elektrisierendes Etwas zusammenbraut, das im Nu die Herzen der Fl. verbindet, die patriotische Begeisterung ist entfacht, es werden schwungvolle Reden gehalten, in denen sich das geschwollenste Pathos ohne eine Spur von Sinn mit den beliebten parlamentarischen Wendungen mischt. Die Anwesenden erkennen sich zu einer großen gemeinsamen Aufgabe berufen, deren Linien vorderhand nicht klar sind, und unter Strömen Biers konstituiert sich die Versammlung der Fl. zum dauernden Verein. — Die absolute Gedankenlosigkeit der Masse ist nie lächerlicher dargestellt worden, als in dieser Novelle. Sie wurde, soviel ich weiß, erst nach Hombergers Tod gedruckt und ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Der Verfasser trug sich noch mit einer Fortsetzung, aus der er gern spaßhafte Züge zum besten gab: Die Fl. sollten schließlich gar einen Vertreter in den Reichstag schicken, in dessen Gestalt das den hohlen Bier- und Phrasenpatriotismus der Dummen ausnützende politische Strebertum dargestellt worden wäre. Aber Homberger gab den Plan auf, vielleicht weil, wie das Sprichwort sagt, der Spaß nur eine Weile schön ist; vielleicht auch sah er ein, daß bei einer jungen Nation wie der unsrigen, die in einer fortwährenden Umgestaltung begriffen ist, solche Typen keine bleibenden sind. Mit seinen italienischen Modellen hat er es glücklicher getroffen; denn nach ihnen hat er typische Gestalten von dauernder Geltung schaffen können. Zu seiner so unendlich wahren Schilderung italienischer Volkscharaktere, des grundnüchternen, nur durch den Schönheitssinn verklärten Weltverstands, der wohlwollenden Artigkeit bei seelischer Leere, hat er die Züge direkt aus der Natur herausgeholt zu einer Zeit, wo man in Deutschland noch gewohnt war, sich den Italiener nur in opernhafter Beleuchtung mit dem Dolch im Gürtel und der flammenden Leidenschaft im Herzen vorzustellen. Freilich können solche Meisterstücke wie „Der Säugling“ in ihrer feinen Wahrheit eigentlich nur von der kleinen Gemeinde der in Italien ansässigen Deutschen gewürdigt werden.

Als literarischer Kritiker war Homberger nicht so ausschließlich und von vornherein wie Hillebrand ein Lobredner des Vergangenen; er stand dem Neuen zunächst mehr abwartend als ablehnend gegenüber. Von seinem Florenz aus, wo er sich noch spät den eigenen Herd gegründet hatte, verfolgte er wie ein Türmer auf hoher Warte die literarischen Vorgänge in Deutschland. Aber auch seine Verkündigungen klangen im allgemeinen wenig verheißend. Einen

dichterisch hochbegabten Jüngling pries er seines frühen Todes wegen glücklich, denn er wäre mit seinem Talent in eine der Poesie feindliche Zeit gefallen, und in einer solchen Zeit, meinte Homberger, könne der Dichter nichts Besseres tun, als früh sterben. Zwar tauchten da und dort Lichter auf, die einen neuen Tag zu versprechen schienen, aber Homberger traute nicht; im gepriesenen Neuling sah er schon den künftigen Routinier. Oft dachte ich ungeduldig: „Mein Gott, will er denn auch gar nichts gelten lassen"? Aber Jahre später, wenn die Prophezeiung eingetroffen war, lernte ich den Scharfblick des Erfahrenen schätzen.

Wo er dagegen verehrte, da tat er es unbedingt. Ich gestand ihm einmal, als er mich lesend fand, mich soeben bei der Lektüre von Gottfried Kellers „Hadlaub" herzlich gelangweilt zu haben; die allzu behagliche Langsamkeit der Bewegung und die überstilisierten Figuren hatten mich ungeduldig gemacht. Homberger entsetzte sich geradezu über dieses Bekenntnis; bei dem freundschaftlichen Disput, in den wir gerieten, gab er zwar zu, daß es ihm selbst zuweilen schon bei Gottfried Keller ähnlich ergangen sei, aber er fand es anstößig, dergleichen auszusprechen; denn wenn ein Dichter so Großes geleistet habe, so sei der Leser verpflichtet, über ein bißchen Langeweile wegzusehen und mit ihm durch dick und dünn zu gehen.

Mit unbedingtem Autoritätsglauben hing er auch an Adolf Hildebrand, der damals erst im Anfang seines Ruhmes stand. Die Verehrung für den in der Öffentlichkeit noch wenig gekannten Künstler war ihm schon von K. Hillebrand übertragen, der zu dessen frühesten Verkündigern gehört hatte. Die Gelehrten ließen dem Künstler auch in literarischen Dingen gern das letzte Wort, ihr eigenes größeres Wissen seiner unmittelbaren Naturkraft gegenüber fast als böses Gewissen empfindend. Besonders der zarteren, leichter bestimmbaren Natur Hombergers imponierte Hildebrands unbedenkliche Sicherheit; ja, er hielt es fast für unerlaubt, ihm zu widersprechen, als hätte die Natur selbst aus seinem Munde geredet. Er hat es denn auch verdient, daß Hildebrands Hand ihm das Grabmal schuf als ein Werk seiner reifsten Kunst, den schönen Marmorsarkophag mit dem durchbrochenen Blätterwerk, das den grandiosen Formen alle Schwere nimmt.

Meine Freundschaft mit Heinrich Homberger hing mit meinem frühesten literarischen Debüt zusammen, denn er hatte als Redakteur der „Tribüne" mein Märchen „Der geborgte Heiligenschein", das andern Redakteuren feuergefährlich erschienen war, im Feuilleton gedruckt und der jungen Anfängerin von da ein freundliches Interesse bewiesen. Nach seiner Niederlassung in Florenz blieb er mir jahrelang ein treuer, hilfreicher Berater, dessen Teilnahme und feinfühliges Verständnis ich später schmerzlich vermissen sollte. — Das Hombergersche Haus war nach Hillebrands Tode noch eine Zeitlang der literarische Mittelpunkt, wo italienische und deutsche Notabilitäten sich zusammenfanden. Auch sein Hingang bedeutete für den geistigen Zusammenhang der Deutschen in Florenz einen unersetzlichen Verlust. Einen eigentlichen literarischen Salon hat es seitdem in der deutschen Kolonie nicht mehr gegeben; durch die Gründung des kunsthistorischen Instituts sind jetzt ohnehin geistige Interessen andrer Art in den Vordergrund getreten.

Am Ende der kleinen, abgesonderten Ansiedlung, zu der Hillebrands und Hombergers Gräber gehören, biegt die Mauer um und schneidet quer in den Friedhof ein, um den hier beginnenden Terrassenaufbau zu stützen. Auf diesen gemauerten Rampen, wo der posthume Luxus sich spreizt, liegen nur zwei, deren Namen in der deutschen Kulturwelt einen Klang hatten: der alte Liphart und Ludmilla Assing. Ein seltsames, wenig zusammenstimmendes Paar, aber beide zum eisernen Bestand der deutschen Kolonie gehörig, der alte baltische Aristokrat, das berühmte Original, der eingefleischte Sammler —, und die liberale Jüdin, die Freundin Lassalles, die an der politischen Bewegung zweier Länder teilgenommen hatte und aus Preußen ausgewiesen war. Die beiden werden sich wenig zu sagen haben.

Jeder Deutsche in Florenz kannte den alten Liphart, wenigstens dem Namen nach, denn geselligen Verkehr pflegte er wenig. Er hauste mit seinem Carlo, einem sehr gewalttätigen, aber treu besorgten Faktotum, in einer Parterrewohnung der Via Romana, wo alle Zimmer voll waren von Gemälden, Büchern, Stichen, Antiquitäten. Alles war aufgestapelt wie in einem Magazin. Wollte er einem Besucher einen Stuhl oder einen Platz auf dem Kanapee anbieten, so mußte er zuvor ganze Stöße von Büchern und Bildern entfernen, und die Geschicklichkeit, womit er dies auf einen Griff bewerkstelligte, war bemerkenswert. In der Kolonie galt er für einen knorrigen Sonderling, aber wenn man ihm persönlich gegenübertrat, fand man sich durch das zwar kurz angebundene, aber doch chevalereske Wesen des alten Herrn, der mit seinem scharfen Profil und der hageren Gestalt selbst wie ein altes Bild aussah, angenehm enttäuscht. Ich war einmal zugegen, wie er seinen jüngsten Fund, einen kleinen Marmortorso, zu A. Hildebrand schickte mit der Bitte, sich über die Urheberschaft zu äußern; als Hildebrand das Werkchen für einen Michelangelo erklärte, wurde er gebeten, es zum Andenken zu behalten, wogegen für den Fall, daß der Künstler die Echtheit nicht erkannt hätte, der Diener angewiesen war, es schweigend wieder heimzubringen. Die kleine Geschichte ist charakteristisch für den alten Herrn, der ganz im antiquarischen Interesse aufging und auch die andern nach dem Wert einschätzte, den sie seinen Schätzen beimaßen.

Er wandte seine ganzen Einkünfte an die Erwerbung kostbarer Gemälde und Stiche und kaufte jedes neue Buch, das ihm der Buchhändler übersandte. Aber an seiner Person befleißigte er sich äußerster Sparsamkeit und hatte sich überhaupt in allem, was nicht seine Liebhabereien betraf, so knapp wie möglich eingerichtet. Da er ein wenig Hypochonder war, pflegte er jeden Arzt, der ihm in den Weg kam, zu konsultieren, schickte auch die verschriebenen Rezepte pünktlich in die Apotheke — diese Rücksicht glaubte er der ärztlichen Wissenschaft schuldig zu sein —, nahm aber niemals einen Tropfen Medizin. Nach seinem Tode fand man in einem Wandschrank ganze Batterien von Arzneiflaschen nebeneinander aufgestellt, von Jahren her alle wohl etikettiert und noch fest versiegelt und verkorkt, wie sie aus der Apotheke gekommen waren.

Für ein Original galt auch seine Gattin, die in einem ganz andern Ideenkreis lebte. Sie war streng katholisch; wie er im antiquarischen so ging sie in kirchlichen Interessen auf. Auch sie war ganz ausnehmend sparsam, noch

sparsamer als ihr Eheherr; wenn sie einen neuen Hut brauchte, so gab es eine Ratssitzung unter den befreundeten Damen, wie dieser Gegenstand zu dem denkbar niedrigsten Preis zu beschaffen sei. Man glaubte, der Alte halte sie so knapp, um seinen kostspieligen Liebhabereien besser frönen zu können. Bei ihrem Tode aber zeigte sich der wahre Grund dieser Ökonomie in rührender Weise: ihrem Sarg schloß sich unerwartet ein langer Zug leidtragender Armer an, die von der Verstorbenen jahraus jahrein aus ihrem Taschengeld unterstützt worden waren. Konfessionelle Verschiedenheit trennt die beiden langjährigen Lebensgefährten noch im Tode, daher der alte Herr allein unter seinem schlichten Steine im innersten Ring der amphitheatralischen Erhöhung schläft.

Wenige Schritte davon entfernt, hart an der breiten Mitteltreppe, ruht Ludmilla Assing. Mißverstandene Dankbarkeit hat ihr Grab mit ihrer realistisch gehaltenen Marmorbüste geschmückt, die durch die Tracht einer vergangenen Mode noch besonders peinlich wirkt, und eine pomphafte italienische Inschrift feiert ihre Verdienste um zwei Länder. Weniger wäre hier mehr gewesen, hätte die billige Würdigung der Verstorbenen leichter gemacht. Für ihre eigene Generation war Ludmilla Assing nur die Nichte Varnhagens, eine wandelnde Erinnerung an jene edle Berliner Geselligkeit, die noch vom fernen Horizont wie eine Oase in die Wüste unsrer durch Materialismus verwilderten Kultur herüberwinkte, und als solche war sie ihren Altersgenossen ein Gegenstand der Pietät. Auf die Jüngeren aber, die ihr ohne diese Voraussetzungen entgegentraten, wirkte nur das Groteske ihrer Persönlichkeit. Zu einem unglücklichen Äußeren und einem ebenso unglücklichen Putz, der durch seine Jugendlichkeit die Trägerin älter erscheinen ließ, als sie war, gesellten sich noch, wie eine Karikatur der Rahel-Zeit, die überschwengliche Redeweise und die schwärmerischen Gesten, die immerzu ein gesteigertes Seelenleben ausdrückten, und die zu der eigentlichen, nüchtern-verständigen Natur der Sprecherin nicht paßten. Ihre großen literarischen Kenntnisse und ihre ausgebreiteten Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten der literarischen und politischen Welt gaben ihrem Gespräche immer ein Relief, doch erschien sie auch hier nur als Erbin und Herausgeberin, ohne eigene Produktivität. Auch fehlte ihr augenscheinlich alles künstlerische Empfinden; ich erinnere mich, daß sie mir einmal erzählte, wie sie nach den „Leute von Seldwyla“ Gottfried Keller abgemahnt habe, auf dem betretenen Wege fortzufahren, und sie schien es für einen Mißgriff des Dichters zu halten, daß er mehr seinem Genius als ihrem Rate gefolgt war.

Ich hatte so viel von dem Assingschen Salon gehört, bevor ich nach Florenz kam, und auch heute noch wird da und dort der anregende Verkehr in ihrem Hause gerühmt, der die alten Varnhagenschen Traditionen auf florentinischem Boden fortgesetzt haben sollte. Ich weiß nicht, wie es damit zur Zeit der Hauptstadt bestellt war. Als ich Ende der siebziger Jahre den Assingschen Salon kennen lernte, war er eine Art Menagerie, eine permanente Ausstellung menschlicher Kuriositäten geworden. In den großen, prunkvoll-öden Räumen ihres eigenen Hauses in der Via Luigi Alemanni drängte sich an den Mittwochabenden eine buntgemischte, vielsprachige Gesellschaft, die zuweilen ein

geradezu fratzenhaftes Ansehen hatte. Literarisch angehauchte Fürstinnen von Irgendwoher in verschollenen Staatsgewändern, die den Schaufenstern des Nationalmuseums entstiegen schienen, rauschten vorüber, befrackte Zelebritäten wurden zwischen ältlichen Damen wie Schaustücke hin und her gereicht und pflegten nach einigen Komplimenten sich rasch den Blicken wieder zu entziehen; den festen Bestand bildeten einige jüngere Italiener, die politischen Freunde der Hausfrau. Neben den vier Hauptsprachen vernahm man noch russische, griechische, ungarische Laute, und unter dieser seltsam zusammengewürfelten Gesellschaft bewegte sich die kleine, unscheinbare Gestalt der Hausfrau in ausgeschnittener gelber oder rosafarbener Seidenrobe, die zu dem dünnen, grauen Scheitel und der Brille einen wehmütig komischen Kontrast bildete. Sie war aber die Verbindlichkeit selbst und besaß ein rühmenswertes Geschick, diese widersprechenden Elemente durcheinanderzuquirlen, denn es lag ihr daran, daß man sich bei ihr unterhalten sollte. Doch es kam kein Zusammenhang in diese bunte Welt: man saß sich gegenüber wie im Eisenbahncoupé. Denn da diese Menschen zum größten Teil gar nichts miteinander gemein hatten und nicht einmal voneinander wußten, so kam man über die oberflächlichsten Gemeinplätze vom Pitti und den Uffizien nicht hinaus (wie man anderwärts vom Wetter spricht, so spricht man in Florenz von den Gemäldegalerien, wenn man sich mit Anstand langweilt). Sobald eine Gruppe fünf Minuten konversiert hatte, kam Frau Assing und führte sie auseinander, um andre Zusammensetzungen zu bilden, in denen man dieselben Gemeinplätze wiederholte, und nach zwei grenzenlos leeren Stunden trennte man sich in der Hoffnung, es das nächste Mal besser zu treffen, die dann abermals enttäuscht wurde. Auf den letzten dieser Abende, den ich miterlebte, fällt in meiner Erinnerung ein tragischer Schatten: beim Aufbruch verbreitete sich unter den abziehenden Gästen ganz leise die Nachricht, daß am Morgen desselben Tages Frau Assings geschiedener Gatte, der Bersaglierileutnant Grimelli, in einem dürftigen Zimmer der Altstadt durch Selbstmord geendet habe. Es mochte ihr verschwiegen worden sein, von den Übelwollenden aber wurde das Aufrechterhalten der Einladung als Demonstration aufgefaßt, und das schaurige Zusammentreffen konnte auch denen, die an solche Fühllosigkeit nicht glaubten, das Wiederkommen verleiden. Es war das letzte Mal, daß ich Ludmilla Assing sah. Bald darauf, im Frühjahr 1890, erlag sie einer Gehirnentzündung. Ihr Vermögen hinterließ sie der liberalen Sache Italiens. Mehr noch als durch ihre unselige Heirat, die wie eine Parodie auf die Heirat der Rahel erschien, gehörte sie den Italienern durch politische Sympathien an. Italienische Freunde standen an ihrem Sterbebett, und sie waren es auch, deren Eifer ihr das allzu laute Denkmal gesetzt hat. Doch welches auch ihre persönlichen Eigenschaften waren, uns hat sie die Briefe der Rahel geschenkt und damit ein Recht auch an unsre Dankbarkeit erworben.

Ludmilla Assing war mit Florenz unauflöslich verwachsen; sie hätte nicht gewünscht, wo anders zu sterben. Nur ein Zufall war es dagegen, daß eine andre deutsche Frau, die in denselben glänzenden Traditionen wurzelte, Gisela

Grimm, auf florentinischem Boden entschlafen ist. Der schlichte Stein, den der Witwer ihr setzen ließ, besagt es auch. „Fern von ihrem deutschen Vaterland, aber in Gottes Erde" ruht die Tochter der deutschen Romantik. An äußerer Erscheinung, Lebensschicksalen und Anschauungsweise so verschieden wie möglich von der Nichte der Rahel, glich ihr die Tochter der Bettina in dem Bestreben, eine niedergegangene Kultur in ihrer Person noch einmal zu verkörpern, eine einzigartige Gestalt reproduzieren zu wollen. Die schöne, vornehm aussehende Frau mit dem Zauber einer vererbten hohen Kultur und dem sonderbaren, aber durchaus würdevollen Anzug war eine bewußte Epigonin, aber es ließ ihr gut, denn sie hatte ein Stück von dem flammenden Bettina-Herzen mitgeerbt, das sich für alles Schöne begeisterte und bereit war, allen Bedrängten beizuspringen, ob es Menschen oder Monumente waren. In der Kinderstube war es ihr eingeimpft worden, daß man alles dem angeborenen Talent und nichts der Schulung verdanken dürfe, und diese Maxime, an der sie festhielt, gab ihrer Persönlichkeit die Prägung. Die temperamentvolle Frau mit der feinen literarischen Bildung, die allen Regelzwang verachtete, entzog sich zeitlebens auch den Regeln der Grammatik und der Orthographie. Leider auch denen der ärztlichen Wissenschaft; denn sie lebte in dem Glauben, daß der begabte Mensch in Krankheitsfällen selber wisse, was ihm frommt. So erlag sie im April 1889, zu kurzem Aufenthalt hergekommen, einem Übel, an dem sie sich eigensinnig auf ihre Art behandelte, und der Boden von Florenz hält sie nun fest auf immer. Sie liegt in der Nachbarschaft Böcklins. Noch durch eine Reihe von Jahren sah man jeden Frühling Herman Grimms hohes, aufrechtes Greisenbild mit wallendem Silberhaar an das Grab seiner Lebensgefährtin pilgern, bis die Zeit auch über diese Gestalt Meister wurde.

Zwischen all diesen glänzenden Namen aber wie viele Namenlose, deren Gräber nur dem Eingeweihten eine Geschichte erzählen! Wie viele zerschlagene Existenzen, die ferne von der Heimat zufällig oder durch eigene Wahl hier den letzten Ruheport gefunden haben, wie mancher Roman, der hier zu Ende gedichtet ist! Das Leben geht achtlos daran vorüber. Mir aber verarge man nicht, daß ich an dem bescheidensten dieser Gräber bei Efeu und Lebensbaum noch einen Augenblick verweile. Die kleine Steinplatte, auf der nur zwei Worte stehen, ist der ganze Lohn für ein Leben voll Aufopferung und stillen, schweigenden Heldentums. In den Armen der Getreuen, die hier ruht, in einer Dachstube zu Tübingen, ist der Dichter Hermann Kurz gestorben. Seiner Tochter sei es vergönnt, auf dem Stein der lieben Alten, die zu dem verschwundenen Geschlecht der guten Hausgeister gehörte, ein bescheidenes Blättchen Immergrün niederzulegen:

Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

Die Blockade als Mittel des Seekrieges.

Von

Curt Freiherrn von Maltzahn.

Seit einer Reihe von Jahren hat in Deutschland das Interesse an allem, was die See betrifft, zugenommen, aber das Verständnis für diese Dinge, speziell für den Seekrieg, hat hiermit nicht immer gleichen Schritt gehalten. An diesem mangelnden Verständnis trägt, glaube ich, die Fachpresse einen Teil der Schuld. Sie ist noch damit beschäftigt, Begriffe zu formulieren und für sie allgemein anerkannte Ausdrücke einzuführen. Erst wenn diese Arbeit getan sein wird, kann auch in das Denken der Allgemeinheit Klarheit kommen. Wie bei uns, so ist es aber auch in andern Ländern; nimmt es doch selbst ein Fachschriftsteller von der Bedeutung Mahans mit den Begriffen nicht zu genau. In seinem ersten großen Werke „The influence of seapower upon history" sagt er, die Seemacht (seapower) setze sich zusammen aus 1. Produktion, 2. Schiffahrt, 3. Kolonien und Märkten; er will also wohl die wirtschaftliche Macht darunter verstanden haben, die einem Lande aus der Ausnutzung der See erwächst. Ein zweites Buch betitelt er dann aber: „The life of Nelson. the embodiment of the seapower of Great-Britain." Er stellt damit den Hauptvertreter der Kriegsflotte Englands als die Verkörperung von dessen Seemacht hin. Hier beginnen sich also die Begriffe der *Seeherrschaft*, der militärischen Beherrschung der See, und der *Seemacht*, der wirtschaftlichen Ausnutzung der See, zu überdecken und zu verwischen. Es liegt mir selbstverständlich fern, mit dieser Gegenüberstellung Mahan Unkenntnis in solchen Dingen vorwerfen zu wollen. Er will ja gerade nachweisen, daß auf dem Zusammenwirken von militärischer Beherrschung und wirtschaftlicher Ausnutzung der See der Einfluß der Seestaaten auf den Gang der Weltgeschichte beruht. An einer andren Stelle verbindet er denn auch beide Teile zu einem Ganzen und gebraucht *hierfür* den Ausdruck Seemacht.

Die Seemacht Englands beruhte nicht nur auf der starken Kriegsflotte, mit der wir den Begriff zu häufig und zu ausschließlich verbinden, noch allein auf seinem blühenden Handel, nur die Verbindung beider brachte England den Zuwachs an Seemacht weit hinaus über die aller andern Staaten.

Hier ist klarer ausgedrückt, was er meint, als die Gegenüberstellung der früher zitierten Stellen erkennen läßt, aber man wird mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß durch solch Ineinanderschieben der Begriffe Verwirrung im Denken derer angerichtet werden kann, die sich auf einem ihnen neuen Gebiet zurechtfinden wollen.

So war es denn kein Wunder, daß — ich schiebe die Schuld hierfür nicht etwa auf Mahan — in den Diskussionen über unser Flottengesetz die Worte Seemacht, Seeherrschaft, Seegeltung, Seegewalt nebeneinander hergingen und mehr Verwirrung als Klarheit schufen. Und wie bei diesen mehr allgemeinen, für die Grundlage des Ganzen jedoch äußerst wichtigen Begriffen tritt uns oft eine nicht genügende Klarheit des Denkens und des Ausdrucks entgegen, wo es sich um näheres Eingehen auf die Maßnahmen des Seekrieges handelt. In der Fachpresse beginnt allerdings aus der intensiveren Art des Studiums der Seekriegführung in allen ihren Teilen auch eine genauere Formulierung des Ausdrucks sich herauszubilden; in der Tagesliteratur werden aber noch vielfach die Worte und Begriffe so durcheinander geworfen, daß das Verständnis außerordentlich erschwert wird. Während des deutsch-englischen Venezuela-Streits hörte man z. B. von Friedensblockade, Kriegsblockade, Handelsblockade und Blockade schlechtweg in wirrem Durcheinander, und bei Schilderungen der jetzigen Kriegsereignisse in Ostasien spielt die „Blockade" von Port Arthur eine große Rolle. Es hat dort aber eine Blockade im völkerrechtlichen Sinne nie bestanden, und das Verhalten der Japaner ist auch nicht danach angetan, den russischen Schiffen das Auslaufen dauernd zu verwehren, sie also als „blockiert" im militärischen Sinne anzusehen.

Ehe ich durch Eingehen auf diese Unterscheidungen mein eigentliches Thema zu besprechen beginne, möchte ich aber das Zwitterding „Friedensblockade" ausscheiden.

Als zur Zeit des Venezuela-Streites im englischen Parlament der Minister des Auswärtigen von einem Mitgliede gefragt wurde, ob sich England eigentlich im Kriegszustande Venezuela gegenüber befinde oder nicht, antwortete er mit der Gegenfrage, ob das ehrenwerte Mitglied es als einen Zustand des Friedens ansehe, wenn man einem fremden Staate seine Kriegsschiffe fortnähme. Die Frage wie die unbestimmte, ausweichende Form der Antwort lassen erkennen, wie unklar damals die Lage noch war. Schon den Gemaßregelten gegenüber ist es wohl kaum immer durchführbar, das Friedensmäntelchen umzubehalten, hier aber wurde diese Form der Blockade aufgegeben, weil einer der Neutralen, die Vereinigten Staaten, Einspruch erhob. So entschlossen sich die beiden Mächte denn dazu, durch formelle Erklärung des Kriegszustandes auch alle Rechte der Kriegführenden für sich in Anspruch zu nehmen. Die Friedensblockade ist ja allerdings in neuerer Zeit mehrfach angewendet worden, in Fällen, wo man den formellen Krieg vermeiden, auf Zwangsmaßregeln aber nicht verzichten wollte. Wie bei allen halben Maßregeln, die keinen klaren Rechtszustand schaffen, muß man sich dann aber mit den Beteiligten, also auch mit den Neutralen, auseinandersetzen. Auch das internationale Seerecht ist ja kein zwingendes Gesetz, da ihm die vollstreckende Gewalt fehlt. Man begibt

sich aber selbst der unsicheren, weil von niemandem garantierten Rechtsansprüche, die es gewährt, wenn man Maßregeln anwendet wie diese. Denn von denjenigen Stimmen, welche die Friedensblockade als berechtigt anerkennen, bis zu solchen, die sie als „piraterie et brigandage“ brandmarken, sind unter den Rechtslehrern alle Anschauungen vertreten. Da sie, schon nach dem Namen, den sie trägt, zu den Mitteln des Seekrieges gar nicht gerechnet sein will, brauche ich mich denn auch mit der Friedensblockade nicht weiter zu beschäftigen. Was ich gesagt, sollte mir nur zur Begrenzung meines Themas dienen.

Mit den Ausdrücken „Blockade“, „blockieren“ bezeichnet man heute Kriegshandlungen der verschiedensten Art. Wollen wir sie zu unterscheiden lernen, so kommen wir am kürzesten zum Ziel, wenn wir auf die Grundbegriffe des Seekrieges zurückgehen, die ihn uns auch gleich in seiner Vielgestaltigkeit erkennen lassen. Ich will die Blockade als *Mittel* des Seekrieges schildern. Da müssen wir uns zunächst die Frage vorlegen: was ist der *Zweck* des Krieges? *Zweck des Krieges ist die Erzwingung des Friedens nach unseren Bedingungen.* Um diesen Zweck zu erreichen, müssen wir dem Feinde Schaden zufügen, den er schwerer empfindet als das, was wir als Friedensbedingungen ihm auferlegen wollen. Um sich dieser Schädigung zu entziehen, setzt sich der Feind zur Wehr, und wir müssen ihn wehrlos machen, ehe wir ihn schädigen können. So entsteht der Angriff gegen die Streitmacht des Feindes, der Kampf um die Seeherrschaft. Darum ist das erste Mittel zur Erreichung des Kriegszwecks die Schlacht, die Erkämpfung der Seeherrschaft. Diese öffnet aber nur den Weg zur feindlichen Küste; nur wenn man stark genug ist, um auf dem Lande fortzusetzen, was auf der See begonnen wurde, bleibt die feindliche Streitmacht, nunmehr das Heer des Feindes, das Angriffsobjekt. Muß man sich auf die See beschränken, oder ist der Kriegszweck auf ihr leichter zu erreichen als auf dem Lande, so wird neben Niederhaltung der Reste der feindlichen Flotte derjenige Teil des feindlichen Besitzstandes zum Angriffsobjekt, der auf der See und an der Küste zu erreichen ist. Durch Küstenschädigung und Handelsschädigung setzt man fort, was man begonnen hat. Der Erkämpfung der Seeherrschaft folgt also einerseits die Aufrechterhaltung: man verwehrt dem Rest der feindlichen Schiffe den Zutritt zur See, man *blockiert* sie; andrerseits die Ausnutzung der Seeherrschaft zur Schädigung des Feindes, die schließlich darin gipfelt, daß man seine Küste für jeden Verkehr verschließt: man *blockiert* sie.

Hier ist nun schon die Scheidelinie zu erkennen, die man ziehen muß, um die verschiedenen Kriegshandlungen, die der Sprachgebrauch unter dem Wort „blockieren“ zusammenfaßt, in zwei große Gruppen zu trennen. Das Einschließen der feindlichen Kriegsschiffe in ihren Häfen gehört zum Wehrlosmachen; es hat, wie all die gegen die Streitmacht des Feindes gerichteten Kriegshandlungen, mit dem Völkerrecht, speziell mit dem Seekriegsrecht, gar nichts zu tun. Das Abschließen der feindlichen Küste für allen Handelsverkehr gehört zum Schädigen. Es greift tief in das Wirtschaftsleben des Feindes und, je nach der Art des Verkehrs, die im Frieden bestand, auch in das neutraler Staaten ein. Wenn auch dieses Kriegsmittel als berechtigt anerkannt

wird, so ist es doch durch Verträge und durch internationalen völkerrechtlichen Gebrauch mit Garantien umgeben, die die Rechte der Neutralen wahren sollen. Wir sehen hier aber auch, wie verschiedene Wege der Landkrieg und der Seekrieg gehen. Von ersterem sagt Clausewitz:

Das Wehrlosmachen ist dem Begriffe nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den Zweck (die Erzwingung des Friedens) und verdrängt ihn gewissermaßen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges.

Es sieht eben so aus, als ob im Landkriege der Kampf mit des Gegners Streitmacht alles tue; zum Frieden führt aber auch in ihm nicht eigentlich der Sieg in der Schlacht, sondern das, was ihm folgt. Die Schlacht erschließt dem Sieger immer weitere Gebiete des feindlichen Landes und schwächt so dessen Widerstandskraft, weil Neubildungen von Truppen verhindert werden und die Staatseinnahmen sinken. Fallen mit den großen Städten auch die Zentren der Verwaltung in Feindeshand, so wird die Organisation des Widerstandes immer schwieriger. Der Landkrieg geht aber noch weiter. Die Beschlagnahme aller Verkehrsmittel und Verkehrswege in seinem Bereich ist eine beinahe ebenso wirksame Schädigung für Handel und Verkehr wie die Blockade. Was ihm folgt an Not und Elend, an Zerstörung von Eigentum erscheint zwar mehr als eine unbeabsichtigte Begleiterscheinung des militärischen Ringens wie als dessen Ziel, die Wirkung aber bleibt dieselbe wie im Seekriege. In diesem sind die beiden Mittel der Kriegsführung nur klarer erkennbar: der Kampf mit der Streitmacht des Gegners, als direktes Kriegsmittel, und das wirtschaftliche Niederringen als indirektes Mittel zur Erzwingung des Friedens. Militärische Maßnahmen, die eingestandenermaßen gegen das Privateigentum der Bewohner des feindlichen Landes und sogar gegen Neutrale gerichtet sind, kennt der Landkrieg nicht. Darum erscheint der Seekrieg, der eingesteht, daß er die friedlichen Bewohner des feindlichen Landes schädigen will, vielen inhumaner als der Landkrieg, der hinter Schlachtengetöse und Schlachtenruhm verbirgt, daß er dasselbe tut, vielleicht sogar in schlimmerer Form.

Die Blockade im völkerrechtlichen Sinne — ich möchte sie vorläufig mit Handelsblockade bezeichnen — ist also eins der indirekten Mittel des Seekrieges. Neben ihr steht der Kreuzerkrieg, d. i. der Angriff auf den Handel unter feindlicher Flagge auf See und der Schutz des eigenen. Zwischen beiden her geht die Abhaltung von Kriegskonterbande. Dem Namen nach bedeutet sie nur eine Schwächung der Kampfmittel von Flotte und Heer; wieweit sie aber der wirtschaftlichen Schädigung des feindlichen Landes, also den indirekten Kriegsmitteln, zugezählt werden kann, das hängt davon ab, was man zu ihr rechnet. Rußland hat z. B. in dem jetzigen Kriege Reis und Lebensmittel für Kriegskonterbande erklärt, „wenn sie auf Kosten oder an die Order des Feindes befördert werden." Auch Japan will Schiffe mit Lebensmitteln fortnehmen, „falls sie zu feindlichen Truppen oder nach solchen feindlichen Plätzen unterwegs sind, wo sie zu Kriegszwecken Verwendung finden." Kohlen aber sind von beiden Parteien bedingungslos als Konterbande erklärt worden. Solche Bestimmungen müssen trotz der dabei gemachten Einschränkung wohl dazu führen, daß die Zufuhr von Lebensmitteln nach beiden kriegführen-

den Staaten überhaupt erschwert wird und so eine Schädigung des Volkswehrstandes eintritt. Auch die Abschneidung der Kohlenzufuhr, wie sie hier von beiden Seiten angeordnet ist, kann in vielen Kriegsfällen großen allgemeinen Schaden anrichten und Industrien zum Stillstand bringen, die mit dem Kriege gar nichts zu tun haben. So ergänzen sich diese drei Maßnahmen; wie sie aber verschieden sind in der Wirkung, so unterscheiden sie sich auch durch die Anforderungen, die sie in militärischer Beziehung stellen. Wenn auch der Kreuzerkrieg den höchsten Ertrag nur dann bringen wird, wenn er sich mit überlegener Kampfkraft auf denjenigen Stellen festsetzt, wo die Handelswege der See sich zusammendrängen, so kann er doch auch in loserer Form und von einzelnen Schiffen ausgeübt, dem Feinde Abbruch tun. Auch die Abhaltung von Kriegskonterbande ist an Festhalten bestimmter Punkte nicht gebunden. Die Handelsblockade steht anders da, sie muß dauernd ausgeübt werden und effektiv sein. Nicht die gelegentliche Fortnahme einiger Schiffe, wie sie die andren Formen des Handelskrieges kennen und wie sie genügt, um Schrecken zu verbreiten und Schaden zu tun, ist ihre Aufgabe, sie kann vielmehr nur ausgeübt werden bei vollkommener Beherrschung der See. So würde z. B. das Maß von Seeherrschaft, das die Japaner jetzt[1]) haben, zu einer für Neutrale rechtsverbindlichen Blockade der ostasiatischen Küste oder der beiden Häfen von Wladiwostok und Port Arthur kaum genügen. Aber die Verhängung der Blockade ist auch gar nicht notwendig. Trotz der Abhängigkeit dieser Gebiete von den Zufuhren über See, genügt die Abhaltung der Kriegskonterbande; denn sie schließt bei der vorher besprochenen Ausdehnung so ziemlich alles ein, was die Bewohner der kriegsbedrohten Gegend brauchen. Diese losere Form der Kriegsführung, die Neutralen gegenüber zu keiner bestimmten Machtentfaltung an der feindlichen Küste verpflichtet, bringt aber andrerseits dadurch Vorteil, daß sie den japanischen Kriegsschiffen Freiheit der Bewegung zu andern Kriegszwecken läßt. Und die Benutzung der See zum Ansetzen des Landkrieges ist dort wichtiger, als eine effektive Blockade.

So ist denn von jeher das Verhältnis zwischen Kreuzerkrieg und Handelsblockade bestimmt worden durch das Verhältnis der Kräfte der kriegführenden Parteien, durch die Rücksichtnahme auf die Neutralen und durch die Aufgaben, die der spezielle Kriegsfall stellte. Ich möchte dies kurz erläutern an den beiden zeitlich und räumlich am weitesten ausgedehnten Handelsblockaden, die die neuere Geschichte kennt, der Blockade der europäischen Küsten durch England in den Napoleonischen Kriegen und der Blockade der Südstaatenküste im Sezessionskriege.

Als England im Beginn des Jahres 1793 an Frankreich den Krieg erklärte, waren dessen sämtliche Grenzen durch den Landkrieg verschlossen. Eine Abschließung nach der See zu durch die Blockade hätte es also vollkommen von der Welt abgesperrt und dem Lande wie der Kriegsführung großen Schaden getan. Den englischen Flotten fehlte aber in der ganzen ersten Kriegszeit die Energie des Angriffes, und als diese unter tüchtigen Führern wuchs — den Wendepunkt bezeichnet die Ernennung des Admirals Jervis zum Befehlshaber

[1]) Seit dies geschrieben wurde, hat der Untergang des Panzerschiffes „Petropavlovsk" und die Beschädigung eines zweiten das Küstenverhältnis noch weiter verschoben. Der Verfasser.

der Mittelmeerflotte — war die günstigste Zeit verpaßt. Das Wirtschaftsleben in Frankreich begann sich von den Folgen der Revolution zu erholen, das Land, das noch im Jahre 1794 von Getreidezufuhren aus Amerika, die die englische Flotte nicht hatte abhalten können, abhängig gewesen war, ernährte sich wieder selbst, und die Siege seiner Armee hatten seine Landgrenzen wieder geöffnet. Auch die französische Flotte hatte sich einigermaßen von den Wunden erholt, die die Revolutionszeit ihr geschlagen hatte. So mußte denn, als England sich endlich zum energischen Zufassen entschloß, der feindlichen Kriegsflotte so viel Kraft zugewendet werden, daß der Rest der verfügbaren Schiffe zu einem festen Abschluß der Küste nicht genügte; die Handelsblockade wurde behindert durch die Anforderungen der später von mir zu besprechenden Kriegsblockade.

Auch die andern Aufgaben des Seekrieges erforderten Schiffe, wenn England die reiche Beute an französischem, spanischem und ehemals holländischem Kolonialbesitz sich nicht entgehen lassen wollte, der, über die ganze Welt verteilt, zum Angriff herausforderte. Als dann aber im Jahre 1805 die Schlacht bei Trafalgar die Kriegsdrohung, die bis dahin immer noch in der französisch-spanischen Flotte lag, gemildert, wenn nicht beseitigt und dadurch Kräfte frei gemacht hatte, waren die Anforderungen für die Handelsblockade bedeutend gestiegen. Denn Napoleons Eroberungen zu Lande hatten immer weitere Küstenstrecken erworben, die nun blockiert werden mußten. Es zeigte sich jetzt aber auch, daß nicht nur Frankreich abhängig sei von der See, sondern auch England vom Kontinent, der damals sein Hauptabsatzmarkt und für viele Waren auch ein wichtiger Einkaufsmarkt war, so daß England ein empfindlicher Schaden erwuchs, als Napoleon nunmehr die Handelstür von innen her zuhielt. Ich will auf die daraus sich entwickelnden Verhältnisse der Kontinentalsperre hier nicht näher eingehen. Es genüge, daß schließlich eine Strecke von etwa 4300 km für den Handelsverkehr zu sperren gewesen wären, daß aber eine wirklich effektive Blockade nie ausgeübt worden ist. Entscheidend war hier schließlich auch gar nicht mehr das militärische Übergewicht der Flotte, sondern das komplizierte wirtschaftliche Abhängigkeitsverhältnis der kriegführenden Gebiete zueinander und zu Dritten. Dies änderte auch die Kriegsaufgabe der englischen Flotte. Was England Blockade nannte, war eigentlich nur ein gegen den Feind wie gegen Neutrale rücksichtslos ausgeübtes Seebeuterecht, das die Grenzen zwischen Blockade und Kreuzerkrieg vollkommen verwischte und schließlich alles für Kriegskonterbande erklärte, was an nichtenglischem Gut auf der See schwamm. England durfte sich das erlauben, denn Neutrale von militärischer Bedeutung gab es nicht mehr. Die letzte Kriegsflotte des Kontinents, die in Betracht gekommen wäre, die dänische, hatte England nach der Beschießung von Kopenhagen fortgeführt, und die Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika, die, empört über Englands Seetyrannei, ihm 1812 den Krieg erklärt hatten, war zu schwach, um an der Sache etwas zu ändern.

Ein ganz andres Bild bietet die Blockade der Südstaatenküste im Sezessionskriege. Die Entscheidung fiel auch hier schließlich im Landkriege, aber die Abhängigkeit des Südens von der See gab der Union in ihrer Flotte

eine überaus wichtige Waffe in die Hand. Die Sezessionsstaaten lebten ausschließlich von dem Ertrage ihrer Plantagen, die Baumwolle, Reis, Tabak, Zucker hervorbrachten, aber keine sonstigen Lebensmittel. Eine Industrie, die Waffen und Ausrüstung für das sich bildende Heer, Schiffe zur Abwehr der Blockade des Feindes hätte schaffen können, bestand nicht. Alles mußte, da der Landkrieg die Nordgrenze versperrte und die Wildnis im Westen Zutritt zur Welt nicht bot, über See eingeführt werden zu Preisen, deren Steigerung durch die Blockade um so bedenklicher wurde, je mehr diese auch dem Absatz der Plantagenerzeugnisse eine Barriere vorlegte. Nur der Verkehr mit den Staaten im Südwesten, die Schlachtvieh und Landesprodukte lieferten und über den mexikanischen Hafen von Matamoros hinweg eine Verbindung zum überseeischen Auslande gestatteten, schuf etwas Erleichterung. Dies konnte aber nicht verhindern, daß unter der Blockade die Kriegführung zu Lande wie zu Wasser, die Volksernährung und die Finanzkraft schwer litten. Sie umfaßte schließlich an der atlantischen und Golfküste zusammen eine Strecke von 3950 km, eine in mühevoller Arbeit erreichte Leistung der Flotte, die ihre Belohnung darin fand, daß die Effektivität der Blockade von allen Neutralen anerkannt werden mußte. Als dann die gemeinsame Aktion von Flotte und Heer der Union die Herrschaft auf dem Mississippi in die Hand gab und so auch im Westen eine Wassergrenze aufrichtete, nahte das Ende. Denn wenn auch der Landkrieg die Entscheidung brachte, so war doch die Abschließung des Feindes von der See sein wichtigstes Hilfsmittel. Beide Parteien mußten die Armeen erst schaffen, die miteinander kämpfen sollten. Dem Norden standen hierzu, außer den eigenen reichen Hilfsmitteln, die der ganzen Welt zur Verfügung, der Süden war auf das Wenige angewiesen, was durch die Maschen der Blockade ihn erreichte. So entstanden Unterschiede in der Kriegsausrüstung und Verpflegung der Heere, die deren Leistungsfähigkeit immer ungleicher beeinflußten, und zum Schluß war das ganze sezessionistische Gebiet einer belagerten Festung zu vergleichen, in der es nicht nur an Mitteln der Kriegführung, sondern an allem fehlte, was zum Leben gehört.

Der Erfolg wurde hier also erreicht durch eine strikte, völkerrechtlich einwandfreie Blockade, der sich die Neutralen fügten. Die Unionsflotte, zum größten Teil erst im Kriege entstanden, aber, dessen Charakter entsprechend, fast nur aus Küstenfahrzeugen bestehend, hätte auch einem bewaffneten Einschreiten der Neutralen, die England in den Napoleonischen Kriegen überwand, nicht entgegentreten können. Völkerrechtliche Korrektheit war die einzige Waffe der Union, die Blockade deshalb ihr bestes Kriegsmittel, weil sie auch alle Reklamationen vermied, die entstehen können, wenn man — wie jetzt im japanisch-russischen Kriege — durch erweiterte Auffassung des Begriffs der Kriegskonterbande die militärischen Schwierigkeiten der Blockade sich erspart. Der Kreuzerkrieg kam kaum in Frage. Die Südstaaten hatten keinen eigenen Seehandel, der als Angriffsobjekt hätte dienen können. Als Handelsschutz trat er nur auf in der Abwehr der südstaatlichen Kaper, die den Handel der Union bedrohten. Man kann hier mit Recht sagen, der Schwerpunkt der ganzen Kriegführung lag in der Blockade. Daß die Neutralen sich ihr fügten,

trotzdem sie ihnen — wie England durch die Absperrung seiner Baumwollenzufuhr — schweren Schaden brachte, hat den Nordstaaten zum Siege verholfen.

Seit diesen Kriegen hat sich vieles verändert. Bei der heutigen Abhängigkeit aller Staaten von der See, bei der heutigen Ausgestaltung des Verkehrs, die fast jeden Punkt des Binnenlandes mit der Küste in Verbindung gebracht hat, ist der Einfluß, den eine effektive Blockade auf das Wirtschaftsleben eines Landes ausüben kann, bedeutend gestiegen. Aber auch die Wirkung der Blockade auf den Handel der Neutralen hat sich vermehrt, weil die Verschlingung der Handelsbeziehungen aller Völker, auf der der heutige Weltverkehr beruht, sie alle in Mitleidenschaft ziehen würde, wenn den Krieg eine große Kulturnation von der See abschließt. Wird die Achtung vor dem Völkerrecht, das den kriegführenden Staaten diesen Eingriff in das Wirtschaftsleben aller formell gestattet, solcher Probe standhalten?

Ich habe in meinen Ausführungen nun schon mehrfach der Handelsblockade die Kriegsblockade gegenübergestellt. Wie kommt sie zustande? Was bedeutet sie? Im Gegensatz zu der international in feste Bestimmungen gebrachten Abschließung eines Staates von dem Handelsverkehr der See rechnet man zur Kriegsblockade Kriegshandlungen der verschiedensten Art, von der bloßen Beobachtung feindlicher Schiffe in ihren Häfen durch vorgeschobene leichte Streitkräfte bis zu deren absoluten Verschließung mit so überlegener Macht, daß der Versuch, auszulaufen, sichere Vernichtung sein würde. Der englische Admiral Colomb hat sie in seinen „Essays on Naval defence“ unter drei Gruppen zusammengefaßt, deren von ihm gewählte Bezeichnungen ich übersetze als: Beobachtung, Bewachung und Einschließung. Jede dieser Arten der Blockade, die natürlich nicht als feste, ich möchte sagen reglementarische, Formen aufzufassen sind, bedeutet eine Steigerung gegen die vorhergehende, und in dieser Reihenfolge sind sie in den Napoleonischen Kriegen auch entstanden. Zwar hat man auch früher schon Kriegsschiffe in ihren Häfen blockiert, aber zu einer so systematischen Verteidigung der See — ich wähle diesen Ausdruck in freier Übersetzung der „Naval defence“, weil sich in ihm die Methode der damaligen englischen Kriegführung am klarsten widerspiegelt — ist es doch in früheren Kriegen nicht gekommen.

In den ersten Kriegsjahren hielt man es — von besonderen Fällen abgesehen — für genügend, wenn man in den englischen Häfen Flotten bereit hielt, die ausliefen, sobald von den an der feindlichen Küste postierten Kreuzern die Meldung eintraf, daß ein feindliches Geschwader in See gegangen sei. Das fortwährende Kreuzen an der feindlichen Küste zur Bewachung der Kriegshäfen hielt man für überflüssig, ja für die Instandhaltung und Schlagfertigkeit der Flotten sogar für schädlich. Ich habe schon davon gesprochen, daß diese Art der Kriegführung, die zum Teil auch noch mit der damals üblichen Form der Sommerkampagnen zusammenhing, keine befriedigenden Resultate brachte. Sir John Jervis erst zeigte, zuerst vor Toulon und dann vor Brest, daß dauernde Postierung der Flotten vor dem Hafen des Feindes, um dessen Flotte anzugreifen, sobald sie auslief, nicht nur durchführbar, sondern für die Schlagfertigkeit der Überwachungsflotte sogar förderlich sei.

Wie gute Früchte solche Blockade aber tragen mußte, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß von 121 Blockadetagen nur an einem (Nebel-) Tage kein Signalverkehr stattfand zwischen dem Gros, das bei Ouessant kreuzte, und der Vorhut, die den Hafeneingang von Brest im Auge hielt. Je mehr durch den erzwungenen Hafenaufenthalt die Seegewöhnung der Franzosen nachließ, desto mehr sank auch ihre Tatkraft, so daß — trotzdem nicht immer an Zahl stärkere Flotten die Häfen bewachten — aus dieser Bewachung schließlich eine tatsächliche Einschließung wurde. Diese kurze geschichtliche Gegenüberstellung hat uns die Handelsblockade erkennen lassen als eine spezielle Form der Ausnutzung der Seeherrschaft, die Kriegsblockade als die generelle Form der Aufrechterhaltung der Seeherrschaft. Denn wer in der strategischen Offensive — nach Niederringung des Gegners in der Schlacht oder in Ausnutzung der ihm von vornherein zugefallenen Überlegenheit — bis an des Gegners Küste vorgedrungen ist, dem wird es für alles, was er weiter vor hat, darauf ankommen, feindliche Streitkräfte von der See fernzuhalten durch Einschließung in ihren Häfen. Kann er dies nicht, oder erscheint es ihm nicht für alle Kriegslagen nötig, so wird er wenigstens dafür sorgen, daß er mit ausbrechenden feindlichen Streitkräften möglichst bald Fühlung bekommt, um sie unschädlich zu machen, sobald sie ihm Gefahr bringen.

Welche Art der Festlegung notwendig ist, die Beobachtung, die Bewachung oder die Einschließung, darüber entscheidet der spezielle Fall. Ehe ich nun dazu übergehe, an der Hand von Beispielen solche Fälle zu besprechen, wird noch zu untersuchen sein, wie sich durch die neuen Waffen des Seekrieges die Verhältnisse geändert haben gegen diejenige Zeit, aus der unsre Beispiele stammen.

Schon im Sezessionskriege sehen wir eine Umgestaltung vor sich gehen. Als der „Merrimac" auf der Reede von Hampton im März 1862 seine großen Erfolge errang, standen ihm, dem Gepanzerten, mit einer Kanone versehenen Dampfschiff, zum Teil noch Segelschiffe gegenüber. Die spätere Kriegszeit, in der an allen denjenigen Stellen, wo sezessionistische Seestreitkräfte entstanden waren, die Kriegsblockade neben der Handelsblockade herging, so daß Ausfallkämpfe an der Tagesordnung waren, zeigt aber durchweg schon Schiffe modernen Typs. Auch die andern Kriegsmittel der heutigen Zeit, die Mine, das Torpedoboot, selbst das Unterseeboot, treten auf, wenn auch in Formen, die eine wirkliche Erprobung ihres Kriegswertes erschweren. Seitdem sind alle diese Kriegsmittel vervollkommnet worden, und der Krieg soll mit ihnen rechnen, aber eine wirkliche kriegsmäßige Erprobung steht auch heute noch aus. Wie die Änderung der Kampfmittel wirken wird, die in ihrer Zusammenfassung gerade im Küstenkriege, also bei der Kriegsblockade, Anwendung finden werden, darüber könnte wohl nur ein Krieg Aufschluß geben, der Gegner von so annähernd gleicher Kriegsfertigkeit und moralischer Qualität einander gegenüberstellt, daß man diese, den Erfolg der Waffen so wesentlich beeinflussenden Faktoren ausschalten und dadurch zu einwandfreien Resultaten gelangen könnte. Ich möchte weder den chinesisch-japanischen Krieg noch den spanisch-amerikanischen als solchen ansehen, und über den jetzt zwischen Japan und Rußland im Gange befindlichen muß man wohl auch in dieser Beziehung

mit dem Urteil noch zurückhalten. Ich möchte hierbei noch auf etwas andres hinweisen. Die Manöver, die alle großen Flotten anstellen, um sich auf den Zukunftskrieg vorzubereiten, beschäftigen sich ja ebenfalls mit der Erprobung der neuen Kriegsmittel. Sie können wohl allerlei Aufschluß geben über Aufgaben, bei denen es sich um Aneinanderführen von Streitkräften zur Herbeiführung der Schlachtenentscheidung handelt. Man lernt hier aber für die strategische Bewegung und für das, was mit ihr zusammenhängt, oft mehr als für die Schlacht, weil das für diese eigentlich Entscheidende, der Waffenerfolg, sich der Darstellung im Manöver ja überhaupt entzieht. Die Kreuzerkämpfe, die vorkommen, ehe die Flotten einander sichten, so wichtig sie für das Gelingen des Ganzen sein können, sind in der Regel besser zu übersehen und von tüchtigen Unparteiischen in ihren Folgen leichter einzuschätzen. Noch mehr wird dieser Unterschied zutage treten, wo es sich um Manöver handelt, die die Kriegsblockade und die sich daraus entwickelnden Kämpfe darstellen sollen. Sind die Parteien sich einmal erst so nahe gerückt, wie sie sich dort gegenüberstehen, so ist von strategischen Überlegungen und Bewegungen kaum mehr die Rede, jedes Manöver führt direkt zu einer taktischen Entscheidung. Für sie verliert man aber hier den Zusammenhang mit der Wirklichkeit wohl noch mehr als bei Manövern der ersten Art, weil hier die verschiedensten Kampfmittel: Schiffe aller Typen, Befestigungen, Sperren ineinandergreifen, die allesamt im Kriege noch nicht erprobt sind, und weil es sich zum Teil auch um sonstige Gefahren handelt, denen man im Frieden die Schiffe nicht aussetzen darf. Denn bei Kämpfen, die zum Zweck haben, feindliche Schiffe im Hafen festzuhalten oder — von der andern Seite gesehen — aus einem bewachten Hafen auszubrechen, wird es sich oft um Benutzung schwieriger Fahrwasser handeln, aus denen alle Hilfsmittel der Navigierung entfernt sind, oft auch um Nachtgefechte unter diesen erschwerenden Umständen. Wie soll man sich, um ein extremes Beispiel zu wählen, auf einen Versuch vorbereiten, wie er in Santjago de Kuba und jetzt in Port Arthur unternommen worden ist, den Versuch, einen Kriegshafen nachts durch Versenken von Fahrzeugen für den Verkehr zu sperren? Solche Überlegungen nehmen den Friedensmanövern ja nichts von ihrer Wichtigkeit, im Gegenteil, sie sind ein Ansporn, die Manöver so nahe an die Wirklichkeit heranzuschieben, wie irgend möglich; sie zeigen aber wohl, welche Vorsicht nötig ist bei der Verwertung ihrer Resultate und, was für mich das Wichtigste ist, wie vorsichtig man sein soll, wenn man es unternimmt, einem größeren Leserkreise darzustellen, was der Zukunftskrieg uns in dieser Beziehung bringen wird.

Seit der Zeit, wo Englands Flotten die Franzosen in ihren Häfen festhielten, sind es hauptsächlich zwei Neuerungen gewesen, die auf die Durchführung solcher Aufgaben umgestaltend gewirkt haben: Die Einführung des Dampfes als Motor und das Torpedofahrzeug. Wohl war es überaus schwer, eine Flotte von Segellinienschiffen in steter Bereitschaft so nahe an den feindlichen Hafen heranzuschieben, daß der Feind ihn nicht ohne Kampf verlassen konnte, und der Dampf hat diese Aufgabe sehr erleichtert. Er hat aber auch Schwierigkeiten geschaffen, die dadurch noch fühlbarer werden, daß auch der

Bewachte — ich will ihn im Gegensatz zu dem draußenstehenden Angreifer den Verteidiger nennen — größere Bewegungsfreiheit bekommen hat. Windstille machte früher sein Ausbrechen unmöglich, stürmisches Wetter und auflandiger Wind erschwerten es, und in jedem Falle gehörten allerlei Vorbereitungen dazu, für eine große Flotte auch längere Zeit. So entstanden Perioden, während welcher der Angreifer in seiner Wachsamkeit etwas nachlassen konnte. Heute kann jede, namentlich jede dunkle, stürmische Nacht, die den Angreifer auch jetzt noch Vorsicht in der Annäherung an die Küste auferlegt, zum Entschlüpfen benutzt werden, und ist die freie See erst einmal gewonnen, so stehen alle ihre Wege offen, während bei der beschränkteren Bewegungsfreiheit der Segelschiffe schon die herrschende Windrichtung der draußenstehenden Flotte wenigstens einen Anhalt dafür bot, wohin ihr Feind entkommen sein könne. Sieht man von der Instandhaltung der Takelage ab, so blieb der Wind als Motor beiden Parteien mühelos und gleichmäßig erhalten; was der Angreifer durch Abnutzung der Schiffe verlor, das brachte er durch erhöhte Seegewohnheit reichlich wieder ein. Heute ist die Sorge um Instandhaltung der Maschinen und Kessel, um Auffüllung der Kohlenvorräte ungleich verteilt, und doch wird, wenn es nicht direkt zum Kampf kommt, jedes Ausbrechen zum Wettlauf, bei dem, außer der tabellenmäßigen Geschwindigkeit der Schiffe beider Flotten, die Gebrauchsfähigkeit der gesamten Maschinenanlage und auf die Dauer der Kohlenvorrat über den Erfolg entscheiden. Muß der Angreifer alle seine Schiffe dauernd in Bereitschaft halten, weil er sonst dem mit seiner ganzen Macht geschlossen auslaufenden Verteidiger nicht gewachsen ist, so wird bald ein Unterschied in der Leistungsfähigkeit eintreten, der das Kräfteverhältnis für die Verfolgung wie für den Kampf verschiebt. Hier zeigt sich so recht, daß die Kriegsbeispiele, von denen ich vorher sprach, einwandfreie Vergleiche für die Einschätzung der Chancen einer Blockade nicht geben. Die Schlacht bei Santjago zeigt auf der Seite der Spanier, sowohl bei der Wahl der Ausbrechezeit wie bei der Vorbereitung der Schiffe in dem von Vorräten entblößten, aller kriegsmäßigen Einrichtungen entbehrenden Hafen eigentlich nur, wie man es nicht machen soll. Will man eine gut geführte, mit allen Hilfsmitteln versehene Flotte wirklich im Hafen festhalten, so kann man dies, wenn nicht besonders günstige örtliche Verhältnisse vorhanden sind, auf die Dauer nur mit einer an Zahl überlegenen Macht erreichen, die es erlaubt, einzelne Schiffe zum Auffüllen von Vorräten, zur Vornahme von Instandsetzungsarbeiten zeitweilig zu detachieren, ohne sich dadurch in unzulässiger Weise zu schwächen. Mit absoluter Sicherheit kann man aber auch dann darauf nicht rechnen, daß es gelingt, den Gegner von der See fernzuhalten. Daß hierbei auch die Seegewöhnung in ähnlicher Weise in Frage kommen kann, wie sie es in früherer Zeit tat, ist immerhin möglich. Ein Schiff, das lange Zeit im Hafen gelegen hat, ist ebensowenig auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit wie eines, das mit verschmutzten Kesseln und strapazierten Heizern wochenlang vor einem feindlichen Hafen kreuzt. Hier Vorteil und Nachteil richtig gegeneinander abzuwägen, ist schwer. Aber wenn man wieder an den jetzigen Krieg denkt, wird man sich sagen müssen: Die Japaner werden wohl gewichtige Gründe

gehabt haben, als sie sich zur dauernden Einschließung der Russen nicht entschließen wollten. Denn dadurch, daß sie nur zeitweilig vor Port Arthur erscheinen, geben sie der russischen Flotte, die zum Teil aus soeben erst auf die Station gekommenen Schiffen besteht, Gelegenheit, durch Übungen in See sich einzufahren und ihre Schiffe kriegsbereit zu machen.

Also stärker muß die überwachende Flotte sein und außerdem muß sie, um ein Entschlüpfen des Feindes zu verhüten, sich dauernd näher an den Hafen heranhalten, als früher erforderlich war. Hier aber tritt ihr die zweite Schwierigkeit entgegen in dem Torpedoboot.

Ein Linienschiff der alten Zeit war nur durch seinesgleichen ernstlich zu gefährden. Wollte der Verteidiger sich mit Gewalt Luft machen, so konnte er dies nur durch Einsetzen von Linienschiffen, d. h. durch Schwächung seiner Kampfkraft für das, was später folgen sollte. Heute ist dies anders. Heute hat der Verteidiger in dem Torpedoboot eine todbringende Waffe bekommen, die er nachts unter Schutz und Führung von Kreuzern einsetzen kann, ohne sich vielleicht für die späteren Pläne zu schwächen. Denn von deren Beschaffenheit wird es abhängen, ob er die Torpedoboote für sie aufsparen muß. Vielleicht wären sie ihm für das, was er nach Abschüttelung der Bewachung vorhat, gar eine Last. Handelt es sich aber darum, durch Ausfälle der Torpedoboote dem Angreifer so viel an Kampfkraft zu nehmen, daß die Schlacht gewagt werden kann, so haben sie ja ihre Arbeit getan, sobald dies gelungen ist.

Es stehen sich also für den Angreifer hier zwei einander widerstreitende Aufgaben gegenüber, die Notwendigkeit des nahen Heranschließens und die hieraus entstehende Gefahr der Torpedobootsangriffe. Will er, um diesen Angriffen nicht zu sehr ausgesetzt zu sein, und die Widerstandskraft seiner Schiffsbesatzungen nicht zu schnell aufzubrauchen, nachts unter Dampf vom Hafen fortsteuern, so steigt der Kohlenverbrauch und die Chance des Entkommens für den Gegner, wenn nicht leichte Streitkräfte bis in den Hafeneingang vorgeschoben bleiben, die diesen überwachen und zugleich einen Schutz abgeben gegen ausbrechende Torpedoboote. So schiebt sich denn von beiden Seiten eine Vorhut zwischen die Flotten, die doppelten Zwecken dient, dem Angriff und dem Schutz. Wie man es erwartet hatte, zeigt der russisch-japanische Krieg, daß sich hierbei die drei Schiffstypen, aus denen die moderne Flotte besteht, zu gesonderten Waffengattungen herausbilden, die zu gegenseitiger Unterstützung getrennt voneinander handeln. Die Torpedoboote, die am leichtesten in engem, schwierigen Fahrwasser operieren können, die schwer zu entdecken sind und doch bei Dunkelheit gute Übersicht geben, stehen zunächst am Feinde, dann folgen die Kreuzer und noch weiter zurück die Panzerschiffe. So kommen die Torpedoboote, die als Gegner der Panzerschiffe gebaut sind, oft zum Kampf mit ihresgleichen, ihre Hauptwaffe, der Torpedo, tritt hierbei zurück, und die artilleristische Hilfsarmierung wird zur Hauptwaffe, ja es kommt sogar zum Handgemenge im Enterkampf. Wie bei längeren Einschließungen dieser ganze Apparat funktionieren wird, bleibt abzuwarten. Es hängt dies zum Teil auch von den örtlichen Verhältnissen und von der Lage des zu bewachenden Hafens zur rückwärtigen Basis des Angreifers ab. Je weitere Ozeanstrecken die krieg-

führenden Länder voneinander trennen, desto komplizierter wird das Flottenzubehör des Angreifers, desto schwerer seine Überführung, desto größer die Behinderung, die für ihn entsteht, und er wird nicht umhin können, sich eine Zwischenbasis zu schaffen als Rückhalt für all die Hilfsmittel, die er nicht entbehren kann. Denn Kohlendampfer und andrer Troß bedürfen des Schutzes vor den Angriffen des Gegners, und auch das größere Torpedoboot neueren Typs hat nicht so unbegrenzte Seetüchtigkeit und Seeausdauer, daß es ohne zeitweilige Ruhe kriegstüchtig bliebe.

Ob es nach alledem unter den heutigen Verhältnissen lohnen wird, die Einschließung einer feindlichen Flotte in ähnlicher Weise zu versuchen, wie es früher geschah, erscheint fraglich. In den englischen Flottenmanövern, die sich früher mehr mit der Einschließung beschäftigten, ist man in den letzten Jahren auch zur Erprobung andrer Methoden übergegangen, um es dem Feinde unmöglich zu machen, den Stärkeren an der Ausnutzung der Seeherrschaft zu hindern. Es ist z. B. klar, daß die Entschlußfähigkeit des Feindes leidet und die Möglichkeit, ihn unschädlich zu machen, wächst, wenn eine ihn beobachtende Vorhut nicht von seiner Seite weicht, sobald er ausläuft, wenn also für die Einschließung die Beobachtung eintritt. Wieweit die Handlungsweise der Japaner in dem jetzigen Kriege von ähnlichen Überlegungen bestimmt ist, wird man wohl erst später erfahren. Auch einem Feinde, dem man von Zeit zu Zeit hart zusetzt, nimmt man ja vielleicht den Schneid zu Ausfällen, und wenn es gelänge, Schiffe in der Hafeneinfahrt zu versenken, wäre ihm ein ernstes Hindernis bereitet. Es ist wohl auch anzunehmen, daß die Japaner, für den Fall, daß diese Angriffe die Russen nicht von der See fernhalten, ihre Transporte auf See begleiten und sie am Ort der Ausschiffung schützen.

Ehe ich weitergehe, möchte ich hier einige allgemeine Bemerkungen über die Verwendung von Torpedobooten einschalten, denen die neuesten Kriegsereignisse das allgemeine Interesse erneut zugewendet haben. Ich habe angenommen, daß, wo nicht besondere Verhältnisse vorliegen, die Torpedoboote dem Verteidiger mehr Vorteil bringen werden als dem Angreifer, und ich glaube, damit der Ansicht der Mehrzahl Ausdruck zu geben. Widersprechen dem aber nicht die Kriegserfolge? Im Januar 1895 sind japanische Torpedoboote mehrfach in den Hafen von Weihaiwei eingebrochen und haben Erfolge errungen, während die chinesischen Boote den draußenstehenden Japanern keine Verluste beibrachten, und der jetzige Krieg wurde mit einem erfolgreichen Angriff auf die russischen Schiffe vor Port Arthur eröffnet. Ich würde einen Einwurf, der sich hierauf gründete, nicht als berechtigt anerkennen. Im Kriege von 1894/95 standen sich durchaus ungleichwertige Gegner gegenüber, und der Erfolg der japanischen Torpedoboote vor Port Arthur hängt zu sehr mit Fehlern der russischen Kriegführung zusammen, um Beweismaterial zu liefern. Aber noch eins erscheint mir in diesem Zusammenhange erwähnenswert zu sein. Man hat diesen Anlaß benutzt, um die Frage wieder anzuregen: Lohnt denn der Bau von Panzerschiffen, wenn ihre Gegner, die Torpedoboote, solche Erfolge erringen? Wie dieser Erfolg zustande gekommen ist, habe ich eben angedeutet; aber wie man ihn auch einschätzen mag, man übersieht bei solcher Frage-

stellung, daß die Torpedoboote, so gefährliche Gegner der Panzerschiffe sie sind, diese doch nie ersetzen können. Der Wert der Torpedoboote besteht eben, von Vorpostenscharmützeln abgesehen, nicht in dem, was sie an sich leisten, sondern er hängt an der Existenz ihrer Gegner. Fallen die Panzerschiffe, so ist auch die Rolle der Torpedoboote ausgespielt. Man braucht aber, um die See zu beherrschen, um sich des Feindes zu erwehren, um die vielen Aufgaben des Seekrieges zu erfüllen, ein Schiff, das auf stabiler Plattform schwere, weittragende Geschütze über das Weltmeer trägt, Geschütze, die durch genügende Panzerung dem Kampf mit denen des Feindes gewachsen sind. Je gefährlichere Gegner diesem Schiffe erstehen, mögen es nun Torpedoboote, Unterseeboote oder sonst etwas sein, desto härter wird es um sein Dasein ringen müssen, aber den Kampf aufgeben darf es nicht. Das mitleidlose Wort, das am Hause Seefahrt in Bremen steht, „navigare necesse est, vivere non est necesse", es gilt auch hier: Kriegführen ist nötig!

Ich habe in vorstehendem dargelegt, wie sich nach meiner Ansicht die Verhältnisse geändert haben seit der Zeit, aus der die letzten einwandfreien Kriegserfahrungen für den Seekrieg stammen, und kann nun dazu übergehen, hieraus für die heutige Kriegführung Folgerungen zu ziehen. Lege ich hierbei wieder die vorher erwähnte Dreiteilung zugrunde, so möchte ich sagen: die Bewachung des Feindes, wie sie die Napoleonischen Kriege uns als Hauptform zeigen, wird seltener werden, die Einschließung wird sich öfter als früher zum Niederkämpfen der Schiffe und der sie deckenden Werke verschärfen, und die Beobachtung — vielleicht ergänzt durch Schutz der Stellen, wo man Angriffe des Gegners erwartet — wird häufiger werden. Ich will versuchen, dies zu begründen, soweit die Begründung nicht schon in den vorangegangenen Ausführungen liegt.

Die Bewachung eines beinahe gleich starken Feindes in seinem Hafen bringt heute so viele Gefahren mit sich, daß sie zu einer dauernden Form der Kriegführung wohl nicht wieder werden wird. Entweder wird bei solch einer Lage, wenn der Verteidiger seine Pflicht tut, bald eine derartige Verschiebung der Kräfte eintreten, daß er auslaufen kann, um die Schlacht zu wagen, oder er wird versuchen, den Hafen zu verlassen, um andern Zielen zuzustreben: der Vereinigung mit einer andern Flotte, die Anschluß an ihn sucht, oder dem Angriff auf diejenigen schwachen Stellen beim Feinde, die dieser durch die Bewachung decken will. Schon in früherer Zeit machte man sich oft falsche Vorstellungen darüber, wie weit es möglich sei, feindlichen Kriegsschiffen die See zu verschließen. Am 4. Februar 1805 — es ist dies die Zeit, als die Bewegungen der französischen Flotten begannen, die eine Landung in England vorbereiten sollten, und als man dort mit Sorge zur französischen Küste hinübersah — schrieb der Admiral Collingwood:

„Die City-Politiker halten es für unmöglich, aus einem blockierten Hafen auszulaufen, ohne gesehen zu werden. Sie denken, wir stehen hier Schildwache wie vor einer Türe und müssen jeden sehen und festhalten."

Ich habe auseinandergesetzt, wie sich seitdem die Aussichten für das Festhalten des Feindes verschlechtert haben, daß man aber außerdem jetzt auch

einen bedeutenden Überschuß von Kraft nötig hat, wenn man eine längere Bewachung überhaupt versuchen will. Ist dieser vorhanden, so liegt es aber doch näher, dem Feinde in seinem Hafen zu Leibe zu gehen trotz der Befestigungen, die ihn schützen, und sich so die Sicherheit für seine Seeverbindungen zu schaffen, die man braucht. Solche Handlungsweise wird vielleicht noch dadurch wahrscheinlicher, daß das moderne Panzerschiff dem Kampf mit Küstenwerken wohl eher gewachsen ist, als das hölzerne Linienschiff der Seglerzeit es war. Dieser Überlegung folgte auch die Nordstaatenflotte im Sezessionskriege, als es den Südstaaten allmählich gelang, sich Seestreitkräfte zu schaffen, die gefährlich werden konnten. Es ist dies ja auch bezeichnend für das Nebeneinandergehen von Handelsblockade und Kriegsblockade. Erstere bestand aus einer Verteilung von Streitkräften zur Abschließung der langen Küste für den Handelsverkehr, letztere aus einer Anhäufung der Kraft an den Stellen, wo feindliche Kriegsschiffe lagen. Brachen diese aus, so konnten sie leicht an der Küste entlang die einzelnen Blockadeschiffe verjagen, die Effektivität der Blockade brechen und so für neutrale Handelsschiffe unverbindlich machen. So entschloß man sich zum Angriff.

Ähnlich so liegen die Verhältnisse jetzt für die Japaner, die die See beherrschen wollen, um den Landkrieg anzusetzen. Auch dort bringt eine aktionsbereite, durch Befestigungen gedeckte feindliche Flotte, die ihre Zeit zum Angriff wählen kann, dauernde Gefahr. Die Gefahr wächst, je mehr die Operationen der Armee in Nordkorea feste Formen annehmen, und je mehr man daher bestrebt ist, die Ausschiffung nach nördlicheren, Port Arthur näher gelegenen Häfen zu verlegen. Daher die mit solcher Zähigkeit fortgesetzten Angriffe gegen die Befestigungen und die russischen Schiffe, die dort liegen.

Die Form der Kriegführung, die man wählt, wird sich also richten nach der Verletzlichkeit der eigenen Kriegsunternehmungen und nach der Lage des feindlichen Hafens zu den bedrohten Punkten. Dies führt mich über zu der dritten zu besprechenden Form, der Beobachtung. Die Kriegsdrohung, die in einer, wenn auch schwächeren feindlichen Flotte liegt, nimmt ab mit ihrer Entfernung von dem Orte, wo der Stärkere die Seeherrschaft ausnutzen will. Eine Flotte, wenn sie im östlichen Teil unsrer Ostsee Kriegshandlungen vornehmen will, die wir stören könnten, wird gegen Schiffe, die in Danzig liegen, eine schärfere Form des Vorgehens wählen müssen als gegen solche, die in Kiel stationiert sind. Dies hat seinen Grund nicht nur in der verschiedenen Entfernung, sondern auch darin, daß aus Danzig ausbrechende Schiffe leichter in freies Wasser kommen, größere Freiheit der Bewegung erlangen und dadurch gefährlicher werden. Schiffe aus Kiel, die östlich von Rügen operieren wollen, gelangen auf ihrem Wege dorthin zunächst in ein langes, leicht zu überwachendes Defilee. Es liegt für den Feind kein Anlaß vor, sich gegen Gefahren, die von dort drohen, durch Angriff auf Kiel zu decken, es lohnt auch nicht, dem Risiko einer Bewachung der dort liegenden Schiffe sich auszusetzen, ja selbst eine Beobachtung wird man kaum vor Kiel selbst einzurichten brauchen, es genügt wohl, bis an eine der zwischenliegenden Engen zu detachieren, um gegen unliebsame Überraschungen östlich von Rügen

gedeckt zu sein. Der Vergleich mit den Kriegsereignissen in Ostasien liegt nahe. Je nachdem die Japaner im Osten oder im Westen von Korea freie Hand brauchen, wechselt die Wichtigkeit der russischen Streitkräfte in Port Arthur und in Wladiwostok, wechseln die Maßnahmen, die beide erfordern, um die japanische Seeherrschaft zu sichern. Auch die Engen der Korea-Straße können hierbei eine Rolle spielen.

Diese kurze Besprechung von Kriegsfällen, in denen Beobachtung, Bewachung oder Einschließung nötig werden können, möge zur Begründung der Annahme genügen, die ich darüber aufgestellt habe, wie sich für heute die Verhältnisse umgestaltet haben. Sie hat uns aber auch einen Blick tun lassen in das Getriebe des Seekrieges überhaupt. Um das Bild zu vervollständigen, das wir hier von der Ausnutzung der Seeherrschaft einerseits und von den Aufgaben der strategischen Defensive anderseits wahrgenommen haben, lohnt es wohl, uns die Aufgaben des Verteidigers noch etwas näher anzusehen, die Aufgabe der „fleet in being".

Auch an diesem Worte ist viel herumgedeutelt worden, man hat es auf die verschiedenste Weise ausgelegt, ja zuletzt hat es Rudyard Kipling benutzt als Titel für ein Buch, in dem er Fahrten auf Schiffen der englischen Flotte während der Sommermanöver beschreibt, derjenigen Flotte, deren Bestimmung nie die strategische Defensive sein darf, wenn England nicht zugrunde gehen soll. Und doch ist dieses Wort, wenn man auf seine Entstehung zurückgeht, sehr wohl dazu geeignet, uns das Wesen der strategischen Defensive richtig erkennen zu lassen.

Zu der Zeit, als Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Niederlande und nach dem Willen des englischen Volkes König von England, gegen seinen Schwiegervater, den Stuart Jakob II., in Irland im Felde stand, bedrohte eine französische Flotte die von Truppen entblößte englische Küste mit Invasion. Ihr stand eine der Zahl nach schwächere englisch-holländische Flotte unter Admiral Herbert gegenüber, und von diesem stammt der Ausdruck „fleet in being". Herbert schrieb:

„Wie die Dinge lagen, fürchtete man allgemein, daß die Franzosen eine Armee landen würden, aber ich war immer andrer Ansicht, denn ich sagte mir, daß sie keinen solchen Versuch wagen würden, whilst we had a fleet in being." — Und an andrer Stelle: „Wir haben die Stärke ihrer Flotte jetzt ausgemacht, eine Stärke, die mir keine Aussicht für den Kampf eröffnet. Wenn wir uns auf den Kampf einlassen, kommen wir nicht nur in Gefahr, unsre Flotte zu verlieren, sondern auch die Ruhe und Sicherheit unsres Landes. Denn wenn wir geschlagen, sie also Herren der See sind, so können sie vieles tun, was sie nicht wagen würden, so lange wir sie überwachen."

Er wollte also vorläufig abwarten, um zu sehen, wie die Kriegsdrohung seiner Flotte wirken würde. Er deutet aber schon an, wie sich das Verhältnis umdreht, wenn der Feind ihn ignoriert; er, der Schwächere, will den Stärkeren überwachen und angreifen, sobald dieser das Wagnis unternimmt, die Seeherrschaft auszunutzen, ohne sie durch Beseitigung der schwächeren Flotte sich wirklich erkämpft zu haben. Der Schlußstein der ganzen Überlegung ist also nicht eigentlich das Bestreben, die Flotte unter allen Umständen am Leben —

in being — zu erhalten, ihre Kriegsdrohung beruht vielmehr auf dem Entschluß, sie rücksichtslos einzusetzen, sobald der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Ehe man sich zu dieser abwartenden Rolle entschließt, muß allerdings erwogen werden — und Herbert hat es getan —, ob es nach dem Verhältnis der Kräfte nicht möglich ist, statt der Küstendefensive die Schlachtendefensive zu wählen, die von vornherein schlagen will, nur nicht fern der heimischen Rückzugshäfen. Man geht dann darauf aus, dem Gegner durch die Schlacht so viel von seiner Kraft zu nehmen, daß der Rest zur Durchführung der Offensive nicht ausreicht. Auch hierfür kann die Handlungsweise des Admirals Herbert als Beispiel dienen. Er erhielt von der Kriegsleitung, die das Verhältnis der Kräfte oder die Erfordernisse der Lage anders auffaßte als er, den Befehl zum Angriff. Es folgte die Schlacht bei Beachy Head, in der Herbert seine Flotte nur soweit einsetzte, daß er dem Feinde Abbruch tat, ohne zu viel zu wagen. Dann zog er sich, verfolgt von den Franzosen, hinter Untiefen vor der Themsemündung zurück und ließ die Fahrwasserzeichen entfernen, um dem Feinde die Navigierung, und damit den Angriff auf ihn, zu erschweren. Seine Flotte aber hielt er bereit, hervorzubrechen, sobald die Zeit zum Handeln gekommen sein würde.

Wir sehen hier, wie die Rolle, die die Defensivflotte spielt, das Widerspiel bildet zu den Aufgaben der Kriegsblockade, die wir kennen gelernt haben. Und in demselben Verhältnis, wie die Schwierigkeiten der Überwachung gestiegen sind, wächst die Kriegsdrohung, die in solcher aktionsbereiten, wenn auch schwächeren Flotte für Ausnutzung der Seeherrschaft liegt. Aktionsbereit ist sie aber nur, wenn sie, hinter Befestigungen gedeckt, ihre Zeit abwarten kann in einem Hafen, dessen Verteidigungsmittel sie bis in die freie See hinausbegleiten, und der günstig liegt zum Aktionsgebiet des Feindes. Eine Flotte, die in Kiel liegt, ist, wie wir gesehen haben, kein Schutz gegen einen Feind, der die pommerschen Küsten angreift, und sehen wir nach der Nordsee hinüber, so müssen die Beziehungen zur Handelsblockade den Maßstab abgeben. Denn wenn auch die Nordseeküste bis zum gewissen Grade sich selber schützt, so laufen doch in der Helgoländer Bucht die Fäden zusammen, die Deutschland mit dem überseeischen Ausland verbinden. Der Feind, der uns vom Welthandel abschließen will, braucht seine Flotte nicht dadurch zu schwächen, daß er sie an einer langen Küste zur Blockade auseinanderzieht; mit gepanzerter Faust hält er uns die Tür zu, und nur die Schlacht kann sie uns öffnen.

Die Verhältnisse liegen hier also ganz anders wie bei der Blockade im Sezessionskriege, und wir erkennen, wenn wir den Blick zurückwenden, um zu allgemeinen Schlüssen zu kommen, wie aller strategischen Überlegung Grenzen gesetzt sind, die sie von der Aufstellung allgemein gültiger Regeln immer wieder zurückführt auf die Prüfung des speziellen Falls. Dies gilt aber auch noch in andrer Weise. Will man aus der Betrachtung von Kriegsereignissen allgemeine Folgerungen für die Zukunft ziehen, so muß man sie zwar der persönlichen Einflüsse möglichst zu entkleiden suchen, die zur Herbeiführung der Entscheidung mitgewirkt haben; man muß sich aber stets darüber klar sein, daß im Kriege nicht Regeln den Ausschlag geben, sondern lebendige

Menschen. Dies hilft sowohl der Persönlichkeit wieder zu ihrem Recht wie der Theorie. Diese soll, wie Clausewitz, der Schöpfer der Lehre vom Kriege, sagt,

„sich damit begnügen, den Handelnden zu jener Einsicht der Dinge zu verhelfen, die, in sein ganzes Denken verschmolzen, seinen Gang leichter und sicherer macht, ihn nie zwingt, von sich selbst zu scheiden, um einer objektiven Wahrheit gehorsam zu sein."

Anderseits wird die Wahrheit ihrer Lehren weder dadurch verdunkelt, daß der Unfähige, der Unentschlossene oder der Feige es nicht versteht, aus ihr Nutzen zu ziehen, noch dadurch, daß die Lage des einzelnen Falles erst über ihre Anwendbarkeit entscheidet, ja, daß das Genie sie gelegentlich beiseite schiebt oder umformt. So möchte ich auch das aufgefaßt haben, was ich hier über die Blockade als Mittel des Seekrieges dargelegt habe: erst die Wirklichkeit des Krieges kann zeigen, was aus solcher Lehre wird.

Zum Schluß wende ich mich noch einmal den Bezeichnungen Kriegsblockade und Handelsblockade zu. Spricht man kurzweg von Blockade, so wird darunter immer die Absperrung einer Küste oder ihrer Teile für den Handelsverkehr, wie sie nur im Kriege vorkommen kann, verstanden werden. Das Wort ist international eingeführt, und der Begriff, den man damit zu verbinden hat, kann aus jedem Lehrbuch des internationalen Seerechts entnommen werden. Dasselbe Wort anzuwenden, wo man von den Maßregeln spricht, die dazu dienen, feindlichen Kriegsschiffen den Zutritt zur See unmöglich zu machen oder zu erschweren, halte ich nicht für richtig, weil dadurch Verwechselungen und Unklarheiten entstehen können. Diese Maßregeln sind, wie ich gezeigt habe, so ungleichartig und so wandelbar, daß es wohl besser ist, für jeden Fall eine besondere Bezeichnung zu wählen, und ich glaube, daß man mit den Worten: beobachten, bewachen und einschließen auskommen, und damit klarere Verhältnisse schaffen wird, als wenn man auch hier von blockieren spräche. Handelt es sich aber darum, bei Besprechung von Kriegsereignissen oder bei theoretischen Erörterungen die beiden so verschiedenen Dinge durch kurze Bezeichnungen begrifflich voneinander zu trennen, so scheinen mir die Worte Handelsblockade und Kriegsblockade geeignet zu sein. Von der ersteren sagt der Lehrer des Seekriegsrechts, Pillet:

Le blocus est moins une opération militaire qu'une ressource autorisée contre le commerce du pays ennemi.

Das Fernhalten feindlicher Kriegsschiffe von der See ist aber die grundlegende militärische Operation bei Ausnutzung der Seeherrschaft und verdient wohl durch ein Beiwort bezeichnet zu werden, das ihren kriegerischen Charakter noch besonders hervorhebt. Es geschähe dies dann nicht etwa, um Verwechselungen mit der sogenannten Friedensblockade vorzubeugen, sondern um anzudeuten, daß der Schwerpunkt der ganzen Kriegshandlung schließlich doch da liegt, wo die Kriegsschiffe beider Parteien einander gegenüberstehen.

Das höhere Schulwesen Deutschlands in seinem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur[1].

Von
Friedrich Paulsen.

I.

Drei Dinge sind in der Überschrift zusammengestellt: die höheren Schulen, der Staat und die geistige Kultur. Sie stehen in engstem Zusammenhang; das Wesen der deutschen Gelehrtenschule und die Stellung des Gymnasiallehrerstandes ist durch ihr Verhältnis auf der einen Seite zum Staat, auf der andern zu der geistigen, besonders der wissenschaftlichen Kultur unsres Volkes bestimmt. Eine Darlegung dieses Verhältnisses wird zweckmäßigerweise mit einem geschichtlichen Rückblick beginnen, der wenigstens an ein paar entscheidenden Punkten sein Werden ins Auge faßt.

Der Ursprung der engen Beziehung, die heute in allen Gebieten der deutschen Zunge zwischen der höheren Schule, dem Staat und der wissenschaftlichen Kultur besteht, liegt im Zeitalter der Reformation. Sie sind miteinander entstanden: der moderne deutsche Staat, die moderne Gelehrtenschule und die moderne Geisteskultur haben ihren gemeinsamen Ursprung in jenem großen Revolutionsjahrhundert, in dem sich die Neuzeit vom Mittelalter losriß.

Was im besonderen die Verbindung zwischen Staat und Gelehrtenschule anlangt, so können wir sogar ihr Geburtsjahr bestimmen. Es ist das Jahr

[1] Die vorliegende Abhandlung enthält den für den Druck ausgeführten und etwas erweiterten Vortrag, den ich auf dem ersten deutschen Oberlehrertag oder eigentlich dem Gründungstage der Vereinigung der akademisch gebildeten Lehrer aller deutschen Staaten und aller Schulformen zu Darmstadt am 9. April gehalten habe. Ich darf, nach der Aufnahme, die der Vortrag fand, hoffen, die Ideen und Gesinnungen, in denen der deutsche Oberlehrertag gegründet worden ist, darin einigermaßen zum Ausdruck gebracht zu haben. Ich gestehe gern, daß ich, als die Einladung zu dieser Ansprache an mich kam, mit der Empfindung zusagte, daß niemals an mich ein mich mehr ehrender und mehr verpflichtender Ruf ergangen sei.

1543, das Gründungsjahr der drei berühmten sächsischen Fürstenschulen: Meißen, Grimma, Pforta. Es war ein bedeutsamer Tag, jener Montag nach Trinitatis (21. Mai), an dem Herzog Moritz von Sachsen, aus den Kämpfen des Reformationszeitalters wohl bekannt, die Gründungsurkunde vollzog, durch die jene drei Gelehrtenschulen ins Leben gerufen wurden. Es sind die ersten eigentlichen Staatsschulen, die ersten vom Staat gegründeten und mit Gütern und Gebäuden (aus dem Besitz aufgehobener Klöster) ausgestatteten Gelehrtenschulen. Allerdings waren ihnen Stadtschulen ähnlichen Charakters vorangegangen, die erste zu Nürnberg, von Melanchthon eingeweiht (1526). Und der erste Anstoß auch zu dieser folgenreichen Bewegung ist von Luther ausgegangen: in seinem Sendschreiben an die Ratsherren deutscher Städte vom Jahre 1524 hatte er zum erstenmal auf deutschem Boden mit stärkstem Nachdruck die Pflicht und das Recht der weltlichen Obrigkeit ausgesprochen, für die Erhaltung gelehrter Schulen Sorge zu tragen. In der Gründung der sächsischen Fürsten- oder Landesschulen ist dieser Forderung zuerst in großem Stil, mit der Errichtung von staatlichen Gelehrtenschulen für ein ganzes Land, entsprochen worden. Dem sächsischen Vorbild ist dann eine lange Reihe ähnlicher Gründungen gefolgt; die bekanntesten darunter sind die württembergischen „Klosterschulen", die sich, wie die sächsischen, bis auf diesen Tag, wenn auch mit wechselndem Sitz, als lebende und lebenschaffende Bildungsanstalten erhalten haben. Das Berliner Joachimsthal gehört in dieselbe Reihe.

Die Gründung dieser Schulen bedeutete den Entschluß des neuen protestantischen Staates, sich auf die Kraft der geistigen Kultur zu stützen und darum die Sorge für die Entwicklung dieser Kräfte unter die eigenen Aufgaben zu übernehmen. Dem mittelalterlichen Staat hatte dieser Gedanke ferngelegen; die Sorge für das geistige Leben und so für Unterricht und Wissenschaft gehörte nach mittelalterlicher Anschauung zur cura animarum und damit zum Tätigkeitsgebiet der Kirche. Der Staat oder die weltliche Gewalt beschränkte sich auf die mehr äußerlichen Aufgaben der kriegerischen Selbsterhaltung nach außen und der Friedensbewahrung nach innen. Der Zusammenbruch der Kirche in der großen Kirchenrevolution, die Aufrichtung der Landeskirchen unter tätiger Mitwirkung der weltlichen Gewalt stellte den neuen Fürstenstaat, der nun zugleich den „Kirchenstaat" umfaßte, vor neue Aufgaben. Kurfürst oder damals noch Herzog Moritz von Sachsen gehörte zu den ersten Fürsten, welche die neue Lage begriffen. Die Verwendung jener drei Klöster zur Gründung staatlicher Gelehrtenschulen bedeutete den Durchbruch der Einsicht, daß der Staat die Fürsorge für die Erhaltung und Steigerung der kulturschaffenden geistigen Kräfte der Bevölkerung nunmehr in die eigenen Hände nehmen müsse, bedeutete den Entschluß, sich in den Dienst der geistigen Kultur zu stellen, um wieder die Kräfte der geistigen Kultur zu seinem Dienst bereit zu haben.

Aus dieser Absicht stammt die Einrichtung der neuen Schulen. Es sind Internatsschulen, die eine Auswahl begabter Knaben aus dem ganzen Lande etwa mit dem 12. Lebensjahr, nach Absolvierung des elementaren Kursus, aufnehmen, um sie bei freiem Unterhalt und Unterricht in etwa sechsjährigem

Kursus bis an die Pforte der Universität zu führen. Hier fanden sie dann wieder in einem der gleichzeitig gegründeten landesherrlichen Konvikte unentgeltlich Aufnahme und freien Unterricht. Als einzige Gegenleistung wurde gefordert, daß sie nach Vollendung der wissenschaftlichen Ausbildung dem Lande ihre Dienste im weltlichen oder geistlichen Amt, das damals auch das Schulamt einschloß, zur Verfügung stellten.

So hat der moderne Kulturstaat von den Schulen seinen Ausgangspunkt genommen, in denen er die zur Erhaltung und Erhöhung des Gemeinwesens erforderlichen Kräfte sich selber zu ziehen begann. War es auch zunächst die Notlage, die auf diesen Gedanken geführt hatte, der empfindliche Mangel an Studierenden, der als Folge des Schwindens der alten kirchlichen Versorgungen eingetreten war, so tritt in den Verhandlungen doch auch der erleuchtende Gedanke hervor, daß der Staat oder die Obrigkeit es nicht verantworten könne, die dem Volk von Gott geschenkten Talente durch Mangel an äußeren Mitteln verkümmern zu lassen; für ihre Ausbildung und Fruchtbarmachung zum Dienst der gemeinen Wohlfahrt Sorge zu tragen, sei Pflicht der weltlichen Gewalt. In der Tat ist der Kulturpolitik des modernen Fürstenstaats in diesen Anstalten eine erstaunlich reiche Ernte gereift. Es ist niemand, der sich in der deutschen Gelehrtengeschichte auch nur ein wenig umgesehen hat, unbekannt, wie groß die Zahl hervorragender und erster Männer ist, die aus diesen „Landesschulen" hervorgegangen sind.

Um die Bedeutung dieser neuen staatlichen Gelehrtenschulen sich noch sichtbarer zu machen, werfe man noch einen Blick auf die katholischen Länder. Hier gingen die Dinge einen andern Gang; die moderne Gelehrtenschule ist hier nicht vom Staat, sondern von einer selbständigen internationalen Körperschaft, der Gesellschaft Jesu, gegründet und bis tief ins 18. Jahrhundert hinein geleitet und verwaltet worden. Der Jesuitenorden versah in allen katholischen Ländern von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich den gelehrten Unterricht mit Professoren aus seiner Mitte; der Jesuitengeneral erließ die Studienordnung, die Provinziale ernannten die Lehrer, führten das Schulregiment und die Schulaufsicht; die weltliche Gewalt stellte wohl Mittel zur Verfügung, hatte sich aber grundsätzlich jedes Einflusses auf Unterricht und Erziehung, auf Lehrerernennung und Schulaufsicht zu begeben; nur unter dieser Bedingung willigte der Orden in die Übernahme der Stiftung. Das Versäumnis, das damals die katholischen Staaten sich haben zuschulden kommen lassen, hängt mehr als einem von ihnen bis auf diesen Tag an; die deutschen Staaten, wie Österreich und Bayern, haben das damals Versäumte im Zeitalter der Aufklärung einigermaßen wieder eingebracht; in Italien und Frankreich muß der Staat noch heute um die Schule, um seine Autorität auch im Gebiet des gelehrten Unterrichts kämpfen. Die katholische Kirche kann ihrer Natur nach keinen „Kulturstaat" im vollen Sinne des Worts, keinen Staat, der die sittlich-geistige Kultur des Volkes als seiner Fürsorge befohlen ansieht, neben sich dulden; Erziehung und Bildung gehören zum Gebiet des Seelenlebens, das der Kirche anvertraut ist. Und auch die Rückständigkeit, die dem gelehrten Unterricht in manchen katholischen

Ländern bis heute anhaftet, hat hier ihren Grund. Hatte auch der Jesuitenorden im 16. Jahrhundert sich in den vollen Besitz der wissenschaftlichen Kultur der Zeit gesetzt, so vermochte er, als in den folgenden Jahrhunderten die neuen Wissenschaften und neue Formen der Philosophie aufkamen, diese nicht freien Sinnes in sich aufzunehmen, sondern hielt sie im ganzen sich fern, als feindliche Mächte sie verfolgend und verachtend. Wovon denn die Folge war, daß der Orden mit seinem gelehrten Unterricht bei den Nationen, die der modernen Kultur und Wissenschaft sich öffneten, in Mißachtung fiel und zuletzt von der „Aufklärung" beiseite getan wurde.

Es kann nicht meine Absicht sein, die Geschichte des Verhältnisses zwischen dem Staat und dem Bildungswesen durch alle Wandlungen im einzelnen zu verfolgen; es wäre dann vor allem auch über die Begründung der staatlichen Volksschule und die Einführung der allgemeinen staatsbürgerlichen Schulpflicht, wie sie im Interesse der allgemeinen Volkskultur seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zuerst von den kleinen mitteldeutschen Fürstentümern, dann auch von den größeren Territorien, zuletzt auch den katholischen, durchgeführt wurde, zu berichten. Nur auf zwei Punkte möchte ich noch hinweisen.

Der erste ist die beständige und wirksame Förderung, welche die moderne Philosophie und Wissenschaft dem Staate während der folgenden Jahrhunderte verdanken. Sie beruhte auf der lebendigen Teilnahme, welche die Fürsten und Staatsmänner, Ausnahmen vorbehalten, dem Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis widmeten. Erst im 19. Jahrhundert hat die Reaktion gegen die französische Revolution nicht bloß bei den Kirchenmännern, sondern auch bei den Fürsten zeitweilig eine Art Vernunftscheu zuwege gebracht, die den Fortschritt der Erkenntnis als eine Bedrohung der Ordnung fürchten ließ. Vor der Revolution dagegen finden wir den Staat und seine Vertreter regelmäßig im Bunde mit der Wissenschaft und Aufklärung; vor allem sind sie bestrebt, den vorwärtsdrängenden Geistern Schutz zu gewähren und Bewegungsfreiheit zu schaffen gegen die rückständigen Mächte in der Kirche und wohl auch in den gelehrten Korporationen selbst, in denen vielfach der Zunftgeist herrschte, ein Geist, der gern in geschlossenen Körperschaften Einkehr hält. Die libertas philosophandi ist in Deutschland den Universitäten gegen den Einspruch der Kirchen und gegen das Widerstreben der Zunftgelehrsamkeit von erleuchteten Fürsten — man denke an Friedrich den Großen, an Joseph II. — gegeben und wohl auch aufgedrängt worden. Es geschah in der Überzeugung, daß jeder Fortschritt der Vernunft und Wissenschaft zugleich eine Steigerung der kulturschaffenden Kräfte, zuletzt auch eine Erhöhung der Machtmittel des Staats herbeiführen müsse. In welchem Maße gegenwärtig der Staat einerseits Mittel für die wissenschaftliche Forschung aufwendet, anderseits der freien Forschung Vertrauen entgegenbringt, bedarf weder der Ausführung noch des Preises.

Der zweite Punkt, auf den ich aufmerksam mache, liegt unsrer Betrachtung noch näher: es ist die Gesinnung, worin am Anfang des 19. Jahrhunderts die gegenwärtig bestehende Verfassung des deutschen Gelehrtenschulwesens begründet worden ist. Friedrich Wilhelm III. hat sie in einem höchst bedeutsamen Augenblick der preußischen und deutschen Geschichte, fast möchte man

sagen: sich über sich selbst erhebend, ausgesprochen. Es war nach der furchtbaren Niederlage, die der preußische Staat mit der Hälfte seiner Länder bezahlt hatte. Von Professoren der dem Staat verlorengegangenen Universität Halle wurde die Gründung einer Ersatzuniversität zu Berlin in Anregung gebracht. Der König sprach lebhaft seine Billigung aus und fügte hinzu, der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren habe. An die Spitze der Universitätsverwaltung stellte er W. v. Humboldt. Der Organisator der Universität Berlin, zugleich ein großer Gelehrter und ein bedeutender Staatsmann, hat auch den Grund zu der noch heute in der Hauptsache bestehenden Verfassung des gesamten gelehrten Unterrichtswesens in Preußen und Deutschland gelegt. Die herrschende Idee war: die höheren Stände, vor allem aber die leitenden Beamtenkreise aller Zweige des öffentlichen Dienstes durch einen eigentlich wissenschaftlichen Unterricht, den die Gelehrtenschule zu beginnen, die Universität zu vollenden habe, zu voller Freiheit und Selbständigkeit des Denkens und Handelns zu erheben. Begnügte man sich in Frankreich mit der Abrichtung für die Prüfungen durch fest vorgeschriebene Kurse, in England mit der Einübung von Fertigkeiten in der Praxis für die Praxis, so sollten in Preußen die „gelehrten Berufe" auf wirkliche, selbständige Erfassung der Wissenschaft gestellt werden, der Geistliche und Lehrer, der Arzt und der Jurist wirkliche Gelehrte in ihrem Fach sein. Es war die Zeit, von der Hegel in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung sagt: der preußische Staat sei es eigentlich, der auf Intelligenz gebaut sei.

Die Neugestaltung hängt mit dem großen Umschwung im geistigen Leben überhaupt zusammen. Die ältere Wissenschaft war dogmatisch; bis ins 18. Jahrhundert erhielt sich dieser Habitus in den protestantischen wie in den katholischen Schulen. Seitdem ist sie kritisch geworden: die Untersuchung von Tatsachen ist an die Stelle der dogmatischen Behauptung oder Bestreitung auf Grund allgemeiner Prinzipien, theologischer oder philosophischer, getreten. Das gilt in gleicher Weise von den historischen wie von den naturwissenschaftlichen Gebieten. Daß die deutschen Universitäten als die ersten seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert mit immer größerer Entschiedenheit sich auf diesen Boden gestellt haben, daß sie auch ihre Studierenden zur Untersuchung von Tatsachen, nicht zur Annahme von Ansichten, zur Unterwerfung unter Behauptungen führen, das hat ihnen das große Übergewicht verschafft, das durch Nachbildung ihrer Formen jetzt von allen Ländern anerkannt wird.

Dasselbe Prinzip wurde von Humboldt auch der Gestaltung der Gelehrtenschule zugrunde gelegt; es ist die Seele der neuen Verfassung, die das höhere Schulwesen zunächst Preußens erhielt. Drei Punkte seien hervorgehoben:

1) Der höhere Lehrerstand soll eine eigentliche, auf volle Selbständigkeit abzielende wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Es ist das die Bedeutung der wichtigen Anordnung einer besonderen Lehramtsprüfung, des examen pro facultate docendi vom Jahre 1810. Bisher war das Lehramt ein Anhang oder eine Vorstufe des geistlichen Amts gewesen; die alte Vorbildung durch den Kursus der philosophischen und der theologischen Fakultät war dogmatisch und enzyklopädisch mehr als eigentlich wissenschaftlich und ebenso auch die

Prüfung. Jetzt wurde der Lehrerstand als selbständiger Berufsstand von dem geistlichen losgelöst; eine eigentlich wissenschaftliche Ausbildung in der rein auf voraussetzungslose Erforschung der Wirklichkeit gerichteten philosophischen Fakultät, vor allem und zumeist in der klassischen Philologie, dargelegt in einer Prüfung vor einer der gleichzeitig errichteten drei „wissenschaftlichen Deputationen", sollte hinfort die Unterlage für das Gymnasiallehramt bilden.

2) Auch schon der Schüler des Gymnasiums soll wissenschaftlichen Unterricht in elementarer Form empfangen; er soll nicht bloß fertige Kenntnisse passiv und gedächtnismäßig aufnehmen, sondern durch freie Selbsttätigkeit Wissen hervorbringen lernen. Das allein gibt Bildung im wahren Sinne des Worts, Kultur der geistigen Kräfte. Ich erinnere an die gleichzeitigen Reformbestrebungen im Gebiet des Volksschulunterrichts, die von Pestalozzi ausgingen und bei den damaligen Leitern des Unterrichtswesens in Preußen so ernstlichem Verwirklichungswillen begegneten; sie sind aus derselben Anschauung geboren: Selbsttätigkeit allein schafft Bildung, die den Namen verdient, nicht bloß gedächtnismäßiges Lernen. Auf den Gymnasien wurde vor allem der Unterricht in den alten Sprachen, die Schullektüre der Klassiker aus diesem Gesichtspunkt neugestaltet. Bisher war das Aufgeben und Abhören, das Vorübersetzen und „Repoſizieren", wie der technische Ausdruck lautet, in Übung gewesen. Jetzt wird dem Schüler die Aufgabe gestellt, sich zu Hause zu „präparieren", d. h. mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, Lexikon, Grammatik und allerlei Hilfe bietenden Ausgaben den Sinn zu ermitteln. Er wird also vor dieselbe Aufgabe gestellt, die dem Philologen in größerem Stil gesetzt ist; er hat selbsttätig wissenschaftliche Arbeit in elementarer Form zu leisten. In noch freierer und höherer Form geschieht dies in der „Privatlektüre", auf die großes Gewicht gelegt wurde; der Schüler wählt sich hier auch die Aufgaben selbständig. Als der höchste Erfolg dieser neuen Methode wurden größere, frei gewählte schriftliche Arbeiten geschätzt und gefördert, die, den Dissertationen vergleichbar, aus der Privatlektüre hervorgingen.

3) Die Durchführung der Abiturientenprüfung. Während früher eine Aufnahmeprüfung an der Universität stattgefunden hatte, wurde in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts die zuerst in Preußen (1788) angeordnete Abschlußprüfung an der Schule durchgeführt. Von den Lehrern abgenommen, wurde sie zum Schlußakt des Unterrichts und kam so in organischen Zusammenhang mit diesem: nicht ad hoc eingepaukte Kenntnisse, sondern der Gesamtertrag der ganzen bisherigen Arbeit für die geistig-persönliche Bildung bestimmt den Ausfall oder sollte es doch tun. Wie die Sache wirkt, dessen wird man inne, wenn man mit unsrer Prüfung die Bakkalaureatsprüfung in Frankreich vergleicht: sie wird abgenommen von einer Kommission von Universitätsgelehrten, die den Examinanden nicht kennen, sondern nur die schriftlichen und mündlichen Antworten in einer eiligen Prüfung — die Kommissionen sind meist sehr überlastet — zur Unterlage des Urteils haben. Die Folge ist, daß nicht die Person, nicht die ganze Entwicklung, nicht die Energie und Fähigkeit zu wissenschaftlicher Arbeit, sondern die Sicherheit und Gewandtheit, um nicht zu sagen, die Fixigkeit in der Vorzeigung präsenter Kenntnisse in erster Linie

das Urteil bestimmen. Für eine solche Prüfung ist ein geschickt berechnetes Einpauken natürlich die geeignetste Vorbereitung; daher man in Frankreich bei den Prüfungen (sie sind öffentlich) häufig eine Anzahl von Privatlehrern, die berufsmäßig darauf vorbereiten, die Fragen notieren sieht, was denn übrigens doch nicht hindert, daß die Zahl derer, die das Examen bestehen, regelmäßig weit unter der Hälfte der Bewerber bleibt. Dagegen wirkt das deutsche System, und das wird von der Schulbehörde beständig betont, dahin, der ruhigen und rechtschaffen in die Sache sich vertiefenden Arbeit den Vorzug zu geben, und das um so mehr, je mehr die Prüfung als eine rein interne Schulangelegenheit behandelt wird, je weniger sie den Charakter einer Staatsprüfung hat[1]).

Das ist die Idee der deutschen Gelehrtenschule, wie sie W. v. Humboldt und den Genossen des Werkes vorschwebte, wie sie den Unterrichtsbetrieb in der Zeit der neuerwachten Liebe zum klassischen Altertum tatsächlich beherrscht hat. Als Aufgabe galt: die führenden Berufsstände zu selbständigem geistigem Leben, vor allem zu selbsttätiger Erfassung wissenschaftlicher Erkenntnis vorbereitend anzuleiten. In vollem Sinne kann dies Ziel erst auf der Universität erreicht werden, wo die Anführung zu selbständiger Teilnahme an der Arbeit der Wissenschaft immer mehr in den Mittelpunkt tritt. Aber schon auf der Gelehrtenschule ist hierfür der Grund zu legen, sind die produktiven Kräfte des Geistes hervorzulocken und zu entwickeln.

Der Folgezeit ist das Festhalten an diesem hohen Ziel erschwert worden, vor allem durch zwei Umstände. Der eine ist das massenhafte Hineindringen neuer, zum Teil auch ungeeigneter Elemente in die Gelehrtenschule. Von den in Aussicht stehenden Berechtigungen, besonders dem in sozialer Absicht, für die Klassierung der Bevölkerung so wichtig gewordenen Einjährigenrecht angelockt, füllen sie die mittleren und unteren Klassen, den Unterricht und die ganze Anstalt herabdrückend. Die Errichtung einer höheren Bürgerschule als besonderer Schulform war über dem Glauben an die Allgenugsamkeit des Unterrichts in den alten Sprachen, und sei es auch nur eines ersten und ganz elementaren, versäumt worden. Sodann das eben damit wieder zusammenhangende Hineindringen immer neuer Lehrfächer oder die Steigerung der An-

---

[1]) Über die französischen Schulverhältnisse gibt ein Buch von O. Mey, Frankreichs Schulen (Leipzig, Teubner. 1901) eine gute Orientierung. Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Gestaltung der Baccalaureatsprüfung ist übrigens bei den Einsichtigen in Frankreich allgemein, vor allem wird seine „entnervende und desorganisierende Einwirkung auf die Studien" beklagt: „Das Baccalaureat ist in Wirklichkeit in weitem Umfang der Regulator der Lehrpläne und Studienordnungen; der Sache nach sollten der Unterricht und die Studien unabhängig gemacht und Herren im eigenen Hause werden; ja noch mehr, sollten der innere Beruf und die freie Arbeit jedes Schülers die Regulatoren der Prüfungsordnung sein" (E. Boutmy, Le baccalauréat et l'enseignement secondaire, p. 8, 49). Es wäre eine Selbsttäuschung, wenn wir sagen wollten: so ist es bei uns; doch darf man sagen: das deutsche Prüfungssystem ist solchem Verhältnis günstiger als das französische und englische. — Eine knappe, aber vortrefflich orientierende Darstellung des höheren Schulwesens in England gibt Karl Breul in dem zweiten Band des von A. Baumeister herausgegebenen Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.

forderungen in den alten Nebenfächern. Hatte zur Zeit der Herrschaft des Neuhumanismus nur eines als wesentlich gegolten: mit eigener Arbeit sich in der Welt des Altertums festsetzen, so begannen allmählich, unter dem Einfluß der Idee einer „allgemeinen Bildung", wie sie von der Hegelschen Philosophie begünstigt wurde, unter dem Druck der Forderung, auch den Massen der aus den Mittelklassen abgehenden Schülern etwas ihnen Brauchbares mitzugeben, die modernen Sprachen und Wissenschaften breiteren Raum zu gewinnen. Und in demselben Sinne wirkte es, daß immer mehr spezialwissenschaftlich gebildete Fachlehrer in die Schule eintraten und die Behandlung ihres Fachs als eines bloßen Nebenfachs unerträglich fanden. Die Folge von alledem war, daß das Pensenarbeiten und Lernen das eigene selbständige Arbeiten erschwerte und zurückdrängte und zugleich das Gefühl der „Überbürdung" erzeugte. Mit Recht ist gesagt worden: die Überbürdung kommt nicht von den Hauptfächern, sondern von den Nebenfächern.

Endlich kommt im letzten Menschenalter auch die Wandlung in den allgemeinen Lebensverhältnissen und Anschauungen als störender Faktor in Betracht: die tausendfältig ablenkende und zerstreuende Einwirkung großstädtischen Lebens, die Abwendung des Zeitgeistes von den Gütern, die keinen Kurswert haben, die Hinwendung auf das „Reelle", auf Macht, Reichtum, Stellung und Ehre. So verständlich und in gewissem Sinne notwendig diese Wendung sein mag, so kann sie nicht umhin, bei Lehrern und Schülern der ruhigen Vertiefung in die Welt des Geistes, eine Welt, die nichts verspricht, nichts als Bereicherung des inneren Lebens, entgegenzuwirken.

Dennoch gilt auch heute noch: die leitende Idee unsrer deutschen Gelehrtenschule ist und bleibt, daß Lehrer, die in einem Fach selbständige und vielleicht auch produktive Gelehrte sind, ihre Schüler zu wissenschaftlicher Arbeit in elementarer Form anleiten, in ihnen den Trieb zu eigener Beobachtung und Sammlung, Untersuchung und Prüfung, den Forschertrieb und den Wahrheitssinn entwickeln. Niemand hat diesen Gedanken öfter und kräftiger ausgesprochen als der verehrte Vertreter der alten Schule der deutschen Gymnasialpädagogik, Oskar Jäger. Die Aufgabe des Gymnasiums, so wird der Hasser der Pädagogik der großen Worte nicht müde uns einzuschärfen, ist von der untersten Klasse an bis zur obersten keine andre als die: durch Anleitung zu selbständiger Erarbeitung von Erkenntnis den Sinn und die Fähigkeit für Wissenschaft in den Knaben entwickeln. Der Umkreis der Gegenstände, die in der höheren Schule Aufnahme und Heimatsrecht gefunden haben, hat sich im letzten Jahrhundert sehr erweitert; die moderne Welt ist neben die antike getreten; Mathematik und Naturwissenschaft haben auch in der Schule ihren Platz neben den Geisteswissenschaften errungen. Die Fülle der Unterrichtsfächer hat endlich den Rahmen der Einheitsschule gesprengt; neue Schulformen haben sich von der alten Gelehrtenschule abgezweigt und schließlich auch die offizielle und formelle Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit erkämpft. Die tatsächliche Gleichwertigkeit zu erringen wird es für sie nur einen Weg geben: daß sie mit ihren Mitteln dasselbe leisten, was die alte Gelehrtenschule geleistet hat: ihre Schüler dahin zu führen, daß sie auf irgendeinem Gebiet

wissenschaftlicher Erkenntnis selbständig zu arbeiten vermögen. Vielleicht sind sie von diesem Ziel noch weiter entfernt, als manche denken; vielleicht verhalten sich auch ihre Unterrichtsfächer spröder gegen die Aufgabe als die alten Sprachen, obwohl selbständiges Arbeiten auch schon des Schülers auf dem Gebiet der modernen Sprachen und Literatur oder auf dem der Mathematik und Naturwissenschaften an sich so gut möglich ist als auf dem Boden des Altertums; und auch die Form wird keine andre sein: Tatsachen sammeln, ordnen, prüfen, begreifen, das ist die überall gleiche Grundform des wissenschaftlichen Denkens. Es wird aber hier noch vielfach weiterer Ausbildung der Unterrichtsmethode bedürfen, worin uns denn, namentlich im Gebiet des naturwissenschaftlichen Unterrichts, Amerikaner und Engländer vorausgeeilt zu sein scheinen: die Anleitung der Schüler zu relativ selbständiger Untersuchung im Laboratorium spielt hier eine viel größere Rolle als in unsren Schulen.

Übrigens möchte ich noch das bemerken, daß die Gleichstellung der neuen Formen der Gelehrtenschule grade unter dem hier in Rede stehenden Gesichtspunkt durchgeführt worden ist. Als die Vertreter des klassischen Gymnasiums die Einsicht gewannen, daß diese Anstalt infolge der Alleinberechtigung genötigt werde, immer mehr Gewicht auf die „Nebenfächer" zu legen, und damit immer mehr in Gefahr komme, den „wissenschaftlichen" Charakter einzubüßen und zu einer bloßen Lernanstalt herabzusinken, da gaben sie unter der Führung von Oskar Jäger die lange verweigerte Zustimmung zu der Gleichstellung der neuen Schulformen. Das Gymnasialprinzip zu retten, ist das Gymnasialmonopol aufgegeben worden.

So stellt sich das Wesen unsrer höheren Schule in geschichtlicher Beleuchtung dar. Dasselbe zeigt sich, wenn wir sie mit den gleichstehenden Anstalten der Nachbarvölker vergleichen. Bei aller Gleichartigkeit der Bildungsmittel und Ziele, die ja mit der geschichtlichen Einheit der abendländischen Kultur gegeben ist, tritt doch eine bemerkenswerte Verschiedenheit in der Accentuierung hervor. Fällt in Deutschland der Hauptaccent auf die wissenschaftliche Ausbildung, so liegt er in Frankreich auf der literarisch-rhetorischen, in England auf der Ausbildung der Willensseite. Die Bildungsideale zeigen ausgeprägt nationalen Zuschnitt. Das englische Bildungsideal — so kann man mit der für die Verdeutlichung erlaubten Einseitigkeit sagen — ist dargestellt in dem selbständigen, kraftvollen, entschlossenen Mann, der durch Selbstbeherrschung und disziplinierte Willensenergie zur Führung im Kreise der Genossen, zur Beherrschung der Erde sich tüchtig gemacht hat und berufen fühlt. Das französische Ideal ist der vollkommene Redner oder Schriftsteller, der durch lebendige, klare, formvollendete Darlegung seiner Ideen und Gedanken die Hörer oder Leser fesselt und mit sich fortreißt. Das deutsche Bildungsideal ist der selbständige Denker und Forscher, der, unbekümmert um die Welt und ihr Urteil, allein in die Sache vertieft, der Wahrheit nachgräbt, ohne erst zu fragen, wozu sie nützt oder gut ist. Stellen wir neben das Ideal die Karikatur, so haben wir in Deutschland den pedantischen Gelehrten, den Bücherwurm, den doctor umbraticus, der über ebenso mühvollen als nichtsnutzigen gelehrten Untersuchungen oder auch über einer verbohrten Schrulle die Welt draußen

überhaupt vergißt und, wenn er hinein gestellt wird, eine lächerliche oder klägliche Figur spielt; in Frankreich den rhetorischen Virtuosen, der mit eleganter Scheinbildung den Salon bezaubert oder mit leerer Phrasenberedsamkeit in der Volksversammlung, im Gerichtssaal oder im Parlament berauschende, aber von bitterer Nachwirkung begleitete Erfolge erringt; in England den gegen ideelle Werte gleichgültigen, rohen Utilitarier, den robusten Draufgänger, der auf Geld und Macht ausgeht, ohne von des Gedankens Bläße oder schwächlichen Gewissensbedenken angekränkelt zu werden.

Man kann nun sagen: in dem Maße, als sich die drei Völker nähergerückt sind und sich selbst im Spiegel fremden Wesens zu betrachten gelernt haben, in dem Maße sind sie wie ihres Wesens so auch der darin begründeten Fehler und Schwächen mehr und mehr innegeworden und suchen sie zu korrigieren. Die Engländer sind ernstlich bemüht, lange Versäumnis im Gebiet der intellektuellen und wissenschaftlichen Ausbildung nachzuholen; sichtbarer vielleicht als im Mutterlande tritt das in den Vereinigten Staaten hervor, wo vor allem die führenden Universitäten sich nach deutschem Vorbild gestaltet haben und auch auf die Vorbereitungsschulen fortschreitend Einfluß gewinnen[1]). Ebenso begegnen wir bei den Franzosen energischen Bemühungen, die Fehler ihres Systems durch Aufnahme englischer und deutscher Elemente zu kompensieren. Und dasselbe gilt auch von Deutschland; kein Zweifel, daß wir im letzten Menschenalter in Anlehnung an das englisch-amerikanische Vorbild der Ausbildung des leiblichen Systems und der Entwicklung der Willenskräfte viel mehr Aufmerksamkeit widmen, als es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschah, andrerseits aber auch auf die Ausbildung des literarischen und rhetorischen Talents in der Gedankenmitteilung einen Wert zu legen gelernt haben, wie wir sie früher als angeborenen Vorzug der Franzosen, halb bewundernd, halb mitleidig, ansahen.

Also, die Völker haben begonnen, das zu tun, wozu sie füreinander geschaffen sind: voneinander zu lernen. Dabei wird aber gelten: die Nacheiferung in allem Guten und Tüchtigen darf nicht zur blinden Nachahmung, darf nicht zum Selbstverlust werden. Die Kraft jedes Volkes beruht zuletzt doch darauf, daß es seine Eigenart, seine spezifische Begabung vor allem pflegt und nach Möglichkeit zur Vollendung führt. Und da kann denn kein Zweifel sein, daß bei dem deutschen Volk auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit ein stärkerer Nachdruck liegt als bei irgendeinem andern Volk der Erde. Wie die deutsche Nation, unter der Führung ihrer Literatur und ihrer Universitäten, eher auf geistigem Gebiet ihre Einheit und ein einheitliches Selbstbewußtsein erlangt hat als auf politischem, so wird auch heute noch ihr Rang unter den Völkern nicht am wenigsten durch ihre überragende Stellung in der wissenschaftlichen Arbeit bestimmt. Und auch das bleibt eine bedeutsame und nachwirkende Tatsache, daß die Schöpfer des modernen deutschen Geisteslebens, die Religions-

[1]) Eine umfassende und sehr lehrreiche Darstellung des gesamten Unterrichtswesens in den Vereinigten Staaten gibt das von Nicholas Murray Butler (President of Columbia University New York) herausgegebene Wert „Monographs on Education in the United States". 2 voll. Albany 1900.

bildner und Dichter eingeschlossen, zugleich Gelehrte und wissenschaftliche Forscher waren; man denke an Luther und Melanchthon, an Lessing und Goethe, an Kant und Herder. Es liegt auf der Hand, daß in einem solchen Lande der Hauptaccent in der Bildung der leitenden Stände auf der Erziehung zu wissenschaftlichem Denken liegen muß. Forschende Wahrheitssucher zu bilden oder die Bildung solcher grundlegend vorzubereiten, das wird stets die größte Aufgabe wie der deutschen Universität so auch der deutschen Gelehrtenschule bleiben.

Diese Idee als das Palladium der Schule und des Berufsstandes festzuhalten, können deutsche Gymnasiallehrer nicht zu oft sich selber mahnen. Von den Staaten wird gesagt, daß sie durch dieselben Mittel erhalten werden, durch die sie gegründet sind. Es gilt auch von den Schulen: ihr Gedeihen hängt daran, daß sie an dem Prinzip, worauf sie gegründet sind, festhalten und es immer vollkommener verwirklichen. Für die deutsche Gelehrtenschule bedeutet das: festhalten und immer vollkommener durchführen die Erziehung der Schüler zu selbständiger Denkarbeit. Nicht um ein bloßes Abrichten für einen nächsten Zweck, nicht um ein Einpauken von Kenntnissen für ein Examen, sondern darum handelt es sich, daß der Schüler auf irgend einem Felde arbeiten, selbst sehen, untersuchen, sich Fragen stellen und beantworten lernt. Es ist fast einerlei, auf welchem Gebiet das geschieht, ob er sprachliche Formen oder historische Tatsachen sammelt und „zusammensieht," oder ob er seine Liebe der Mathematik zuwendet oder einem Zweige der Naturwissenschaften, selbst sammelnd, experimentierend, untersuchend; nur das ist wesentlich, daß er etwas mit Liebe treibe, daß er irgendwo in sich etwas vom Forschergeist sich regen spüre. Ist dies Gefühl in ihm einmal lebendig geworden, hat es auch nur einmal mit leisem Anklang sich geregt, daß auch er berufen und fähig sei, neue Gedanken zu denken und neue Wahrheiten zu finden, so ist das vornehmste Ziel erreicht.

Gewiß wollen wir nicht gering achten, was andre Völker an Vorzügen vor uns voraushaben: die robuste Kraft, die durch Spiel und Sport, die Willensdisziplin, die durch selfgovernment schon in der Schule gewonnen wird, oder die Sicherheit und Virtuosität in der geistigen Selbstdarstellung und Mitteilung; wir wollen auch ferner von ihnen lernen und uns aneignen, was mit unsrer Art verträglich ist. Aber unsre Eigenart wollen wir dabei festhalten und pflegen: in der Wissenschaft, in dem kühnen Vordringen auf neuen Wegen des Gedankens wie in der gewissenhaften und geduldigen Erforschung der Tatsachen Deutschland immer voran!

Ein paar Zeugnisse von Ausländern mögen den Beschluß machen. Seit den Tagen, wo M. Arnold sein bekanntes Buch schrieb: „German higher schools and universities" (1874), ist von englischen Beobachtern immer wieder die Stärke des deutschen Systems in seinem wissenschaftlichen Geist gefunden worden. So jüngst von M. E. Sadler, dem einflußreichen Berater der Regierung und des Parlaments. In einer an Tatsachen und Gedanken reichen Abhandlung über „Die Unruhe im höheren Unterrichtswesen in Deutschland und anderwärts" (abgedruckt in einer dem englischen Parlament von dem

Board of Education erstatteten Sammlung von Berichten, Vol. IX, Education in Germany) heißt es:

Die Stärke des deutschen Bildungswesens liegt in seiner großen Überlieferung selbstloser Hingebung an die Wissenschaft, in der aufopfernden Arbeit der Lehrer, in den Bildungsinteressen, die einen so großen Teil deutscher Familien auszeichnen, in dem starken persönlichen Interesse, das deutsche Eltern an den intellektuellen Fortschritten ihrer Söhne zu nehmen pflegen, in dem „einfach leben und hoch denken", die in einem so großen Teil der deutschen Nation Achtung vor der Gelehrsamkeit und Bereitwilligkeit zu persönlichen Opfern für ideelle Ziele großgezogen haben, in der „inneren Freiheit der Seele und der tiefen Harmonie aller Fähigkeiten", die unter den besten Deutschen so oft beobachtet ist, und in der Befähigung, mühevolle Arbeit auf sich zu nehmen, die (ob angeboren oder Ergebnis altüberlieferter Schuldisziplin) für so viele deutsche Geister charakteristisch ist (S. 55).

Und ausdrücklich betont Mr. Sadler, daß dieser Geist der Hingebung an die Forschung ohne Rücksicht auf den praktischen Nutzen, welcher die belebende Seele der deutschen Universitäten gewesen sei, sein Werk nicht hätte tun können, wenn nicht die deutsche Gelehrtenschule ihnen unablässig wohlvorbereitete und freigebildete Studenten geschickt hätte (S. 42). „To make boys think", das sei die Seele des deutschen Gymnasialunterrichts. Nicht um uns damit zu berühmen, setze ich diese Äußerungen her, sondern um uns von einem unbefangenen Beobachter die Idee unsres Wesens vorhalten zu lassen, uns daran, vielleicht mit einiger Beschämung, zu messen und danach zu strecken.

Bemerkenswert ist auch ein kürzlich erschienenes Buch von einem ausgezeichneten Oxforder Gelehrten, dem Archäologen Percy Gardner: „Oxford at the cross roads" (1903). Er stellt den englischen Schulen und Universitäten die deutschen und die amerikanischen gegenüber: während hier der wissenschaftliche Geist herrschend sei, Erweiterung der Erkenntnis der Hauptzweck, dem alles andre diene, herrsche in Oxford und auf den englischen public schools ein völlig andres Klima: das „athletische Ideal" sei hier immer mehr im Vordringen, das intellektuelle Interesse, an sich bei dem Engländer nicht überwiegend, finde in dem herrschenden öffentlichen Geist keinerlei Ermutigung; die einzige Sorge in dieser Hinsicht sei das Passieren der Prüfungen.

Ich gebe noch einem Franzosen das Wort, G. Lanson, von der Universität Paris. Er bezeichnet den Unterschied der deutschen gegenüber der französischen Unterrichtsmethode so: bei den Deutschen herrscht

bis in das Studium des Griechischen und Lateinischen hinein die wissenschaftliche Form; der geistige Habitus, den man bildet, ist geduldige und strenge Genauigkeit in der Sammlung und Ordnung der Tatsachen. Wir (Franzosen) haben in Wahrheit das Monopol des literarischen Geistes in der Erziehung: die Idee, die Jugend auf das gewagte Spiel des subjektiven Geschmacks, der Logik der Einbildung und der glänzenden Rhetorik zuzurichten, ist uns allein eigen, es sei denn, daß wir sie mit den Spaniern teilen. (G. Lanson, L'université et la société moderne, p. 4.)

Man vergleiche auch F. Lot, „L'enseignement en France ce qu'il est, ce qu'il devrait être."

II.

Aus diesem so bestimmten geschichtlichen Wesen der deutschen Gelehrtenschule ergeben sich nun Folgerungen für die Stellung des Lehrers, die ich noch kurz entwickle. Sie ist durch die Doppelbeziehung der Schule selbst zum Staat und zur Wissenschaft bestimmt: der deutsche Gymnasiallehrer ist einerseits Staatsbeamter; er steht im unmittelbaren oder mittelbaren Dienst des Staates. Andrerseits ist er Gelehrter; er steht als ihr Träger und Verbreiter im Dienst der wissenschaftlichen Kultur. Dazu kommt noch ein Drittes, nicht das Geringste: er ist auch Erzieher. Die beiden ersten Stücke hat er mit dem Universitätslehrer gemein, der auch beides ist: Staatsbeamter und Gelehrter oder Träger und Verbreiter der wissenschaftlichen Kultur. Dagegen fehlt diesem das Dritte: der Universitätslehrer ist in Deutschland nicht Erzieher; dafür tritt hier die wissenschaftliche Forschung in den Vordergrund.

Das Eigentümliche der deutschen Verhältnisse wird auch hier sichtbarer, wenn wir das Ausland zum Vergleich heranziehen.

In England ist der Lehrer an den höheren Schulen weder Beamter noch Gelehrter; nicht Beamter: das höhere Schulwesen in England beruht bekanntlich zu einem kleinen Teil auf alten Stiftungen, zum weitaus größeren auf Privatunternehmung, sei es von Gesellschaften oder von gewinnsuchenden Unternehmern. Der Lehrer ist dann nichts als Angestellter des Unternehmers, oft in drückendster Abhängigkeit und jederzeit nach Willkür entlaßbar. Und er ist nicht Gelehrter, d. h. von Standes wegen; es gibt ohne Zweifel unter den Lehrern der großen public schools hervorragend tüchtige und wissenschaftlich gebildete Männer; aber da es überhaupt keine öffentliche Regelung der Vorbildung gibt, so finden sich daneben an den zahlreichen kleinen Privatschulen auch Lehrer, die sich durch nichts als ihre Wohlfeilheit empfehlen. Und auch jene Männer mit einer wirklichen Gelehrtenbildung fühlen und betätigen sich doch nicht als Gelehrte: die englischen Lehrer sind vor allem und zuerst Erzieher, in welcher Eigenschaft die besten in der Tat Hervorragendes leisten.

In Frankreich, dem Lande der straffsten Staatsorganisation, ist auch der Lehrer Staatsbeamter, und zwar im strengsten Sinn, wenigstens der Teil, der dem staatlichen Schulwesen angehört, der von Napoleon I. gegründeten université de France, aber er ist nicht Gelehrter. Die Meinung der kaiserlichen Gründung war: einen nach Art des Offizierkorps militärisch organisierten, einheitlichen Lehrkörper zu schaffen, der die Jugend mit richtiger politischer Gesinnung erfülle und brauchbare Kräfte für den Staatsdienst heranbilde. Eine selbständige Stellung in der wissenschaftlichen Welt schien hierfür weder erforderlich noch dienlich; und so wurde auch die Vorbildung der Lehrer nicht auf ein selbständiges wissenschaftliches Studium, sondern auf die Absolvierung vorschriftsmäßiger Kurse und Prüfungen an den für diesen Zweck errichteten Staatsschulen, den facultés des lettres und des sciences, gestellt. Die dritte Republik hat sehr ernstliche Anstrengungen gemacht, die wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer zu heben, indem sie vor allem die Fakultäten auf eine höhere Stufe zu erheben und nach Art der deutschen Universitäten zu organisieren unternahm. Diese Bemühungen sind auch nicht erfolglos ge-

wesen, aber aus alten und tiefeingefahrenen Geleisen ist schwer herauszukommen. Die Klage will nicht verstummen, daß der Beamte den Lehrer und Gelehrten erdrücke, daß der Lehrer an den Lyzeen, wie ich einmal in der vortrefflich unterrichteten und unterrichtenden „Revue internationale de l'Enseignement supérieur" las, nichts sei als ein klassierter und etikettierter Funktionär, dem keinerlei Selbständigkeit gelassen sei: Lehrplan und Methode, Autoren und Exerzitien, nichts der eigenen Einsicht überlassen, alles vorgeschrieben und kontrolliert. Und ebenso schwer ist es, lange Versäumtes nachzuholen; es wäre leicht eine Fülle von Zeugnissen französischen Ursprunges dafür beizubringen, daß der höhere Lehrerstand Frankreichs in der gelehrten Welt nicht die Stellung einnimmt wie der deutsche, und daß darum seine Gesamtstellung hinter der des deutschen Gymnasiallehrerstandes zurückbleibt [1]). Gehen auch aus der école normale Lehrer mit ausgezeichneter wissenschaftlicher Ausbildung hervor, so finden daneben, vor allem an den kleinen collèges und den Unternehmungen des enseignement libre, auch zahlreiche mehr oder minder dürftige Existenzen Verwendung, die nichts als ein irgendwo erworbenes certificat d'aptitude mitbringen. Es fehlt die Gleichartigkeit der akademischen Vorbildung, die dem deutschen Oberlehrerstande sein Gepräge gibt.

In Deutschland also teilt der Lehrer der höheren Schule mit dem Universitätslehrer den Doppelcharakter, daß er Staatsbeamter und zugleich Gelehrter ist. Und zwar darf man sagen, daß der Nachdruck auf dem zweiten Stück liegt. Die Stellung und das Ansehen des Standes ist bei uns dadurch bestimmt, daß er nicht bloß im Staatsdienst einen bestimmten Rang einnimmt, sondern auch in der gelehrten Welt seinen Platz behauptet.

Dieser eigentümliche Charakter des deutschen Gymnasiallehrerstandes tritt an allen Punkten zutage. Ich erinnere an die folgenden.

Zuerst in der Vorbildung: sie ist durchaus Gelehrtenbildung. Der Gymnasiallehrer empfängt auf der Universität eine Ausbildung, als ob er zum eigentlichen Gelehrten bestimmt sei. Die Vorlesungen und Seminarübungen nehmen grundsätzlich keine Rücksicht darauf, daß die Mehrzahl der Hörer Lehrer an höheren Schulen zu werden bestimmt ist; sie verfahren, als ob ihre Bestimmung wäre, die wissenschaftliche Forschung aufzunehmen und weiterzuführen. Das gilt vor allem von den Seminaren; ihr Ziel ist die Einführung in die Arbeit der Wissenschaft, sei es im Gebiet der Natur- oder der Geisteswissenschaften. Ebenso hat auch die Lehrerprüfung einen wissenschaftlichen Charakter; die schriftlichen Arbeiten, zu Hause mit allen literarischen Hilfsmitteln angefertigt, sollen die selbständige Lösung wissenschaftlicher Aufgaben darstellen, ähnlich wie die akademischen Dissertationen, nicht, wie Klausurarbeiten, bloß Antworten auf vorgelegte Fragen geben.

Verläßt so der künftige Gymnasiallehrer die Universität mit dem Gefühl, dem Gelehrtenstande anzugehören, vielleicht auch mit dem Bedauern darüber, nicht an der Universität selbst seinen dauernden Wirkungskreis haben zu können —

[1]) Einiges der Art findet der Leser in meiner Abhandlung „Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt". Braunschweig 1902.

es wird unter den Tüchtigen und Kräftigen wenige geben, die nicht einmal den Traum von einer akademischen Laufbahn geträumt haben —, so bleibt dies Bewußtsein auch, wenn er nun in die Schullaufbahn eintritt, in ihm lebendig. Es wird wieder unter den tüchtigsten Gliedern des Standes nicht viele geben, die es nicht als ihr Recht und ihre Pflicht, eine Ehrenpflicht empfinden, an der Arbeit der Wissenschaft auch ferner aktiv und produktiv teilzunehmen. Und ein großer Teil setzt dies durch, oft unter drückenden Verhältnissen, mit Aufbietung größter Willensenergie, nicht selten auch auf Kosten der Gesundheit und des Gleichgewichts der Kräfte. Man braucht nur in die deutschen Zeitschriften aller Wissenschaftszweige einen Blick zu tun, um von dem außerordentlichen Umfang, in dem sich der Gymnasiallehrerstand an der wissenschaftlichen Arbeit beteiligt, eine Vorstellung zu gewinnen. Und auch an der Bücherproduktion ist sein Anteil, auch abgesehen von den Lehrbüchern, recht erheblich. Übrigens ist die Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten den Lehrern beinahe auch als ein Teil der Berufspflicht auferlegt, nämlich in den Beilagen zu den Gymnasialprogrammen. Es stellt sich in ihnen der Gymnasiallehrerstand gleichsam offiziell sich selber und der gelehrten Welt als Gelehrtenstand dar; und ich möchte das nicht gering schätzen: das Lehrerkollegium einer Gelehrtenschule gleichsam eine Akademie im kleinen, in der alle Zweige wissenschaftlicher Erkenntnis durch Männer, die tätig an ihr arbeiten, vertreten sind. Übrigens kommt ja auch der Übergang vom Gymnasium an die Universität und in die Akademie bis auf diesen Tag nicht selten vor. So ist kein Zweifel, daß ein bedeutendes Stück der wissenschaftlichen Arbeit, wodurch das deutsche Volk gegenwärtig eine so hervorragende Stellung in dem Gesamtleben der zivilisierten Welt einnimmt, von Gymnasiallehrern im Nebenamt geleistet wird.

Durch diesen Charakter des Lehrerstandes erhält nun auch die Schule ihren Charakter; sie ist, wie wir mit altem und sich forterhaltendem Namen sagen, Gelehrtenschule, eine Schule, die künftige Gelehrte vorbereitet. Das tritt auf der Oberstufe entscheidend hervor; der Gymnasialunterricht nimmt hier den Charakter eines propädeutisch-wissenschaftlichen Unterrichts an. Wir brauchen den Ausdruck bloß für die „philosophische Propädeutik", die nicht gelehrt wird oder, so darf man wohl sagen, einstweilen noch nicht wieder gelehrt wird. Tatsächlich gegeben wird dagegen ein propädeutischer Kursus in der Philologie; ich meine das nicht als Vorwurf, wie er wohl gegen das Gymnasium erhoben worden ist: es sei eine Philologenschule; sondern als ein Lob: es wird auch heute noch, wenn auch nicht mehr wie früher, Anleitung zu elementarer wissenschaftlicher Arbeit im Gebiet der alten Sprachen und der alten Geschichte gegeben. Und so wird auf den Realanstalten ein propädeutischer Kursus in der Mathematik und den Naturwissenschaften gegeben, mit Anleitung, wenigstens da und dort, wissenschaftlich zu arbeiten.

Einen solchen Unterricht können nur Lehrer geben, die selbst in der wissenschaftlichen Arbeit drin stehen. Und darum ist es nicht unwichtig, daß wenigstens der eine und andre unter ihnen Proben davon auch der Öffentlichkeit vorlegt; es wird dadurch die wissenschaftliche Atmosphäre geschaffen, die mit ihren

unsichtbaren Wirkungen das Ganze durchdringt und mit unmerklichem Anhauch auch die Schüler umgibt. Natürlich, es ist nicht jedem möglich, wissenschaftliche Arbeiten zu schaffen und drucken zu lassen; es ist auch nicht einmal zu wünschen. Die Schule bedarf auch solcher Lehrer, die ganz und mit Einsetzung aller Kräfte der Jugend dienen; es sind durchaus nicht minderwertige, auch nicht wissenschaftlich inferiore Elemente, die, verzichtend auf literarische Tätigkeit, mit sokratischer Liebe geistiges Leben in den Seelen empfänglicher Knaben und Jünglinge zu zeugen für ihre ganze Arbeit ansehen. Aber ebenso bleibt es wichtig, daß der Gymnasiallehrerstand auch durch tüchtige wissenschaftliche Leistungen in der gelehrten Welt jederzeit vertreten ist, auch um der Schule willen, um der wissenschaftlichen Atmosphäre willen. Von einem hervorragenden Gelehrten ist noch kürzlich ausgesprochen worden, wie viel er in dieser Hinsicht der Schulpforta verdanke.

Das ist die eine Seite: der deutsche Gymnasiallehrer ist Gelehrter. Die andre: er ist Beamter und zwar dem Wesen nach Staatsbeamter. Der Stand erfreut sich damit der Rechtssicherheit, der Unabhängigkeit, des Ansehens, die in Deutschland diese Stellung verleiht. Und er wird durchaus nicht geneigt sein, diese Dinge gering einzuschätzen; die Abhängigkeit von Vorgesetzten, die mit der Natur des Amts gegeben ist, ist im allgemeinen gewiß erträglicher als die Abhängigkeit von einem Privatunternehmer oder von Gemeindepotentaten und Publikum. Anderseits darf der Stand sich das Zeugnis geben, daß er dem Staat den Dank für die Stellung, die er in ihm einnimmt, nicht schuldig geblieben ist. An nationaler Gesinnung und an Sicherheit des Staatsbewußtseins, des Bewußtseins dessen, was unser Volk dem Staat und seinen politischen Führern verdankt, wird der höhere Lehrerstand von keinem Berufsstande übertroffen. Was ihm das deutsche Volk in politischer Hinsicht verdankt, hat Fürst Bismarck in bedeutsamer Stunde ausgesprochen; und auch die von ihm für den Lehrerstand geschaffene Stiftung spricht eine deutliche Sprache.

Im letzten halben Jahrhundert ist der Beamtencharakter des Lehrerstandes etwas mehr in den Vordergrund getreten; bei den Schulbehörden: vor allem darin, daß den Beamtenqualitäten bei der Beförderung in die höheren Stellungen des Direktors und Schulrats größeres Gewicht beigelegt wurde. Dann aber in jüngster Zeit auch im Lehrerstande selbst: ist der Lehrer Staatsbeamter, so wird nun die Forderung geltendgemacht, daß ihm als solchem das ihm Gebührende ganz und ohne Rest gewährt werde, daß ihm innerhalb der Beamtenschaft des Staats mit den übrigen Beamtenkategorien akademischer Vorbildung gleiche Stellung in Absicht auf Rang und Einkommen eingeräumt werde.

Daß diese Forderung in Form eines Kampfes durchgesetzt werden mußte, liegt in der Natur der Dinge. Der Oberlehrerstand ist unter den akademisch gebildeten Berufsständen der jüngste; possedierende Stände haben noch niemals ohne einigen Druck jüngerem Zuwachs die Gleichstellung eingeräumt. Es wird auch heute noch nicht möglich sein, aus der Kampfstellung abzurücken: es sind noch manche Vorurteile und Widerstände zu überwinden, ehe die volle Gleich-

stellung erreicht sein wird, besonders bei dem Stande, dem, nach dem Bekenntnis eines seiner vornehmsten Vertreter, die Führung in allen öffentlichen Angelegenheiten zukommt. Das Ziel aber kann nicht aufgegeben werden; es handelt sich nicht bloß um Privatinteressen des Standes, sondern zugleich um das Interesse der Schule und also des Volks und Staats: offensichtliche Minderwertigkeit in der öffentlichen Einschätzung stellt nicht nur den Beruf in der Auswahl der Bewerber um das Lehramt ungünstiger, sondern vermehrt auch die Widerstände gegen seine Wirksamkeit bei den Eltern und den Schülern.

Also es wird auch in Zukunft notwendig bleiben, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt einzustellen; sicherlich ist noch nicht alles erreicht, was billigerweise gewährt werden kann und muß, weder in Absicht auf das Einkommen noch auf die rangmäßige Stellung, vor allem auch für die höheren Stellungen im Schuldienst. Dabei gilt es aber zwei Dinge nicht zu vergessen.

Das erste ist: der Lehrer ist Beamter, aber ein Beamter von besonderer Art; er ist „Kulturbeamter", nicht politischer Beamter; er steht im Dienst nicht eigentlich des politischen Gemeinwesens, sondern der nationalen Kultur, des Staats nur, sofern dieser selbst die Kultur sich zum Zwecke macht. Das wird auf die ganze Stellung und Behandlung dieses Amtes zurückwirken. Das Lehramt muß eine Art exemter Stellung einnehmen, eine Stellung analog der des geistlichen Amts in den alten Landeskirchen. Wie hier der Staat auf ein jus circa sacra sich beschränkte, nicht ein jus in sacra in Anspruch nahm, so wird es auch für das Bildungswesen angemessen sein: dem Staat gebührt für das Bildungswesen die Pflegschaft und Advokatie, aber nicht eine direkte Herrschaft; dem Lehrerstand in seiner Gesamtheit wird eine weitergehende Autonomie und Selbstregulierung einzuräumen sein, als sie auf dem militärischen, politischen, technischen Gebiet möglich und notwendig ist. Für die höchste Stufe, die Universität, ist das anerkannter Grundsatz. Es wird auch für die höheren und niederen Schulen etwas Ähnliches notwendig sein.

Das zweite ist dies: der Lehrerstand wird nicht erwarten dürfen, daß der Menge die Bedeutung seines Amts ebenso einleuchtet als die des militärischen oder politischen Amts. Er wird sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß er in der Beamtenhierarchie und in der gesellschaftlichen Einschätzung niemals vornan stehen wird. Auch wenn der Staat die Gleichstellung im vollsten Maße gewährt haben wird, wird der Offizier, der politische oder richterliche Beamte an Vornehmheit in der Auffassung der Vielen immer überlegen sein. Das liegt in der Natur der Dinge; ihre Tätigkeit ist einerseits eine viel herrscherlichere, anderseits von einer viel greifbareren, elementareren Wichtigkeit für das Leben des Ganzen und des Einzelnen; und man vergesse nicht: die großen Völkerschicksale liegen in der Hand der politischen und militärischen Führer der Nation. Dagegen ist die Wirksamkeit des Lehrers eine stille, unscheinbare, langsam Früchte zeitigende. Und in den Augen der Menge wird sie noch dadurch herabgedrückt, daß sie bloß auf die Jugend sich erstreckt. Es ist einmal nicht anders, und vermutlich wird es nie anders werden: der eben aus der Schule Entlassene sieht mit einer gewissen Geringschätzung unter sich, was er dort „gehabt hat", die Schulbücher und Übungen und wohl auch die

Lehrer: auch sie haben „wir gehabt", auch sie bloß für Knaben. Es wird nichts andres übrig bleiben, als ein für allemal sich hierüber zu trösten, neidlos den Militärs und Juristen ihre glänzendere Stellung zu lassen und sich zu sagen: was an sich die feinste, innerlichste, intimste Kunst ist, die Kunst, in der Stille Menschenseelen zu formen und zu bilden, das kann nicht auch in den Augen der Masse die größte und glänzendste Wirksamkeit sein. Die Ehre bei Gott höher schätzen als die Ehre vor den Menschen, das ist der einzige Weg, über jenen Mangel an äußerer Vornehmheit sich zu erheben.

Allerdings gibt es dann noch ein Mittel, den Abstand des Lehrerstandes in der öffentlichen Schätzung zu verringern: das ist seine Geltung in der wissenschaftlichen Welt. Oder vielmehr man kann so sagen: ein Mann, dessen Name in der wissenschaftlichen Welt einen Klang hat, der ist hors de concours; er steht, wie der Künstler oder Dichter, außerhalb des Wettbewerbs um staatlichen Rang und das dadurch verliehene Ansehen; er kann es wenigstens tun, wenn es denn auch nicht alle so halten, auch nicht alle Universitätsgelehrten; der Ranghunger ist ja auch hier längst nicht mehr unbekannt. Also, dieser Weg steht auch dem Gymnasiallehrerstand offen, um die „Gleichstellung" zu erreichen. Und man darf sagen: er hat sich seine Stellung in Deutschland ursprünglich hierdurch begründet. Auch er darf, mit dem Worte des Dichters, von sich mit einigem Stolz sagen: „Selbst erschuf er seinen Wert." Und so wird auch in der Folge seine Gesamtstellung in der Gesellschaft durch seine Stellung in der gelehrten Welt wesentlich mitbedingt sein.

Es ist eine höchst erfreuliche Tatsache, daß die Unterrichtsverwaltung des führenden deutschen Staates in jüngster Zeit dieser Seite der Sache wieder erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen hat. In den preußischen Etat ist neuerdings ein Posten eingestellt: zur Förderung wissenschaftlicher Arbeit unter den Gymnasiallehrern. Durch Gewährung von Urlaub, Unterstützungen, Reisestipendien will die Verwaltung, so ist damit gesagt, den Trieb zu wissenschaftlicher Arbeit ermutigen, die Ausführung erleichtern und anerkennen. Sie hat noch andre Mittel in der Hand, so die Rücksichtnahme auf ausgezeichnete Leistungen bei Beförderungen, die freilich durch das Anciennitätsprinzip jetzt erschwert ist; oder die Versetzung hervorragender Kräfte an die Universitäten: je enger die Beziehungen zwischen den beiden Anstalten im Lehrkörper und auch in der Unterrichtsverwaltung sind, desto besser. Ein besonders Wichtiges ist noch die Minderung der Pflichtstunden und alles dessen, was daran hängt. Man darf hoffen, daß die Unterrichtsverwaltung diesen Punkt nicht aus den Augen verliert: will sie im Lehrerstand die gelehrte Arbeit fördern, so ist Freiheit von einem Übermaß täglicher Pflichtarbeit der nächste Weg.

Ich zweifle nicht daran, daß der deutsche Lehrerstand solche Erwartung und Anregung mit freudigem Eifer aufnehmen wird. Natürlich, wissenschaftliche Produktion ist für ihn nicht Pflichtarbeit, wie sie es denn auch für den Universitätslehrer nicht eigentlich ist; sie gehört zu den opera supererogationis. Wer sie leistet, der erwirbt sich damit ein Verdienst, ein Verdienst auch um die Schule und um den Stand der Berufsgenossen; denn es ist hier wie bei den guten Werken der Heiligen: was der einzelne erwirbt, wird der Gesamt-

heit zugerechnet. Das werden auch die Kollegen nicht vergessen, wenn einmal einer etwa vom geselligen Verkehr sich mehr zurückhält, auch nicht zur Übernahme vakanter Schularbeit sich drängt, weil er seine Zeit für wissenschaftliche Arbeit zusammenhält. Vielleicht regt sich einmal eine gewisse Mißstimmung: der glaubt etwas Besonderes zu sein, möchte auf unsre Kosten Zeit für seine Liebhabereien oder Allotria gewinnen. Dann erinnere man sich: hat der also Gescholtene inneren Beruf zur Sache, ist es nicht bloß persönliche Eitelkeit und dünkelhaftes Meinen, das zum Gedrucktwerden drängt, ist es ihm Ernst um die Sache, so laßt ihn gewähren und denkt: es kommt auch uns, es kommt dem ganzen Stande und seinem Ansehen zugut. Bliebe solche Arbeit überhaupt ungetan, zöge sich jedermann auf die Pflichtarbeit für die Schule zurück, so bedeutete das eine Minderung der Stellung des Standes.

III.

Ich komme zum Schluß. Zuvor aber noch ein Wort, die vorstehende Ausführung vor einem Mißverständnis zu schützen. So entschieden ich auf gelehrte Bildung und wissenschaftliche Arbeit des Gymnasiallehrerstandes Gewicht lege, so fern liegt es mir, zu meinen, daß der Beruf des Lehrers und des Erziehers nicht seine eigene Ehre, Würde und Größe habe. Im besonderen liegt es mir fern, ihn gegenüber dem akademischen Beruf als einen niederen einzuschätzen, ihn zu einem Anhang oder einer Vorstufe wie früher des geistlichen Amts so jetzt des Universitätslehramts herabzudrücken. Vielmehr bin ich überzeugt, daß der Beruf des Gymnasiallehrers in mehr als einem Betracht schwerere und größere Anforderungen stellt als der des Universitätslehrers.

Vor allem sind die Anforderungen an die ganze Persönlichkeit und ihre sittlichen Kräfte gewiß nicht geringer. Der akademische Beruf nähert sich in einigem Maße den sogenannten „freien" Berufen, des Gelehrten, des Künstlers, auch darin, daß er der Willkür, der Singularität, auch wohl der Wunderlichkeit mehr Spielraum läßt. Auch der Universitätslehrer kann noch erziehend wirken, aber es wird von ihm kaum erwartet; seine Hörer sind junge Männer, die dem Alter der eigentlichen Erziehung entwachsen sind. Der Gymnasiallehrer hat seine Schüler vom zarten Knabenalter durch die Flegeljahre und das Jünglingsalter bis an die Grenze der Mannesjahre zu führen. Er bedarf für diese Aufgabe eines Maßes von Selbstbeherrschung und gewissenhafter Pflichttreue, von Festigkeit und Elastizität, wie es von wenig andern Berufen gefordert wird. Seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit werden jeden Tag auf neue Proben gestellt; das *αὐτοσχεδιάζειν τὰ δέοντα*, das Thukydides dem Themistokles nachrühmt, das im Moment das Notwendige finden und tun, wird von ihm nicht weniger als von dem Offizier verlangt, während dem Universitätsprofessor langsame Bedächtigkeit der Überlegung und wohl auch einige Geistesabwesenheit ohne viel Umstände zugestanden wird.

Aber auch die Anforderungen an Geist und geistige Bildung sind nicht geringer; beinahe kann man sagen: sie sind größer. Vor allem tritt eins hervor: die Bildung des Gymnasiallehrers muß universeller, umfassender sein, als sie für den bloßen Gelehrten, für den eigentlichen Wissenschaftstechniker erforderlich

ist. Ein Philolog, ein Chemiker kann sich rückhaltlos seinem Spezialstudium überlassen; er kann vortreffliche Editionen, Quellenuntersuchungen, chemische Analysen und Synthesen machen und seine Studenten zu ebensolchen anleiten, ohne sich viel um andre Dinge zu kümmern. Er wird mehr sein und bedeuten als Lehrer und Gelehrter, wenn er mehr als ein bloßer Spezialist des Fachs ist, aber seinem Beruf kann er auch so genügen. Dagegen der Gymnasiallehrer, vor allem auch der Lehrer der Oberstufe, muß, wenn er recht wirken will, ein Mann von weitem Umfang der Interessen, großer Beweglichkeit des Geistes, vielseitiger Bildung und reicher Belesenheit sein: seine Schüler erwarten von ihm nicht viel weniger, als daß er alles wisse und gelesen habe. Und so zieht ihn der Unterricht hierhin und dorthin: Griechisch und Lateinisch, Geschichte und Archäologie, Deutsch und Philosophie, oder was es sonst sei, alles liegt in seinem Kreis und fordert von ihm Beachtung. Und nicht bloß das Alte, sondern gerade auch das Neue und Neueste will beobachtet sein: es gibt kein Lebensalter, das so sehr auf das Neue aus ist als das des Schülers der oberen Klassen unsrer Gymnasien; jede neueste Lösung der alten Rätsel, jede jüngste Umwertung der Werte, heiße sie nach Haeckel oder Nietzsche, jede letzte Theorie der Materie oder des Lebens, jede gestrige Entdeckung der literarischen Kritik imponiert dem noch ungeübten, der Kritik am meisten begierigen und am wenigsten fähigen Verstande am stärksten. Und wehe dem Lehrer, der davon nichts weiß oder gehört hat: er verfällt rettungslos dem Gericht der Jugend, daß er veraltet und abgelebt sei und um das, was die Gegenwart angehe, sich nicht kümmere. So wird der Lehrer genötigt, beständig für alles, was die Zeit und die Jugend bewegt, die Augen offen zu halten; der Gelehrte mag sich einsperren, der Lehrer darf es nicht, wenn er mit der Jugend Fühlung behalten will.

Ich glaube, man darf sagen: es gibt unter unsern Gymnasiallehrern nicht wenige, die dieser Forderung gerecht zu werden sich mit Ernst angelegen sein lassen. Ich weiß nicht, ob die Behauptung auf Widerstand stoßen wird: unter unsern Gymnasiallehrern finden sich die fleißigsten Leser; nicht unter den eigentlichen Gelehrten: die lesen nur, was für ihre jeweilige Untersuchung, ihr neues Werk in Betracht kommt. Der Lehrer liest, was für ihn als Menschen, als Lehrer Bedeutung hat. Ich gestehe, daß ich oft, und manchmal nicht ohne einige Beschämung, von befreundeten Lehrern erst auf bedeutende Erscheinungen selbst aus mir naheliegenden Gebieten aufmerksam gemacht worden bin.

Überhaupt, ich glaube auf Grund einer nicht ganz kleinen Erfahrung sagen zu dürfen: gebildetere Männer, Männer mit mehr Weite und Freiheit des Gesichtskreises, als der deutsche Gymnasiallehrerstand sie unter seinen Mitgliedern zählt, hat in Deutschland kein andrer Berufsstand aufzuweisen, auch nicht der der Universitätslehrer. Vielleicht ist es nicht zuviel behauptet, wenn man sagt: das Gymnasium stellt heute mehr eine wirkliche universitas litterarum dar, als die Universität, die sich mehr und mehr in Fachschulen auflöst; repräsentiert diese mehr Gelehrsamkeit, so ist es oft in Form zerstreuter und sich isolierender Fachgelehrsamkeit, während auf dem Gymnasium die einzelnen Fächer ihrer Beziehung auf das Ganze und auf die Einheit der

Bildung sich mehr bewußt bleiben. Indessen, mag es hiermit stehen, wie es will, auf jeden Fall gilt es in der Idee: der Lehrer ein Mann, dem das lebendigste Bewußtsein von der Beziehung jedes Wissens auf die Einheit menschlicher Bildung eignen sollte.

Ich wünschte, daß der Lehrerstand mit rechtem Stolz auf seinen Beruf sich durchdränge. Es finden sich darunter wohl nicht ganz selten Männer, die vom Stande und Beruf des Lehrers gering denken, die sich selbst eigentlich zu gut dafür halten, die es mit einiger Betonung aussprechen, nur die Not habe sie gezwungen, hier ein Unterkommen zu suchen. Solchem Hochmut sollte ein kräftig entwickelter Korpsgeist wehren: für den Lehrerstand ist niemand zu gut, und niemand bringt zuviel mit.

So stellt sich mir das Wesen der höheren Schule, so das Wesen und die Bedeutung des Gymnasiallehrerstandes dar.

Darf ich nun zum Schluß über das, was der neue Verein, außer der Erhaltung und Erfüllung dieses Wesens selbst, noch erstreben und bei den öffentlichen Mächten, worunter in erster Linie hier die öffentliche Meinung steht, zur Geltung zu bringen suchen muß, meine Ansicht aussprechen, so fasse ich es als in mein ceterum censeo in den Satz: Freiheit, Freiheit für persönliche Wirksamkeit und für die Entfaltung persönlicher Kräfte ist das, was vor allem zu erstreben ist.

Freiheit zunächst von einem Übermaß einengender Ordnungen und drückender Beaufsichtigung. Natürlich, ohne Ordnung ist kein Zusammenwirken möglich, und ohne einigen Zwang wird keine Ordnung sich erhalten können. Aber leges et ordinationes non sunt multiplicandae praeter necessitatem. Wird die Tätigkeit des Lehrers durch Vorschriften und Kontrollen über das Maß des einleuchtend Notwendigen hinaus eingeengt, wird ihm Lehrgang und Methode, Wahl der Lektüre und Behandlung des Stoffes, wird ihm gar auch Gesinnung und Begeisterung vorgeschrieben, dann stirbt mit der Freiheit die Freudigkeit zum Beruf ab. Das Amt des Lehrers und Erziehers erträgt nicht dasselbe Maß von Reglementierung und Kontrolle, das im militärischen, politischen oder technischen Betrieb notwendig und möglich ist. Die Wirksamkeit des Lehrers beruht durchaus auf der Persönlichkeit; es gilt hier mehr als in jenen Berufen: der Lehrer zahlt mit dem, was er ist. Und darum darf ihm nicht einer Schablone zulieb seine Eigenart verkürzt werden; selbst dann, wenn das Vorgeschriebene besser ist als das Eigene, wäre es kein Gewinn, es sei denn, daß es mit freier Überzeugung aufgenommen wird. Das Suchen und Finden darf ihm nicht abgeschnitten werden, ja, nicht einmal das Irren; eigene Irrtümer belehren den, der überhaupt belehrbar ist, besser als fremde Weisheit, gar die Weisheit in der Form des Reglements.

So darf auch die Freiheit der Bewegung nicht durch ein Übermaß festgelegter Pensenforderungen oder Prüfungsnöte zu sehr eingeengt werden. Ein ruhiges Verweilen, wie es die Sache fordert, auch einmal ein behaglicheres Sich-gehen-lassen, eine Nebenbetrachtung, die nicht gerade durch das augenblicklich Notwendige gefordert wird, eine Exkursion in ein Nachbargebiet, die einen Ausblick in weitere Fernen eröffnet, alles das ist für das Gedeihen des

Schullebens von großer Bedeutung. Es darf nicht die herrschende Stimmung sein, daß man auf verhaßter Straße einhertrabt oder gar getrieben wird, allein daran denkend, wie man baldmöglichst den Weg hinter sich bringe; vielmehr wäre das die rechte Stimmung: wir sind hier auf gemeinsamer Wanderung begriffen, einer Wanderung durch das Wunderland der Geschichte und Literatur, der Natur und des Lebens, darauf mit der Seele gerichtet, wie wir reichsten Gewinn an Anschauung und Belehrung davon mitnehmen mögen.

Ich glaube, es ist in dieser Hinsicht bei den oberen Instanzen gegenwärtig viel guter Wille vorhanden. Es wird sich darum handeln, daß auch der Lehrerstand sich selbst mit dem Willen zur Freiheit durchdringt. Es fehlt wohl nicht ganz an Lehrern, die nach Verordnungen und Reglements und wieder nach Interpretationen von Verordnungen und Reglements rufen. Es sind diejenigen, die nichts der Freiheit anheimgestellt haben mögen, weil sie dadurch zugleich mit Verantwortlichkeit belastet werden. Das ist die Gesinnung des Mietlings, der bloß ein festbegrenztes Maß fester Arbeitsleistung tun will, der debita prästieren, aber nicht seine Person einsetzen will. Demgegenüber wäre zu sagen: Freiheit ist Pflicht, Pflicht des Lehrers, der wirken kann nur, wenn er seine Person einsetzt.

Endlich Freiheit noch in einem letzten Sinn: Freiheit von einem Übermaß von Pflichtarbeit. Es darf nicht die ganze Zeit und Kraft des Lehrers durch Pflichtarbeit für die Schule in Anspruch genommen werden; es muß ihm Zeit für eigenes Studium, für freie Arbeit und freie Lektüre bleiben. Das ist zu fordern nicht bloß im Interesse seines eigenen Lebens und Gedeihens, sondern auch des Berufs und der Schule. Ein Lehrer, der für nichts als seine Schularbeit Zeit hat, kann auch die nicht im rechten und großen Sinne erfüllen: stetes Ausgeben ohne Einnehmen macht bankerott.

Von hier aus wird zu erstreben sein: Verminderung der Pflichtstundenzahl mit Rücksicht auf das Maß von Arbeit, das die verschiedenen Gegenstände fordern. Wir haben in Deutschland ein größeres Maximum — das aber in der Regel zugleich oder eigentlich auch das Minimum oder noch nicht das Minimum ist, denn dazu kommen Vertretungsstunden als Überschuß — als in andern Ländern. Ferner Innehaltung der festgestellten Schülerzahl in den Klassen aller Stufen; es ist nicht einerlei, ob ein Lehrer 30 oder 45 Schüler in der Klasse hat, weder für ihn noch für die Schüler: die übermäßige Verdünnung der Wirksamkeit vermindert Freude und Erfolg. Endlich Verkleinerung der Anstalten oder Vermehrung der Direktorstellen durch Teilung der Doppelanstalten. Zwei Anstalten unter einem Direktor, das bedeutet die Lahmlegung des Direktors als Lehrer: er geht in Bureauarbeit auf.

Freilich, alle diese Dinge kosten Geld; und hier beginnt der harte Widerstand der Dinge. Aber Sparsamkeit am unrechten Ort fördert nicht. So hier nicht; sie ist nicht einmal wohlfeiler: was der Staat oder die Stadt an Lehrer- und Direktorenbesoldungen innebehält, wird von den Eltern, namentlich der Großstädte, in Form von bezahlten Nachhilfestunden doppelt wieder ausgegeben, ausgegeben oft mit halbem Erfolg und ganzem Verdruß. Vortrefflich hat einmal der Direktor Niemeyer (Kiel) die Absurdität eines solchen Spar-

systems beleuchtet: würde irgend jemand glauben, in der Armee mit Vorteil sparen zu können durch Verminderung der Offizierstellen, durch Einstellung einer erhöhten Rekrutenzahl in die Kompagnie, durch Übertragung zweier Regimenter an einen Oberst? Nun, ist es möglicher, für Anstalten von dreißig oder vierzig Klassen, die Vorschule eingerechnet, und ebenso vielen Lehrern mit einem Direktor auszukommen? Wird er nicht durch Verwaltungsgeschäfte und Schreibereien, die er dazu ohne einen Sekretär zu versehen hat, so in Anspruch genommen, daß er als Lehrer so gut wie ausfällt und kaum noch mehr tun kann als die Maschine äußerlich in Gang erhalten? Und wie wachsen die Hemmungen und Reibungen aller Art mit der Größe der Anstalt: die Lehrer lernen die Schüler nicht kennen, jedes Jahr neue Klassen mit neuen Gesichtern; ja, sie lernen sich untereinander kaum noch kennen. So tritt statt stetigen Arbeitens ein unruhiges Drillen und Pauken, Drängen und Schieben, Zensieren und Mäkeln ein; das Papier und die Akten gewinnen die Herrschaft über die Personen: ein Zustand, in dem sich die Lehrer aufreiben, die Schüler und ihre Eltern zu Hassern der Schule werden.

Und so wäre das also die hier gestellte Aufgabe: das Publikum, die öffentliche Meinung und die Mächte der Finanz zu überzeugen — denn die Männer, die in der Schulverwaltung stehen, brauchen nicht erst überzeugt zu werden — daß es falsche Sparsamkeit ist, an notwendigen Lehrern und Leitern sparen. Wollt ihr, so darf man nicht müde werden ihnen zu sagen, wollt ihr die Sache und nicht bloß den Schein der Sache und die Erfüllung des Schemas, wollt ihr wirkliche Bildung für eure Kinder, so müßt ihr das Mittel wollen, müßt ihr den notwendigen Aufwand machen. Ihr dürft dann nicht nach der kaufmännischen Maxime rechnen: je größer das Unternehmen, desto vorteilhafter die Produktion, desto wohlfeiler die Ware. Bildung, geistige, wissenschaftliche Bildung ist nicht eine Massenware, ist vielmehr das feinste, individualisierteste, edelste und kostbarste Erzeugnis menschlicher Kunst.

Dringen unter dem Einfluß der Tätigkeit des neuen Vereins solche Anschauungen von dem Wesen der Bildung und ihrer Voraussetzungen durch, dann wird einmal bei einer künftigen Tagung, einer Fünfzig- oder Hundertjahrfeier gesagt werden dürfen: Es war ein glücklicher Tag, der Tag von Darmstadt im Jahre 1904.

Japan im Lichte seiner bildenden Kunst.

Betrachtungen eines Laien.

Von

A. von Janson.

III. Die Malerei.

Wir erinnern uns, daß der Charakter der japanischen Baukunst ein mehr malerischer als monumentaler ist, und daß ihr Hauptreiz in einem stimmungsvollen Einfügen der Bauwerke in die Landschaft besteht; dementsprechend besitzen die Japaner auch eine besondere Begabung und Liebe für die Malerei. Die Annahme liegt nun nahe, daß in ihr auch ein fein ausgeprägter Naturssinn zum Ausdruck kommt, daß die Kunst unmittelbar aus der Natur schöpft, und daß in der Landschaft die Stimmung vorherrscht. Wenn wir uns ferner vergegenwärtigen, daß die alte Profanbildhauerei einschließlich der Kleinkunst in der Tat eine ganz hervorragende Auffassung lebender Wesen offenbart und, neben scharfer Charakterisierung von Menschen und Tieren, vielfach eine Behandlung der Einzelheiten mit mikroskopischer Treue erkennen läßt, so bildet sich unwillkürlich die Vorstellung, als müßte der Sinn für das Plastische auch in der Malerei zum Ausdruck kommen und mindestens ein Teil der japanischen Maler bestrebt sein, die Natur auch in ihren Einzelheiten liebevoll wiederzugeben, etwa wie die alten niederländischen Maler. Die Neigung der Holländer wie der Japaner für bestimmte Blumen läßt den Zusammenhang enger erscheinen, und wer eine Vorstellung von der Pracht der verschiedenen Blütenperioden des „Landes der aufgehenden Sonne" hat, von der überwältigenden Massenwirkung der Pflaumen-, Kirsch-, Azaleen-, Hortensien- und Lotosblüte, sowie von der Ausdehnung der Päonien-, Iris- und Chrysanthemumgärten oder -felder mit ihren unendlichen Farbennuancen, der wird es für wahrscheinlich halten, daß der Blumenmaler mit vollen Händen in jene Pracht hineingreift. Und nun sagen uns auch noch die Kunstgelehrten, daß die Malerei in Japan die erste, eigentlich die einzige, für alle andern maßgebende Kunst ist, und die Japaner, selbst, daß sie stets die aristokratischeste und vornehmste Kunst war.

Treten wir mit so hochgespannten Erwartungen an eine der großen, in Europa und Amerika befindlichen japanischen Bildersammlungen heran, in denen sich teilweise bequemer ein Überblick gewinnen läßt als in Japan selbst, so werden die meisten unbefangenen Beschauer schwer enttäuscht sein: die er-

wartete großartige und intime Naturauffassung tritt hinter dem ausgeprägt Konventionellen zurück, die Regeln der Schulen sind nicht allein für die Technik, sondern auch für alles, von der Wahl des Gegenstandes an bis zu allen Einzelheiten seiner Darstellung, maßgebend; an Stelle plastisch wirkender Malerei sehen wir eine flache, mattgefärbte Umrißzeichnung, der Schlagschatten ist ganz unbekannt, und auch in der Landschaft fehlt die Tiefe; auf Einzelheiten läßt sich die Ausführung wenig ein; sie liebt es, nur anzudeuten, nach einem Schema zu charakterisieren, so daß schließlich bei zurücktretender Form nur der Charakter bleibt; nicht selten ist man versucht, auf großer weißer Fläche nach dem verschwindenden Gegenstande zu suchen und aus der Fülle des Pflanzenlebens wird nur ein einzelner Gegenstand herausgenommen; es kann ein dürrer Zweig sein, auch der nur durch einen Strich hingeworfen, von des Künstlers Landsleuten aufs höchste bewundert wegen der Gestaltung und des Maßverhältnisses der Teile, für uns ein Nichts. — Als Gesamteindruck möchte man sagen: der Japaner zeichnet und skizziert mehr, als daß er malt, generalisiert, anstatt zu individualisieren, und bevorzugt die Andeutung vor der Ausführung.

Da stehen wir vor einem Rätsel, und nur wenigen Auserwählten wird es vergönnt sein, die Lösung in jenen Sammlungen zu finden; eher schon werden dem Laien die Augen geöffnet in jenem merkwürdigen Lande selbst, in dem trotz der ebenso jungen wie raschen Europäisierung der Außenseite alle Grundbedingungen des Lebens andre sind als bei uns, und in dem auch über die Kunst so wesentlich abweichende Vorstellungen bestehen. Wie in der Baukunst und Bildhauerei steht auch in der Malerei die Überlieferung an erster Stelle; sie kommt gleichfalls aus fremdem Lande und hat sich nur japanischer Eigenart angepaßt. Wie in der Baukunst und mehr noch in der Landschaftsgärtnerei Symbolik und Mystik eine Rolle spielen, und wie dort Unscheinbarem subtile Gedanken untergelegt werden, so überwiegt auch in einem Teile der Malerei der durch Gesetz vorgeschriebene Gedanke die Form. Ein auf die Spitze getriebener ästhetischer Sinn scheut vor nichts mehr zurück als vor einem Überladen, und die berechtigte Scheu vor dem Zuviel bewirkt eine Zurückhaltung und Beschränkung, die nach unsrem Begriff in Dürftigkeit ausartet.

Gewöhnt man sich, im Sinne des Japaners zu sehen, so wird man, ohne ihm in allem folgen zu können, einen großen Teil der Reize seiner alten Malerei mitgenießen lernen, und aus dem zunächst reflektierten Genuß wird mit der Zeit ein unmittelbarer und reiner werden und sich steigern, je mehr man sich in die Gedanken- und Gefühlswelt der Japaner zu versetzen versteht. Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht auch Malereien gibt, die ganz unvermittelt von selbst auf den unbefangenen europäischen Beschauer als Kunstwerk wirken. Zunächst möchte ich das Aussehen eines japanischen Bildes zu veranschaulichen versuchen. Der altjapanische Maler kennt keine Ölmalerei und keine Fresken — es gibt ja keine Mauern außer denen der Befestigungen. Alle Malerei ist in Wasserfarben oder grau in grau in chinesischer Tusche ausgeführt, auf Papier, das hier zum Baumaterial gehört, Holz oder Seide. Die beiden ersteren Materialien dienen der Wandmalerei in Tempeln, Klöstern

und Schlössern, und zwar auf weißem oder Goldgrund als Fusuma, d. h. Schiebewände von Papier, oder auf Wänden und Schiebetüren von rohem Holz. Außer dieser an den Bauwerken haftenden Malerei gibt es zahlreiche Hängebilder auf Seide oder Papier, Kakemonos, die sich aber nicht, wie bei uns, in großer Zahl an den Wänden befinden, außer allenfalls in Empfangsräumen von Klöstern; im gewöhnlichen Wohnhause ziert die Takonoma, die Nische des Empfangszimmers, in der Regel nur ein einziges Kakemono, mag auch der Herr des Hauses eine ganze Sammlung besitzen. Der Japaner huldigt auch hier dem „nihil nimis“; seine Schätze ruhen im feuersicheren Gelaß, von Zeit zu Zeit wird ein neues Bild aufgehängt oder sonst ein neuer Gegenstand hingestellt, oder einem geschätzten und verständnisvollen Gaste werden die Stücke gezeigt. Darum sind die Bilder nicht in feste Rahmen gefügt, sondern meist in Streifen von Brokatstoff gefaßt, oben und unten an runden Stangen befestigt, so daß sie aufgerollt werden können. Die Form ist lang und schmal, während die nicht zum Aufhängen, sondern lediglich zum gelegentlichen Ansehen bestimmten und für gewöhnlich aufgerollten Makemonos aus breiten, niedrigen Streifen bestehen. Die vorgeschriebene Form beeinflußt die Art der Komposition; das Kakemono enthält daher in den meisten Fällen nur einzelne oder doch nur wenige Figuren, bevorzugt Landschaften mit steilen Bergen, Schluchten, Wasserfällen, Tiere einzeln oder in kleinen Gruppen, einzelne Zweige und dergleichen, während das Makemono zur Darstellung von Begebenheiten mit vielen Menschen, Prozessionen und ausgedehnten Landschaften mit reicher, wechselnder Staffage dient. Kakemonos mit buddhistischen Darstellungen finden sich auch vielfach in den Tempeln. Wenn sie Szenen mit vielen Personen, wie z. B. den Eingang des Gautama Shakiamuni in das Nirvhana oder Buddha, umgeben von fünfundzwanzig Bosatsus, darstellen, nehmen sie eine wesentlich größere Breite an; solche Bilder werden Mandara genannt. Endlich lassen sich die im japanischen Leben eine so große Rolle spielenden bemalten mehrflügeligen Wandschirme als ein Mittelglied zwischen der Wandmalerei und dem Hängebild bezeichnen. Bald auf weißem, bald auf Goldgrund gemalt, enthalten sie zusammenhängende Darstellungen oder aneinandergereihte Einzelbilder, stets in vornehmster Einfachheit — eher kann ein Flügel freibleiben oder nur das vom Nachbarflügel auslaufende Ende eines Zweiges enthalten als eine Überfüllung. Hochgeschätzt sind auch solche, auf deren tadellos gearbeitetem Goldgrund sich weder eine Malerei noch ein Muster befindet, — auch solche gelten unter Umständen als Kunstwerke. Wer nur für den Export nach Europa oder Amerika gearbeitete, mit Malerei oder Stickerei überladene Schirme kennt, die die übermäßige Füllung eines europäischen Zimmers zwecklos vermehren, macht sich keine Vorstellung von der künstlerischen Wirkung einer entsprechenden altjapanischen Arbeit in japanischem Raum, wenn sie, je nach Bedarf, einen Hintergrund für Tänzerinnen oder Schauspieler oder einen Abschluß an Stelle einer Schiebewand bildet oder nur eine unansehnliche Wandfläche zu verdecken bestimmt ist. In Kyoto sah ich aus Anlaß einer shintoistischen Prozession die Häuser nach der Straße geöffnet, die Läden ausgeräumt, durch goldige und bemalte Schirme einen Hintergrund improvisiert und davor auf den

Matten die Bewohner mit ihren Besuchern in malerischer Tracht sitzend, Tee trinkend und mit den Fächern spielend. Nie vorher ist mir die künstlerische Bedeutung jenes Gebrauchsstückes so klar geworden. Man sieht schon hieraus, wie außerordentlich eng in Japan der Zusammenhang zwischen der Malerei und dem Kunstgewerbe ist, der durch den ausgesprochen dekorativen Charakter jener noch erhöht wird; man sieht aber auch, wie unzureichend heimatliche Sammlungen allein für das Verständnis sind, zumal sie einzelne Stücke, wie die erwähnten Fusuma, kaum enthalten können. Die Folge davon ist die stiefmütterliche Behandlung oder gar Ignorierung dieser so wichtigen Arbeiten in manchen kunstgeschichtlichen Werken.

Was nun die Technik betrifft, so läßt sie sich, abgesehen von dem Unterschied der Darstellung von grau in grau und in Farben, in zwei allerdings durch Übergänge verbundene Kategorien scheiden, von denen die eine, sich an die chinesische Kunst unmittelbar anschließende scharf gezogene Umrisse zeigt, die andre weich und verschwimmend ist. Im übrigen bedient sich unter Umständen derselbe Künstler abwechselnd beider Stilarten. Die für den Kultus bestimmten buddhistischen Bilder, die, mit ganz feinen schwarzen, die Fleischteile auch mit rötlichen Linien, umrissen, auf uns den Eindruck sorgsamster und sicherster Federzeichnung machen, sind in der Tat Arbeit mit dem Pinsel, der ja auch zum Schreiben dient, ebenso wie die Kalligraphie als eine mit der Malerei zusammenhängende Kunst gilt und Kakemonos mit schönen Schriftzügen Bildern gleichgeachtet werden. Die Formen der Konture sind weich und entsprechen den indischen Vorbildern; mehr oder weniger macht sich das chinesische Durchgangsstadium, von dem auch die Technik herrührt, bemerkbar. Die Farben und das Gold sind auf den Gewandungen stark aufgetragen, deren reicher, durch dunkle scharfe Linien dargestellter Faltenwurf, wie in der Skulptur, auf griechischen Einfluß hindeutet. Die Fleischteile sind ganz zart gefärbt; eine Modellierung fehlt völlig. Auch ältere Profanbilder zeigen dieselbe Technik. Umgekehrt gibt es aber auch viele Darstellungen buddhistischer Heiliger und Götter in andrer Weise, nämlich in Umrissen mit breitem Pinsel flott und absichtlich eckig gezeichnet, meist häßliche Gestalten mit übertriebener Charakterisierung, unabhängig von dem eigentlichen altbuddhistischen Kanon; die Flächen sind, wenn überhaupt, nur ganz leicht getönt. Dieser Stil findet vielfach für Landschaften Anwendung, die meist durch ihre zackigen, steilen, so recht der Handtuchsform der Kakemonos angepaßten, geradezu unmöglichen Berge und die völlig fehlende Perspektive ihre chinesischen Vorbilder erkennen lassen. Diesen Darstellungen stehen Landschaftsbilder mit schwachen Umrissen oder ganz ohne solche, meist grau in grau oder mit leichtem Farbenton hingehaucht, weiche, verschwimmende Stimmungsbilder, als ausgesprochener Gegensatz gegenüber: dort fremder Einfluß, traditionell übertriebene, nicht selten geradezu karikierte Natur, nicht zu verkennende große Kraft; hier unmittelbare Wirkung des Verständnisses für die duftige heimische Landschaft, also nationaler Stil mit ausgesprochener Stimmung. Man findet hier sogar Luftperspektive, und doch sind auch diese Bilder offenbar nicht unmittelbar nach der Natur gemalt, sondern aus der Erinnerung und nach bestimmten Regeln. Um sie ganz zu verstehen, muß man das Land kennen. Gewiß hat ein jeder zahl-

reiche Darstellungen des japanischen Lieblingsberges, des Fusiyama, gesehen, als selbständiges Bild, auf Briefbogen, auf Lackkasten und auf Porzellan — immer scheint die stumpfe Spitze des Kegels in der Luft zu schweben; man ist geneigt, darin japanische Übertreibung zu erkennen, aber in der Tat bewirkt die feuchte Luft des Landes, daß man ihn fast stets so sieht. Der Japaner ist ein feiner Beobachter und läßt sich Charakteristisches nicht entgehen, das heißt das Kennzeichnende der Gattung, nicht des Einzelnen; so malt er mit Vorliebe die buchtenreiche Küste seiner Heimat, wie man sie von hohem Punkte sieht. Da er nach der Erinnerung arbeitet und überhaupt nicht genau die Wirklichkeit wiederzugeben gewohnt ist, kommt es ihm nicht darauf an, mehr Buchten und Vorgebirge hinter- oder vielmehr übereinander darzustellen, als es nach dem Gesetz der Perspektive möglich ist. Der größere Teil der japanischen Landschaft besteht aus Berg- und Hügelland, das mit Wald und Gestrüpp bewachsen ist, mit schmalen bebauten Tälern. Stets bestrebt, mehr Ackerland zu gewinnen, legt der Landmann auf den Abhängen Terrassen für schmale Ackerbeete an oder sticht die Ränder allmählich steil ab, so daß die Hügel angeschnittenen Kuchen gleichen. Das sind die Vorbilder der steilen Berge auf den Bildern (ich meine hier nicht die vorerwähnten dolomitenähnlichen oder wirklich unmöglichen Berge im chinesischen Stil) mit den unvermeidlichen Tempeln und wunderlich geformten Kiefern. Dieser Baum neigt in Japan zu eigenartigen Gestaltungen und schrägem Wuchs, vielleicht durch Wurzelbildung und Windrichtung begünstigt. Der Japaner hat darin ein Schönheitszeichen gefunden, unterstützt diese Eigenart künstlich in der Nähe von Tempeln und Gärten und bevorzugt sie auch in der Zeichnung.

Ein ganz besonderes Talent hat der Japaner, wie wir schon bei Besprechung der Bildnerei kennen lernten, für die Tierdarstellung, und hier wie bei der Blumenmalerei kommt es vor, daß der Maler nicht verschmäht, in Einzelheiten einzugehen. Gerade die lebensvollsten, keineswegs nach schönen Modellen gemalten Pferdebilder pflegen nur in angedeuteten Umrißzeichnungen zu bestehen. Einzelne unendlich oft gemalte Vogelgattungen, wie Kranich und Silberreiher, werden zumeist als unmodellierte graue und weiße Farbenflecken dargestellt und sind doch ungemein charakteristisch. Aber man nimmt bald wahr, daß es auch für solche Einzelheiten eine Regel gibt, und daß sich durch Jahrhunderte die einzelnen Vorbilder ohne erneutes unmittelbares Naturstudium fortpflanzen. Zweifellos kommt dem japanischen Künstler die schon bei Besprechung der Bildhauerkunst erwähnte Fähigkeit, die Formen in der Bewegung rasch zu erkennen, zu statten.

Am schlechtesten von allen lebenden Wesen kommt der Mensch fort. Die religiösen Bilder haben daran gewöhnt, ihn nach einem festen Muster zu bilden, aber sie zeigen nach indischem Vorbilde wenigstens einige nackte Körperteile; die japanische Tracht der Männer wie der Frauen verhüllt den Körper völlig und läßt seine Formen auch nicht andeutungsweise erkennen; damit hat es auch an Anregung zum Studium des Körpers seitens der Künstler gefehlt. Daß man im gewöhnlichen Leben, namentlich im Volke, recht viel Nacktes sah infolge des ungenierten Badens und der noch heute bestehenden Gewohnheit von Fischern und Landarbeitern, sich in der warmen Zeit so gut wie völlig

zu entkleiden, änderte hieran nichts; die Malerei war viel zu aristokratisch, um sich mit dem Volksleben zu beschäftigen. Sowie sie das Gebiet des Buddhismus verließ, um sich dem Profanen zuzuwenden, blieb sie in den Kreisen der vornehmen Welt: Personen von Distinktion, Dichter, Gelehrte, Krieger und vielleicht die Damen der Halbwelt und Schauspieler waren es, die vor den Augen der Künstler und ihres Publikums Gnade fanden. Auch das eigentliche Porträt existiert nicht; wurden bestimmte Personen gemalt, so waren sie wohl mehr an den Attributen als an der Ähnlichkeit der Züge erkenntlich. Die meisten sogenannten Porträts sind frei erfundene Darstellungen historischer Personen.

Bei der Liebe der Japaner für Blumen, deren Darstellung häufig, aber wie alles in dieser Kunst geregelt ist, sind es auch nur bestimmte Pflanzen, die man malt, für die man sich überhaupt interessiert. Andre sind so gut wie ausgeschlossen, darunter eine der charakteristischesten Blumen Japans, die Kamelie, die vom Januar an durch drei Monate mit ihren schön gefärbten großen Blüten an dunkeln, immergrünen Baumkronen die Landschaft höchst eigenartig und reizvoll belebt. Was ist der Grund der Nichtachtung? Kein Stand war einflußreicher als der der Krieger, der Samurai, und der Samurai liebte jene Blume nicht, die die Eigentümlichkeit hat, nicht einzelne Blätter abzuwerfen, sondern auf einmal wie ein abgeschlagener Kopf abzufallen. Es war ein böses Omen, wenn solch abgeschlagenes blutrotes Haupt vor des Kriegers Füße fiel; darum pflanzte man den schönen Baum nicht an die Straßen, — man malte die Blume auch nicht. Die Regel geht aber noch weiter: man pflegt bestimmte Pflanzen mit bestimmten Tieren zusammen darzustellen, bald aus symbolischen Gründen, wie z. B. den Löwen, den König der Tiere, mit der Königin der Blumen, der Päonie, bald aus anscheinend natürlichen, so den Bambus mit dem Tiger, aber auch mit dem Sperling. Überall fehlt es an künstlerischer Freiheit, und es besteht ein eigenartiger Unterschied zwischen der japanischen Plastik und Malerei darin, daß in jener mit dem Verlassen des religiösen Bodens auch die der Kunst angelegten Fesseln fallen und neben der buddhistischen Kunst unvermittelt eine naturalistische, volkstümliche besteht, während in dieser auch die Profankunst in festen Regeln und exklusivem Kreise gehandhabt wird. Die Entstehung einer unabhängigen, volkstümlichen Malerei folgt dann erst in sehr später Zeit. Wenn trotzdem eine solche Kunstrichtung sich ein Jahrtausend zu halten vermochte, ohne gänzlich zu verfallen, wenn vielmehr in ihr immer wieder Erscheinungen auftauchen, die nicht nur die Japaner begeisterten, sondern auch unsre Beachtung heute in hohem Grade erregen, so muß doch eine ganz außerordentliche malerische Begabung dem Volke eigen sein. Überraschend ist, daß in einer so aristokratisch gehandhabten Kunst das humoristische Element auch in alter Zeit nicht gefehlt hat, und zwar ist es in dieser die Tierhumoreske, die, in prächtigen Zeichnungen erhalten, dem japanischen Sinn für feinen Spott und Karikatur ein hohes Zeugnis ausstellt.

Es wird von Interesse sein, zu sehen, wie modern japanische Kunstgelehrte von Fach in echt asiatischer Selbstzufriedenheit ihre Malerei charakterisieren[1]):

[1]) Aus: „Histoire de l'art du Japon. Ouvrage publié par la commission impériale du Japon à l'exposition universelle de Paris 1900". Paris, Maurice de Bruneff, imprimeur-éditeur.

In der europäischen Malerei muß der Künstler die ganze Oberfläche der Leinwand bedecken und darf auch nicht einen Daumen breit leer lassen. Der japanische Maler will die Aufmerksamkeit auf den Teil lenken, auf den er seine Arbeit konzentriert; er beschäftigt sich daher nicht damit, ob ein Teil des Bildes leer bleiben soll oder nicht.

Der japanische Entwurf bietet, abgesehen von der Konzeption, die ihn inspiriert, verschiedenes Charakteristische:

1. Er ist besonders fruchtbar in dekorativen Erfindungen. Die japanischen Meister haben sich, seit dem Altertum von indischen und chinesischen Ideen beeinflußt, eine Idealisierung zum Ziel genommen und immer gesucht, einen Gedanken auszudrücken. Indessen, ihre Konzeption hat im allgemeinen keinen sehr phantastischen und unreellen Charakter, wie es in Indien und China der Fall ist. Das muß damit zusammenhängen, daß unsre Künstler, indem sie die Schönheiten der Natur umformen und auslegen, sich bemüht haben, sie auf einer kleinen Oberfläche wiederzugeben.

2. Der japanische Entwurf nimmt eine idealisierte Auslegung zum Ziel. Er ist seinen Überlieferungen viel treuer als der realistischen Darstellung der Gegenstände. Indessen exzelliert er darin, mit Intensität den synthetischen Charakter, die Ruhe, die Grazie, die Reinheit, die Vollendung der Formen auszudrücken. Er verfolgt immer die Verwirklichung eines Gedankens. Seine Absichten sind tief. Je mehr man den Entwurf eines Meisters betrachtet, desto mehr entdeckt man darin eine mächtige Kundgebung.

3. Die japanische Malerei zieht das typisch Schöne dem individuell Schönen vor. Es ist weniger das Leben des Individuums, das interessiert, als das Leben der Gattung. Das Schöne in ihr ist abstrakt. Diese Tendenz, die von einer hohen und mystischen Konzeption herrührt, paßt sich der buddhistischen Gedankenrichtung gut an, die die soziale Entwicklung weit über die individuelle stellt.

Auf demselben Wege wie die übrigen Künste ist auch die Malerei nach Japan gekommen und ist auf dem buddhistischen Gebiete bis heute unverändert geblieben, so daß von ihr im wesentlichen dasselbe gilt, was über die religiöse Skulptur gesagt wurde.

Geringe noch vorhandene Reste gehen bis ins 6. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zurück; das älteste vorhandene Bild auf Papier ist eine Darstellung des bereits erwähnten Prinzen Shotoku Taishi aus dem 7. Jahrhundert. Doch beginnt die Geschichte der japanischen Malerei eigentlich erst mit Kose Kanaoka im 9. Jahrhundert, der in Kyoto, das lange Zeit der Hauptsitz der alten Kunst blieb, eine Schule gründete. Gewissermaßen ihre Fortsetzung bildet die noch heute bestehende kaiserliche Schule von Tosa. Tsunetaka, der im 9. Jahrhundert kaiserlicher Hofmaler und gleichzeitig Untergouverneur der Provinz Tosa war, gab ihr den Namen; er gehörte der Familie der Fujiwara an, die, ohne Erbtitel, damals die Macht besaß. Die Japaner datieren von dieser Schule an den Beginn einer nationalen Malerei; es war eine ausgeprägt höfische Kunst, die dauernd in starren Banden blieb.

Der chinesische Einfluß erneuerte sich später, und zwar im Sinne eines Fortschrittes; der naturalisierte Chinese Josetsu brachte neue Anregung; seine Technik in Schwarz und Weiß bahnte einen freieren Stil an und brachte die Profanmalerei zu weiterer Entfaltung. Die neue Schule wurde dann im 15. Jahrhundert nach Kano Masanobu „Kano-Schule" benannt. Aus ihr ging eine lange Reihe berühmter Künstler hervor, beginnend mit Motonobu, dem Sohne des Stifters. Aus jener Zeit rührt die schon erwähnte Unter-

scheidung zwischen den Stilarten her, der einen mit den scharfen, eckigen Umrissen, der andern mit den weichen, verschwimmenden Formen. Zwei Größen dieser Schule im 17. Jahrhundert sind Tannyu und Tsunenobu. Von letzterem erzählt Gonse, daß in Paris eins seiner Bilder, zwischen eine Zeichnung Dürers, eine Skizze von Rubens und eine ausgezeichnete Studie von Rembrandt gehängt, seinen Platz neben letzterer behauptet habe. Diese Zusammenstellung ist ganz charakteristisch für das Skizzenhafte des japanischen „Bildes" und gerade Tsunenobu leistet mit wenigen, genialen, dicken Pinselstrichen in der charakteristischen Wiedergabe der Natur Außerordentliches, — indessen auch manches uns geradezu Unverständliche. Tannyu (1601—1674), ein außerordentlich fruchtbarer Künstler, scheint das Andeuten mit wenigen, anscheinend rohen Strichen auf den Höhepunkt gebracht zu haben. Ich muß bekennen, daß mir das Verständnis für das Bewundernswerte bei keinem japanischen Maler so schwer geworden ist wie bei diesem, und daß ich erst einen Begriff davon bekommen habe, als ich außer Kakemonos in Kyoto auch seine großartigen Wanddekorationen sah. Hier, namentlich im Nijo-Kastell, zeigt er sich als Dekorationsmaler ersten Ranges; auf dem Goldgrund der Fusuma der größeren Räume sieht man stilisierte Tiger zwischen Bambus und Adler auf Kiefern von ganz mächtiger Wirkung, in andern Gemächern höchst lebensvoll und naturalistisch grau in grau gemalte Wildgänse und Kraniche. Vielleicht seine berühmteste Leistung befindet sich in den zu dem abgebrannten Tempel Nanzenji in Kyoto gehörigen Wohnräumen. Auf den goldigen Fusuma sind Tiger und Leoparden gemalt; einer von jenen, der gierig Wasser trinkt, ist die Berühmtheit, und in der Tat kommt das Verdurstete, Gierige des Tieres mit mächtiger Kraft zum Ausdruck — allerdings nicht ohne starke Übertreibung und Verzerrung. Man muß daran denken, daß es in Japan keine Tiger gibt, daß zu jener Zeit keine zoologischen Gärten existierten, in denen ein Künstler auch an ausländischen Tieren mühlos und ungefährdet Studien machen konnte, und daß die japanischen Maler damals schwerlich zoologische Studienreisen nach dem asiatischen Festland gemacht haben werden. Das Modell des bei den Künstlern sehr beliebten Tigers, wie das mancher andern Tiere, z. B. des Elefanten, ist aus Indien und China herübergekommen und hat sich durch Zeichnungen und alte Tradition, vielleicht unterstützt durch den Anblick von Fellen, fortgeerbt. Dadurch erklärt sich, weshalb besonders auffallende Eigenschaften in der Darstellung so auf die Spitze getrieben werden, daß das Tier vom naturwissenschaftlichen Standpunkte gar nicht lebensfähig ist. Die hervortretenden riesigen Augäpfel erinnern an den Hund mit den Teetassenaugen im Andersenschen Märchen, und die katzenartige Schmiegsamkeit des Körpers ist so anschaulich zum Ausdruck gebracht, daß das Tier gar kein Knochengerüst zu haben scheint. Wenn trotzdem und trotz mancher Fehler im Größenverhältnis der Körperteile der Eindruck des Lebens und der richtigen Charakterisierung des Tigers hervorgerufen wird, muß wohl der Verfertiger ein Künstler im wahren Sinne des Wortes sein. — Ich konnte mich übrigens des Eindrucks nicht erwehren, daß mir diese merkwürdigen Bestien nicht neu seien; und in der Tat hatte ich sie in chinesischen Tempeln gesehen, was für die Richtigkeit meiner Annahme in bezug

auf die Herkunft spricht, und zwar zum erstenmal in Singapore, wo sie in merkwürdig verkürzten Reliefdarstellungen mit großen grünen Glasaugen erscheinen.

In Wandmalereien der Fusuma kann man aber auch einwandfrei Schönes ohne jede Verzerrung sehen. Außer den schon erwähnten Adlern Tannyus möchte ich hierhin die prächtigen Goldgrundmalereien in den Hongwanji-Tempeln zu Kyoto und Nagoya rechnen; durch Schneelast niedergedrückte Bäume (Kiefer, Pflaumenbaum, Bambus) sind von großartigster Wirkung, die durch ganz einfache Mittel in breitester Malerei erzielt wird; auch Pfauen, der fabelhafte Vogel Phönix und Raubvögel sind in der Vollendung dargestellt, und zwar in Nagoya ganz vortrefflich auf Holz — eine Art der Malerei, die leider vergänglicher zu sein scheint als die auf Papier.

Ich möchte nur noch einen Kano-Schüler des 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts erwähnen, der später zur Tosa-Schule übertrat, nämlich Korin, dessen dicker Farbenauftrag so sehr von dem Gebräuchlichen abweicht, daß man in diesem Lande der Tradition unwillkürlich nach einer Erklärung sucht. Er war nämlich gleichzeitig ein großer Künstler in Lackarbeit, und selbst Gonse, der in den alten japanischen Malern so viel bewundernswerte Eigenschaften wahrnimmt wie sonst wohl nur ein Eingeborener, sagt von ihm: „Seine Zeichnung ist eigentlich die Zeichnung eines Lackarbeiters; die chinesische Tinte fließt aus der Spitze seines Pinsels wie eine feste Masse.“ Ich erwähne das hauptsächlich, um erneut auf den unmittelbaren Übergang von der Kunst zum Kunstgewerbe hinzuweisen, der so weit geht, daß der Japaner eine technisch vollendete Ausführung unter Umständen als „Kunst“ bezeichnet, auch wenn weder die Form noch ein Schmuck durch Zeichnung oder dergleichen Anlaß dazu geben. Als Beleg hierfür schwebt mir namentlich ein ganz einfaches, schwarz lackiertes, niedriges Lesetischchen vor, dem lediglich der allerdings ganz vorzüglichen Lackarbeit wegen in der vorjährigen Industrieausstellung in Osaka ein Platz in dem Sondergebäude für „Kunst“ angewiesen wurde.

Jeder bedeutendere Maler gründete innerhalb der Kano-Schule einen besonderen Zweig, abgesehen von den Schulen, die unabhängig neben ihr entstanden, und schließlich bildete sich für jedes lebende Wesen, vom Affen bis zum Karpfen, ein Spezialistentum. Immer raffinierter wurde die Malerei im einzelnen, immer zahlreicher und fester die Regeln, immer geringer die Kraft — so gestaltete sich der Zustand unter der Herrschaft der Shogune aus der Tokugawa-Familie (1602—1868), unter der auch infolge völligen Abschlusses nach außen ein Stillstand im politischen und sozialen Leben eintrat. Während sich auf diesen Gebieten ganz im stillen und kaum angedeutet eine Reaktion vorbereitete, die erst im Jahre 1868 zum Sturz des Hausmeiertums und zur Wiederherstellung der Gewalt des Mikados führte, schien es, als wolle schon früher in der Malerei sich eine neue Richtung auf dem gesunden Boden der Natur und des Volkslebens Bahn brechen.

Anläufe zu einer solchen Kunst wurden schon in früheren Zeiten gemacht. Zuerst war es im 13. Jahrhundert der Priester Sojo Toba, der den Humor, vornehmlich in der schon erwähnten Tierhumoreske, zu seinem Recht brachte; dann kamen auch in der ernsten Kano-Schule die komischen Figuren der sieben

Glücksgötter, denen wir schon in der Skulptur begegneten, zu Ehren; aber erst Matahei im 17. Jahrhundert ließ sich, obwohl aus der alten Tosa-Schule hervorgegangen, herab, richtige Volkstypen zu malen. Er ist der geistige Vater eines neuen Stils, der durch Hokusai (1760—1848) auf den Höhepunkt gelangt ist und durch seine Fruchtbarkeit als Zeichner, sowie durch die Vervielfältigung einzelner Blätter und ganzer Bücher in schwarzem oder farbigem Druck eine außerordentliche Verbreitung erhielt. Ohne sich zu einer so übermäßigen Bewunderung für ihn zu versteigen wie Gonse, der von ihm sagt, er sei gleichzeitig der Rembrandt, Callot, Goya und Daumier Japans, ist zuzugeben, daß sein Zurückgehen auf die Natur und das Verlassen eines exklusiven Kreises von Darstellungsgegenständen ein großer Fortschritt war. Wir besitzen von ihm zahlreiche Landschaften, Veduten und Stimmungsbilder mit reicher Staffage und noch mehr Skizzen aus dem gewöhnlichen Volks- und Straßenleben, einzelne Figuren und Gruppen, sehr charakteristisch aufgefaßt, oft mit drastischem Humor wiedergegeben; ihr kulturhistorischer Wert überwiegt vielleicht noch den künstlerischen; an so manchen Gestalten, die zurzeit noch unverändert geblieben sind, kann man die Wahrheit der Darstellung noch heute feststellen. Die Wahl seiner Stoffe, seine scharfe Charakterisierung und Massenarbeit als Illustrator hatten die Folge, daß seine Zeichnungen mehr interessant und kennzeichnend als schön sind. Bei aller Wahrheit kommen viele Übertreibungen vor; die Umrisse sind oft eckig und seine Werke trotz der unmittelbaren Naturbeobachtung von Fehlern in der Perspektive, sowie in der Darstellung des menschlichen Körpers nicht frei, wie es ihm auch nicht gelang, alle Reste des Konventionellen abzustreifen. Immerhin bleibt es zu bewundern, mit welch außerordentlicher Kraft er den seit mehr als tausend Jahren auf der Kunst lastenden Bann brach. Mit Vorliebe zeichnete er die Einwirkung von Wind und Regen, und die komischen Figuren von Leuten, die ihres Regenschirms nicht mehr Herr sind, bilden für ihn eine unerschöpfliche Quelle des Humors. Das Problem, den Regen zu malen, löst er in primitivster Weise durch senkrechte oder schräge Striche. Im 19. Jahrhundert trat nun eine größere Zahl von Künstlern auf, die der neuen Richtung folgten, zum Teil Humoristen und Karikaturisten, alle Illustratoren. Unter ihnen steht Hiroshige (1786—1858) dem Hokusai am nächsten, seine Landschaften, die wir in vortrefflichen Farbendrucken von vollendeter Technik besitzen, übertreffen die des andern Meisters in bezug auf Naturwahrheit und Stimmung. Daß der Farbenholzschnitt in Japan sich schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelt hat und sehr hoch steht, ist bekannt, und man hat ihm bei uns eine sehr weitgehende Aufmerksamkeit zugewendet[1]). — Der bissigste Karikaturenzeichner ist der 1889 verstorbene Kiosai, wie er sich selbst oft zeichnet, „der betrunkene Affe und Narr," übrigens auch ein ausgezeichneter Tierdarsteller.

Man darf aber nicht glauben, daß diese Neuerer, die zum Teil Bilderbogenzeichner im eigentlichsten Sinne des Wortes waren, der alten Kunst

[1]) Siehe W. von Seidlitz, Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1897.

wesentlichen Abbruch taten. Der Geschmack der Gebildeten und der guten Gesellschaft stand einmal traditionell fest, und selbst die mehrerwähnte umfangreiche offizielle Publikation über die Geschichte der japanischen Kunst für die Pariser Weltausstellung 1900 weiß von Hokusai nur wenig zu sagen: „Hokusai hat mit bewundernswerter Hingebung ohne Rast gearbeitet und einen sehr eigenartigen Stil geschaffen. Seine Zeichnung ist frei, seine Komposition fruchtbar. Er hat alle die vielfachen Bilder aus dem Leben dargestellt und jedes von ihnen, ohne daran eine interessante Seite außer acht zu lassen." Diese gezwungene Anerkennung trifft das Wesen der Sache doch nicht. Gerechter ist man schon gegen Hiroshige, von dem es heißt: „Er ist immer gut in der Landschaft in Farben ... Seine Darstellung der Ferne wird von keinem andern Maler erreicht."

Einer der berühmtesten Maler des 19. Jahrhunderts ist Yosai, der 1878 starb, nachdem er einige Jahre vorher vom Kaiser den Titel „erster Maler Japans" erhalten hatte. Schon diese offizielle Anerkennung zeigt, daß er nicht den Standpunkt jener revolutionären Vulgärkünstler teilte, sondern die Malerei in aristokratischem Sinne nach alter Überlieferung übte. Trotzdem erscheint er als hervorragender Zeichner und Illustrator in dem Hauptwerk seines Lebens, das in zwanzig Bänden die Helden und berühmten Weisen Japans, mit gleichfalls von ihm herrührendem Text, darstellt.

In solcher Verfassung fand die neue Zeit der Meji-Periode die japanische Malerei, und augenblicklich befindet sie sich, wie die übrigen bildenden Künste, in einem noch ganz ungeklärten Übergangsstadium. Nebeneinander bestehen und werden auch in der kaiserlichen Kunstschule nebeneinander gepflegt zwei ganz verschiedene Richtungen, die historisch-japanische, nicht etwa an die volkstümlichen Künstler, wie Hokusai und Hiroshige anknüpfend, sondern an die alten klassischen Schulen, und die moderne, die die Malerei in europäischer Weise lehrt.

Es ist begreiflich, daß die eine Kunstrichtung des Lebens entbehrt, die andre der Eigenart. Es geht der Malerei darin wie der Maschinenindustrie; die Japaner haben es in der Nachahmung des Europäischen ziemlich weit gebracht, aber nichts Originelles gefördert. An ihren Ölbildern erkennt man die Pariser Ateliers; anmutend sind sie in der Regel nicht, wohl aber kraftlos und modernkonventionell. Das Porträt scheint noch auf tiefer Stufe zu stehen — die zahlreichen Ölbilder von Feldherren und gefallenen Offizieren im Waffenmuseum Yushu-kwan in Tokyo können überhaupt nicht als Kunstwerke gerechnet werden. Das Aquarell in europäischer Art sieht man meist als für die Fremden gemalte Vedute; die Befähigung der Japaner für seine Naturauffassung und zarte Tönung kommt hier doch nicht selten zur Geltung trotz der — leider durch die Not gebotenen — etwas gewerbsmäßigen Ausübung der Kunst. Es hat nicht den Anschein, als wenn von einer völligen Europäisierung der Malerei in Japan Heil zu erwarten sei. Alle Lebensbedingungen und Auffassungen sind hier so verschieden von den unsrigen, daß es einem völligen Verlassen des nationalen Bodens gleichkäme, wenn man dazu schreiten wollte. Wahre Kunst kann doch nur auf heimatlichem Boden gedeihen, und in der Tat werden

auch Versuche gemacht, im Anschluß an die alte Kunst zu reformieren, und da kommen denn freilich, anschließend an die alte Form und in gleichzeitiger Erinnerung an europäische Vorbilder, recht wunderliche Übergänge zum Vorschein, die vor allem verfehlt erscheinen, wenn der Japaner sich auf das ihm gänzlich fernliegende sentimentale Gebiet verirrt. Es ist keine Frage, daß noch echtjapanische Maler leben, die in der ererbten Art Vorzügliches leisten und auch von Europäern als wahre Künstler anerkannt werden müssen; ich nenne nur den berühmten, als Landschaftsmaler vortrefflichen Gaho Hashimoto in Tokyo. Aber das Bedürfnis einer Renaissance scheint sich doch immer mehr geltendzumachen, und daß diese nicht auf europäischen Akademien gewonnen werden kann, sondern nur im Zurückgehen auf die Natur im eigenen Lande, dafür spricht auch der Umstand, daß gegenwärtig die besten Leistungen in der Illustration bestehen, meist bestimmt, dem Fremden eine Erinnerung an Land und Leute mitzugeben. Es sind schließlich Buchhändlerspekulationen, aber die Künstler werden doch darauf geführt, wohin sie ihre Augen zu wenden haben, und wo die Wurzeln ihrer Kraft sind. Die Bahn, die Hokusai gewiesen hat, war, insofern es sich um das Hineingreifen in das wirkliche Leben handelt, die richtige, und da sollte unter systematischem Studium des menschlichen Körpers und der Natur überhaupt wieder angeknüpft werden. In Europa kann doch nur gelernt werden, was auf solchem Wege überhaupt zu erreichen ist, und außerdem die Technik. Man sollte aber von den Japanern nicht verlangen, europäische Schönheitsideale an Stelle der seinigen, ganz andersartigen zu setzen. Verwunderlich mutet es an, wenn in Frankreich ausgebildete Künstler Pariser weibliche Modelle mit unmöglich blondem Haar ganz ohne jegliche Bekleidung auf dem Rasen herumspazieren lassen. Geradezu scherzhaft war es, solche Bilder im Kunstpavillon der vorjährigen Industrieausstellung in Osaka unbeanstandet zu sehen, während die diesem Lande höchst unnatürlich stehende polizeiliche Prüderie, nur um zu europäisieren, sonst die wunderlichsten Dinge hervorbringt: Gleichzeitig konnte man nämlich in einer Ausstellung in europäischer Weise gemalter und gerahmter Aquarelle in dem Ausstellungsschuppen in Ueno-Park in Tokyo das Bild einer Dorfstraße sehen, in dem ein sorgsam zwischen Glas und Bild geschobenes Stück Papier etwas verdeckte. Wenn man näher zusah, so waren hier zwei Frauen gemalt, die nach Landessitte der Badetonne vor der Haustür entstiegen; das Stück Papier verhüllte schamhaft diese $2^1/_2$ cm hohen Figürchen, so daß nur Kopf und Füße zu sehen waren, — das geht doch noch über gewisse Bestrebungen bei uns! Hoffentlich besinnt man sich und stört nicht die Entwicklung einer gesunden Kunst.

Im übrigen wäre es sehr zu bedauern, wenn die eigenartige japanische Technik der neuen Zeit zum Opfer fallen sollte. Sie hat nicht nur ihren eigenartigen Reiz, sondern sie ist auch für das Kunstgewerbe ganz unentbehrlich, wenn es überhaupt japanisch bleiben soll. Auch dieses befindet sich auf einem Wendepunkt und hat schon eine starke Schwenkung nach Europa gemacht, obwohl es an sich auf höchster Stufe steht und seit geraumer Zeit die entsprechenden europäischen Bestrebungen außerordentlich und, wie mir scheint, sogar über Gebühr beeinflußt hat. Die eigene Hinneigung zum Europäischen

ist trotzdem erklärlich, weil der ausländische Markt zum Absatz gebraucht wird; die Zeiten, in denen der Künstler zufrieden war, seinen anspruchslosen Lebensunterhalt zu haben, und mit voller Hingabe nur der sorgsamsten Ausübung seiner Kunst lebte, sind auch in Japan vorüber; auch hier beherrscht der Gedanke an Gelderwerb alles, und man gewinnt den Eindruck, als bemühe man sich, in größter Eile früher Versäumtes nachzuholen. Die Folgen davon sind Geschmacklosigkeiten und Unsolidität; der europäische und amerikanische Markt wird mit Schundware überschwemmt, die kein Bild vom wahren japanischen Geschmack und Können gibt. Der Durchschnittsfremde hat kein Verständnis für die vielleicht übertrieben feinsinnige Auffassung des Japaners, nie zuviel zu dekorieren; er will möglichst viel für sein Geld haben und nach seiner Ansicht Japanisch-Charakteristisches. Das führt zu ganz unjapanischer Überladung und weniger solider Ausführung. Berechtigter und für die Kunst weniger gefährlich ist die Übertragung japanischer Dekoration auf europäische Gebrauchsgegenstände; man muß sogar anerkennen, daß das in der Porzellan- wie in der Silberindustrie oft mit großem Glück geschieht. Mit Vorliebe bedient man sich dabei der stilisierten Pflanzen, in deren Darstellung die Japaner Meister sind; sie wird sogar in der Kunstschule zu Tokyo systematisch gelehrt, die überhaupt die Ausbildung im Kunstgewerbe sehr sorgsam betreibt, — leider mit einer verhältnismäßig nur geringen Schülerzahl.

Eine große Gefahr für das japanische Kunstgewerbe wie für die eigentliche Kunst, namentlich die Malerei, liegt aber nicht allein in dem Streben nach Absatz um jeden Preis, sondern auch in der Unsicherheit, die seit der Europäisierung über die ganze Empfindungswelt gekommen ist. Der von der alten Gebundenheit gelösten Jugend imponierte nichts mehr als amerikanische Ungebundenheit, und dieselben Leute, denen bisher jedes Zuviel auf einem Kakemono ein Greuel war, verunzierten ihre schöne Landschaft durch das Aufstellen abscheulicher riesiger Reklamen nach dem Muster Amerikas — ein um so eigenartigerer Vorgang, als bei uns sich umgekehrt das Bestreben bemerkbar macht, durch japanische Anschauungen „künstlerisch" auf die Gestaltung der Plakate einzuwirken. —

Japan befindet sich mit seiner Entwicklung noch in einer Sturm- und Drangperiode und nicht zum mindesten auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Das Ergebnis ist noch nicht abzusehen, und kriegerische Zeiten, wie die gegenwärtigen, werden die Lösung der Frage nicht fördern. Trotzdem wird die endgültige Waffenentscheidung vielleicht nicht ohne Einfluß auf die Richtung der Kunst sein. Immerhin ist es bei dem hochgradigen, ja übertriebenen Selbstgefühl der Japaner wahrscheinlich, daß sie auf nationalem Boden bleibt; es fragt sich nur, ob in den alten Banden, oder ob durch unmittelbares Studium der Natur eine von japanischem Geschmack geleitete lebensfähige Kunst neu entsteht. Die Befähigung dazu ist anscheinend vorhanden; es fehlt nur noch am Durchdringen der richtigen Erkenntnis und an ernster Abwehr mechanischer Nachahmung des Europäischen.

Kants Erkenntnislehre und die moderne Biologie.

Von

J. Reinke.

Kants Einfluß ist, auch nachdem ein Jahrhundert seit seinem Hinscheiden verflossen, ein so gewaltiger geblieben auf das wissenschaftliche Denken der Gegenwart, daß jede Wissenschaft sich dieses Einflusses bewußt sein muß und seine Berechtigung prüfen sollte. Insbesondere gilt das für die Naturwissenschaft; denn Kant war nicht bloß Philosoph, sondern auch theoretischer Naturforscher. Dabei ist sein Standpunkt von einer so hohen Warte aus genommen, daß die Fortschritte der Naturforschung im letzten Jahrhundert kaum einen Einfluß auf die Beurteilung jenes Standpunktes ausüben können. Denn es handelt sich um Prinzipienfragen, die für alle Zeiten und jede Phase unsres Wissens Bedeutung behalten.

Der Naturforscher muß darüber zur Klarheit gelangen, was wir von der Natur wissen *können*; und damit verbindet sich die Frage, was Natur überhaupt sei. Zur Orientierung über diese Fragen wird Kant stets einer der vornehmsten Wegweiser bleiben. —

Gleich von vornherein muß ich *meine* Stellung gegenüber Kants Lehren dahin präzisieren, daß es mir kein würdiges Handeln gegen das Andenken des großen Mannes zu sein scheint, ihn als einen *unfehlbaren* Heros hinzustellen, der eine abgeschlossene Autorität repräsentiert, der man sich blindlings unterwerfen müsse; sondern bei aller Ehrerbietung gegen den Gedankenschatz, den Kant hinterlassen, ziemt uns, diese Gedanken sorgfältig zu prüfen und dasjenige, was unvergänglichen Wert hat, von dem zu sondern, was nur als Phase der Geschichte menschlichen Denkens in Betracht kommt. Die Bedeutung des letzteren besteht darin, zur Fortsetzung der durch Kant begonnenen Kritik anzuregen und somit sein eigenes Werk zu fördern.

Kants „erkenntnistheoretischer Kritizismus" hat zum Gegenstande die menschliche Erfahrung. Da aber alle Naturforschung, deren Ziel das Erkennen

der Wahrheit ist, sich auf der Erfahrung aufbaut und die Erfahrungstatsachen durch das Denken zu verknüpfen und zu beurteilen trachtet, so liegt die Wichtigkeit von Kants Arbeiten für die Naturwissenschaft auf der Hand.

Für den menschlichen Geist kommen drei Gebiete von Begriffen in Betracht: erstens das transzendentale, das vor aller Erfahrung (a priori) gegeben ist; zweitens das durch Erfahrung (a posteriori) zu erkennende; drittens das transzendente, welches jenseits jeder möglichen Erfahrung liegt.

Die Mittel des Geistes, sich auf dem Erfahrungsgebiete zu unterrichten, nennt Kant die Erkenntnisvermögen, deren er vier unterscheidet: sinnliche Wahrnehmung, Verstand, Vernunft, Urteilskraft. Durch die Sinnlichkeit wird uns Erfahrung übermittelt; die Wissenschaft besteht in Prüfung und Verknüpfung der Erfahrung durch Verstand, Vernunft und Urteilskraft.

Durch den Verstand bilden wir Begriffe; aus der Vernunft schöpfen wir Ideen; die Urteilskraft dient uns zu Urteilen und Schlüssen.

Ob diese Einteilung sich in aller Konsequenz aufrechterhalten läßt, ob Kant selbst immer strenge in der Scheidung jener „Erkenntnisvermögen" verfahren ist, kann hier nicht erörtert werden; nennt Kant doch selbst „reine" Vernunft das Vermögen zur Erkenntnis „aus Prinzipien a priori", während er sonst dem Verstande aprioriſche Erkenntnisbegriffe zuteilt. Interessant ist dabei, daß Kant die gesamte Philosophie einteilt in theoretische oder Naturphilosophie und in praktische oder Moralphilosophie (Kr. d. Urt., Einl. I). Darin zeigt sich, daß seine Erkenntnislehre unmittelbar für die Naturwissenschaft zu arbeiten sucht.

Die gesamte theoretische Philosophie Kants wird nur verständlich, wenn man sich darüber klar ist, daß er in seinen mit Aufwand des größten Scharfsinns durchgeführten Untersuchungen nur wenig über die ihm a priori gewiß dünkenden Erkenntnisbegriffe hinauskommt, und daß er im Zusammenhang damit eigentlich nur Interesse zeigt für apodiktisch gewisse Urteile und Beweise, während er die a posteriori, d. h. durch eigentliche Erfahrung gewonnenen Wahrheiten beinahe übergeht und die Methode des induktiven Beweises, der nur zu mehr oder weniger hohen Wahrscheinlichkeitsgraden führt, anscheinend geflissentlich ignoriert. Da aber gerade die induktive Methode der Indizienbeweise für den Naturforscher von allergrößter Wichtigkeit ist und apodiktische Beweisführung sich ihm nur auf ganz beschränktem Gebiete anwendbar zeigt, so haben die Naturforscher Kant vielfach nur ein geringes Interesse entgegengebracht.

Endlich ist nicht außer acht zu lassen, daß der Ursprung des Erkennens im Willen zu suchen ist, und daß alles Erkennen durch Fühlen und Denken mehr oder weniger beeinflußt wird.

Aber bei Festhalten seiner etwas einseitigen Interessen gibt uns Kant eine klare Theorie des Zustandekommens der Erfahrung, und diese ist es, die meines Dafürhaltens auch noch heute für den Naturforscher von hoher Bedeutung ist, und die, sobald man am Gegensatze von einem Subjekt und einem Objekt des Erkennens festhält, in ihren Grundlagen unerschütterlich feststeht.

Mit dem sogenannten erkenntnistheoretischen Idealismus stimmt Kants Erkenntnislehre darin überein, daß er das Gesamtgebiet der Erfahrungen in die subjektive Sphäre des Menschengeistes verlegt. Die Erfahrung hat es nur mit einer Welt der Erscheinungen zu tun, d. h. wir erfahren niemals, wie die Dinge „an sich selbst" beschaffen sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen, weil ihre Erkenntnis von den Sinnen und den Kategorien, d. h. den a priori gegebenen, den angeborenen Eigenschaften des Verstandes, beeinflußt wird. Darum kommt diesen Kategorien eine so ungeheure Bedeutung zu, die Kant veranlaßte, den Hauptteil seiner Geistesarbeit auf die Feststellung jener aprioriischen Verstandesbegriffe zu verwenden. Daß Kant hierbei gerade zwölf Kategorien unterscheidet, kann heute nur noch als Kuriosum gelten; Schopenhauer hat dieselben später auf drei, nämlich auf Raum, Zeit und Kausalität, reduziert; wenn später E. v. Hartmann mit Recht hervorhob, daß auch die Finalität eine Kategorie sei, so befindet er sich insofern in Übereinstimmung mit Kant, als dieser wiederholt der Finalität aprioriische Bedeutung zugeschrieben hat. Für uns aber wird es genügen, wenn wir in der ganzen folgenden Betrachtung uns auf die Kategorien des Raumes, der Zeit und der Kausalität beschränken.

Unser Geist lebt nach Kant in einer Welt der Erscheinungen oder Vorstellungen, und diese Vorstellungen müssen im Rahmen von Raum, Zeit und Kausalität ablaufen, weil unser Verstand nur in diesen, ihm a priori gegebenen Denkformen vorzustellen vermag. Die Erscheinungen sehen wir darum räumlich und zeitlich geordnet; eine unräumliche und unzeitliche Vorstellung ist für uns gar nicht denkbar. Alles Positive können wir hinwegdenken; die Schemata des Raumes, der Zeit und der Kausalität bleiben dann immer noch übrig in unserm Verstande.

Man hat die Theorie Kants schlechtweg als Idealismus bezeichnet. Darunter versteht man die Lehre, daß außer unsern Erscheinungsbildern überhaupt nichts existiere, daß jene die Wirklichkeit selbst sind.

Dagegen, daß seine Theorie „Idealismus" sei, hat Kant lebhaften Widerspruch erhoben. Er geht so weit, sie als Gegenteil von Idealismus zu bezeichnen, und meint, seine „Protestation wider alle Zumutung eines Idealismus sei bündig und einleuchtend". Er formuliert die eigene Lehre vielleicht am klarsten in folgenden Worten: „Es sind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenstände unsrer Sinne gegeben, allein, von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. die Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsre Sinne affizieren." (Prolegomena § 13.)

Dieser Gegensatz der Erkenntnistheorien ist allerdings groß genug. Im Idealismus wird die gesamte Erfahrung in die Innenwelt des Geistes verlegt, er ist monistisch; Kants Theorie dagegen ist dualistisch, denn er unterscheidet unser wahrnehmendes Subjekt von den wahrgenommenen Objekten der Außenwelt, wenn er auch leugnet, daß wir aus den Erscheinungen der Dinge, die wir wahrnehmen, Schlüsse ziehen können auf die Beschaffenheit der Dinge, wie sie ohne uns, wie sie „an sich selbst" sind.

Diese Unterscheidung einer objektiven Welt, die, unsre Sinnlichkeit beeinflussend, dadurch unsre Bewußtseinswelt, unsre Erfahrungen hervorbringt, wird sich jeder Naturforscher gern gefallen lassen. Denn daß die Erfahrung ein Produkt aus der Beschaffenheit der „Dinge an sich" und unserm Erkenntnisvermögen ist, kann nicht bestritten werden; es muß auch die Möglichkeit zugelassen werden, daß die Dinge an sich ganz andre Eigenschaften besitzen als jenes Produkt, d. h. als die Vorstellungen. Darum sind die „Dinge an sich" für uns transzendent, d. h. jenseits jeder möglichen Erfahrung gelegen, durch keine Erfahrung erreichbar.

Es ist ein glücklicher Ausdruck E. v. Hartmanns, wenn er unsre Vorstellungen die Bewußtseinsrepräsentanten der transzendenten Dinge an sich nennt. In der Erfahrung gegeben sind uns nur Vorstellungen, nur Erlebnisse; und wollen wir vom Erleben zu einem Geschehen ohne uns gelangen, so ist dazu eine Abstraktion aller Elemente unsres Ich vom Erlebten nötig, und diese geschieht nur durch logisches Schließen unsrer Vernunft.

Daß Kant keineswegs Bedenken trägt, seine Schlußfolgerungen auf das Gebiet des Transzendenten auszudehnen, beweist klar die oben mitgeteilte Stelle aus den „Prolegomenen". Denn so sehr Kant immer wieder versichert, das verstandesmäßige Erkennen erstrecke sich nur auf Gegenstände möglicher Erfahrung, und obgleich er sagt, Natur und mögliche Erfahrung seien ein und dasselbe, ist der Begriff der „Dinge an sich" doch schon eine bedeutsame Konzession an diejenige erkenntnistheoretische Lehre, die man im Gegensatz zum Idealismus als Realismus zu bezeichnen pflegt[1]).

Kant geht in bezug auf das Erkennen der Dinge an sich noch weiter. Wohl hat er die Unterscheidung eines Nebeneinander (räumlich) und eines Nacheinander (zeitlich) ebenso wie die kausale Verknüpfung in die subjektive Sphäre der Verstandeskategorien verlegt, doch die kausale Wirkung der Dinge an sich auf unsre Sinnlichkeit ist für ihn ein Axiom, mit dem seine ganze Theorie steht und fällt. Damit hat er die Kausalität nicht ausschließlich in das Subjekt des Verstandes verlegt, sondern ausdrücklich auch den Dingen an sich als Eigenschaft beigelegt. Denn wenn die Kausalität die Brücke bildet zwischen der Erscheinungswelt und der Welt der Dinge an sich, so wird sie damit auch diesen letzteren zugeschrieben, und wir können nicht daran zweifeln, daß die Dinge an sich auch ohne unser Zutun kausal aufeinander wirken.

Da dieser Teil von Kants Lehre, der sich auf die „Dinge an sich" bezieht, in den Darstellungen seiner Philosophie meist nicht nach Gebühr gewürdigt wird, seien noch einige der entscheidenden Stellen aus seinem reifsten erkenntnistheoretischen Werke[2]), den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", hier mitgeteilt.

---

[1]) Übrigens nennt Kant seine Lehre transzendentalen oder „besser" kritischen Idealismus (Prol. § 13 am Schluß).

[2]) Die „Kritik der reinen Vernunft" kommt mir in ihrer schriftstellerischen Schwerfälligkeit und Breite immer vor wie ein Aktenbündel mit dem Quellenmaterial von Kants Lehre, während die zwei Jahre später erschienenen „Prolegomena", die den Inhalt der „Kritik" wiederholen, das Plaidoyer bilden.

Dort heißt es in § 32:

„In der Tat, wenn wir die Gegenstände der Sinne, wie billig, als bloße Erscheinungen ansehen, so gestehen wir hierdurch doch zugleich, daß ihnen ein Ding an sich selbst zum Grunde liege, ob wir dasselbe gleich nicht, wie es an sich beschaffen sei, sondern nur seine Erscheinung, d. i. die Art, wie unsre Sinne von diesem unbekannten Etwas affiziert werden, kennen."

Indem Kant die Dinge an sich auch Gedankenwesen oder Noumena nennt, sagt er in § 57, die Betrachtung derselben sei noch möglich gerade

„auf der Grenze alles erlaubten Vernunftgebrauches; denn diese gehört ebensowohl zum Felde der Erfahrung als dem der Gedankenwesen." — „Wir halten uns auf dieser Grenze, wenn wir unser Urteil bloß auf das Verhältnis einschränken, welches die Welt zu einem Wesen haben mag, dessen Begriff selbst außer aller Erkenntnis liegt, deren wir innerhalb der Welt fähig sind."

Endlich in § 59:

„Auf solche Weise bleibt unser obiger Satz, der das Resultat der ganzen Kritik ist, daß uns Vernunft durch alle ihre Prinzipien a priori niemals etwas mehr als lediglich Gegenstände möglicher Erfahrung und auch von diesen nichts mehr, als was in der Erfahrung erkannt werden kann, lehre; aber diese Einschränkung hindert nicht, daß sie uns nicht bis zur objektiven Grenze der Erfahrung, nämlich der Beziehung auf etwas, was selbst nicht Gegenstand der Erfahrung, aber doch der oberste Grund aller derselben sein muß, führe."

Wenn Dinge der Außenwelt kausal auf unsre Sinnesorgane wirken, so wirken damit Dinge an sich auch kausal aufeinander ein, und die Kausalität gilt nicht bloß in der subjektiven, sondern auch in der objektiven Sphäre, wie E. v. Hartmann es ausdrückt. Gilt nun von Raum und Zeit ein gleiches?

Kants Lehre bemüht sich, mit besonderer Ausführlichkeit nachzuweisen, daß räumliche und zeitliche Beziehungen der Vorstellungswelt angehören, da sie abhängen von aprioriſchen Eigenschaften unsres Verstandes. Darüber, ob Raum und Zeit lediglich der subjektiven Sphäre angehören, spricht meines Dafürhaltens Kant sich nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit aus. In allen Wiedergaben seiner Lehre findet sich allerdings die Deutung, daß Kant sie als rein subjektive Verstandeskategorien angesehen habe. In bezug auf den Raum sagt Kant ausdrücklich, es sei seine Meinung, „daß die Vorstellung vom Raume dem Verhältnisse, was unsre Sinnlichkeit zu den Objekten hat, vollkommen gemäß sei" (Prol. § 13 Anm. II). Das ist eine interessante Äußerung, obschon keineswegs ein Zugeständnis, daß es außer dem subjektiven Raume auch einen objektiven Raum gibt. Allein, wenn Kant zur Grundlage seiner ganzen Erkenntnistheorie macht, daß die Dinge an sich unsre Sinnlichkeit „affizieren", um uns erscheinen zu können, so kann er sich solche Wirkung kaum anders denken, als daß die wirkenden Dinge sich bewegen. Unter Bewegung eines Dinges verstehen wir aber eine räumlich-zeitliche Veränderung desselben. Etwas Bewegungsloses kann nicht wirken, nicht „affizieren". Nur wenn sie der Bewegung fähig sind, können Dinge Empfindung und damit Erscheinungen in unserm Bewußtsein hervorbringen. Darum können wir uns die „Dinge an sich" nicht unbeweglich denken; mit der Bewegung sind aber Raum und Zeit für die Welt der Dinge an sich ge-

geben. Somit würden die Kategorien nicht nur in der subjektiven Sphäre des menschlichen Bewußtseins, sondern auch in der objektiven Sphäre der „Dinge außer uns" Geltung haben. Ob freilich Kant diese Konsequenz gezogen hat, bleibt zweifelhaft; sonst würde seine aus idealistischen und realistischen Elementen gewobene Erkenntnistheorie gradezu „transzendentaler Realismus" geworden sein, wie ihn E. v. Hartmann vertritt, und wie er den Grundsätzen der Naturforschung meines Dafürhaltens am meisten entspricht.

Wenn wir das realistische Element mit dem idealistischen in Kants Lehre vergleichen, so tritt ersteres in seinen Schriften quantitativ allerdings sehr zurück, und die Bezeichnung: „kritischer Idealismus mit realistischer Unterströmung" ist nicht unberechtigt. In breitester Ausführung wird von Kant der Gedanke immer wiederholt, daß die Kategorien apriorische Denkschablonen des Verstandes sind, und man kann es den Kant-Auslegern nicht verargen, wenn sie seine Lehre dahin zusammenfassen, daß erst durch unsern Verstand Raum, Zeit, Kausalität, Finalität in die Natur „hineingetragen" werden. Geht doch Kant selbst so weit — und das ist ein Punkt, der den modernen Naturforscher ganz besonders nahe angeht —, zu erklären, die „oberste Gesetzgebung der Natur" liege in uns selbst, d. h. in unserm Verstande.

„Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor." (Prol. § 36.) „Der Verstand legt die Gesetze in die Natur hinein." (Prol. § 37.) „Der Verstand ist der Ursprung der allgemeinen Ordnung der Natur, indem er alle Erscheinungen unter seine eigenen Gesetze faßt." (Prol. § 38.) „Der Verstand ist a priori gesetzgebend für die Natur als Objekt der Sinne." (Kr. d. Urt., Einl. IX.)

Zu dieser Folgerung gelangt Kant, weil wir es nicht mit den Dingen an sich zu tun haben, die von den Bedingungen der Sinnlichkeit und des Verstandes unabhängig sind, sondern mit der Natur als dem „Inbegriff aller Gegenstände der Erfahrung" (Prol. § 16), d. h. mit der Erscheinungswelt. Nichtsdestoweniger erkennt Kant in den 1786 erschienenen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" an, die Notwendigkeit der Gesetze hänge dem Begriffe der Natur unzertrennlich an, wobei er die Naturlehre in Körperlehre und Seelenlehre einteilt (Vorrede).

Damit sind wir an den springenden Punkt in Kants Lehre gelangt, an dem es zu einem Zusammenstoß derselben mit der modernen Naturwissenschaft, speziell der Biologie kommen muß; es ist der Begriff des a priori, der aprioriischen Eigenschaften des menschlichen Verstandes.

Was heißt a priori? Was heißt es, wenn Kant sagt, die Kausalität sei ein Naturgesetz a priori? (Prol. § 15.) Gibt es wirklich ein a priori? das sind die Fragen, die sich nunmehr in den Vordergrund drängen, auf die nicht bloß der Philosoph, sondern auch der Naturforscher, der Biologe eine Antwort zu erteilen das Recht und die Pflicht hat.

Kant erklärt das a priori für eine transzendentale Eigenschaft unsres Verstandes, d. h. eine Eigenschaft, die dem Verstande vor aller Erfahrung innewohnt, die ihm gegeben ist, bevor er irgendeine Erfahrung gemacht haben konnte. Man könnte daher das a priori einfach mit „verstandes-

gemäß" oder mit „denknotwendig" übersetzen. Ihm steht das a posteriori gegenüber, dasjenige, was wir durch Erfahrung erworben haben.

An einer Stelle der „Kr. d. praktischen Vern." (1. T. II. B. 2. Hptst. VII am Schluß) wirft Kant die Frage auf, ob die Kategorien angeboren oder erworben seien, und diese Frage scheint ihm etwas unbehaglich zu sein, denn seine Antwort darauf ist ein Muster von Unklarheit. Angeboren sollen sie nicht sein; „wenn man sie aber für erworben hält", so usw. — folgt ein Satz, der es völlig dunkel läßt, ob das für „erworben" halten zulässig sei oder nicht; und es befriedigt in diesem Zusammenhange kaum, wenn Kant versichert, sie seien nicht empirischen Ursprungs, sondern a priori hätten sie „im reinen Verstande Sitz und Quelle".

Von seiten der Naturforschung hat kürzlich Wilh. Ostwald die Frage des a priori erörtert, und er beantwortet sie in bündiger Weise folgendermaßen: „Für den heutigen Naturforscher gibt es keine Erkenntnis a priori und daher auch kein apodiktisches Wissen. Urteile a priori sind überhaupt nicht möglich, und alles Wissen stammt aus der Erfahrung. Auch die nach Kant a priori gegebenen Formen der Erfahrung und Erkenntnis stellen sich uns dar als durch Übertragung von Generation zu Generation festgelegte, durch Zweckmäßigkeit gesicherte Normen oder Regeln, nach denen wir unsre Erfahrungen zu ordnen pflegen." (Ann. d. Naturphil. I S. 52.)

Ich selbst habe mir als Anhänger der besonders durch E. v. Hartmann vertretenen realistischen Erkenntnistheorie folgende Erklärung für Kants a priori gebildet. In Übereinstimmung mit Kant kann ich nicht daran zweifeln, daß Kausalwirkungen auch zwischen den Dingen an sich stattfinden. Wenn aber überhaupt etwas in der Welt der Dinge an sich geschieht, so hat dies Geschehen die Zeit zur Voraussetzung; denn Geschehen ist eine Zustandsänderung in der Zeit. Jedes Wirken oder „Affizieren" hat aber, wie schon ausgeführt wurde, Bewegung zur Voraussetzung; wirken also die Dinge an sich, so können sie nur im Raume wirken. Daher gelten die Kategorien nicht nur in unserm Verstande, sondern auch in der Welt der „Dinge ohne uns". Das ist ein Schluß unsrer Vernunft aus etwas Bekanntem auf etwas Unbekanntes, wie wir ihn im täglichen Leben tausendfältig üben, wie wir aus unserm Bewußtsein schließen, daß auch die übrigen Menschen ein Bewußtsein besitzen, was wir unmittelbar nie erkennen können.

Ich gebe Kant sein „a priori" insofern vollständig zu, als ich anerkenne, daß der Mensch seit seiner Geburt, also vor aller Erfahrung, durch die Beschaffenheit seines Verstandes gezwungen ist, in den Kategorien von Zeit, Raum, Kausalität zu denken und vorzustellen. Gerade so ist der Mensch a priori gezwungen, zu atmen, sich zu bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen und überhaupt zu denken und vorzustellen. Weil der Mensch zur Natur gehört, unterliegt er auch dem großen Grundgesetze, das alle lebendigen Wesen beherrscht, dem Gesetze der Anpassung an die Bedingungen seiner Existenz.

Jede Pflanze, jedes Tier ist seiner Umgebung, seiner Außenwelt angepaßt. Ändert sich diese Umgebung, so folgt der Organismus jener Änderung durch Änderung der bisherigen Anpassungsform, oder er geht zugrunde. Die

Flossen und Kiemen sind Anpassungsorgane des Fisches, die Flügel Anpassungen des Vogels und Schmetterlings an ihre Lebensweise. Muskeln sind ganz allgemein Anpassungen an die Notwendigkeit der Bewegung. Muskeln, Flügel, Flossen sind Organe a priori, d. h. sie müssen vor aller entsprechenden Bewegung da sein, wenn sie einen Sinn haben sollen. Der Schmetterling ist durch seinen Rüssel dem Honigsaugen angepaßt, die Raupe mit ihren Kauwerkzeugen dem Zernagen von Blättern — ein Beweis, daß auf verschiedenen Entwicklungsstufen eines und desselben Tiers verschiedene Anpassungen erforderlich sind. So zeigt die Embryologie eine stetige Veränderung in den Anpassungen der werdenden Organe.

Sollten von diesem allgemeinen Gesetze — und daß wir es der Natur vorschreiben, nicht aus der Natur ablesen sollten, ist für mich ein absurder Gedanke — allein die geistigen Eigenschaften des Organismus, speziell des Menschen, eine Ausnahme machen? Gehören sie nicht so gut zur Natur wie die körperlichen? Haben sie sich nicht entwickelt aus einer Eizelle so gut wie Gehirn, Lunge, Herz, Sinnesorgane? Nein, der Organismus wäre völlig undenkbar, wenn die Eigenschaften des Verstandes nicht a priori angepaßt wären der geistigen Tätigkeit, ohne die der Mensch nicht leben, nicht gedacht werden kann. Hier handelt es sich um ein höchstes Naturgesetz, ein biologisches Gesetz, dem geistige wie körperliche Eigenschaften in gleicher Weise unterworfen sind.

Alle Anpassungsformen des Körpers, wie Lunge, Kiemen, Fortpflanzungsorgane, sind dem Organismus so gut a priori gegeben wie die Denkformen der Kategorien. Beide Gruppen von Eigenschaften werden erblich von einer Generation auf die andre übertragen; sie entwickeln sich miteinander aus einer einfachen Zelle, die keine dergleichen Eigenschaft erkennen und unterscheiden läßt. Will man an ihren Erwerb im Laufe der Erdgeschichte denken, so liefert die Deszendenztheorie den geeigneten Boden für derartige Spekulationen. Nehmen wir aber das Individuum, z. B. das menschliche, in seiner Entwicklungsgeschichte aus dem Ei als etwas Gegebenes hin, so sind alle Eigenschaften desselben, mögen sie körperliche oder psychische Anpassungen sein, a priori in ihm vorgebildet.

So vermag ich Kants Lehre von der Apriorität der Denkformen, speziell der Nötigung, im Rahmen von Zeit, Raum und Kausalität vorzustellen, vollkommen anzuerkennen und sehe doch keinen Grund zu der Behauptung, daß jene Kategorien ausschließlich in der subjektiven Sphäre die Herrschaft üben. Im Gegenteil: die Analogie mit der Anpassung der Körperformen führt mich zu der Überzeugung, daß jene aprioriſchen Denkgesetze gar nicht existieren, gar keine gegebenen Eigenschaften des Verstandes sein würden, wenn sie nicht notwendig wären für das Leben des Menschen in seinen vielseitigen, auch geistigen Beziehungen; wenn sie nicht außer uns gegebenen Realitäten entsprächen. Mir ist es wahrscheinlich, daß wir den Raum dreidimensional vorstellen, weil er in der Welt der „Dinge ohne uns“ dreidimensional ist, und ich glaube ferner, daß, so wenig die Organisation unsrer Muskeln und Gelenke, unsrer Ohren und Augen, unsrer Lunge und unsres Magens uns betrügt und im Miß-

verhältnis zu ihren Leistungen und zur Außenwelt steht, daß ebensowenig unser Verstand mit seinen gegebenen Vorstellungsformen und die übrigen „Erkenntnisvermögen" uns belügen oder Anlaß geben zu einem erkenntnistheoretischen Idealismus, gegen den auch Kant sich verwahrt, und der in seiner Konsequenz zur Absurdität des Solipsismus hinführt, d. h. zu der Meinung, man könne aus der Vorstellung des eignen Bewußtseins nicht mit Sicherheit auf die Existenz fremden Bewußtseins und überhaupt einer Außenwelt schließen.

Auf diese Weise können wir meines Dafürhaltens zu einer weitgehenden Harmonie gelangen zwischen Kants wichtiger Lehre von der Apriorität der Eigenschaften des Verstandes und dem Standpunkte der Biologie, wie er heute sich allgemeiner Geltung erfreut. Es macht mir den Eindruck, als ob Kant selbst einen solchen Zusammenhang wenigstens von ferne erschaut habe; die oben angeführte Äußerung über den Raum läßt sich in diesem Sinne deuten. Besonders beachtenswert scheint mir seine Erklärung zu sein: es werde

„die Zusammenstimmung der Natur zu unserm Erkenntnisvermögen von der Urteilskraft a priori vorausgesetzt" (Kr. d. Urt., Einl. V).

Kultur und Darwinismus.

Die Bevölkerung des Deutschen Reiches wird bei der nächsten Volkszählung (1. Dezember 1905) wahrscheinlich gegen 61 Millionen betragen. Sie nimmt jetzt jedes Jahr um volle 900 000 Seelen zu und bedeutet die Grundtatsache wie anderseits die Wirkung aller derjenigen Fortschritte, in denen uns die Blüte des neuen Reiches entgegentritt. Bei dieser Zunahme ist nicht nur die starke Zahl der jährlichen Geburten beteiligt, sondern auch die Abnahme der jährlichen Sterbefälle. Ja, der letzte Grund ist von so wesentlichem Einfluß, daß er die Abnahme der (immerhin noch starken) Zahl der Geburten überwiegt. So war im Jahre 1902 die Zahl der Geburten 36,2 auf Tausend der lebenden Bevölkerung gegen 40,7 im Jahrzehnt 1871 bis 1880; aber die Sterbefälle betrugen nur 20,5 gegen 28,8 in demselben Jahrzehnt. Die Folge davon war die, daß im Jahre 1902 der Geburtenüberschuß 15,6 betrug, dagegen 1871 bis 80 nur 11,9.

Es gibt keine Erscheinung im Gebiete des Bevölkerungswesens, welche — so sollte man meinen — eine so unbedingt erfreuliche ist wie die Abnahme der Sterblichkeit. Denn ob man aus den Empfindungen des einzelnen Familienlebens oder aus dem Standpunkte der Volksgesamtheit urteilt, immer ist die Erhaltung des Lebens, das einmal ins Dasein getreten, das Wünschenswerte, die Vernichtung desselben das zu vermeidende oder zu vermindernde Übel. Während die starke Geburtenzahl als eine problematische Erscheinung betrachtet werden kann, da ihr die Frage gegenübertritt, ob die Unterhaltsbedingungen entsprechende seien, ist jede Verminderung der Sterblichkeit ein Gut und ein Ziel des Fortschritts.

Und dennoch wird selbst dieser Fortschritt in Frage gestellt; ja, mächtige Anschauungen des Zeitalters treten ihm entgegen. Denn das, was wir als eine Tatsache aus der Bevölkerungsbewegung des Deutschen Reiches hier mitgeteilt, ist nur ein hervorragendes Beispiel aus dem ganzen Kulturfortschritt des letzten Jahrhunderts. Es ist der allgemeine Einfluß, der sich ebenso in andren Kulturstaaten und ebenso in voraufgehenden Menschenaltern wie im letztverflossenen kundgibt, der Einfluß wachsenden Wohlstandes und wachsender Gesundheitspflege auf die Erhaltung des Lebens und hier wiederum auf die Erhaltung des am meisten gefährdeten Lebens der ersten Monate und Jahre der Neugebornen.

Der Störenfried, der in die Genugtuung über diesen Fortschritt hereinbricht, ist die stolze Lehre, die sich an den Namen von Charles Darwin knüpft, die Lehre von der Auslese durch den Kampf ums Dasein. Für unsern Fall lautet sie also: Die Nachkommen desselben Elternpaares sind unter sich nicht gleich; sie unterscheiden sich nach der Höhe ihrer körperlichen und geistigen Begabung, nach dem Grad ihrer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Schädlichkeiten. Kräftigere und widerstandsfähigere vermögen Schädlichkeiten, die sie treffen, z. B. fehlerhafte Kost oder Ansteckungsstoffe, zu überwinden und abzuwehren, während die schwächeren Indivi-

duen daran zugrunde gehen. Die ersteren erreichen daher viel häufiger das Alter der Geschlechtsreife als die letzteren und pflanzen sich daher auch in viel zahlreicheren Nachkommen fort. Da nun kräftige und widerstandsfähige Eltern im Durchschnitt eine größere Zahl tüchtiger Sprößlinge erzeugen als schwächliche Eltern, so muß diese rechtzeitige Ausmerzung von Schwächlichen und Kränklichen die Rasse vor Entartung schützen und ihrer fortschreitenden Verbesserung entgegenführen. Je schärfer der Kampf ums Dasein, je rücksichtsloser die Ausjätung der minderwertigen Exemplare aus dem Garten des Volkes, bevor sie ihre schlechten Früchte tragen können, — um so vollkommener muß die Rasse emporblühen. Insbesondere ist die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit eine segensreiche Einrichtung der Natur, indem sie die wertlosen Exemplare frühzeitig und verhältnismäßig schmerzlos beseitigt. Die Gesundheit und Kraft des Bauernstandes wurzelt, nach der Meinung der Anhänger Darwins, hauptsächlich in seiner großen Kindersterblichkeit. Daher ist es, vom Rassenstandpunkt aus betrachtet, ein törichtes und verwerfliches Unterfangen, wenn die Hygiene diese Schädlichkeiten, die nach dem Ratschluß der Natur in Wahrheit Nützlichkeiten sind, zu beseitigen trachtet und dadurch Tausenden und Abertausenden von solchen Exemplaren zur Fortpflanzung verhilft.

So weit die Anhänger Darwins. Man begreift, was auf dem Spiele steht. Haben sie recht, so ist nicht bloß eine gewisse Richtung unsrer heutigen Medizin und Gesundheitspflege hinfällig, nein, die ganze sittliche Weltanschauung, die ganze Moral, welche unsren öffentlichen Anstalten und gemeinnützigen Bestrebungen zugrunde liegt, für Armenpflege, Arbeitergesetzgebung, Sozialpolitik u. s. w., — ist vor dem eisigen Richterspruch der modernen Naturwissenschaft als eitel Torheit und Verirrung abgetan, als ein sentimentaler Selbstbetrug, der in die weise Ordnung der Natur einzugreifen sich erdreistet. In der Tat fehlt es keineswegs an ähnlichen Äußerungen, die uns immer wieder die Freude an alledem verderben wollen, was uns als der Kern des heutigen sozialen Fortschritts erscheint. Zumal bemerken wir mit Mißbehagen, wie sehr solche Ansichten denjenigen Leuten zur Genugtuung gereichen, welche den bequemeren und engherzigeren Weg zu wandeln vorziehen, — nichts zu tun und an dem eigenen Wohlbefinden sich genügen zu lassen.

Da hat nun auf der letzten Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene zur Widerlegung der darwinistischen Ansicht und zur Verteidigung der Würde des eigenen Berufes der Münchner Hygieniker Max Gruber einen vortrefflichen Vortrag gehalten, welcher in eingehender Weise mit statistischem Zahlenmaterial die Haltlosigkeit jenes scheinbar so gesicherten naturwissenschaftlichen Standpunktes nachweist[1]). Gruber zeigt zunächst, daß, wenn die Schärfe der Auslese durch äußere Schädlichkeiten, durch Krankheit und Tod, das maßgebende würde für die Güte der Rasse, dann die auf tiefster Kulturstufe stehenden, unter den ungünstigsten Bedingungen lebenden Naturvölker, wie Eskimos und Feuerländer, die körperlich tadellosesten Menschen sein müßten, daß die Urbewohner Europas unendlich vollkommnere Wesen gewesen sein müssen als die heutigen Kulturmenschen, die Armen zu jeder Zeit und heute vollkommner als die Wohlhabenden. Denn die Zunahme der Kultur und des Wohlstandes bringt unvermeidlich (und soll bringen) eine Milderung des Kampfes ums Dasein. Indessen, nichts von alledem trifft zu. Prof. Gruber geht auf die ziffermäßige Kritik des mannigfaltigen einschlägigen Materials ein. An dem Vergleiche von Körperlänge und Körpergewicht in den verschiedenen Volksklassen zeigt er, daß man keinesfalls berechtigt sei, von einer allgemeinen Degeneration der modernen Kulturvölker zu sprechen, daß höchstwahrscheinlich sogar eine körperliche Verbesserung stattfinde; mindestens scheine kein Zweifel darüber zu bestehen, daß die

[1]) „Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?" Von Professor Dr. Max Gruber, Direktor des Hygienischen Instituts der Universität München. Sonderausgabe des in der „Münchener medizinischen Wochenschrift" veröffentlichten, auf der Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene in Dresden am 31. Juli 1903 gehaltenen Vortrages. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 1904.

mittlere Körperlänge der Europäer zunehme. An dem Vergleiche der Militärtauglichkeit in Landschaften mit starker Kindersterblichkeit und mit geringer zeigt er u. a., daß die Pfalz bei der kleinsten Kindersterblichkeit die kleinste Zahl von Untauglichen innerhalb des Königreichs Bayern habe.

Gruber zeigt dann aber auch, daß die ganze Theorie vom Nutzen der Auslese durch die natürlichen Schädlichkeiten auf einer Reihe von Annahmen beruht, die ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit gemacht sind und sich zum größten Teile als irrig erweisen.

So ist die Annahme irrig, eine besonders große Empfänglichkeit oder besonders geringe Widerstandskraft müsse in allen Fällen vorhanden sein, damit Erkrankungen und Tod eintreten. Geradeso wie die beste Konstitution gegen die Flintenkugel keinen Schutz gewährt, gibt es viele andre Schädlichkeiten, gegen die der Körper einfach wehrlos ist, z. B. gegen viele Gifte und manche Ansteckungskeime. Wenn heute noch Tausende von blühenden Frauen am Kindbettfieber zugrunde gehen, so liegt das allein an der Mangelhaftigkeit unsrer Hebammen. Und vielerlei andres der Art.

Ferner ist der Begriff der Widerstandsfähigkeit, der Kraft und Schwäche keineswegs etwas Einfaches und Einheitliches. Irgendeine untergeordnete, für die körperliche Vollkommenheit bedeutungslose Beschaffenheit ist oft entscheidend über Tod und Leben. Den Ärzten ist es längst aufgefallen, daß häufig gerade die blühendsten, bestgenährten jungen Leute mit anscheinend tadellosem Körper, voll Frische und Muskelkraft, dem Typhus, den Pocken, den Wundinfektionen u. s. w. erliegen. Sie gehen zugrunde, weil ihre Säfte nicht genug von den Gegengiften gegen die betreffenden Mikrobengifte enthalten. Sie hätten die Stammeltern der besten Zucht werden können.

Weiterhin ist es eine willkürliche Behauptung, daß jeder Minderwertige es von Geburt auf ist. In einer unendlich großen Zahl von Fällen beruht die Minderwertigkeit nicht auf ursprünglicher Minderwertigkeit der Keimstoffe, sondern allein auf der Ungunst der äußeren Umstände, mangelhafter Ernährung u. dgl. m. Auf die überraschenden Erfolge der Ferienkolonien ist hinzuweisen, wo oft in wenigen Wochen Kinder der Armen in die Höhe schießen, um viele Kilogramme im Gewicht zunehmen und manchmal dauernd auf eine höhere Stufe der Lebenskraft gehoben sind.

Völlig unwissenschaftlich ist dann die scharfe Scheidung zwischen Minderwertigen und Vollwertigen. Die ersteren werden dem Tode geweiht, die letzteren als Normalmenschen gepriesen. Solche scharfe Scheidung gibt es nirgends in der Welt der Organismen. Es gibt keine Normalmenschen. Und wiederum: sollen bei natürlicher Auslese — wenn man sie nur nicht stören wollte — die Minderwertigen alle mit ausgemerzt und von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden, wie ist es da zu erklären, daß es noch tuberkulose Eskimos gibt? Es ist auch unrichtig, daß die Starken, die Vollwertigen des Schutzes der Hygiene nicht bedürfen: Tausende und Abertausende von Vollwertigen werden durch Infektion und andre Zufälligkeiten vorzeitig mit den Schwachen ausgemerzt, wenn sie jenes Schutzes entbehren.

Das Ergebnis der ganzen Darlegung ist die wohltuende Harmonie, die sich aus der näheren Untersuchung der naturwissenschaftlichen Erscheinungen mit unsern sittlichen Idealen, mit den Zielen unsrer sozialen Kultur ergibt.

W.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Kaiser Wilhelm ist, in erfreulicher Weise gekräftigt, von seiner Erholungsreise im Süden nach Deutschland zurückgekehrt. In Karlsruhe nahm er Veranlassung, in der Erwiderung auf die Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters von Badens Hauptstadt, im Hinblick auf die Zwietracht der Parteien zur Einigkeit im Innern zu ermahnen. Da der Kaiser, um diese Einigkeit gleichsam durch Merksteine zu bezeichnen, an Weißenburg, Wörth und Sedan erinnerte, hat es an falschen Deutungen seiner Worte im Auslande, vor allem in der französischen Presse, nicht gefehlt. Die englisch-französische Annäherung und die Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Frankreich und Italien sollten in Deutschland Empfindlichkeiten hervorgerufen haben, die auch in dem Hinweise des Kaisers auf Deutschlands Eingreifen in die Weltpolitik zum Ausdrucke gebracht worden wären. In Wirklichkeit bezwecke jedoch dieser Hinweis auf Eventualitäten, die sich aus der Weltpolitik ergeben könnten, an erster Stelle, die Ermahnung zur Einigkeit zu verstärken. Durchaus fern lag dem deutschen Kaiser, durch die Erinnerung an das große Jahr einen „appel à la gloire“ vernehmen zu lassen. In einer Friedenszeit, die bereits länger als dreiunddreißig Jahre währt und, wie Kaiser Wilhelm in Karlsruhe hervorhob, auch fernerhin nicht unterbrochen werden soll, hat Deutschland den unwiderlegbaren Beweis erbracht, daß es keinerlei chauvinistische Anwandlungen kennt.

Ganz verfehlt ist die Auffassung ausländischer Organe, Deutschland sehe sich allmählich isoliert. Daß das Friedensbündnis der europäischen Zentralmächte unverändert fortdauert, muß zunächst jedem unbefangenen Politiker einleuchten. Nicht minder klar erscheint, daß Rußland sich jetzt gerade überzeugt, einen wie zuverlässigen Nachbar es im Westen seines Reiches hat. Die Wechselfälle des russisch-japanischen Krieges könnten immerhin Rußland nötigen, den größten Teil seines Heeres nach Ostasien zu entsenden. In den maßgebenden Kreisen von St. Petersburg weiß man nun sehr wohl, daß eine solche Entblößung der westlichen Grenzen ohne jede Gefahr durchgeführt werden kann. Selbst die Panslawisten werden sich daher nicht verhehlen, wie wertvoll für Rußland diese freundnachbarlichen Beziehungen zu Deutschland sind. Dieses darf daher mit dem friedlichen Charakter des Zweibundes rechnen, in dem Rußland sich auch in Zukunft als das mäßigende Element erweisen wird. Es läßt sich mithin schwer absehen, was mit der in auswärtigen Blättern ohne jeden stichhaltigen Grund behaupteten Isolierung Deutschlands gemeint sein soll.

Deshalb muß dem Kaiser Wilhelm in dem Gedanken zugestimmt werden, daß es vor allem auf Einigkeit im Innern ankommt. Die beklagenswerten Vorgänge in Südwestafrika, wo deutsche Ansiedler von den Hereros grausam ermordet worden, zahlreiche Offiziere und Mannschaften der deutschen Schutztruppe tapfer auf dem Felde der Ehre gefallen sind, müssen gleichfalls als Lehre dienen. Mögen immerhin vor oder nach dem Ausbruche des Aufstandes Fehler begangen worden sein, so gilt

es doch jetzt zunächst, diesen Aufstand zu unterdrücken. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin ließ der Kaiser sich von dem Reichskanzler, dem Chef des Großen Generalstabes, dem Kriegsminister und dem Direktor der Kolonialabteilung einen gemeinsamen Vortrag halten. Die nach Südwestafrika zu entsendenden Truppenverstärkungen und der Wechsel im Oberkommando bildeten den Gegenstand dieser Beratung. Während bisher der Gouverneur Oberst Leutwein zugleich mit dem Oberkommando betraut war, soll nun eine Trennung der verschiedenen Funktionen erfolgen. Oberst Leutwein würde nach den getroffenen Dispositionen Gouverneur der Kolonie bleiben; dagegen übernimmt Generalleutnant von Trotha das Oberkommando. Dieser Wechsel im Kommando darf nicht als ein Akt des Mißtrauens für den bisher mit der obersten Leitung der Expedition beauftragten höheren Offizier angesehen werden, sondern er ist dadurch zu erklären, daß die militärischen Streitkräfte in Südwestafrika eine wesentliche Verstärkung erfahren, wie denn zugleich eine Anzahl Stabsoffiziere sich dorthin begibt. Auch die Ausdehnung und der Charakter des Aufstandes ließen diese Trennung der Zivil- und Militärgewalt geboten erscheinen. Daß der deutsche Reichstag alle erforderlichen Mittel bewilligt, damit der Aufstand wirksam unterdrückt werden kann, unterliegt keinem Zweifel.

In der Sitzung des deutschen Reichstages vom 9. Mai hat der Reichskanzler die vom Abgeordneten Bebel gegen die auswärtige sowie die Kolonialpolitik Deutschlands erhobenen Vorwürfe zurückgewiesen. Mit Fug und Recht trat er für das Beileidstelegramm ein, in dem Kaiser Wilhelm den Zaren der warmen Teilnahme an dem schweren Unglücksfalle des „Petropawlowsk" versicherte, wobei so viele brave Leute in der Erfüllung ihrer Pflicht in den Tod gegangen sind. Graf Bülow betonte, daß dieses Gefühl menschlicher Teilnahme nicht nur von der Majorität des Reichstages, sondern auch von der Mehrheit des ganzen Landes geteilt wird. Auch über die Lage in Südwestafrika äußerte sich der Reichskanzler. Der nie versagenden Tapferkeit der deutschen Schutztruppe zollte er uneingeschränkte Anerkennung, indem er dem Abgeordneten Bebel gegenüber bemerkte: „Wenn überhaupt auf Grund eines gesicherteren Materials, als es uns heute zur Verfügung steht, unsren Offizieren draußen ein Vorwurf gemacht werden kann, so würde es doch höchstens der Vorwurf sein, daß sie ihre Person und ihr Leben zu rücksichtslos in die Schanze geschlagen haben. Das ist ein schöner Vorwurf. Und ich muß sagen: die Art und Weise, wie unsre Leute und Offiziere dort vorgegangen, der hohe Prozentsatz der gefallenen Offiziere ist die beste Widerlegung der generalisierenden Vorwürfe, die gerade in der letzten Zeit gegen unser Offizierkorps erhoben worden sind." Diese Ausführungen des Reichskanzlers müssen einen lebhaften Widerhall erwecken. Ebenso kann es nur volle Billigung finden, daß Graf Bülow von dem Tage an, wo die erste Nachricht über den Aufstand eintraf, sowohl der Kolonialverwaltung als auch dem Gouverneur von Südwestafrika keinen Zweifel darüber ließ, daß er die Verantwortung übernehme für alle Truppensendungen, die aus militärischen Gründen notwendig erscheinen würden.

Im russisch-japanischen Kriege haben die Japaner nun auch zu Lande eine wirksame Offensive betätigt. Nach den blutigen, siegreichen Kämpfen am Jalu haben die Japaner an der Ost- und Westküste der Halbinsel Liaotung Truppen gelandet. Da zugleich die Hafeneinfahrt von Port Arthur durch versenkte japanische Schiffe gesperrt sein soll, bereitet sich allem Anschein nach ein neuer Akt des Kriegsdramas, die Einschließung von Port Arthur, vor. Ein vom 6. Mai datierter Tagesbefehl des russischen Generals Stoessel läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel bestehen. Nachdem er darauf hingewiesen hat, daß die Japaner am 5. Mai eine Landung in großem Maßstabe in der Nähe der Kintschau-Bucht durchgeführt, hebt er hervor, daß sie den Bahnverkehr unterbrachen und sich bemühen werden, die russischen Truppen bis Port Arthur zurückzudrängen und diese Festung, „Rußlands Schutzwehr im fernen Osten", zu belagern. Wohl zählt General Stoessel auf den Entsatz durch heranrückende Streitkräfte. Für den Seelenzustand des Festungskommandanten bezeichnend

ist jedoch der Schluß des Tagesbefehls: „Ich halte es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß ihr unablässig wachsam, umsichtig und bereit sein müßt, dem Gegner überall in einer der ruhmvollen russischen Truppen würdigen Ordnung entgegenzutreten, und, welche Zwischenfälle auch eintreten, den Kopf nicht verlieren dürft. Seid eingedenk, daß im Kriege alles möglich ist, und daß wir mit Gottes Hilfe imstande sein werden, die uns auferlegte schwierige Aufgabe zu erfüllen." General Stoessel vermeidet also, eine unbedingte Siegeszuversicht zu bekunden. Daß die Russen bei den Kämpfen am Jalu große Tapferkeit an den Tag legten, wie die Japaner sich denn auch in der Überzahl befanden und ihre Elitetruppen aufgeboten hatten, ist inzwischen noch von japanischer Seite bestätigt worden.

Die italienische Reise des Präsidenten der französischen Republik Loubet hat einen durchaus günstigen Verlauf genommen, insofern es darauf ankam, die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Staatschefs, sowie der beiden Nationen im Sinne der Annäherung zwischen Frankreich und Italien schärfer zu betonen. Die in Rom und dann bei der Flottenrevue in Neapel zwischen dem König Viktor Emanuel III. und Herrn Loubet ausgetauschten Trinksprüche legten vollgültiges Zeugnis für die Herzlichkeit der wechselseitigen Beziehungen ab, ohne daß auch nur ein Wort mit den von Italien im Dreibunde übernommenen Verpflichtungen nicht im Einklange gestanden hätte.

Ein Besuch des Präsidenten Loubet im Vatikan ist nicht erfolgt, aber er ist lediglich deshalb unterblieben, weil Papst Pius X., indem er an die Traditionen seiner Vorgänger Leo XIII. und Pius IX. anknüpfen zu müssen glaubte, mit aller Entschiedenheit ablehnte, einen katholischen Staatschef zu empfangen, nachdem dieser im Quirinal seinen Besuch gemacht hatte. Auf diese Weise soll auch die Legende von der Gefangenschaft des Papstes aufrechterhalten werden, während durch das letzte Konklave, dem Pius X. seine Berufung auf den päpstlichen Stuhl verdankt, aufs deutlichste erhärtet worden ist, daß die durch das Garantiegesetz verbürgte Unabhängigkeit des Papsttums von seiten der italienischen Regierung in keiner Weise gefährdet wird.

In hohem Grade bezeichnend ist, daß sich jetzt innerhalb der katholischen Bevölkerung Italiens ein Wandel zugunsten einer freieren Auffassung vollzieht. Die von der römischen Kurie behauptete Abhängigkeit sollte auch dadurch zum Ausdrucke gebracht werden, daß, wie unter den Pontifikaten Pius' IX. und Leos XIII., die Katholiken sich weder aktiv noch passiv an politischen Wahlen beteiligen sollten. Nè elettori nè eletti — in diese Formel wurde die päpstliche Anordnung hinsichtlich der politischen Wahlen zusammengefaßt, während es den italienischen Katholiken nach der Willensmeinung der römischen Kurie unbenommen blieb, sich an den Gemeindewahlen zu beteiligen. Non expedit! diese Losung wurde vom Vatikan aus offiziell nach wie vor ausgegeben, sobald von italienischen Katholiken eine Anfrage erging, ob auch in den politischen Wahlkampf eingetreten werden dürfte. Nun hat sich jedoch jüngst bei einer Deputiertenwahl für die Stadt Forli gezeigt, daß eine sehr große Anzahl katholischer, das heißt kirchlich gesinnter Wähler an der Abstimmung teilgenommen und für den liberal-monarchistischen Kandidaten votiert hat. Im Vatikan hat dieser Vorgang großen Eindruck gemacht; man kann sich eben nicht mehr verhehlen, daß mit einer starken Volksströmung im eignen Feldlager gerechnet werden muß.

So erklärt sich auch, daß im Gegensatze zu den die alte Tradition aufrechterhaltenden Organen: „L' Osservatore Romano", „Voce della Verità" und „Unità cattolica" andre katholische Organe, namentlich „L'Avvenire d' Italia" und „Il Momento", aus Anlaß der italienischen Reise des Präsidenten Loubet ihre Genugtuung über das Gelingen der römischen Feste durchaus nicht verhehlen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhange eine auf den Papst selbst zurückzuführende Kundgebung des Bischofs von Tarentaise, Lacroix, über die das „Journal des Débats" am 6. Mai in einem besonderen Leitartikel: „La Politique du Pape" berichtete. Beim Empfange des französischen Kirchenfürsten zollte ihm Pius X. Anerkennung,

weil er sich in einem Hirtenbriefe auf Ausführungen des Bischofs von Cremona, Mgr. Bonomelli, berufen hatte. Da dieser die Pflichten des katholischen Klerus auf politischem Gebiete abgegrenzt, äußerte der Papst: „Als ich Bischof von Mantua und später Patriarch von Venedig war, stellte ich fest, daß die Mehrzahl der Konflikte, die zwischen der Bevölkerung und ihren Geistlichen entstanden, fast immer eine auf die Wahlen bezügliche Frage zur Ursache hatte. Auf diesem so schwierigen Gebiete zeigen die Gläubigen eine sehr zu Mißtrauen neigende Empfindlichkeit. Wenn daher ein Priester sich einmischen will, indem er Eingriffe in ihre Unabhängigkeit versucht, um sie zu veranlassen, in dem einen oder dem andern Sinne abzustimmen, und namentlich wenn er die Unvorsichtigkeit begeht, ihnen nach den Wahlen ihre schlechte Abstimmung vorzuwerfen, so erregt er sogleich gegen sich glühende Erbitterung, durch die sein geistliches Amt unfehlbar bloßgestellt wird." Pius X. fügte nach der Versicherung des französischen Bischofs, Mgr. Lacroix hinzu: „Daß der Klerus von seinen Bürgerrechten Gebrauch macht, um nach seinem Gewissen zu stimmen, — er kann nichts Besseres tun; falls er sich jedoch unglücklicherweise in den Wahlkampf stürzen sollte, so würde er sofort die Achtung und die Sympathie verlieren, deren er bedarf, um in ersprießlicher Weise seine geistliche Mission zu erfüllen." Wäre es nicht ein französischer Bischof, der diese Äußerungen des Papstes im „Bulletin religieux" der Diözese von Tarentaise (im Département Savoie) veröffentlicht, so könnte man an eine Mystifikation glauben.

In Frankreich haben am 1. und am 8. Mai die Gemeinderatswahlen stattgefunden, deren politische Bedeutung diesmal charakteristisch hervortrat. Mit den Mitgliedern der General- und Arrondissementsräte, sowie mit den Deputierten der Départements bilden die Delegierten der Gemeinderäte den Wahlkörper für die Senatswahlen. Diese Delegierten stellen also im Hinblick auf die große Zahl der Gemeinden die Mehrheit der Senatswähler dar. Trifft dieses bedeutsame Moment für alle Munizipalwahlen zu, so hatten sie jetzt eine besondere Tragweite. Es handelte sich gleichsam um eine Volksabstimmung, die in dem einen oder dem andern Sinne zeigen sollte, ob das Ministerium Combes bei seinem Vorgehen gegen die geistlichen Genossenschaften sich in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Wähler befand oder nicht. Unter den Agitationsmitteln, deren die Oppositionsparteien, die Nationalisten, Royalisten und Imperialisten nicht minder als die ausgesprochenen Klerikalen, sich bedienten, figurierte sowohl bei der ersten Abstimmung am 1. Mai als auch bei den Stichwahlen vom 8. Mai das namentlich bei der ländlichen Bevölkerung wirksame Argument, wonach die Budgets der Gemeinden durch die Beseitigung der geistlichen Schulen ungemein belastet werden würden. Trotz dieser Propaganda ist der Sieg in der weit überwiegenden Mehrzahl der Gemeinden den republikanischen Kandidaten zugefallen. Mit besonderem Interesse wurde dem Ausfalle der Munizipalwahlen in Paris entgegengesehen. Zuletzt wies der hauptstädtische Gemeinderat eine nationalistische Mehrheit auf. Hatten die Nationalisten und die verschiedenen republikanischen Gruppen bei der ersten Abstimmung in Paris einander die Wage gehalten, so hat sich das Verhältnis bei den Stichwahlen zugunsten der früheren Minorität verschoben, so daß den gewählten 37 Nationalisten 43 Anhänger des Ministeriums Combes gegenüberstehen werden. Daß die neue Mehrheit des Pariser Gemeinderates sich zumeist aus Radikalen und Sozialisten zusammensetzt, ändert nichts an dem Siege der Ministeriellen.

Wie bei den Wahlen für den Pariser Gemeinderat, haben die Nationalisten auch durch die Demission des Oberst Marchand, des „Helden von Faschoda", eine schwere Einbuße erlitten. Diese Demission ist vom französischen Ministerrate am 13. Mai angenommen worden, so daß Oberst Marchand, in dem die Nationalisten bereits einen neuen Boulanger erblickten, endgültig aus dem aktiven französischen Militärdienste ausgeschieden ist, nachdem er noch einen dreißigtägigen Arrest verbüßt hatte. Sehr bezeichnend ist, daß diese Strafe in indirektem Zusammenhange mit der von russischer Seite an den Oberst Marchand gerichteten Aufforderung stand, an dem

russisch-spanischen Kriege teilzunehmen. Da die offiziellen Vertreter Frankreichs bereits ernannt waren, konnte der Kriegsminister General André dem Wunsche des Oberst Marchand nicht entsprechen, der dann infolge einer Veröffentlichung durch die Presse sich die über ihn verhängte Strafe zuzog. Für die Taktik der Nationalisten charakteristisch ist die Tatsache, daß sie dem Oberst Marchand ohne weiteres zumuteten, in die aktive Politik einzutreten. Eines der Hauptorgane der Partei erörtert denn auch unter anderm die Frage, ob der von den Nationalisten gleichsam auf den Schild erhobene Offizier nun auf die Anerbietungen, die ihm aus St. Petersburg gemacht worden, eingehen und im russischen Heere dienen oder ob er sich der aktiven Politik widmen würde. Nur wird von demselben Organe hinzugefügt, Oberst Marchand könnte auch in der Zurückgezogenheit seine Memoiren schreiben und die Wahrheit über Faschoda sagen, was ihm durch seine offizielle Stellung bisher nicht erlaubt war. Aus diesem Hinweise erhellt deutlich, daß trotz der englisch-französischen Annäherung im nationalistischen Feldlager die Empfindlichkeiten wegen Faschodas noch fortdauern.

Der 1. Mai, der nach früheren Ankündigungen der mazedonischen Komitees für die Balkan-Halbinsel ein kritischer Tag erster Ordnung werden sollte, ist ruhig verlaufen. Von seiten der mazedonischen Komitees war allerdings sogleich die Einschränkung gemacht worden, daß der Aufstand nicht wieder ausbrechen würde, falls sich zeigen sollte, daß die von den Ententemächten, Rußland und Österreich-Ungarn, mit der Türkei vereinbarten Reformen zur Durchführung gelangten oder doch bis zum 1. Mai ernsthaft in Angriff genommen würden. Die Reorganisation der Gendarmerie in Mazedonien bezeichnet nun einen wichtigen Schritt auf dem Gebiete dieser Reformen. Vor allem kommt jedoch das bulgarisch-türkische Abkommen in Betracht. Die mazedonischen Komitees konnten sich nach dem Abschlusse dieses Abkommens nicht verhehlen, daß ihnen von Bulgarien aus kein Vorschub mehr geleistet werden würde. Dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien gebührt Anerkennung für sein maßvolles Verhalten, wodurch zugleich die völkerrechtliche Stellung Bulgariens gekräftigt wird. Hat sich doch auch die deutsche Regierung bereit erklärt, nunmehr eine diplomatische Vertretung Bulgariens in Berlin zuzulassen.

Literarische Rundschau.

Babel und Bibel.

Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. Von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Die Bibel-Babel-Sensation ist jetzt schon lange vorüber; das Publikum ist — wie ich seit etwa drei Vierteljahren aus den verschiedensten Kreisen und Teilen Deutschlands gehört habe — unlustig geworden, mit diesen Dingen immer wieder behelligt zu werden, über die nun doch einmal, nicht zum wenigsten durch Delitzsch' eigene Schuld, unter den Nichtfachleuten die hoffnungsloseste Verwirrung besteht. Nur Professor Delitzsch wird nicht müde; er will es nicht glauben, daß auch diese von ihm entfachte Bewegung, wie alle solche Sensationen, nach einiger Zeit sanft einschläft. Diesmal kommt er mit einem „Rückblick und Ausblick" — ohne Wortspiel geht es ja bei ihm nicht ab —, und noch einen „dritten Vortrag" will er halten, auf den er auch jetzt wieder zu verschiedenen Malen hinweist.

Der „Rückblick" enthält eine Auseinandersetzung mit einigen gegnerischen Aufstellungen. Es ist ja gegen Professor Delitzsch und seine beiden ersten Vorträge eine Fülle von Anklagen erhoben worden, und man hat einen großen Teil seiner Aufstellungen bestritten. Darunter ist sehr vieles gewesen, worin ich Professor Delitzsch recht geben muß, z. B. wenn er, nach dem Vorgang andrer, den babylonischen Ursprung gewisser biblischer Urgeschichten behauptet. So enthält auch der vorliegende Aufsatz mancherlei, was ich mit Zustimmung lese, sei es, daß er sich gegen einige übereifrige und nicht gut orientierte theologische Gegner wendet, sei es, daß er sich mit solchen Vertretern des Judentums auseinandersetzt, die in ihrer nationalen Verblendung z. B. die Ableitung des Sabbats aus Babylonien (die übrigens nach dem neuesten Funde mehr als zweifelhaft geworden ist) für eine Beleidigung des Judentums erklären. Wenn Delitzsch darauf dringt, daß man die Schattenseiten der altisraelitischen Sittlichkeit ja nicht übersehe, oder wenn er das glühende Bestreben zeigt, die erkannte religionsgeschichtliche Wahrheit nicht in der Studierstube zu verschließen, sondern sie auch weiteren Kreisen bekannt zu machen, so hat er mich dabei — wie er selbst weiß oder wissen könnte — zum Bundesgenossen. Und doch kann ich wie gegen Delitzsch' ganze populäre Schriftstellerei so auch gegen diesen Aufsatz die schwerstwiegenden Bedenken nicht verschweigen. Die Anklagen, die ich in meiner Schrift „Israel und Babylonien" gegen seine beiden ersten Vorträge erhoben habe, sind, soweit ich sehe, durch diese Broschüre nicht widerlegt, sondern ich muß sie aufs neue verschärft aussprechen.

1. Der erste Vorwurf war, daß Delitzsch es versäumt hat, mit ganz unmißverständlichen Worten im Text seiner Vorträge darauf hinzuweisen, daß ein sehr großer Teil seiner Aufstellungen ein gemeinsames Gut der bisherigen Forschung ist. Delitzsch, der den Tatbestand, daß seine Vorträge „vieles nicht Neue" enthalten hatten, der Wahrheit gemäß anerkennt (S. 5), verteidigt sich gegen die Anklage, dies in seinen ersten Vorträgen nicht ausdrücklich ausgesprochen zu haben, indem er auf Zeitdauer und Anlage seiner Vorträge hinweist (S. 8). Dies entschuldigt Delitzsch aber, soweit ich selbst urteile, und soweit ich das Urteil der Fachgenossen

kenne, nicht. Wenn er auch eine ausführliche Geschichte der Wissenschaft nicht geben wollte und konnte, so hätte er doch nach Kräften den Schein vermeiden müssen, als sei er selber der große Forscher, der dies alles gefunden habe. Denn so ist er von einem Teil des Publikums mißverstanden worden. Die Gelehrten aber sind in diesem Punkte empfindlich und haben allen Grund dazu.

2. Ein zweites Bedenken richtete sich darauf, daß Delitzsch die Verpflichtung alles Popularisierens, möglichst nur gesicherte Ergebnisse zu bringen und alles Zweifelhafte aus dem Spiel zu lassen — eine Verpflichtung, die Delitzsch jetzt ausdrücklich anerkennt (S. 8) — gleichfalls nicht erfüllt hat. Soweit seine Aufstellungen Neues boten, sind sie fast durchweg nach dem übereinstimmenden Urteil der Sachverständigen recht zweifelhaft. Delitzsch begnügt sich jetzt, zu versichern, daß seine assyriologischen Aufstellungen „sich als über jeden Angriff erhaben bewährt" hätten (S. 29), und daß dies „in immer weiteren Kreisen seiner Gegner eingesehen und langsam auch öffentlich zugestanden" werde (S. 15 f.). Ich halte das für eine schwer begreifliche Selbsttäuschung; denn soweit ich sehe, haben sich alle deutschen Assyriologen, die sich überhaupt in diesen Dingen ausgesprochen haben, mehr oder weniger, zum Teil aber mit großer Schärfe, gegen Delitzsch' neue Aufstellungen erklärt. Ein großer Fehler aber war es von Anfang, solche neue Entdeckungen in der Form eines populären Vortrages auszusprechen vor einem Publikum, das sie nicht kontrollieren konnte; vielmehr ist der gewiesene Weg, sie zunächst den Fachgenossen zu unterbreiten und erst dann, wenn sie durch das Feuer der wissenschaftlichen Diskussion hindurchgegangen sind, einem größeren Kreise darzubieten. Wer anders handelt, setzt sich dem Vorwurf der Sensationslust aus, mag er nachher auch noch so lebhaft versichern, daß sie ihm gänzlich fernliege (S. 4 f.).

3. Unter den assyriologischen Behauptungen Delitzsch' hatte besonders sensationell diese gewirkt, auch in Babylonien sei trotz des herrschenden Polytheismus an einigen Stellen der Monotheismus zu beobachten (Vortrag I, S. 46 ff.). Überraschend kommt nun Delitzsch' Erklärung in diesem neuen Aufsatz, daß er überhaupt babylonischen Monotheismus nicht behauptet habe (S. 17 f.). Zum Erweise dieser Erklärung druckt er die diesbezüglichen Stellen seiner Vorträge ab, indem er dabei wunderlicherweise gerade diejenigen Sätze ausläßt, in denen von monotheistischen Spuren in Babylonien die Rede ist. Ich nenne hier nur die eine Stelle, wonach Delitzsch behauptet hat, daß in Babylonien „freie, erleuchtete Geister offen lehrten, daß Nergal und Nebo, Mondgott und Sonnengott, der Donnergott Ramman und alle andern Götter eins seien in Marduk, dem Gotte des Lichtes" (Vortrag I, S. 49); und das ist doch wohl Monotheismus? Wie sich dieser Widerspruch bei Delitzsch psychologisch erklärt, weiß ich nicht. Jedenfalls ist ein solcher wirklicher oder scheinbarer Positionswechsel nur bei sehr großer Unklarheit zu verstehen. Solche Unklarheiten in Delitzsch' Vorträgen aber sind es, die die vielfachen Mißverständnisse, über die er sich jetzt so sehr beklagt, hervorgerufen haben; und auf Grund dieser Mißverständnisse ist dann die große Sensation entstanden. Wenn Delitzsch z. B. von Anfang an mit so deutlichen Worten, wie es jetzt geschieht, festgestellt hätte, daß die babylonische Religion krasser Polytheismus gewesen sei, während sich „in schroffstem Gegensatz zu Babylonien" im Volke Israel monotheistischer Gottesglaube Bahn gebrochen habe (S. 18. 23), so würde sich niemand über die paar etwaigen Spuren von Monotheismus in Babylonien aufgeregt haben. Also tua maxima culpa!

4. Ein vierter, sehr schwerwiegender Vorwurf gegen Delitzsch war, daß er unterlassen hat, bei denjenigen Stoffen, die Israel aus Babylonien übernommen hat, ausdrücklich zu untersuchen, wie weit Israel das Übernommene seinerseits umgebildet habe. Mit großer Einmütigkeit hat man Delitzsch entgegengehalten, daß die bewunderungswürdige Kraft der israelitischen Religion besonders darin hervortrete, daß sie sich das Fremdartige angeeignet und auf eine höhere Stufe erhoben habe. Delitzsch erkennt diesen offenkundig vorliegenden Tatbestand jetzt selber an; er redet jetzt selber von dem „religiösen Reinigungsprozeß", durch den z. B. die babylonischen

Urgeschichten alles mythologisch-polytheistischen Beiwerks in Israel entkleidet worden seien (S. 23). Seine frühere Unterlassung entschuldigt er jetzt dadurch, daß es in seinem Programm nur gelegen habe, zu zeigen, „daß die babylonische Literatur die Quelle sei, aus der die biblischen Urgeschichten geschöpft sind" (S. 23; vgl. auch S. 28). Ich kann diese Entschuldigung nicht als zureichend anerkennen, sondern bin der Meinung, ein gerechter und vorurteilsloser Darsteller bewähre diese Eigenschaften vor allem dadurch, daß er beide Seiten der Sache schildere, während es parteiisch ist, nur die eine Seite darzustellen, und Delitzsch habe die Verpflichtung gehabt, dem Nachweis der Abhängigkeit gewisser israelitischer Stoffe von Babylonien sofort ein Wort über den qualitativen Unterschied beider Traditionen hinzuzufügen. Diese Verpflichtung bestand um so mehr, als seine Ausführungen ohne diesen Nachweis von dem unorientierten Publikum so verstanden werden mußten, als wolle Delitzsch den Wert des Israelitischen schmälern. Dazu kommt, daß Delitzsch selbst in vollem Widerspruch zu seinen gegenwärtigen Erklärungen den babylonischen Erzählungen eine „reinere" Form als den biblischen zugeschrieben (Vortrag I, S. 29) und daß er selbst behauptet hat, die babylonische Sintfluterzählung sei uns wegen eines einzelnen Zuges „sehr viel sympathischer" als die biblische (Vortrag II, S. 33). So kann man denn Delitzsch den Vorwurf nicht ersparen, daß er die notwendige Wirkung seiner Worte vorher nicht genügend bedacht und den naheliegenden Mißverständnissen nicht genügend vorgebeugt habe.

5. Besonders begründete Bedenken haben wir ferner gegen die alttestamentliche Wissenschaft von Professor Delitzsch. Er hat sich in seinen ersten Vorträgen eine Menge von Verstößen philologischer, literarkritischer und namentlich religionsgeschichtlicher Art zuschulden kommen lassen; man kann zwischen den Zeilen dieses letzten Aufsatzes lesen, daß er die Berechtigung einzelner dieser Einwürfe inzwischen selbst eingesehen hat und stillschweigend zugibt (S. 4. 21). Nun sind aber — dies muß ich leider der Wahrheit wegen konstatieren — in diesem Aufsatze neue Verstöße hinzugekommen. Einiges sei an dieser Stelle aufgeführt. Delitzsch behauptet, 1. Mose 9, 25 werde „der ganz unschuldige Kanaan, der Sohn Hams, für die Sünde seines Vaters verflucht" (S. 46); wir wissen aber seit Jahrzehnten, daß diese Auffassung der Stelle erst durch den späteren Redaktor hineingekommen, und daß nach der ursprünglichen Erzählung Kanaan, der hier verflucht wird, auch selber die Sünde getan hat. — Delitzsch behauptet ferner, „daß von Elia und Elisa überhaupt wenig mehr als orientalische Wundergeschichten überliefert" seien (S. 42); er hat kein Auge dafür, daß in den „Wundergeschichten" über Elias, die Delitzsch so gering zu schätzen scheint, die gewaltigsten religiösen Ideen ausgesprochen sind. — Ganz verwerflich ist ferner die Behauptung, der Verfasser der „elohistischen" Schöpfungserzählung habe das babylonische Schöpfungsgedicht in eine Erzählung umgesetzt (S. 23); es handelt sich aber hier, wie jeder folkloristisch Gebildete weiß, nicht um solche Umarbeitung eines Schriftstücks durch einen Schriftsteller, sondern vielmehr um eine vieljahrhundertjährige mündliche Tradition, die zwischen beiden Literaturwerken liegt. — Delitzsch redet von den „zehn Stämmen", die das Nordreich umfaßt haben (S. 39); die Modernen aber sind seit lange überzeugt, daß die Zwölfzahl der Stämme niemals in concreto existiert hat, sondern stets nur eine Theorie gewesen ist, so daß nur noch die Dilettanten von den „zehn Stämmen" sprechen. — Wie parteiisch Delitzsch verfährt, erkennt man auch hier wieder an seiner Skizze der Geschichte des Nordreiches (S. 39 ff.), deren Dürftigkeit oder dürftige Überlieferung er leicht dadurch nachweist, daß er den größten Teil des überlieferten Materials ausläßt! — Dabei wiederholt er die Urteile des Königsbuches über jene Zeit, die ja allerdings wegwerfend genug sind; ist ihm denn unbekannt, daß dies Buch nach den Resultaten unsrer Forschung ein Sündenbekenntnis des nacherilischen Judentums darstellt und ebendaher für unsre Betrachtung jenes Zeitalters mit größter Vorsicht behandelt werden muß? Er scheint Wellhausens Schriften ebenso schlecht zu kennen wie seinen Namen! Mit komisch wirkender Emphase nennt er ihn: Johannes Wellhausen (S. 6), während er in Wirklichkeit Julius heißt.

U. s. w. — Delitzsch verteidigt sich gegen den Vorwurf mangelnder Sachkenntnis, indem er versichert, auch auf dem althebräischen Gebiet nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft bewandert zu sein (S. 8). Aber durch solche Versicherung ist nichts gewonnen; auf das Publikum, das in diesen Dingen kein Urteil haben kann, mag sie Eindruck machen, auf den Fachmann gar nicht. Möchte doch Delitzsch dem unbefangenen Urteil eines Mannes vertrauen, den er selber „ernst und besonnen" nennt, der viel lieber sein wissenschaftlicher Freund als sein Gegner sein möchte, und der gern von ihm als Assyriologen lernen will, und möchte er sich sagen lassen, daß er trotz seiner Kenntnis der hebräischen Sprache, die wir ihm gewiß nicht abstreiten, kein alttestamentlicher Forscher im vollen Sinne ist und also auch nicht das Recht hat, in alttestamentlichen Dingen als Lehrer unsres Volkes aufzutreten. Jedenfalls darf Delitzsch gewiß sein, daß das Urteil über seine alttestamentliche Wissenschaft unter allen Sachkundigen feststeht.

6. Noch viel weniger aber vermögen wir Delitzsch als Theologen überhaupt anzuerkennen. Die philosophisch-systematische Durchbildung, die den Theologen zum Theologen macht, fehlt ihm durchaus: und auch hier hilft es ihm gar nichts, wenn er mit stolzen Worten von seiner theologischen und religionsgeschichtlichen Bildung spricht (S. 46 f.), wie denn das ganze Büchlein von den Äußerungen eines nicht geringen Selbstbewußtseins durchzogen ist. Aber alles dies ändert leider nichts an dem Tatbestand, daß ihm manche theologische Grundbegriffe nicht deutlich sind, und daß er als Denker überhaupt schwach ist. — Delitzsch hat in seinem zweiten Vortrage gegen den modernen Offenbarungsbegriff, wonach sich die Offenbarung Gottes in der Geschichte, durch die Geschichte vollziehe, an mehreren Stellen polemisiert (Vortrag II, S. 29. 39) und dabei diesen modernen Offenbarungsgedanken als „eine Verwässerung" des alten bezeichnet (Vortrag II, S. 44); was man aber als eine „Verwässerung" bezeichnet, das verwirft man eben damit. Nur an einer Stelle, und zwar auf derselben Seite, hatte er sich, inkonsequent genug, so ausgesprochen, daß man darin doch wieder eine Hinneigung zu der modernen Idee finden konnte (Vortrag II, S. 47). In dem neuen Aufsatze bekennt er sich nun selbst ausdrücklich zu dieser Idee (S. 46 f.), hält aber das Urteil, sie stelle eine „Verwässerung" dar, aufrecht (S. 47); mit dem Wort „Verwässerung" treffe er, so fügt er hinzu, in gewisser Hinsicht seinen eignen Standpunkt (S. 48)! Im übrigen fährt er fort, in der alten supernaturalistischen Weise „rein natürlich" und „geschichtlich" gleichzusetzen und im Gegensatz zur Offenbarung zu denken (S. 28 f.), während nach der modernen Offenbarungsidee Offenbarung und Geschichte nicht Gegensätze sind, sondern sich vielmehr die Offenbarung in der Geschichte vollzieht. Das ist doch — man verzeihe den etwas lebhaften Ausdruck — eine ganz unentwirrbare Konfusion! — Auf derselben Höhe steht eine Fülle von Sätzen dieses „Theologen"! Die babylonischen Urgeschichten sind nach Delitzsch' gegenwärtiger Behauptung (S. 23) „allen mythologisch-polytheistischen Beiwerks entkleidet"; auf der folgenden Seite lesen wir, ihr babylonisch-„heidnischer" Kern sei trotz der Umgestaltung völlig intakt geblieben (S. 24). Aber wenn alles Mythologische, Polytheistische fortfällt, so kann doch unmöglich der „heidnische" Kern erhalten bleiben! — Delitzsch meint, daß die hebräischen Sagen (z. B. die Urgeschichten) für „unsern Glauben" ganz und gar ohne Belang seien (S. 26), setzt dann aber im unmittelbar Folgenden selbst voraus, daß sie einen „religiösen Gehalt" hätten (S. 27); dann ist aber doch dieser „religiöse Gehalt" für unsern Glauben von Belang! Anders wieder S. 36, wo er die Sagen aus der Bibel ausscheiden und nur dasjenige erhalten will, „was religiös-sittlichen Inhaltes und Wertes ist"; hier setzt er also voraus, daß die Sagen solchen Inhalt und Wert nicht besäßen; ein neuer Widerspruch! — Delitzsch versichert da, wo er auf den Offenbarungscharakter des Alten Testamentes zu sprechen kommt, daß er „auf monumentalem Boden stehe" (S. 30); er wehrt sich gegen die Theologen, die dem Assyriologen verbieten wollen, über solche Dinge wie die Offenbarung Gottes im Alten Testament zu reden (S. 49); ihm ist nicht deutlich, daß das eine Glaubensfrage ist, über die die Monumente der Babylonier nichts sagen, und

die der Assyriologe als Assyriologe nicht beantworten kann. Sicherlich ist es nun erfreulich, wenn ein Mann in seiner Stellung ein so ausgeprägtes Interesse für die Religion zeigt, und niemand darf ihm das Recht bestreiten, darüber seine Stimme zu erheben; aber er selber muß sich klar sein und seinem Publikum klar machen, daß er dann nicht mit der Autorität des Professors der Assyriologie redet. Doch es sei genug; geht doch schon aus dem Vorgetragenen zur Genüge hervor, was übrigens alle Sachverständigen schon aus Delitzsch' zweitem Vortrage gesehen hatten, daß er nicht die Schulung des Denkens hat, um in abstrakteren Problemen eine haltbare Position vertreten zu können. Auch der wohlwollendste Freund von Delitzsch kann sich nicht verhehlen, daß seine populären Schriften an vielfachen Unklarheiten und besonders an Übertreibungen leiden; und daß die mancherlei rhetorischen Mittel, die Delitzsch liebt und die ein strengerer Geschmack vermeiden würde, diesen inneren Mangel nicht zu ersetzen vermögen.

Noch einige Bemerkungen zum Schluß. Der Aufsatz enthält eine ziemlich heftige Polemik gegen Delitzsch' Gegner; die „Ruhe", deren er sich selber rühmt, kann man darin mit dem besten Willen nicht gewahren; wohl aber könnte man ein herzhaftes Bukett von allerlei zum Teil auch das persönliche Gebiet streifenden und recht temperamentvollen Worten daraus zusammenstellen. Nicht selten polemisiert er gegen die „liberalen Theologen", denen er besonders vorwirft, daß sie nicht genügend für die Aufklärung der Gebildeten gesorgt hätten (S. 6). Delitzsch zeigt sich auch hier nicht genügend orientiert. Es gibt schon gegenwärtig eine sehr umfangreiche populäre Literatur, speziell auch über das Alte Testament; wir haben ferner schon einige Zeitschriften, die sich diesem Dienste widmen; und wenn Delitzsch nur einen Blick in den Vortragskalender der „Christlichen Welt", unsrer besten populären kirchlichen und theologischen Zeitschrift, werfen wollte, könnte er sehen, wie viel populär-theologische Vorträge in jeder Woche überall im evangelischen Deutschland gehalten werden. Auch der Unterzeichnete, den Delitzsch auf Grund eines mißverstandenen Wortes anklagt, daß er dieser Arbeit abgeneigt sei, hat einen Teil seiner Arbeitskraft dieser Propaganda gewidmet; und wenn Delitzsch etwas besser in der theologischen Literatur Bescheid wüßte, so könnte er die Titel seiner bisherigen, allgemein verständlich geschriebenen Werke kennen. Delitzsch beachtet aber nicht die entgegenstehenden Instanzen, die uns beim Publikum um den besten Teil unsrer Wirkung bringen. Es sind wahrhaftig nicht nur kirchliche „Ober- wie Unterhirten", die uns entgegenwirken (S. 6). Die kirchlichen Laienkreise suchen vielfach den Schutz vor unsrer Wissenschaft dadurch, daß sie uns ignorieren und totschweigen; die Tagespresse kümmert sich seit alters wenig um Theologisches; die Vereine oder Vortragsinstitute scheuen die theologische Diskussion, und gerade das gebildete Publikum zeigt dem Theologen zumeist Interesse- und Verständnislosigkeit. Und ferner: kennt Delitzsch die Geschichte des Bonner Ferienkursus und den Fall Meinhold, sowie neuerdings den Fall Weinel? Gern wollen wir anerkennen, daß es Delitzsch unter den besonderen Umständen, unter denen er sprach, gelungen ist, an weitere Kreise zu kommen; aber sehr ungerecht ist es von ihm, die ganze Arbeit, die wir vor ihm geleistet haben, für nichts zu erachten.

Schließlich noch ein Wort über den Vorschlag, den Delitzsch macht, ein neues, geläutertes Altes Testament herauszugeben, in dem alles unsrer Gemeinde Wertlose oder nicht recht Verständliche ausgelassen ist. Auch hier erweist sich Delitzsch als unorientiert; solcher Versuche von „Schulbibeln" oder „Volksbibeln" gibt es schon mehrere, und diesen Versuchen wünsche auch ich alles Glück! Wenn Delitzsch aber das Alte Testament als „Bibel", d. h. als „Religionsbuch", als „Kanon" (S. 36 f.), geläutert wissen will, so ist das ein so verwegener, in sich haltloser Plan, wie ihn nur ein gänzlich unhistorischer Sinn aufstellen kann. Ein Buch von solcher welthistorischen Art, das nunmehr zwei Jahrtausende existiert, kann man nicht ändern! Man mag eine Ausgabe davon für Kinder oder für historisch Ungebildete veranstalten, das Buch selbst soll man wohl stehen lassen. Denn es wird uns und unsre Kinder und Kindeskinder, ja, es wird unser Volk überdauern! Vor solchen großen historischen

Mächten soll man Ehrfurcht haben. Was würde Goethe sagen, wenn er hören könnte, ein moderner Aufklärer wolle das Alte Testament „läutern"! Und welche Instanz gäbe es wohl in der evangelischen Kirche, die es wagen könnte, eine neue, geläuterte Bibel herauszugeben? Was für eine kirchenpolitische Idee! Nicht das Buch soll man ändern, aber seine Betrachtung. Wir sollen unser Volk lehren, daß dies Buch eine große Geschichte enthält, die von Niederem zu Höherem emporsteigt, und wir sollen das Geringerwertige oder ganz Weltliche in diesem Buche mit Pietät, aber mit Freimut als solches bezeichnen. Mit diesem Vorschlag, den Kanon zu ändern, hat Delitzsch noch einmal gezeigt, wie wenig historisch er denkt; darum, wenn ein großes Publikum ihm zugejubelt hat, so wundern wir uns darüber keineswegs, denn es ist ebenso unhistorisch gestimmt wie er selbst; solchem Volke ist er der rechte Prophet.

Wir sind auf seinen dritten Vortrag nicht gespannt.

Hermann Gunkel.

Gustav Freytags Vermischte Aufsätze.

Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894. Von Gustav Freytag. Herausgegeben von Ernst Elster. Zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel. 1903.

Die vorliegende Sammlung setzt sich aus zwei untereinander wesentlich verschiedenen Bestandteilen zusammen: aus einem Wiederabdruck der bekannten und ihrerzeit vielumstrittenen Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" und einer Auswahl kleiner, zumeist in den „Grenzboten" und dem „Neuen Reich" veröffentlichten Aufsätze des Dichters von „Soll und Haben". Der Herausgeber, Professor Elster, hat diese letzteren unter drei verschiedene Kategorien: „Geschichte", „Kulturgeschichte" und „Schlesien", gebracht. Im Grunde genommen gehören sie sämtlich einem und demselben, nämlich dem kulturgeschichtlichen Gebiete an. Ja, noch mehr. Soweit Freytag nicht als Dichter auftrat, sah er es in all seinen Arbeiten, einerlei, ob sie historisch, bildungsgeschichtlich oder politisch gemeint und überschrieben waren, zunächst und vor allem darauf ab, den Deutschen ihre Vergangenheit und die für Gegenwart und Zukunft aus dieser zu ziehenden Ergebnisse näherzubringen. Dabei machte es keinen wesentlichen Unterschied, ob neuere Erscheinungen der historischen Literatur oder politische Tagesfragen dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt hatten, oder ob er „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" dem Leser darbieten wollte. Die Absicht, pädagogisch zu wirken, Liebe und Verständnis für das Vaterland zu wecken, lag allen diesen Gelegenheitspublikationen des warmherzigen und dabei ruhig-besonnenen Patrioten ebenmäßig zugrunde. Hinter den guten Deutschen, der sich vor allem Pflege und Überwachung der sittlichen und gemütlichen Entwicklung seines Volkes angelegen sein ließ, trat der nüchterne, abwägende Kritiker häufiger zurück, als gemeinhin angenommen wird. Freytags intime Urteile über gewisse Schriften Sybels und Treitschkes waren mit den öffentlichen Besprechungen, die er ihnen zuteil werden ließ, nicht immer identisch. Desgleichen wurde seine Stellungnahme zu den Tagesfragen vielfach durch Rücksichten darauf bedingt, was dem Publikum frommte, und was es zu ertragen vermochte. Sieht man näher zu, so wird man dem Treitschke-Freytagschen Briefwechsel (1900) Hinweisungen darauf entnehmen können, wie der Patriot und politische Pädagoge sich zu dem Kritiker verhielt, der seine letzte Meinung niemals verleugnete, aber auch nicht immer voll herausjagte. Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch der Unterschied in Farbe und Stil, der rücksichtlich der Erörterungen über Darstellungen der römischen, bez. spanischen Vergangenheit und solcher über deutsche Geschichte besteht.

Mit dem Vorstehenden ist bereits angedeutet, daß Wert und bleibende Bedeutung der vorliegenden Sammlung vornehmlich auf denjenigen Stücken beruhen, die als „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zu bezeichnen sind. Hierher gehören nicht

nur die köstlichen Aufsätze über „Klaus von der Flühe, über „Die Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen", „Das Reiterleben aus der Verwandtschaft Ulrich von Huttens" u. s. w., sondern ganz besonders die drei Abhandlungen über das Schlesien der vierziger Jahre („Soziale Trauerspiele in der Provinz Schlesien" — „Die Physiognomie von Breslau" — „Die Juden in Breslau"). An diesen, von genauester Sachkenntnis, scharfer Beobachtung und liebevoller Versenkung in den Stoff zeugenden Studien wird kein preußischer Geschichtschreiber der Zukunft und kein Literarhistoriker, der dem Roman „Soll und Haben" gerecht werden will, vorübergehen dürfen. Die gesamte auf die Judenemanzipation der Jahre 1848 und 1849 bezügliche Literatur der Revolutionsjahre dürfte keine zweite Erscheinung aufzuweisen haben, die für die damalige Beurteilung des Gegenstandes so ausgiebig und zugleich so charakteristisch ist wie diese wenig mehr als einen halben Druckbogen umfassende und doch so reiche Abhandlung. Es gilt das ebenso von der Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse wie von dem — keineswegs unanfechtbaren und nur zum geringsten Teile ausgeführten — Zukunftsprogramm, das der Verfasser aufstellt, und in dem sich die Anschauungen der Besten jener widerspruchsvollen Zeit spiegeln. — Eine Ergänzung dieses Zeugnisses für Freytags humane, allem Rassendünkel abgewandte Gesinnung und für die geläuterte Einsicht, die er in der zweiten Hälfte seines Lebens gewonnen, bildet die zuerst in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichte, mit hinreißender Wärme geschriebene, heutigen Lesern mit allem Nachdruck zu empfehlende „Pfingstbetrachtung" vom 21. Mai 1893. Noch hat die zum Schluß derselben ausgesprochene Prophezeiung, „daß die Botschaft aus Judäa den Haß zwischen Konfessionen und Stammbäumen einst so überwinden werde, daß unsre Nachkommen sich derselben nur wie einer alten geschichtlichen Sage erinnern werden", sich nicht erfüllt. Ebendarum soll unvergessen bleiben, daß es der deutscheste aller deutschen Schriftsteller der neuesten Zeit gewesen ist, der dieses schöne Wort gesprochen hat.

Isabella d' Este.

Isabella d' Este, Marchioness of Mantua (1474—1539). A Study of the Renaissance. By Julia Cartwright (Mrs. Ady). London, John Murray. 1903.

Wer sich mit dem Zeitalter der Renaissance beschäftigt hat, der ist mit dem Namen von Isabella d' Este vertraut. Er weiß, daß sie eine jener Frauen war, deren Wirken sich nicht in den Grenzen einer kurzen Gegenwart abspielt, sondern im Andenken der Nachwelt weiterlebt. Wer aber dieser eigenartigen Individualität nachgegangen ist, der wird mit lebhafter Erwartung das Buch begrüßt haben, das uns die erste zusammenhängende Biographie der Markgräfin von Mantua bringt.

Bisher existierten nur kleine, allerdings zahlreiche Abhandlungen, welche Episoden aus Isabellas Leben und einzelne Phasen aus ihrer geistigen Entwicklung mehr oder weniger sachlich und trocken darstellten. Besonders die beiden italienischen Gelehrten Alessandro Luzio und Rodolfo Renier haben jahrzehntelang in Archiven geforscht und das wertvollste Material an Briefen und Dokumenten veröffentlicht. Aber ihre inhaltsreichen Studien sind in den Jahrgängen der verschiedensten italienischen Zeitschriften verstreut oder in so geringer Zahl gedruckt, daß sie zu Raritäten geworden sind. Das einzige größere Werk der beiden Historiker, „Mantova e Urbino", behandelt hauptsächlich, wie auch der Titel besagt, Isabella d' Estes Beziehungen zum Hofe von Urbino und somit nur einen geringen Teil ihrer vielumfassenden Korrespondenz und ihres angeregten geistigen Verkehrs. Es war demnach eine schöne, dankbare Aufgabe, dieser vielbewunderten Frau ein Denkmal zu setzen, ihr Bild neu zu beleben, aus vergilbten Briefen und Dokumenten es erstehen zu lassen in seiner ganzen bezaubernden Frische.

Ist es nun Julia Cartwright gelungen, uns das reiche Leben eines so vielseitigen Charakters vorzuführen? Die Anerkennung ihrer Leistung kann nur eine bedingte sein, wenngleich ihr Buch Vorzüge besitzt, die es einem großen Leserkreis empfehlen, und die zu leugnen uns ferne liegt. Wer eine angenehme, anregende Lektüre sucht, darf es zur Hand nehmen, er wird auch vielerlei darin finden, was ihn über die Kunst und Kultur jener Zeiten aufklärt. Er wird Humanisten und Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer plaudern hören, wird glänzenden Festen beiwohnen, Fürsten, Könige und Kaiser, Päpste und Kardinäle werden in buntem Gedränge an seinem Auge vorüberziehen, und als Mittelpunkt wird er Isabella erblicken in ihren vielfachen Beschäftigungen und Interessen. Der leichtflüssige Ton der Erzählung wird ihm die Stunden verkürzen; wer dagegen einen tieferen psychologischen und historischen Inhalt sucht, der wird enttäuscht werden. Des novellistischen Stiles hat sich Mrs. Ady schon in ihrem früheren Werk über Isabellas Schwester Beatrice „Beatrice d' Este, Duchess of Milan, a study of the Renaissance", nicht ohne Erfolg bedient; aber in jenem Buche, wenn es auch gleichfalls mangelnde Kenntnis der italienischen Sprache verriet, war doch mehr ernste Arbeit und eingehenderes Quellenstudium zu erkennen. In der Biographie der Markgräfin von Mantua dagegen muß man die Eile und Flüchtigkeit bedauern, die das Buch kennzeichnen. Auch wer nicht in der Geschichte der Renaissance bewandert ist, wird sich über Stellen wundern wie die, wo von toten Leichen (dead corpses, Bd. II, S. 288) gesprochen oder erzählt wird, daß Federico Gonzaga mit 1200 Prinzen seines Hauses zum Begräbnis seines Vaters ritt (at the head of twelve hundred princes, Bd. II, S. 156). Dies mögen Zerstreutheiten sein. Wenn aber von einem Besitz des großen Rovere-Papstes Julius II. gesagt wird, er habe ihm gehört, als er noch Kardinal Medici war (belonging to Pope Julius when he was still Cardinal Medici, Bd. II, S. 60), oder vom Laokoon, der bekanntlich in den Titusthermen ausgegraben wurde, er sei im Bett des Tibers aufgefunden (the Laocoon was discovered in the bed of the Tiber, Bd. II, S. 6), dann allerdings wird man mit Recht bedenklich werden. Sicherlich liegt nur ein Druckfehler vor, wenn Perugino ein österreichischer Meister genannt (the Austrian master's death, Bd. I, S. 163), oder wenn berichtet wird, Isabella sei auf der Insel Chioggia in den Palast geführt worden, der ihrem Mann in Venedig bei San Trovaso zuerteilt worden war (Bd. I, S. 98). Diese Beispiele mögen genügen, um die Flüchtigkeit der Arbeit zu kennzeichnen. Aber auch einen erstaunlichen Mangel an Kriterium beweist Mrs. Ady, wenn es sich um Bilder handelt, ganz besonders bei den Auseinandersetzungen über Isabella d' Estes Porträts. Offenbar hat sich die Verfasserin nicht klargemacht, welchen gefährlichen Boden sie hier betritt, und daß nicht die angeführten Urteile andrer ihr den Weg weisen können, sondern allein der eigene stilkritische und historische Instinkt. Diesen vermissen wir ebenso bei den Erklärungen von Isabellas Impresen, wie wir auch manche Beschreibungen ungenau finden. Vergleicht man z. B. die Schilderung von Isabellas Hochzeit und Einzug in Mantua mit der Chronik des Amedei, der sie entnommen ist, oder die Hochzeit Alfonso d' Estes und Lucrezia Borgias mit den Diarien des Marino Sanuto oder mit den wertvollen Briefen von Isabella aus Ferrara an ihren Gemahl (publiziert von Carlo d' Arco, Notizie d' Isabella Estense, 1845, und abermals von Gregorovius, Lucrezia Borgia, 1875), so ist man über die phantastischen Zusätze überrascht, die keineswegs dazu beitragen, das Bild wahrheitsgetreu zu machen. — Am besten sind die Beziehungen der Marchesa zu den Künstlern, Dichtern und Gelehrten ihrer Zeit beschrieben; hier haben manche Szenen einen großen Reiz, z. B. das Kapitel (Bd. II), in dem aus den Novellen des Matteo Bandello Isabellas Gestalt stimmungsvoll hervortritt. Lob endlich verdient das Literaturverzeichnis, wiewohl auch hier leider die Angaben nicht immer ausreichend und exakt sind.

O. von Gerstfeldt.

$\partial\varphi$. **Aus dem Leben eines Glücklichen.** Erinnerungen eines alten Beamten. Von Gustav von Diest, Regierungspräsidenten a. D. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1904.

Zu der Memoirenliteratur, von der wir jetzt eine stattliche Menge besitzen und immer neue Werke mit erheblichem Inhalt erscheinen sehen, gehört auch das vorliegende umfangreiche Buch eines alten preußischen Regierungspräsidenten. Derselbe hat zuvor bereits mehrere andre Schriften ähnlicher Art veröffentlicht: „Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848“ (Berlin 1898) — „Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen“ (Berlin 1898) — „Heinrich von Diest, weiland Generalinspekteur der Artillerie“ (1899) und andres. Das neue Werk umfaßt reichlich den Zeitraum eines halben Jahrhunderts und zeigt den Herrn Verfasser als Zuschauer, öfters auch als tätigen Gehilfen bei bemerkenswerten Ereignissen. Vieles, was er aus offenbar sorgfältig geführten Tagebüchern u. dgl. uns mitteilt, ist interessant zu lesen, zumal allerlei kleine Begegnungen und Äußerungen des alten Kaisers. Am bedeutsamsten ist wohl, was von Bismarck kommt. So seine Worte über die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in die Verfassung des Norddeutschen Bundes und über seine Absicht, dasselbe „in einigen Jahren, wenn es nicht mehr nötig sein wird, oder wenn es mir nicht mehr gefällt“ wieder zurückzunehmen (S. 369). Dann die Unterredung mit Bismarck im Frühjahr 1873, da er seinem Zorn gegen die Konservativen den allerrückhaltlosesten Ausdruck gibt, und zu Herrn von Diest u. a. über Puttkamer (den Nachfolger Falks) sagt: „Der Mensch hat sich aus der Kirche nie was gemacht und ist nichts weiter als der allergewöhnlichste Junker, von denen viele mir zeigen wollen, daß sie ganz meinesgleichen sind; sie zeigen das aber nur durch Grobheit und Opposition“ (S. 437). Oder wo Bismarck den einstigen Gehilfen Wagner, der soeben durch Laskers Enthüllungen vollends unmöglich geworden war, in Schutz nimmt — „ein armer, von der Regierung aufs schmählichste verlassener Mann“ . . . „dagegen könnte ich Ihnen von einem Minister, der noch im Dienst ist, viel erzählen.“ Und manches andre von ähnlicher Art. So eine wunderbare kleine Szene aus Bismarcks täglichem Leben (S. 422). Im ganzen eine hübsche Lektüre, die freilich auch Nachsicht fordert für die behagliche Breite, mit der viele Dinge erzählt werden, die für den Verfasser und seine Familie bemerkenswerter sind als für das übrige Publikum.

φ. **Frédéric le Grand d'après sa correspondance politique.** Par L. Paul-Dubois. Paris, Perrin & Cie. 1903.

„Was die ‚Politische Korrespondenz‘ Neues über die Physiognomie des Königs von Preußen bringt, festzustellen und mit Hilfe dieses Dokuments das dreifache Problem, das uns der Große Friedrich sowohl als Politiker wie als Schriftsteller und Mensch bietet, zu untersuchen,“ bezeichnet der Verfasser als Aufgabe seines psychologischen „Essays“. Er behandelt nur die auswärtige Politik, in der Friedrich einen hervorragenden Sinn für das Wirkliche und Mögliche an den Tag legt, so daß ihn Paul-Dubois geradezu einen „geborenen Politiker“ nennt, der ein großer Feldherr wurde. In dem Dienst der auswärtigen Politik steht auch der Schriftsteller; denn von seiner literarischen Tätigkeit absehend, schildert der Verfasser den König nur als Publizisten. Seinen Sinn für das „Reale“ bewährt Friedrich endlich auch als Philosoph; in dem Menschen überwiegt der „Intellekt“ so weit, daß Paul-Dubois unumwunden erklärt: „Der Kopf hat das Herz getötet,“ und doch ist es gerade das rein Menschliche, der Seelenadel des Königs, wie er im standhaften Ausharren im Leiden sich offenbart, der ihn in Friedrich dem Großen „den größten Friedrich“ finden läßt. — Nach dieser kurzen Andeutung des wesentlichen Ergebnisses sei mit wenigen Worten noch auf die Hauptbedenken hingewiesen, denen die Ausführungen Paul-Dubois' unterliegen. Wenngleich er ein Gesamtbild geben, ein Gesamturteil fällen will, so beschränkt er sich doch tatsächlich in seinen Untersuchungen fast nur auf die erste Hälfte der Regierung des Königs, eben so weit, als seine urkundlichen Quellen reichen; denn nur eine unbewiesene Behauptung bleibt es, wenn er den Gegensatz zwischen den beiden durch den Siebenjährigen Krieg geschiedenen Perioden leugnet. Auf ebenso anfechtbarer Grundlage ruht seine Auffassung, daß Friedrichs „ganzes Leben unter Eroberungen und Kriegen oder der Vorbereitung dafür hingegangen sei“. Nicht als ob wir glaubten, daß der König ein Friedensapostel gewesen! Aber es ist ein andres, systematische Eroberungspolitik treiben, wie Paul-Dubois ihm zuschreibt, oder wie Dilthey in seinem Aufsatz „Die deutsche Aufklärung im Staat und in der Akademie Friedrichs des Großen“ (Deutsche Rundschau, 1901, Bd. CVII, S. 21 ff. u. 210 ff.) zeigt, „nach Expansion“ streben, um dem Staate die „natürliche Schwere“ zu geben, kraft deren er sich im allgemeinen Staatensysteme zu erhalten vermag. Allein nicht nur in dieser einen Frage, sondern im ganzen bleiben die Untersuchungen Paul-Dubois' weit hinter den knappen und doch eindringenden, lichtvollen Ausführungen Diltheys zurück, auf die in diesem Zusammenhang um so mehr hinzuweisen ist, als das Thema beider Forscher sich in vielem nahe berührt.

$\beta\lambda$. **Histoire de France** depuis les Origines jusqu'à la Révolution etc. Par Ernest Lavisse. T. I. et II. Paris, Hachette. 1903.

In dem großen Geschichtswerk, für das Lavisse die bewährtesten Mitarbeiter ausgesucht hat, liefert Professor Vidal de la Blache den ersten, die Geographie Frankreichs enthaltenden Band; den zweiten Band, über das Christentum, die Barbaren, die Merowinger und Karolinger, haben die Herren Bayet, Pfister und Kleinclausz bearbeitet. Der Geograph belebt seine durch zahlreiche Karten illustrierte wissenschaft-

liche Schilderung durch anziehende, zuweilen poetisch angehauchte Ausblicke auf den historischen Zusammenhang zwischen der Bodenbildung, dem Klima, der ökonomischen Entwicklung und den charakteristischen Eigenschaften der Bewohner. Seine Darstellung, als einleitendes Vorwort zum ganzen Werk gedacht, schließt mit dem Bericht über das System der Poststraßen am Ende des 18., mit dem des Eisenbahnnetzes Ende des 19. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist seine Hervorhebung der durch alle Wandlungen aufrecht erhaltenen Bedeutung Frankreichs als Agrikulturstaat: „Bei den benachbarten Völkern von vorwiegend industrieller Zivilisation gewinnen die Bewohner ihre Subsistenzmittel mehr und mehr von außen; bei uns bleibt die heimatliche Erde die Nährmutter ihrer Kinder. Darauf beruht eine Unterscheidung in der Art der Anhänglichkeit, die sie erweckt." — Für den ersten Abschnitt des zweiten Bandes wäre Abbé Duchesne der berufenste Historiker gewesen. Er ist für die Ursprünge des Christentums in Gallien wenigstens fleißig benutzt. Deutsche Quellen treten vorwiegend hinzu. Ebenso findet Fustel de Coulanges die verdiente Anerkennung. Die verworrene Geschichte der Merowinger wird auf Wesentliches beschränkt, Kulturgeschichte, Rechtsgeschichte, religiöse Institutionen, sprachliche Entwicklung mit Vorliebe behandelt. „Karls des Großen Geschichte," sagt Kleinclausz, „hat den Historiker noch nicht gefunden." Seine Darstellung Karls ist der Glanzpunkt des Bandes, der mit den Ursprüngen des Feudalsystems schließt. Die Ausstattung des ganzen Werkes ist vortrefflich und seines Inhalts wert.

βλ. **Histoire du second Empire.** Par Pierre de la Gorse. Tome VI. Paris, Plon. 1903.

In der Provinz, fern von den Einflüssen des zugleich literarisch so anregenden und so gefährlichen Paris, entstand des Verfassers zweimal preisgekrönte, monumentaleG eschichte des zweiten Kaiserreichs. Noch ein letzter Band, und sein Werk wird abgeschlossen vor uns liegen. Es verdient die Anerkennung, die ihm geworden ist, im vollsten Maße. Wie Sorel, wie Chuquet, wie Lavisse gehört Pierre de la Gorse zu den französischen Historikern von universaler Bedeutung. Die umfassendste Quellenkenntnis, die wissenschaftliche Methode, die Gabe der Charakteristik, die lebendige Plastik der Darstellung, der korrekte, elegante, geschmeidige, immer gefällige, oft hinreißende Stil, das sind Vorzüge, die nur selten in einer schriftstellerischen Individualität vereinigt sind. Des Verfassers Unparteilichkeit hat im vorliegenden Bande eine harte Prüfung zu bestehen. Er erzählt die Vorgänge des tragischen Jahres 1870. Seite 282 bis 283, am 13. Juli abends, liest Bismarck seinen beiden Tischgenossen, Moltke und Roon, die Emser Depesche vor. Moltke ist befragt worden. Sein Schwert ist bereit. La Gorse hat das Wort: „Der Kanzler, im Besitz der entscheidenden Information, überblickt in kurzer, durchdringender Überschau den Zustand seines Landes. Preußens Machtstellung beruhte nicht auf der Sympathie, die es einflößte, sondern auf dem Vertrauen in seine Kraft. Die Bedingung seines Übergewichts war sein Stolz; es war um seinen Vorrang geschehen, wenn man sagen konnte, daß es zurückgewichen sei. Ein wahrhaft nationaler Krieg überbrückte die Kluft, die die historische Entwicklung zwischen Norden und Süden des deutschen Vaterlandes gegraben hatte. Von diesem psychologischen Gesichtspunkte aus faßte Bismarck den Entschluß, der ewig seinen Namen beschweren wird. Die Depesche Abekens lag vor ihm. Er fügte nichts Neues hinzu, er fälschte sie materiell in keiner Weise; aber durch eine dämonische Adaptierung gab er der diplomatischen Information den Anstrich eines Rufes zu den Waffen" u. s. w. Wir Deutsche fassen den Vorgang anders auf, werden aber dem französischen Autor das Recht nicht bestreiten, ihn in seiner Weise zu interpretieren. Die Rückwirkung auf Paris und den Kaiser, die Schürzung des Verhängnisses sind meisterhaft geschildert. Es wäre kleinlich, dem Verfasser einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sein Patriotismus ihn stellenweise zu heftigen Worten verleitet.

ωγ. **Meisterwerke der Malerei.** Herausgegeben von Wilhelm Bode und Fritz Knapp. Berlin, Richard Bong, Kunstverlag. O. J.

Die Netzätzung auf Zink, die durch ihre große Billigkeit eine völlige Umwälzung auf dem Gebiete der Wiedergabe von Kunstwerken hervorgerufen hat, genügt doch nur bescheidenen Ansprüchen, die eigentliche Photogravüre aber ist immer noch zu kostspielig. Nun hat der Bongsche Verlag ein mit der Zinkätzung verwandtes neues Kupferdruckverfahren übernommen, das die Vorzüge jener beiden Techniken vereinigt, und will uns damit in 24 Lieferungen 72 Meisterwerke der Malerei zu dem erstaunlich niedrigen Preise von einer Mark für das Blatt bei einer recht stattlichen Bildgröße (etwa 36 : 23 cm) vorführen. Die bisher herausgegebenen Lieferungen erwecken die günstigste Vorstellung von dem Unternehmen. Der feine, samtartige Glanz der Blätter erinnert leicht an die Werke der englischen Schabkünstler; er kommt insbesondere der köstlichen Landschaft von Hackaert, dem großen Murillo des Berliner Museums und den Frauenbildnissen von van Dyck und Reynolds zustatten. Für die Vortrefflichkeit der Auswahl und der beigegebenen Erläuterungen bürgen die Namen der Herausgeber. Vielleicht könnte man wünschen, daß noch mehr Meisterwerke aus entlegenen Galerien und Privatsammlungen herangezogen würden, als die Anzeige vorsieht. Jedenfalls kann die Veröffentlichung aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auerbach. — Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken. Von Mathias Auerbach. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. 1904.

Arametyh-Nacher. — Im Walde. Novellen. Von Rosa Arametyh-Nacher. Dresden, E. Pierson. 1904.

Bahr. — Unter sich. Ein Arme-Leut'-Stück. Von Hermann Bahr. Wien und Leipzig. Wiener Verlag. 1904.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895—1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Erster Teil. Berlin, Karl Heymanns Verlag. 1904.

Berolzheimer. — System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Von Fritz Berolzheimer. Erster Band. München, C. H. Beck. 1904.

Biernatzki. — Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. Eine Novelle. Von J. C. Biernatzki. (Deutsche Bücherei Nr. 1.) Berlin, Christliche Versandbuchhandlung.

Bilz. — Zukunftsstaat. Staatseinrichtung im Jahre 2000. Neue Weltanschauung. Jedermann wird ein glückliches und sorgenfreies Dasein gesichert. Von F. E. Bilz. Leipzig, F. E. Bilz.

Bischoff. — Die Logenarbeit und das „Reich Gottes". Betrachtungen über die religiös-sittliche Erziehungsaufgabe der Freimaurerlogen. Von Diedrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse. 1904.

Brulat. — Ein Paria. Von Paul Brulat. Autorisierte Übersetzung von Wilhelm Thal. München, Friedrich Rothbarth. O. J.

Chantepie de la Saussaye. — Manuel d'histoire des religions. Par P. D. Chantepie de la Saussaye. Traduit de l'Allemand sous la direction de Henry Hubert et Isidore Lévy. Paris, Armand Colin. 1904.

Dixon. — Weiß und Schwarz. Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1805—1900. Von Thomas Dixon. München, Friedrich Rothbarth. O. J.

Ducrocq. — Pauvre et douce Corée. Par Georges Ducrocq. Paris, Champion. 1904.

Ebeling. — Das Lied vom Leid. Skizzen. Von Ella Ebeling Dresden, E. Pierson. 1904.

Eichendorff. — Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. (Deutsche Bücherei Nr. 4.) Berlin, Christliche Versandbuchhandl.

Federn. — Jahre der Jugend. Roman. Von Karl Federn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Fester. — Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß von Denifles „Luther". Von Richard Fester. München, C. H. Beck. 1904.

Frey. — Herzenswille. Komödie in drei Akten. Von Ludwig Ferdinand Frey. Dresden, E. Pierson. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Fünfundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Vierter Teil und Anhang. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gotthelf. — Elsi, die seltsame Magd. Eine Erzählung. Von Jeremias Gotthelf. (Deutsche Bücherei Nr. 3.) Berlin, Christliche Versandbuchhandlung.

Delle Grazie. — Sämtliche Werke. Von M. E. Delle Grazie. Fünfter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Grebe. — Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen. Von Ed. Rud. Grebe. Cassel, Karl Vietor. 1904.

Grunert. — Die Pflege des Ohres und die Verhütung von Ohrerkrankungen. Von K. Grunert. Halle a. S., Karl Marhold. 1904.

Hartmann. — Theophrast von Hohenheim. Von R. Julius Hartmann. Mit einem Bildnis. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Häußler. — Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. Von Gotthold Häußler. Zweite Auflage. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. 1904.

Hauviller. — Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus von Ernst Hauviller. Colmar i. E., Walter Rovik. 1904.

Hebbel. — Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Fünft[er] Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Hoffmann. — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. — Die Bergwerke zu Falun. Erzählungen. Von E. Th. Am. Hoffmann. (Deutsche Bücherei Nr. 2.) Berlin, Christliche Versandbuchhandlung.

Horae semiticae. — No. III. Acta mythologica apostolorum in Arabic. Transcribed by Agnes Smith Lewis. — No. IV. Acta mythologica in Englisl. Translated by Agnes Smith Lewis. London, C. J. Clay and Sons. 1904.

Jooste. — Aus der zweiten Heimat. Reisen und Eindrücke eines Buren in Deutschland. Von J. P. Jooste. Berlin, Kommissionsverlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt. 1904.

Kampf, der, in der Schule. — Gedanken über die geistliche Schulaufsicht. Von einem katholischen Schulmanne. Hamm i. W. Breer & Thiemann. 1904.

Kern. — Da Waldlabua. Ernstes und Heiteres aus dem Bayerwald. Von Franz Xaver Kern. Dresden, E. Pierson. 1904.

Koch. — Die Gerechten. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Julius Koch. Bremen, Gustav Winter. 1904.

Külpe. — Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von Oswald Külpe. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Lauterer. — Erlöste Kunst. Ein Weckruf an alle Wagnerfreunde. Von Ernst Lauterer. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers. 1904.

Lipperheide. — Die Verlagsschleuderei im deutschen Buchhandel. Von Franz Lipperheide. Zweites Heft. Berlin, Franz Lipperheide. 1904.

v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. — Jahrgang 1903. Herausgegeben von v. Pelet-Narbonne. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

Mark. — Die Witib. Von Toni Mark. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1904.

Mell. — Lateinische Erzählungen. Von Max Mell. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1904.

Nau. — Die feindliche Kraft. Roman von John Antoine Nau. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Von Ellen Godwyn. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. O. J.

Oefele. — Der Aberglaube in der Krankenstube nach seinem Ursprunge betrachtet. Von Felix Freiherrn von Oefele. Halle a. S., Karl Marhold.

Petzet. — Paul Heyse als Dramatiker. Von Erich Petzet. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Riedberg. — Allerleirauh. Lustiges und Trauriges. Von Erika Riedberg. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei (Hörning und Berkenbusch). 1904.

Schlaf. — Der Kleine. Ein Berliner Roman in drei Büchern. Von Johannes Schlaf. Stuttgart, Axel Juncker. 1904.

Schmidt. — Kunstgeschichte. Von Max Schmidt. Nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und der Oper. Von Cl. Sherwood. Neudamm, J. Neumann. (Hausschatz des Wissens, Abteilung IX.)

Schoepp. — Couleur. Humoristischer Roman. Von Meta Schoepp. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler. 1904.

Schulze. — Neue Studien über Heinrich von Kleist. Von Berthold Schulze. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Simon. — L'enfance de Victor Hugo. Par Gustave Simon. Paris, Hachette et Cie. 1904.

Sympathien, die, des deutschen Volkes im ostasiatischen Kriege. — Cassel, Carl Vietor. 1904.

Ungaro di Monteiasi. — Meine politische Überzeugung. Von Ungaro di Monteiasi. Berlin, Fussinger. 1904.

Verhaeren. — Les tendresses premières. Par Émile Verhaeren. Bruxelles, Demau. 1904.

Walcker. — Betrachtungen über das moderne Militärwesen und Völkerleben. Von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1904.

Waldburg. — Erschautes und Erdachtes. Gedichte von E. Waldburg. Dresden, E. Pierson. 1904.

Weber. — Theologie und Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. Von Otto Weber. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1904.

Witkowski. — Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts, in seiner Entwicklung dargestellt. Von Georg Witkowski. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.119

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY